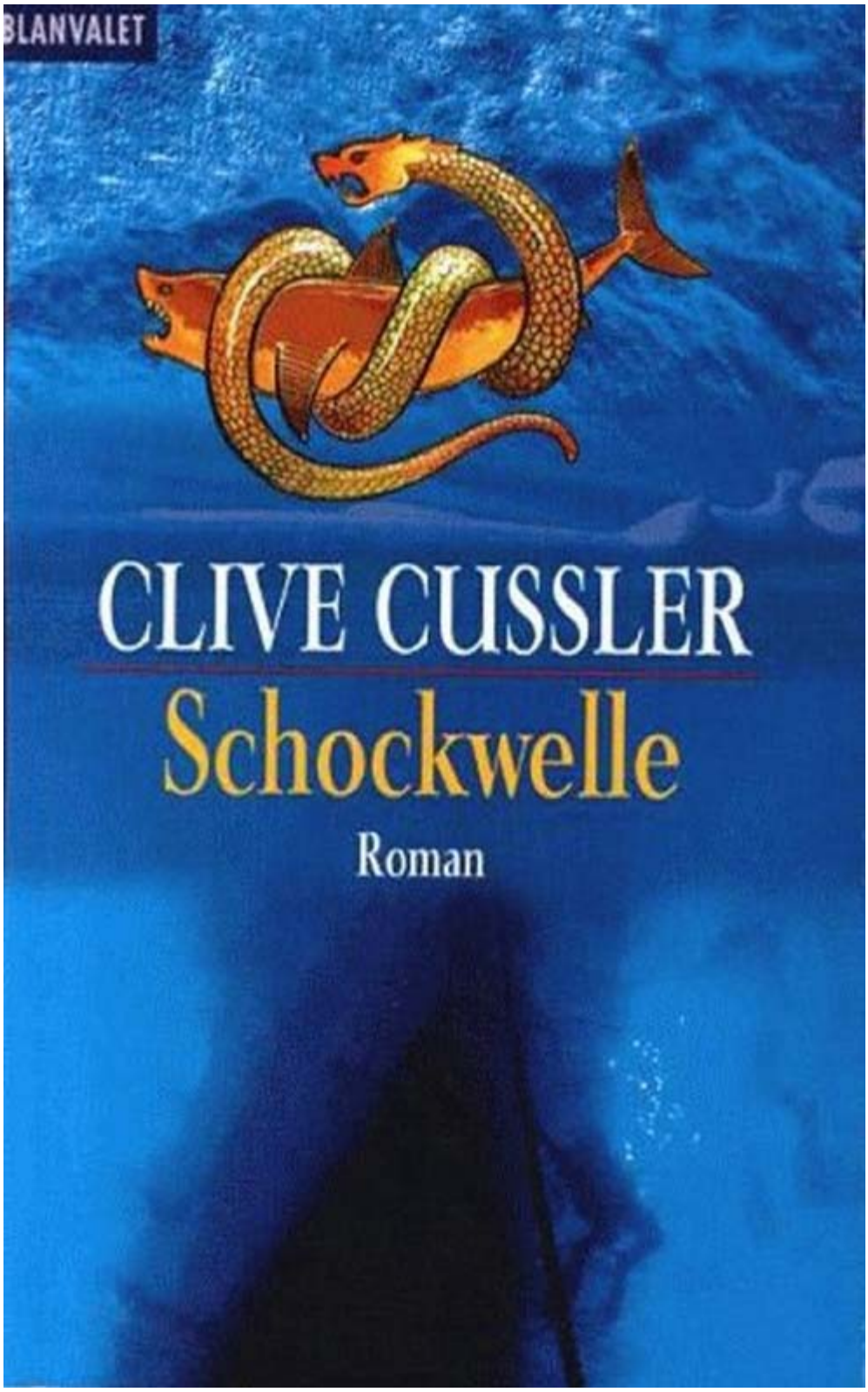

BLANVALET
CLIVE CUSSLER
Schockwelle
Roman

Auf den Weltmeeren geht die Todesangst um. Schiffe verschwinden spurlos oder treiben mitsamt ihrer toten Besatzung auf den Wellen. An den Küsten stranden ganze Kolonien verendeter Tiere. Aber davon ahnen die zwanzig Touristen nichts, die mit dem Kreuzfahrtschiff ›Polar Queen‹ auf den Spuren der Walfänger durch die Antarktis reisen. Doch bei einem Landausflug schlägt das geheimnisvolle Grauen plötzlich erneut zu.

Nur durch Zufall entdeckt Dirk Pitt während eines Erkundungsflugs die hilflosen Überlebenden, und empört muß er dann feststellen, daß die offiziellen Stellen kaum Interesse daran zeigen, den Ursachen jener seltsamen Vorfälle nachzugehen. So macht er sich schließlich auf eigene Faust an die Nachforschungen und kommt zu dem bestürzenden Ergebnis, daß in Kürze ein noch weit schlimmeres Ereignis droht. Der medienscheue Diamantenkönig Arthur Dorsett arbeitet nämlich gezielt an der Eroberung des Welthandels mit Edelsteinen. Und dafür riskiert er alles. Er arbeitet in seinen Minen mit neuartigen, überdimensionalen Schallwellen, und beim Aufeinandertreffen dieser Wellen kann es dazu kommen, daß durch einen »Urknall« aus den Meerestiefen alles Leben im Umkreis von Hunderten von Meilen vernichtet wird. Eine Katastrophe scheint unausweichlich...

Ob in der fernen Vergangenheit, in exotischen Landschaften oder in der Welt der ultramodernen Technik - Cussler mixt einen unnachahmlich fesselnden und unterhaltsamen Cocktail aus Spannung, Dramatik und Action. Serviert mit einem unwiderstehlichen Augenzwinkern!

Clive Cussler

Schockwelle

Clive Cussler

Schockwelle

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Oswald Olms

Blanvalet

Die Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel
»Shock Wave« beim Verlag Simon & Schuster, New York.

Der Autor dankt für die freundliche Abdruckgenehmigung
von Zeilen aus dem Lied »Moon River«
von Johnny Mercer und Henry Mancini.
Copyright © 1961 by Famous Music Corporation
Copyright renewed © 1989 by Famous Music Corporation

Umwelthinweis:
Dieses Buch und der Schutzumschlag wurden auf
chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die Einschrumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung) ist aus
umweltschonender und recyclingfähiger PE-Folie.

Der Blanvalet Verlag
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Berteismann

2. Auflage
© der Originalausgabe 1996 by Clive Cussler
All rights reserved.
By arrangement with Peter Lampack Agency, Inc.
551 Fifth Avenue, Suite 1613
New York, NY 10176-0187 USA
© der deutschsprachigen Ausgabe 1997 by
Blanvalet Verlag GmbH, München
Illustrationen: Errol Beauchamp
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: Grafischer Großbetrieb Pößneck
Printed in Germany
ebook by F451
ISBN 3-7645-0032-8

Mit tiefem Dank an
Dr. Nicholas Nicholas
Dr. Jeffrey Taffet
und
Robert Fleming

Das Floss der *GLADIATOR*

Die Gladiator

11. Januar 1856
Tasmansee

Im Jahr 1854 wurden im schottischen Aberdeen vier Klipper gebaut, Schnellsegler für den Überseehandel. Einer davon sollte alle anderen in den Schatten stellen. Es war die *Gladiator,* ein großes Schiff, 1256 Tonnen schwer, 60 Meter lang, 10 Meter breit, mit drei hoch aufragenden Masten, die in schnittigem Winkel gen Himmel strebten. Sie war einer der schnellsten Klipper, der je vom Stapel lief, aber wegen ihrer allzu schlanken Bauweise hatte sie bei schwerem Wetter ihre Tücken. Sie wurde als »Geisterfahrerin« gepriesen, da sie auch beim geringsten Wind noch segeln konnte. Tatsächlich geschah es nicht ein einziges Mal, daß die *Gladiator* unterwegs durch eine Flaute aufgehalten wurde.

Unglücklicherweise, und ohne daß es jemand ahnen konnte, war sie dem Untergang geweiht.

Ihre Eigner ließen sie für den Australienhandel ausrüsten, versprachen sich aber auch gute Geschäfte durch Auswanderer; daher war sie einer der wenigen Klipper, die sowohl Passagiere als auch Fracht befördern konnten. Doch wie sie bald feststellen mußten, gab es nicht viele Aussiedler, die sich die Überfahrt leisten konnten, so daß die Kabinen der ersten und zweiten Klasse zumeist leer blieben. Schließlich befand man, daß es einträglicher sei, wenn man im Auftrag der Regierung Sträflinge zum fünften Kontinent beförderte, der in den Anfangszeiten seiner Kolonisation das größte Zuchthaus der Welt war.

Die *Gladiator* wurde dem Kommando von Charles »Bully« Scaggs unterstellt, einem der größten Draufgänger unter den Klipperkapitänen. Er trug seinen Spitznamen zu Recht. Zwar ging er niemals mit der Peitsche gegen Drückeberger und ungehorsame

Besatzungsmitglieder vor, doch rücksichtslos trieb er Schiff und Mannschaft zu immer neuen Rekordfahrten zwischen England und Australien an. Sein Ungestüm zahlte sich aus. Auf ihrer dritten Heimfahrt stellte die *Gladiator* mit dreiundsechzig Tagen einen Rekord auf, der für Segelschiffe nach wie vor Bestand hat.

Scaggs war gegen die bekanntesten Kapitäne und Klipper seiner Zeit angetreten, darunter John Kendricks mit der schnellen *Hercules* und Wilson Asher mit der berühmten *Jupiter,* und er hatte nie verloren. Konkurrierende Kapitäne, die nahezu zeitgleich mit der *Gladiator* in London ausliefen, mußten immer feststellen, daß sie längst am Kai vertäut lag, wenn sie im Hafen von Sydney eintrafen.

Für die Sträflinge, die den Transport unter alptraumhaften Bedingungen und entsetzlichen Qualen durchstehen mußten, waren diese schnellen Überfahrten ein Gottesgeschenk. Viele der langsameren Handelsschiffe brauchten bis zu dreieinhalb Monate für die Fahrt.

Die Sträflinge waren unter Deck eingesperrt und wurden wie eine Ladung Vieh behandelt. Teils handelte es sich um abgefeimte Verbrecher, teils um Umstürzler und Aufrührer, doch allzu viele waren lediglich arme Schlucker, die man verhaftet hatte, weil sie einige Kleidungsstücke oder ein paar Brocken Brot gestohlen hatten. Die Vergehen, für die die Männer seinerzeit in die überseeischen Kolonien verbannt wurden, reichten vom Mord bis zum Taschendiebstahl. Die Frauen, durch ein starkes Schott von den Männern getrennt, waren zumeist wegen kleiner Eigentumsdelikte oder wegen Ladendiebstahls verurteilt worden. Für beide Geschlechter war die Überfahrt gleichermaßen unangenehm. Ein hartes Lager auf schmalen Holzkojen, erbärmliche sanitäre Verhältnisse und eine nährwertarme Kost waren das Los, das sie auf der monatelangen Reise erwartete. Die einzigen Vergünstigungen waren der Zucker, der Essig und der Zitronensaft, den man ihnen zum Schutz vor Skorbut zuteilte, dazu abends ein Schoppen Portwein, um ihnen moralischen Auftrieb zu geben. Sie wurden von einer kleinen, zehn Mann starken Abteilung des New South Wales Infanterieregiments unter dem Kommando von Leutnant Silas Sheppard bewacht.

Eine Belüftung war so gut wie nicht vorhanden; lediglich durch die massiven, stets mit schweren Riegeln verschlossenen Lukengitter drang gelegentlich etwas Frischluft ein. Sobald man in die Tropen kam, wurde es tagsüber erstickend heiß unter Deck. Noch mehr aber litten die Sträflinge bei schlechtem Wetter, Nässe und Kälte, wenn sie, in nahezu völliger Dunkelheit, hilflos von den Brechern, die an den Schiffsrumpf klatschten, herumgeschleudert wurden.

Auf jedem Sträflingsschiff mußte laut Vorschrift ein Bordarzt mitfahren; so auch auf der *Gladiator*. Stabsarzt Otis Gorman achtete auf das Allgemeinbefinden der Häftlinge und sorgte dafür, daß sie, soweit das Wetter es zuließ, gelegentlich und in kleinen Gruppen an Deck kamen, frische Luft schnappen und sich etwas bewegen konnten. Für die Schiffsärzte wurde es im Lauf der Zeit eine Frage der Ehre, bei der Ankunft in Sydney darauf verweisen zu können, daß sie keinen Sträfling verloren hatten. Gorman war ein barmherziger Mann, der sich um seine Schutzbefohlenen kümmerte. Wenn notwendig, ließ er sie zur Ader, stach Abszesse auf, beriet und behandelte sie, wenn sie verletzt waren, Blasen hatten oder unter Durchfall litten, achtete überdies darauf, daß die Seewasserabtritte mit Klärkalk ausgestreut, die Kleidung gewaschen und die Urinzuber gründlich gescheuert wurden. Nur selten kam es vor, daß er kein Dankesschreiben von den Sträflingen erhielt, wenn sie an Land marschierten.

Bully Scaggs schenkte den Unglücklichen, die unter Deck eingesperrt waren, so gut wie keine Beachtung. Ihm ging es nur darum, so schnell wie möglich ans Ziel zu kommen. Sein Ungestüm und die eiserne Disziplin, die er dabei wahrte, zahlten sich aus. Die sagenhaften Rekorde, die er zu Zeiten der großen Hochseeklipper aufstellte, trugen ihm stattliche Prämien von seiten zufriedener Reeder ein und bescherten ihm und seinem Schiff ewigen Ruhm in den Annalen der christlichen Seefahrt.

Diesmal hatte er einen neuen Rekord vor Augen. Nach dem Auslaufen in London trieb er sein mit allerlei Handelsgütern für Sydney sowie mit hundertzweiundneunzig Sträflingen, darunter vierundzwanzig Frauen, beladenes Schiff und seine Besatzung

zweiundfünfzig Tage lang bis an die äußersten Grenzen ihrer Belastbarkeit und ließ selbst bei Starkwind selten die Segel einholen. Seine Beharrlichkeit wurde belohnt. Einmal legte die *Gladiator* in vierundzwanzig Stunden schier unglaubliche dreihundertzweiundneunzig Seemeilen zurück.

Und dann verließ Scaggs das Glück. Achteraus am Horizont dräute das Verhängnis.

Einen Tag nachdem die Gladiator die Baßstraße zwischen Tasmanien und der Südspitze Australiens durchfahren hatte, zogen düster-schwarze Wolken am Abendhimmel auf und verdeckten die Sterne, währen die See zusehends rauher wurde. Ohne daß Scaggs etwas davon ahnte, braute sich jenseits der Tasmansee ein Taifun zusammen und raste auf das Schiff zu. Den Urgewalten des Pazifischen Ozeans aber waren die schnellen, schnittigen Klipper erbarmungslos ausgesetzt.

Der nahende Sturm war, wie sich später erweisen sollte, der mörderischste und verheerendste Taifun, der die Südsee seit Menschengedenken heimgesucht hatte. Von Stunde zu Stunde wurde der Wind heftiger. Riesige Wellenberge türmten sich auf und rollten aus der Dunkelheit über die *Gladiator*. Viel zu spät gab Scaggs den Befehl zum Segelreffen. Ein heftiger Windstoß fuhr in die Takelage, riß die Segel in Fetzen, knickte die Masten um und schmetterte sie samt Wanten und Rahen aufs Oberdeck. Im nächsten Moment schwappten weitere Wellen heran und spülten das Gewirr aus geborstenem Holz und gerissenem Gut über Bord, als wollten sie das Chaos aufräumen. Eine zehn Meter hohe Woge brach über das Heck herein, zerschmetterte die Kapitänskajüte und schlug das Ruder los. Die Sturzsee rollte längsseits über das Schiff hinweg und riß sämtliche Boote sowie Steuer, Deckshaus und Kombüse mit sich. Die Luken wurden eingedrückt, und ungehindert ergossen sich die Wassermassen in den Laderaum.

Diese eine gewaltige Woge hatte den stolzen Klipper von einem Moment zum anderen in ein hilflos treibendes Wrack verwandelt. Ihrer Segel und Ruder beraubt, wurde die *Gladiator* von den Sturzseen herumgeschleudert wie ein Stück Holz. Die unglückliche Besatzung und die Sträflinge, die dem Toben des Sturmes machtlos

ausgeliefert waren und sich dem sicheren Tod geweiht wähnten, konnten lediglich abwarten, bis das Schiff endgültig in den Tiefen des Meeres versank.

Als die *Gladiator* zwei Wochen überfällig war, schickte man Schiffe aus, die die bekannten Klipperrouten durch die Baß-Straße und die Tasmansee absuchen sollten. Doch sie stießen weder auf Überlebende noch auf Treibgut. Die Eigner schrieben sie ab, die Versicherungsträger kamen für den Schaden auf, die Angehörigen der Besatzungsmitglieder und der Sträflinge trauerten um die Dahingeschiedenen, und das Schiff geriet im Laufe der Zeit allmählich in Vergessenheit.

Manche Schiffe galten von vornherein als schwimmende Särge oder Seelenverkäufer, doch nicht die *Gladiator.* Die anderen Klipperkapitäne vertraten den Standpunkt, das anmutige Schiff sei sowohl ein Opfer seiner hervorragenden Segeleigenschaften wie auch seines ehrgeizigen Kapitäns geworden. Zwei Männer, die einst auf der *Gladiator* gefahren waren, meinten, ein jäher Windstoß von achtern in Verbindung mit einer Sturzsee über das Heck könnten das Schiff unter Wasser gedrückt und seinen Untergang besiegelt haben.

Wie üblich wurde der Verlust der *Gladiator* im Underwriting Room bei Lloyd's in London, der berühmtesten Schiffahrtsversicherungsgesellschaft der Welt, per Eintrag ins Logbuch vermerkt - zwischen einem gesunkenen amerikanischen Dampfschlepper und einem auf Grund gelaufenen norwegischen Fischerboot.

Fast drei Jahre sollten vergehen, bis das Rätsel um das Verschwinden der *Gladiator* gelöst wurde.

Wie durch ein Wunder, und ohne daß die Welt etwas davon wußte, schwamm die *Gladiator* noch, nachdem der furchtbare Taifun gen Westen abgezogen war. Doch der einstmals elegante Klipper war schwer angeschlagen. Zwischen den geborstenen Planken drang beängstigend viel Wasser ein. Mittags stand es bereits knapp zwei Meter hoch im Laderaum, und vergebens kämpfte man an den Pumpen dagegen an.

Kapitän Bully Scaggs indes verzagte nicht. Sein schierer Starrsinn, davon war die Besatzung überzeugt, bewahrte die *Gladiator* vor dem Untergang. Streng und sachlich wie eh und je erteilte er seine Befehle. Er schickte die Sträflinge, die das Toben der Elemente halbwegs heil überstanden hatten, an die Pumpen, damit sich die Besatzung um das Abdichten der Lecks kümmern konnte.

Den übrigen Tag und die ganze Nacht lang entledigte man sich allen unnötigen Ballasts. Man warf einen Großteil der Fracht über Bord, dazu sämtliche Werkzeuge und Geräte, die man für entbehrlich erachtete. Es nutzte nichts. Man verlor viel Zeit und erreichte wenig. Am folgenden Morgen stand das Wasser wieder einen Meter höher.

Im Laufe des Nachmittags fügte sich Scaggs in sein Schicksal. Nichts konnte die *Gladiator* noch retten. Und da sämtliche Boote fortgerissen worden waren, blieb ihm nur eine letzte, verzweifelte Möglichkeit, die ihm anvertrauten Menschen an Bord zu retten. Er befahl Leutnant Sheppard, die Sträflinge freizulassen und sie unter den wachsamen Blicken seiner bewaffneten Soldaten an Deck antreten zu lassen. Nur die Bedienungsmannschaften der Pumpen und die Besatzungsmitglieder, die fieberhaft die Lecks abzudichten versuchten, widmeten sich weiter ihrer Arbeit.

Bully Scaggs war auch ohne Peitsche und Pistole unumschränkter Herr über sein Schiff. Er war ein Hüne von einem Mann mit einer Statur wie ein Steinmetz – ein Meter achtundachtzig groß, grüngraue Augen, ein von See und Sonne gegerbtes Gesicht, dazu pechschwarzes, wallendes Haar und ein prachtvoller Bart, den er bei besonderen Anlässen flocht. Er sprach mit tiefer, dröhnender Stimme, wodurch sein Auftreten um so achtungsgebietender wirkte. Mit neununddreißig Jahren war er im besten Mannesalter, und er war mit allen Wassern gewaschen.

Er war entsetzt, als er den Blick über die Sträflinge schweifen ließ und die zahlreichen Verletzungen sah, die Abschürfungen, Verstauchungen und die vielen blutgetränkten Kopfverbände. Einen erbärmlicheren Haufen hatte er noch nie gesehen. Angst und Bestürzung sprachen aus ihren Mienen. Sie waren eher kleinwüchsig, zweifellos eine Folge lebenslanger Mangelernährung. Ihre Gesich-

ter waren fahl und ausgemergelt. Sie waren verbittert, der Bodensatz der britischen Gesellschaft, auf ewig aus ihrer Heimat verbannt und ohne Hoffnung auf ein erfülltes Leben.

Als die armen Teufel die schrecklichen Verwüstungen an Deck sahen, die abgebrochenen Masten, das zerschmetterte Schanzkleid, und als sie bemerkten, daß sämtliche Boote weg waren, packte sie die schiere Verzweiflung. Die Frauen stießen schrille Schreckensschreie aus – alle bis auf eine, wie Scaggs feststellte, die unter den anderen hervorstach.

Sein Blick verweilte kurz auf dem weiblichen Sträfling. Sie war fast so groß wie die meisten Männer. Die Beine, die sich unter dem Rock abzeichneten, waren lang und anmutig. Über der schmalen Taille wölbte sich ein wohlgeformter Busen, der oben aus der Bluse quoll. Ihre Kleidung wirkte sauber und ordentlich, und das hüftlange, blonde Haar glänzte wie frisch gebürstet – ganz im Gegensatz zu den anderen Frauen, deren Haare strähnig und ungepflegt herunterhingen. Gelassen stand sie da, kaschierte mit trotziger Miene ihre Angst und musterte Scaggs. Ihre Augen waren so blau wie ein Bergsee.

Scaggs nahm sie zum erstenmal wahr, und er fragte sich, wieso er nicht aufmerksamer gewesen war. Dann widmete er sich wieder dem Wesentlichen und wandte sich an die Sträflinge.

»Unsere Lage ist nicht gerade aussichtsreich«, fing er an. »Ich muß euch in aller Offenheit mitteilen, daß das Schiff dem Untergang geweiht ist, und da uns die See sämtliche Boote geraubt hat, können wir es nicht verlassen.«

Seine Worte wurden unterschiedlich aufgenommen. Leutnant Sheppards Soldaten standen still und regungslos da, während viele Sträflinge ein jämmerliches Weinen und Wehklagen anstimmten. Etliche fielen auf die Knie, da sie meinten, das Schiff werde jeden Augenblick auseinanderbrechen, und flehten die himmlischen Heerscharen um Rettung an.

Ohne ihren kläglichen Schreien Gehör zu schenken, fuhr Scaggs mit seiner Ansprache fort. »So mir ein gnädiger Gott beisteht, will ich versuchen, jede Seele auf diesem Schiff zu retten. Ich gedenke ein Floß zu bauen, das so groß ist, daß es uns alle trägt, bis wir von

einem vorbeikommenden Schiff gerettet oder an der australischen Küste an Land gespült werden. Wir werden so viel Nahrung und Trinkwasservorräte an Bord nehmen, daß wir damit zwanzig Tage überdauern können.«

»Wenn Ihr die Frage gestattet, Kapitän, aber wie lange wird es Eurer Schätzung nach dauern, bis man uns findet?«

Die Frage wurde von einem hünenhaften Mann mit verächtlicher Miene gestellt, der die anderen um einen ganzen Kopf überragte. Er war im Gegensatz zu seinen Gefährten vornehm gekleidet und sorgfältig frisiert.

Ehe er antwortete, wandte sich Scaggs an Leutnant Sheppard. »Wer ist der Stutzer?«

Sheppard beugte sich zum Kapitän. »Ein gewisser Jess Dorsett.«

Scaggs zog die Augenbrauen hoch. »Jess Dorsett, der Wegelagerer?«

Der Leutnant nickte. »Der nämliche. Hat bestimmt ein Vermögen verdient, eh ihn die Mannen der Königin gefaßt haben. Der einzige von diesem ganzen Gesindel, der lesen und schreiben kann.«

Scaggs wurde augenblicklich klar, daß sich der Wegelagerer als wertvoll erweisen könnte, falls die Lage auf dem Floß bedrohlich werden sollte. Immerhin konnte es jederzeit zu einer Meuterei kommen. »Ich kann Euch nur die Aussicht auf Überleben bieten, Mr. Dorsett. Darüber hinaus verspreche ich nichts.«

»Und was erwartet Ihr von mir und meinen verderbten Freunden hier?«

»Ich erwarte, daß jeder Mann, der dazu fähig ist, beim Bau des Floßes anpackt. Ein jeder, der sich drückt oder verweigert, wird auf dem Schiff zurückgelassen.«

»Habt ihr gehört, Jungs?« rief Dorsett den Sträflingen zu. »Arbeit oder Tod.« Er wandte sich wieder an Scaggs. »Keiner von uns ist Seemann. Ihr werdet uns jeden Handgriff erklären müssen!«

Scaggs deutete auf den Ersten Offizier. »Ich habe Mr. Ramsey beauftragt, die entsprechenden Pläne für den Bau des Floßes anzufertigen. Aus den Reihen der Besatzung, soweit sie nicht an den

Pumpen oder zum Kalfatern benötigt wird, wird ein Arbeitstrupp aufgestellt, der euch genaue Anweisungen erteilt.«

Inmitten der anderen Sträflinge wirkte Jess Dorsett mit seinen einsdreiundneunzig wie ein Riese. Breite, kräftige Schultern unter einer vornehmen Samtjacke. Lange, kupferrote Haare, die offen über den Kragen hingen. Er hatte eine große Nase, hohe Wangenknochen und ein energisches Kinn. Trotz zweier entbehrungsreicher Monate, die er im Bauch des Schiffes hatte zubringen müssen, sah er aus, als käme er geradewegs aus einem Londoner Salon stolziert.

Bevor sie einander den Rücken zukehrten, wechselten Dorsett und Scaggs einen kurzen Blick. Ramsey, der Erste Offizier, spürte die Spannung zwischen beiden Männern. Der Tiger und der Löwe, dachte er versonnen. Er fragte sich, wer am Ende ihres Leidensweges die Oberhand behalten mochte.

Glücklicherweise beruhigte sich die See wieder, denn das Floß mußte im Wasser zusammengezimmert werden. Sie fingen damit an, die Baustoffe über Bord zu werfen. Das eigentliche Grundgerüst bildeten die Überreste der Masten, die man mit starken Tauen miteinander verzurrte. Die Weinfässer und die für die Tavernen und Lebensmittelgeschäfte von Sydney bestimmten Mehltonnen wurden geleert und als Schwimmkörper zwischen den Hölzern vertäut. Obenauf nagelte man dicke Planken, so daß eine Art Deck entstand, das man dann mit einer hüfthohen Reling umgab. Zwei ersatzweise mitgeführte Bramstengen wurden längsschiffs aufgestellt und mit Segeln, Wanten und Stagen versehen. Mit seinen fünfundzwanzig Metern Länge und rund zwölf Metern Breite wirkte das Floß zunächst zwar groß, doch nachdem die Verpflegung verladen war, bot es mit Mühe und Not Platz für die hundertzweiundneunzig Sträflinge, die elf Soldaten und die achtundzwanzigköpfige Besatzung des Schiffes, alles in allem zweihunderteinunddreißig Menschen, darunter auch Bully Scaggs. Am Heck brachte man ein Behelfsruder an, das durch eine Pinne hinter dem Achtermast betätigt wurde.

Holzfässer mit Wasser, Zitronensaft, gepökeltem Rind- und

Schweinefleisch sowie Käse und etliche Töpfe mit Reis und Erbsen, die zuvor in der Schiffkombüse gekocht worden waren, wurden unter einer an den Masten befestigten Persenning verstaut, die rund zwei Drittel des Floßes überspannte und Schutz vor der sengenden Sonne bieten sollte.

Als sie ablegten, war der Himmel klar und die See so ruhig wie ein Fischteich. Die Soldaten mitsamt ihren Säbeln und Musketen wurden zuerst ausgebootet. Danach kamen die Sträflinge, die frohgemut das sinkende Schiff verließen, das mittlerweile stark buglastig war. Die Schiffsleiter konnte nicht alle tragen, daher ließen sich viele an Seilen ab oder sprangen ins Wasser, wo sie von den Soldaten geborgen wurden. Die Schwerverletzten wurden angeseilt und hinuntergelassen. Zu aller Überraschung verlief die Evakuierung ohne Zwischenfälle. Binnen zwei Stunden befanden sich alle an dem Platz, den Scaggs ihnen zugewiesen hatte.

Danach kam die Besatzung. Kapitän Scaggs verließ als letzter das sinkende Schiff. Er warf dem Ersten Offizier Ramsey eine Kiste zu, in der sich das Logbuch, ein Chronometer, ein Kompaß und ein Sextant befanden. Zuvor hatte Scaggs noch die Position des Schiffes bestimmt, doch er erzählte niemandem, nicht einmal Ramsey, daß die *Gladiator* durch den Sturm fernab der üblichen Schiffahrtsrouten getrieben worden war. Sie befanden sich in einem gottverlassenen Gebiet mitten in der Tasmansee, dreihundert Seemeilen von der australischen Küste entfernt. Und was noch schlimmer war: Die Strömung trug sie immer weiter hinaus ins Nirgendwo, wo keinerlei Schiffe mehr verkehrten. Er zog seine Karten zu Rate und stellte fest, daß ihnen nur eine Hoffnung blieb. Sie mußten die Strömung und die widrigen Winde nutzen und gen Osten, auf Neuseeland, zuhalten.

Kurz nachdem alle an Bord des Floßes waren, stellten die Passagiere bestürzt fest, daß sich aus Platzmangel immer nur vierzig Personen auf einmal hinlegen konnten. Den Seeleuten wiederum war klar, daß sie in großer Gefahr schwebten. Das Deck des Floßes lag knapp zehn Zentimeter über dem Wasserspiegel. Bei rauher See würden das Floß und seine unglücklichen Insassen überflutet werden.

Scaggs hängte den Kompaß vor der Ruderpinne an den Mast. »Laßt Segel setzen, Mr. Ramsey. Kurs ein Grad, fünfzehn Minuten Ost-Südost.«

»Aye, Käpt'n. Demnach geht's also nicht nach Australien?«

»Wir können allenfalls hoffen, daß wir die Westküste von Neuseeland erreichen.«

»Wie weit ist das Eurer Meinung nach?«

»Sechshundert Seemeilen«, erwiderte Scaggs, als erwartete sie gleich hinter dem Horizont ein sonnenbeschienener Strand.

Stirnrunzelnd sah sich Ramsey auf dem übervölkerten Floß um. Sein Blick fiel auf eine Gruppe von Sträflingen, die leise miteinander tuschelten. »Ich glaube nicht, daß von uns gottesfürchtigen Männern auch nur einer gerettet wird«, sagte er schließlich mit ahnungsvollem Unterton. »Nicht bei diesem Gesindel, von dem wir umgeben sind.«

Fünf Tage lang blieb die See ruhig. Die Menschen auf dem Floß gewöhnten sich allmählich an die eiserne Disziplin und an die kargen Rationen, die ihnen zugeteilt wurden. Am meisten machte ihnen die erbarmungslos herabbrennende Sonne zu schaffen. Viele wollten sich zur Abkühlung am liebsten ins Wasser stürzen, doch schon umkreisten die ersten Haie das Floß. Die Seeleute kippten eimerweise Seewasser über die als Sonnensegel dienende Persenning, doch dadurch wurde die Luft darunter nur noch stickiger.

Allmählich schlug die Stimmung auf dem Floß um. Aus dem anfänglichen Trübsinn erwuchs Arglist. Die Männer, die zwei Monate lang in dem dunklen Laderaum der *Gladiator* eingeschlossen gewesen waren, begehrten nun, da das schützende Schiff verloren war und sie sich inmitten dieser Wasserwüste wiederfanden, auf. Scaggs bemerkte sehr wohl, daß die Sträflinge miteinander tuschelten und die Wachen mit wilden Blicken bedachten. Er befahl Leutnant Sheppard, daß seine Männer laden und sich allzeit bereit halten sollten.

Jess Dorsett musterte die große Frau mit dem goldblonden Haar, die allein neben dem Fockmast saß. Sie strahlte Ruhe und Gelassenheit aus, aber auch eine gewisse Härte, so als blickte sie über all das Leid hinweg und erwarte sich gar nichts. Ihre Leidensgenossin-

nen schien sie kaum wahrzunehmen, ließ sich selten auf ein Gespräch ein, war eher still und zurückhaltend. Kurzum, sie war, wie Dorsett befand, eine Frau nach seinem Geschmack.

Er schob sich durch die dichtgedrängten Leiber, bis ihm ein Soldat Einhalt gebot und ihn mit seiner Muskete zurückwinkte. Dorsett war ein geduldiger Mensch; er wartete einfach, bis der Posten abgelöst wurde. Der neue Mann musterte die Frauen mit begehrlichen Blicken, worauf sie ihn binnen kürzester Zeit mit Hohn und Spott übergössen. Dorsett nutzte die Gelegenheit und schlich sich näher zu der unsichtbaren Markierung hin, die Männlein und Weiblein voneinander trennte. Die blonde Frau nahm ihn nicht wahr. Ihre blauen Augen waren weit in die Ferne gerichtet.

»Haltet Ihr Ausschau nach England?« fragte er lächelnd.

Sie wandte sich um und musterte ihn, als müsse sie erst überlegen, ob er einer Antwort würdig sei. »Cornwall. Ein kleines Dorf.«

»Hat man Euch dort festgenommen?«

»Nein, das war in Falmouth.«

»Weil Ihr einen Anschlag auf Königin Victoria unternommen habt?«

Ihre Augen blitzten auf, und sie lachte. »Weil ich eine Zudecke geklaut habe.«

»Vermutlich habt Ihr gefroren.«

Sie wurde mit einemmal ernst. »Sie war für meinen Vater. Er hatte die Lungenkrankheit und lag im Sterben.«

»Das tut mir leid.«

»Ihr seid der Wegelagerer.«

»Ich war es, bis mein Pferd sich das Bein brach und die Häscher der Königin mich einholten.«

»Und Ihr heißt Jess Dorsett.« Er freute sich, daß sie wußte, wer er war, und fragte sich, ob sie sich nach ihm erkundigt hatte. »Und Ihr seid... ?«

»Betsy Fletcher«, versetzte sie unumwunden.

»Betsy«, sagte Dorsett mit großer Geste, »betrachtet mich fortan als Euren Beschützer.«

»Ich brauch' keinen Wegelagerer«, versetzte sie. »Ich kann mich selber wehren.«

Er deutete auf das versammelte Lumpenpack, das sich auf dem Floß drängte. »Vielleicht könntet Ihr ein Paar starke Hände gebrauchen, bis wir wieder festen Boden unter den Füßen haben.«

»Wieso sollte ich mich einem Mann anvertrauen, der sich noch nie im Leben die Finger schmutzig gemacht hat?«

Er schaute ihr in die Augen. »Ich mag zwar einige Kutschen ausgeraubt haben, aber außer unserem guten Kapitän Scaggs bin ich wohl der einzige hier, von dem Ihr sicher sein könnt, daß er es nicht auf die Frauen abgesehen hat.«

Betsy Fletcher wandte sich um und deutete auf ein paar düster dräuende Wolken, die von einem auffrischenden Wind auf sie zugetrieben wurden. »Verratet mir mal, Mr. Dorsett, wie Ihr mich davor beschützen wollt.«

»Jetzt können wir uns auf was gefaßt machen, Käpt'n«, sagte Ramsey. »Wir sollten besser die Segel einholen.«

Scaggs nickte grimmig. »Nehmt Ersatztauwerk aus dem Faß, laßt es in kurze Leinen schneiden und verteilt sie. Sagt den armen Teufeln, sie sollen sich am Floß festbinden, damit sie der Sturm nicht fortreißt.«

Immer höher wogte die See, und das Floß schlingerte und rollte, als die Wellen über die dicht zusammengedrängten Leiber hinwegspülten. Die Passagiere klammerten sich um ihr Leben an die Tampen, während die Schlaueren sich gleich an den Planken festgezurrt hatten. Der Sturm war nicht halb so stark wie der Taifun, dem die *Gladiator* zum Opfer gefallen war, aber schon nach kurzer Zeit wußte niemand mehr, wo das Floß anfing und die See aufhörte. Hoch türmten sich die Wogen auf, von deren Schaumkronen weiße Gischt wehte. Manch einer der Schiffbrüchigen versuchte aufzustehen, um den Kopf über Wasser zu halten, doch das Floß stampfte und rollte so wild, daß sie fast augenblicklich wieder aufs Deck geschleudert wurden.

Dorsett band Betsy mit ihrer beider Leinen am Mast fest. Dann schlang er die Arme um die Wanten und schirmte sie mit seinem Körper vor der Wucht der Wogen ab. Zu allem Überfluß fegte der Wind Regenschauer heran, die wie ein Steinhagel auf das Floß ein-

prasselten, während die aufgewühlte See von allen Seiten hereinbrach.

Die einzigen Laute, die das entfesselte Heulen des Sturmes übertönten, waren Scaggs' heftige Flüche und lautstarke Befehle, als er seiner Besatzung zuschrie, sie solle die aufgestapelten Vorräte mit zusätzlichen Leinen sichern. Die Seeleute mühten sich, die Kisten und Fässer festzuzurren, doch im selben Augenblick türmte sich eine gewaltige Sturzsee auf, brach über das Floß herein und drückte es tief unter Wasser. Gut eine Minute lang war jeder auf diesem erbärmlichen Floß davon überzeugt, daß sein letztes Stündlein geschlagen hatte.

Scaggs hielt die Luft an, schloß die Augen und fluchte mit geschlossenem Mund weiter. Die Wassermassen schlugen mit solcher Wucht auf ihn ein, daß er das Gefühl hatte, er werde zerquetscht. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, so schien es, ehe das Floß wieder schwerfällig aus der kochenden Gischt auftauchte, um erneut vom Wind erfaßt zu werden. Die Schiffbrüchigen, soweit sie nicht in die See gerissen worden waren, atmeten tief durch und spien das Salzwasser aus.

Der Kapitän sah sich auf dem Floß um und war entsetzt. Sämtliche Vorräte waren weggespült und auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Und was noch schrecklicher war: Die schweren Kisten und Fässer waren wie eine Lawine durch die dichtgedrängten Sträflinge gepflügt und hatten die armen Teufel, die ihnen in den Weg geraten waren, verstümmelt und über Bord gerissen. Ihre jämmerlichen Hilfeschreie verhallten ungehört, denn die tobende See verhinderte jeglichen Rettungsversuch. Die Überlebenden konnten lediglich um ihre unglücklichen Gefährten trauern.

Die ganze Nacht hindurch waren das Floß und seine ohnmächtigen Passagiere dem Sturm und den Wellen ausgesetzt, die fortwährend über sie hinwegrollten. Am Morgen darauf beruhigte sich die See, und der Wind legte sich, bis nur mehr eine leichte Brise von Süden blies. Doch nach wie vor achteten aller Augen darauf, ob sich nicht irgendwo erneut eine trügerische Sturzsee auftürmte, um unverhofft über die halbertrunkenen Überlebenden hereinzubrechen.

Als Scaggs endlich aufrecht stehen und das ganze Ausmaß des

Schadens in Augenschein nehmen konnte, stellte er erschrocken fest, daß nicht ein einziges Faß mit Lebensmitteln oder Wasser von der tobenden See verschont geblieben war. Eine weitere Katastrophe. Von den Segeln waren nur mehr ein paar Fetzen Leinwand übriggeblieben. Er gab Ramsey und Sheppard den Befehl festzustellen, wie viele Vermißte sie zu beklagen hatten. Sie kamen auf sechzehn.

Bekümmert schüttelte Sheppard den Kopf, als er die Überlebenden musterte. »Arme Bande. Die sehen aus wie ersäufte Ratten.«

»Laßt jede Leinwand, die wir noch haben, auslegen und fangt damit so viel Wasser wie möglich ein, ehe der Regen aufhört«, befahl Scaggs Ramsey.

»Wir haben keine Behältnisse mehr, in dem wir's aufbewahren können«, sagte Ramsey mit ernster Miene. »Und womit wollen wir segeln?«

»Sobald alle genug getrunken haben, flicken wir die Segel, so gut es geht, und steuern weiter Kurs Ost-Südost.«

Als sich allmählich wieder Leben auf dem Floß regte, befreite sich Dorsett aus den Wanten und packte Betsy an der Schulter. »Seid Ihr verletzt?« fragte er.

Sie schaute ihn durch die langen Haarsträhnen an, die an ihrem Gesicht klebten. »Zum königlichen Ball kann ich nicht gehen, solange ich ausseh' wie 'ne ersäufte Katze. So durchgeweicht ich auch bin, ich bin froh, daß ich noch lebe.«

»Es war eine schlimme Nacht«, versetzte er grimmig. »Und ich fürchte, es wird nicht die letzte gewesen sein.«

Noch während Dorsett ihr beistand, meldete sich die Sonne mit aller Macht zurück. Ohne die Persenning, die von Wind und Wogen weggerissen worden war, gab es keinerlei Schutz vor der glühenden Hitze. Bald darauf stellten sich quälender Hunger und Durst ein. Jeder Krümel Nahrung, den man zwischen den Planken fand, war binnen kürzester Zeit verzehrt, und auch das bißchen Regenwasser, das man mit den zerfetzten Segeln aufgefangen hatte, war rasch aufgebraucht.

Als man die zerfledderten Leinwandreste wieder setzte, mußte man feststellen, daß sich das Floß mit diesen Notsegeln kaum fortbewegte. Wenn der Wind von achtern kam, ließ sich ihr schwim-

mender Untersatz steuern. Doch jeder Versuch aufzukreuzen führte lediglich dazu, daß sich das Floß unkontrolliert drehte und quer zum Wind liegenblieb. Dieses steuerlose Dahintreiben trug noch mehr zu Scaggs' Verbitterung bei. Wenigstens hatte er seine Navigationsinstrumente retten können, die er mitten in den wildesten Sturzseen dicht an die Brust gedrückt hatte, so daß er jetzt die Position des Floßes bestimmen konnte.

»Schon näher am Land, Käpt'n?« fragte Ramsey.

»Leider nicht«, versetzte Scaggs mit ernstem Ton. »Der Sturm hat uns nach Nordwest abgetrieben. Wir sind weiter von Neuseeland entfernt als noch vor zwei Tagen.«

»Ohne Süßwasser werden wir mitten im Hochsommer auf der südlichen Erdhalbkugel nicht lange durchhalten.«

Scaggs deutete auf zwei Dreiecksflossen, die keine fünfzehn Meter vom Floß entfernt das Wasser durchschnitten. »Wenn wir nicht binnen vier Tagen ein Boot sichten, Mr. Ramsey, dann, so fürchte ich, wird es ein Festmahl für die Haie geben.«

Die Haie mußten nicht lange warten. Am zweiten Tag nach dem Sturm wurden die Leichen derer, die ihren aufgrund der tobenden See erlittenen Verletzungen erlagen, über Bord geworfen und verschwanden binnen kürzester Zeit im aufgewühlten, blutig schäumenden Wasser. Einer der Raubfische schien besonders unersättlich zu sein. Scaggs stellte fest, daß es sich um einen großen Weißen Hai handelte, die ob ihrer Freßgier meistgefürchtete Bestie des Meeres. Er schätzte, daß er sechs- bis siebeneinhalb Meter lang war.

Doch der eigentliche Schrecken stand ihnen noch bevor. Dorsett war der erste, der etwas von den Greueltaten ahnte, die sich die armen Hunde auf dem Floß gegenseitig zufügen sollten.

»Die haben irgend etwas vor«, sagte er zu Betsy. »Gefällt mir ganz und gar nicht, wie sie die Frauen anstarren.«

»Von wem redet Ihr?« preßte sie zwischen ausgetrockneten Lippen hervor. Sie hatte ihr Gesicht mit einem zerfledderten Schal geschützt, doch ihre bloßen Arme und Beine waren, soweit sie der Rock nicht bedeckte, bereits von der Sonne verbrannt und voller Blasen.

»Von der gemeinen Schmugglerbande am Heck, die von dem mörderischen Waliser angeführt wird, diesem Jake Huggins. Der schneidet Euch die Kehle durch, eh Ihr Euch verseht. Ich wette, die planen eine Meuterei.«

Mit leerem Blick betrachtete Betsy die auf dem Floß hingestreckten Leiber. »Wieso sollten die so was in ihre Hand bringen wollen?«

»Ich gedenke es herauszufinden«, sagte Dorsett und bahnte sich einen Weg zwischen den Sträflingen hindurch, die auf den feuchten Planken lagen und vor lauter Durst nicht mehr wahrnahmen, was um sie herum vorging. Er bewegte sich unbeholfen, war ärgerlich darüber, wie steif seine Gliedmaßen durch Bewegungsmangel und das stundenlange Festklammern an den Tauen geworden waren. Kaum jemand wagte es, sich den Verschwörern zu nähern, doch er drängte sich kurzerhand durch Huggins' Gefolgsleute. Sie tuschelten leise miteinander, ohne ihn zu beachten, und warfen Sheppard und seinen Soldaten wilde Blicke zu.

»Was schnüffelst du denn hier rum, Dorsett?« knurrte Huggins.

Der Schmuggler war klein und untersetzt, hatte einen mächtigen Brustkasten, langes, verfilztes sandfarbenes Haar, eine riesige, plattgedrückte Nase und einen breiten Mund voller Zahnlücken und schwarz verfärbter Stummel. Eine abscheuliche Fratze, zumal er so aussah, als hätte er das Gesicht ständig zu einem lüsternen Grinsen verzogen.

»Ich dachte, ihr könntet einen guten Mann gebrauchen, der euch dabei hilft, das Floß in eure Gewalt zu bringen.«

»Du willst wohl an der Beute teilhaben und ein bißchen länger leben, was?«

»Ich sehe keine Beute, mit der sich unser Elend verlängern ließe«, erwiderte Dorsett ungerührt.

Huggins lachte und entblößte seine fauligen Zähne. »Die Weiber, du Narr.«

»Wir sterben alle vor Durst in dieser gräßlichen Hitze, und du willst der Fleischeslust frönen?«

»Für einen berühmten Wegelagerer bist du ganz schön blöd«, versetzte Huggins gereizt. »Wir wollen die Süßen nicht aufs Kreuz

legen, wir haben uns gedacht, sie auszuweiden und ihr zartes Fleisch zu essen. Die anderen, Bully Scaggs, seine Seeleute und die Soldaten, können wir uns aufheben, bis wir richtig Hunger haben.«

Dorsett dachte zunächst, Huggins mache einen ekelhaften Scherz, doch der lauernde Blick in seinen boshaft glitzernden Augen und das grausige Grinsen verrieten nur zu deutlich, daß es ihm todernst war. Die Vorstellung war so gräßlich, daß Dorsett von Abscheu und Entsetzen erfaßt wurde. Doch da er ein vollendeter Schauspieler war, zuckte er nur gleichgültig mit den Schultern.

»Wozu die Eile? Morgen um diese Zeit könnten wir schon gerettet werden.«

»In nächster Zeit wird weder ein Schiff noch eine Insel am Horizont auftauchen.« Huggins' häßliche Fratze verzog sich zu einem widerlichen Grinsen. »Bist du dabei, Wegelagerer?«

»Ich habe nichts zu verlieren, wenn ich mit dir gemeinsame Sache mache, Jake«, sagte Dorsett mit einem verkniffenen Lächeln. »Aber die große blonde Frau gehört mir. Mit den anderen kannst du machen, was du willst.«

»Hab' schon gesehen, daß du einen Narren an ihr gefressen hast. Aber meine Jungs und ich teilen alles ehrlich untereinander auf. Ich laß dich zuerst ran. Danach ist sie für alle da.«

»Von mir aus«, sagte Dorsett trocken. »Wann wollen wir losschlagen?«

»Eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit. Auf mein Zeichen hin greifen wir die Soldaten an und schnappen uns ihre Musketen. Sobald wir bewaffnet sind, machen uns Scaggs und seine Männer keinen Ärger mehr.«

»Nachdem ich bereits einen Platz am vorderen Mast habe, kann ich mich um die Soldaten kümmern, die die Frauen bewachen.«

»Du willst wohl zuerst ans Frischfleisch ran, was?«

»Da werde ich doch schon vom Zuhören hungrig«, sagte Dorsett spöttisch.

Dorsett kehrte zu Betsy zurück, erzählte ihr aber nichts von dem gräßlichen Vorhaben der Sträflinge. Er wußte, daß Huggins und seine Männer ihn genau beobachteten und jeden Versuch, die Be-

Satzung der *Gladiator* und die Soldaten zu warnen, unterbinden würden. Die einzige Gelegenheit bot sich ihm nach Einbruch der Dunkelheit, und dann mußte er Huggins zuvorkommen, ehe dieser das Zeichen zum großen Gemetzel geben konnte. Er legte sich so nahe neben Betsy hin, wie es der Posten zuließ, und tat so, als döste er in der Nachmittagshitze vor sich hin.

Sobald sich die Dämmerung über die See senkte und die ersten Sterne am Himmel auftauchten, verließ Dorsett Betsy, robbte bis auf wenige Schritte an Ramsey heran und sprach den Ersten Offizier mit gedämpfter Stimme an.

»Ramsey, rührt Euch nicht. Laßt Euch nicht anmerken, daß Ihr jemandem zuhört.«

»Was ist los?« versetzte Ramsey gepreßt. »Was willst du?«

»Hör mir zu«, sagte Dorsett leise. »Innerhalb der nächsten Stunde wollen die Sträflinge unter Jake Huggins die Soldaten angreifen. Wenn sie alle getötet haben, werden sie die Waffen gegen Euch und Eure Männer einsetzen.«

»Warum sollte ich den Worten eines gemeinen Gauners Glauben schenken?«

»Ihr werdet alle sterben, wenn Ihr es nicht tut.«

»Ich sag' dem Käpt'n Bescheid«, entgegnete Ramsey mißmutig.

»Dann erinnert ihn daran, daß es Jess Dorsett war, der Euch gewarnt hat.«

Damit kroch Dorsett zu Betsy zurück. Er zog seinen linken Stiefel aus, schraubte Sohle und Absatz ab und holte ein kleines Messer mit einer zehn Zentimeter langen Klinge darunter hervor. Dann setzte er sich hin und wartete.

Am Horizont ging eine schmale Mondsichel auf, in deren fahlem Licht die erbarmungswürdigen Geschöpfe an Bord des Floßes wie eine grausige Geistererscheinung wirkten. Plötzlich erhoben sich einige Gestalten und drangen zu dem verbotenen Bereich in der Mitte vor.

»Schlachtet die Schweine!« schrie Huggins, worauf er losstürzte und die erste Angriffswelle auf die Soldaten anführte. Der ganze Haß der Sträflinge auf die Obrigkeit entlud sich nun, und halb von Sinnen vor Durst stürmten sie von allen Seiten zur Mitte des Floßes.

Eine Musketensalve riß Lücken in ihre Reihen, und der unerwartete Widerstand lahmte sie vorübergehend.

Ramsey hatte Dorsetts Warnung an Scaggs und Sheppard weitergegeben. Die Infanteristen warteten mit geladenen Musketen und aufgepflanzten Bajonetten neben Scaggs und seinen Männern, die sich mit den Säbeln der Soldaten, den Hämmern und Beilen des Zimmermanns und jedem halbwegs geeigneten Gegenstand bewaffnet hatten, dessen sie habhaft geworden waren.

»Laßt ihnen keine Zeit zum Laden, Jungs!« brüllte Huggins. »Auf sie!«

Wieder stürmte die wahnwitzige Meute vor, und diesmal stieß sie auf spitze Bajonette und messerscharfe Säbel. Doch nichts konnte ihren Zorn zügeln. Die Sträflinge stürzten sich auf den kalten Stahl, und manche packten die blanken Klingen gar mit bloßer Hand. Verzweifelte Männer hieben und stachen im fahlen Mondlicht inmitten der schwarzen See aufeinander ein.

Die Seeleute und Soldaten setzten sich verbissen zur Wehr. Auf dem ganzen Floß wurde auf Leben und Tod miteinander gekämpft. Immer mehr Männer gingen zu Boden, und immer öfter stolperten die Kämpfer über die Toten. Blut tränkte die Planken, so daß man sich kaum noch auf den Beinen halten, geschweige denn wieder aufstehen konnte, wenn man einmal gefallen war. Vergessen waren der Hunger und der Durst; blindlings drosch in der Dunkelheit jeder auf jeden ein. Es war ein lautloser Kampf, von den Schreien der Verwundeten und dem Stöhnen der Sterbenden einmal abgesehen.

Die Haie zogen immer engere Kreise um das Schiff, als röchen sie die Beute. Die hohe Dreiecksflosse des Scharfrichters, wie die Seeleute den großen Weißen nannten, schnitt keine anderthalb Meter neben dem Floß lautlos durch das Wasser. Keiner der Unglücklichen, die über Bord fielen, gelangte wieder auf das Floß.

Huggins, der von fünf Säbelhieben getroffen war, torkelte mit einer langen, gesplitterten Planke in der erhobenen Hand auf Dorsett zu. »Du verfluchter Verräter!« zischte er.

Dorsett beugte sich vornüber und hielt ihm das Messer entgegen. »Komm her und stirb«, sagte er ruhig.

Toll vor Wut schrie Huggins zurück: »Du bist es, Wegelagerer,

der den Haien zum Fraß fällt!« Dann senkte er den Kopf, schwang die Planke wie eine Sense und griff an.

Als Huggins sich auf ihn stürzte, ging Dorsett auf alle viere, so daß der wutschnaubende Waliser von seinem eigenen Schwung mitgerissen wurde, über ihn stolperte und der Länge nach auf dem Deck landete. Ehe er sich wieder aufrappeln konnte, war Dorsett auf seinen breiten Rücken gesprungen, hatte die Klinge umgedreht und Huggins die Kehle aufgeschlitzt.

»Du wirst heute abend kein Frauenfleisch genießen«, sagte Dorsett grimmig, als Huggins' Leib im Todeskampf erschlaffte.

Dorsett tötete in jener verhängnisvollen Nacht drei weitere Männer. Einmal griff ihn ein kleiner Trupp von Huggins' Gefolgsleuten an, die es auf die Frauen abgesehen hatten. Auf engstem Raum und Mann gegen Mann rangen und kämpften sie miteinander, um sich gegenseitig das Lebenslicht auszublasen.

Dann stieß Betsy hinzu und kämpfte Seite an Seite mit ihm, schrie wie eine Furie und krallte wie eine Tigerin nach seinen Widersachern. Dorsett hatte bislang nur eine Wunde erlitten. Sie stammte von einem Mann, der sich mit einem höllischen Schrei auf ihn gestürzt und ihn in die Schulter gebissen hatte.

Das blutige Gemetzel währte noch zwei Stunden. Scaggs und seine Seeleute, aber auch Sheppard und die Soldaten kämpften mit dem Mut der Verzweiflung, schlugen jeden Angriff zurück und setzten ihrerseits sofort zum Gegenstoß an. Ein ums andere Mal wurde der Ansturm der wahnwitzigen Meute von den immer dünner werdenden Reihen der Verteidiger abgewehrt, die verbissen ihre Stellung in der Mitte des Floßes hielten. Sheppard ging zu Boden und wurde von zwei Sträflingen erdrosselt. Ramsey steckte einen gewaltigen Hieb ein, und Scaggs erlitt zwei Rippenbrüche. Zu allem Unglück war es den Sträflingen gelungen, zwei der Frauen zu töten und im Laufe des Handgemenges über Bord zu werfen. Schließlich aber hatten die Meuterer so schreckliche Verluste erlitten, daß sie sich einer nach dem anderen an den äußersten Rand des Floßes zurückzogen.

Als der Tag dämmerte, lagen überall auf dem Floß die in gräßlichem Todeskampf verkrampften Leiber der Toten herum. Danach

begann das eigentliche Grauen. Unter den ungläubigen Blicken der überlebenden Seeleute und Soldaten fielen die Sträflinge über die Leichen ihrer Gefährten her und zerfetzten und verzehrten sie. Es war ein alptraumhafter Anblick.

Ramsey zählte die gelichteten Reihen kurz ab und stellte erschrocken fest, daß nur mehr achtundsiebzig der ursprünglich zweihunderteinunddreißig, nach dem Sturm zweihundertvier Menschen am Leben waren. Bei dem sinnlosen Gemetzel waren hundertneun Sträflinge umgekommen. Fünf von Sheppards Soldaten wurden vermißt und waren vermutlich über Bord geworfen worden; hinzu kamen zwölf tote oder vermißte Besatzungsmitglieder der *Gladiator*. Ramsey konnte kaum fassen, daß so wenige dieser gewaltigen Übermacht getrotzt hatten, doch die Sträflinge waren weder kampferprobt wie Sheppards Infanteristen noch abgehärtet vom rauhen Leben auf See wie Scaggs' Männer.

Das Floß lag nun, da es hundertsechsundzwanzig Passagiere weniger tragen mußte, merklich höher im Wasser. Denn alle Leichenteile, die die vor Hunger wahnsinnige Meute nicht verzehren mochte, wurden den lauernden Haien zugeworfen. Mühsam unterdrückte Scaggs seinen Abscheu und blickte, da er sie ohnehin nicht aufhalten konnte, einfach in die andere Richtung, als auch die Besatzungsmitglieder, vor Hungerkrämpfen schier von Sinnen, über drei Leiber herfielen und das Fleisch von den Knochen schälten.

Dorsett, Betsy und der Großteil der anderen Frauen brachten es nicht über sich, vom Fleisch der Toten zu zehren, obwohl auch sie von den ständigen Hungerqualen geschwächt waren. Am Nachmittag ging ein kurzer Regenschauer nieder und stillte ihren Durst, doch der nagende Hunger ließ nicht nach.

Ramsey kam zu ihnen und wandte sich an Dorsett. »Der Käpt'n möchte dich sprechen.«

Der Wegelagerer begleitete den Ersten Offizier zu Scaggs, der an den hinteren Masten gebettet war und sich von Dr. Gorman mit einem zerfetzten Hemd den Brustkorb verbinden ließ. Der Schiffsarzt ließ jede Leiche ausziehen, ehe sie über Bord gewälzt wurde, und benutzte die Kleidung der Toten als Verbandsmaterial. Mit angespannter, schmerzverzerrter Miene blickte Scaggs zu Dorsett auf.

»Ich wollte Euch für die rechtzeitige Warnung danken, Mr. Dorsett. Ich wage zu behaupten, daß die wenigen ehrlichen Menschen, die noch auf diesem Höllenfloß verblieben sind, ihr Leben einzig Euch verdanken.«

»Ich habe zwar ein lasterhaftes Leben geführt, Käpt'n, aber ich lasse mich nicht mit stinkendem Pöbel ein.«

»Wenn wir Neusüdwales erreichen, werde ich mich beim Gouverneur nach besten Kräften dafür einsetzen, daß man Euer Urteil mildert.«

»Mein Dank ist Euch gewiß, Käpt'n. Ich stehe Euch zu Diensten.«

Scaggs betrachtete das kleine Messer, das in Dorsetts Schärpe steckte. »Ist das Eure einzige Waffe?«

»Ja, Sir. Letzte Nacht hat sie sich wunderbar bewährt.«

»Gebt ihm einen Säbel«, sagte Scaggs zu Ramsey. »Wir sind noch nicht fertig mit dem Pack.«

»Ganz meine Meinung«, versetzte Dorsett. »Ohne Jake Huggins werden sie nicht mehr so angriffslustig sein, aber sie sind vor Durst zu sehr von Sinnen, um aufzugeben. Nach Einbruch der Dunkelheit werden sie es erneut versuchen.«

Seine Worte sollten sich als prophetisch erweisen. Außer sich vor Nahrungs- und Wassermangel, griffen die Sträflinge zwei Stunden nach Sonnenuntergang ein weiteres Mal an. Wieder stürzten sich die ausgezehrten Gestalten unter wildem Hauen und Stechen aufeinander, und wieder sanken die Leiber der in erbittertem Nahkampf niedergestreckten Sträflinge, Soldaten und Seeleute übereinander. Doch diesmal war der Ansturm weit weniger heftig als in der Nacht zuvor.

Die Sträflinge, die mittlerweile einen weiteren Tag ohne Nahrung und Wasser auf dem Floß verbracht hatten, waren nicht mehr so entschlossen, und plötzlich erlahmte ihr Widerstand und brach gänzlich zusammen, als die Verteidiger zum Gegenangriff ansetzten. Die entkräfteten Sträflinge hielten inne und torkelten dann zurück. Scaggs und seine getreuen Seeleute stießen daraufhin auf ihre Front vor, während Dorsett ihnen mit den wenigen Überlebenden aus Sheppards Abteilung in die Flanke fiel. Zwanzig Minuten später war alles vorbei.

Fünfzig Menschen starben in dieser Nacht. Als der Tag dämmerte, waren nur noch fünfundzwanzig Männer und drei Frauen am Leben: sechzehn Sträflinge, darunter Dorsett, Betsy und zwei weitere Frauen, zwei Soldaten und zehn Besatzungsmitglieder der *Gladiator,* unter anderem Kapitän Scaggs. Ramsey, der Erste Offizier, war unter den Toten. Der Schiffsarzt Gorman war tödlich verwundet und starb im Laufe des Nachmittags. Dorsett hatte eine klaffende Fleischwunde am rechten Oberschenkel erlitten, und Scaggs hatte sich neben den Rippen auch noch das Schlüsselbein gebrochen. Betsy hingegen war wie durch ein Wunder mit ein paar Prellungen und Abschürfungen davongekommen.

Die Meuterer allerdings waren geschlagen. Kein einziger war unverletzt geblieben, und sie hatten gräßliche Wunden erlitten. Die Schlacht um das Floß der *Gladiator* war geschlagen.

Am zehnten Tag ihrer gräßlichen Irrfahrt waren sechs weitere Leidensgenossen tot. Zwei junge Burschen, ein Schiffsjunge, höchstens zwölf Jahre alt, und ein sechzehnjähriger Soldat, hatten sich über Bord gestürzt und den Freitod im Meer gewählt. Die vier anderen waren Sträflinge, die ihren Verletzungen erlagen. Teilnahmslos sahen die Überlebenden zu, wie ihre Reihen schrumpften. Es war wie ein Fiebertraum, der mit jedem weiteren sengenden Sonnentag wiederkehrte.

Am zwölften Tag waren sie nur noch achtzehn. Sie waren in Lumpen gehüllt, mit schwärenden Wunden übersät, die Gesichter sonnenverbrannt, die Haut von den ewig schwankenden Planken zerschürft und vom Salzwasser angegriffen. Mit leerem Blick stierten sie über die Wasserwüste, und manch einer hatte bereits Wahnvorstellungen. Zwei Seeleute schworen, sie hätten die *Gladiator* gesehen, sprangen vom Floß und schwammen auf das vermeintliche Schiff zu, bis sie untergingen oder von dem stets gegenwärtigen Scharfrichter und seinen gefräßigen Gefährten angefallen wurden.

Die Überlebenden gaben sich Wachträumen hin. Sie bildeten sich ein, sie säßen an einer reich gedeckten Tafel, bummelten durch die belebten Straßen einer Großstadt oder wähnten sich zu Hause, wo sie seit ihrer Kindheit nicht mehr gewesen waren. Scaggs träumte,

er säße mit seiner Frau und den beiden Kindern am offenen Kamin in seinem Cottage und blickte auf den Hafen von Aberdeen.

Plötzlich starrte er Dorsett mit seltsamem Blick an und sagte: »Wir haben nichts zu befürchten. Ich habe der Admiralität Nachricht gegeben. Man wird ein Schiff zu unserer Rettung losschicken.«

Betsy, die nicht minder benommen war wie der Kapitän, fragte ihn: »Welche Taube habt Ihr denn genommen? Die schwarze oder die graue?«

Dorsett hingegen verzog grinsend die verdorrten und aufgeplatzten Lippen. Er war wie durch ein Wunder bei Verstand geblieben und hatte den wenigen Seeleuten, die sich noch rühren konnten, beim Ausbessern des angeschlagenen Floßes geholfen. Außerdem hatte er ein paar Fetzen Leinwand zusammengerafft und ein kleines Sonnensegel über Scaggs aufgebaut. Betsy kümmerte sich unterdessen fürsorglich um die Wunden des Kapitäns. In diesen endlosen Stunden schlössen der Wegelagerer, die Diebin und der Schiffskapitän Freundschaft miteinander.

Da seine Navigationsinstrumente im Eifer des Gefechts über Bord gegangen waren, konnte Scaggs ihre Position nicht mehr bestimmen. Er befahl seinen Männern, mit Zwirn und zu Haken gebogenen Nägeln auf Fischfang zu gehen. Menschenfleisch diente als Köder. Die kleineren Fische bissen nicht an, und auch die Haie ließen sich nicht verlocken.

Dorsett schlang ein Tau um den Griff eines Säbels und stieß ihn in den Rücken eines Hais, der dicht am Floß vorbeischwamm. Da er wußte, daß er dem Schrecken der Meere kräftemäßig nicht mehr gewachsen war, schlang er das andere Ende des Taus um den Mast und wartete den Todeskampf des Hais ab, um ihn danach an Bord zu ziehen. Er holte lediglich die blanke, abgeknickte Säbelklinge ein. Zwei Seeleute befestigten die Bajonette der Soldaten an langen Stangen und stachen mit den so entstandenen Speeren auf die Haie ein, doch die zogen ungerührt ihre Kreise.

Sie hatten den Fischfang bereits aufgegeben, als spätnachmittags ein großer Schwärm Meeräschen unter dem Floß hindurchschwamm. Die zwischen einem halben und knapp einem Meter lan-

gen Fische ließen sich viel leichter harpunieren und an Bord werfen als die Haie. Noch ehe der Schwärm vorübergezogen war, zappelten sieben stromlinienförmige Leiber mit gegabelter Schwanzflosse auf den mit Meerwasser vollgesogenen Planken.

»Gott hat uns nicht verlassen«, murmelte Scaggs, während er die silbernen Fischleiber musterte. »Meeräschen sind für gewöhnlich im flachen Wasser heimisch. Ich habe sie noch nie auf hoher See gesehen.«

»Es ist, als hätte er sie direkt zu uns geschickt«, flüsterte Betsy mit großen Augen, die sich der ersten Fleischmahlzeit seit zwei Wochen gegenübersah.

Sie waren so hungrig und hatten so wenige Fische, daß sie das Fleisch einer Frau dazugaben, die knapp eine Stunde zuvor gestorben war. Es war das erstemal, daß Scaggs, Dorsett und Betsy Menschenfleisch anrührten. Doch diesmal empfanden sie nichts Unrechtes dabei, einen Artgenossen zu verzehren, zumal sie zwischendurch Fisch aßen. Und der überdeckte zumindest teilweise den abstoßenden Geschmack menschlichen Fleisches.

Kurze Zeit darauf ging ein Regenschauer nieder, der ihnen rund sechs Liter Süßwasser bescherte.

Dadurch kamen sie zwar vorübergehend wieder zu Kräften, doch nach wie vor machten sie sich wenig Hoffnung. Die Wunden und Abschürfungen, die sich im Salzwasser entzündet hatten, bereiteten ihnen endlose Pein. Hinzu kam die Sonne, die gnadenlos auf sie herabbrannte. Die Luft war stickig, die Hitze kaum zu ertragen. Erleichterung brachten nur die Nächte, wenn die Temperatur sank. Doch einige Insassen des Floßes konnten die Qualen nicht einen Tag länger ertragen. Weitere fünf Männer, vier Sträflinge und der letzte überlebende Soldat, gingen heimlich über Bord und starben eines schnellen Todes.

Am fünfzehnten Tag waren noch Scaggs, Dorsett, Betsy Fletcher, drei Seeleute und vier Sträflinge übrig, darunter eine Frau. Jeglicher Lebensmut war längst erloschen. Sie dämmerten nur noch vor sich hin, hatten sich bereits mit dem Tod abgefunden. Die Meeräschen waren längst verzehrt, und obwohl sie sich vom Fleisch der Toten ernährten, war allen bewußt, daß sie, ohne Wasser und schutzlos

der glühenden Sonne ausgesetzt, die nächsten achtundvierzig Stunden nicht überstehen würden.

Dann geschah etwas, was sie von den unsäglichen Schrecken der letzten zwei Wochen ablenkte. Plötzlich tauchte ein großer, grünbrauner Vogel am Himmel auf, umkreiste dreimal das Floß und ließ sich auf der Rahnock des Vormastes nieder. Die gelben Augen mit den schwarzen Pupillen betrachteten die jämmerlichen Gestalten auf dem Floß, die zerfetzte Kleidung, die vom Kampf und der sengenden Sonne zernarbten Gesichter. Die Überlebenden wiederum wollten den Vogel sofort fangen und verzehren.

»Was für ein komischer Vogel ist das denn?« fragte Betsy, deren Zunge so geschwollen war, daß sie nur flüstern konnte.

»Ein Kea«, murmelte Scaggs. »Einer meiner ehemaligen Offiziere hat mal einen gehabt.«

»Fliegen die wie Möwen übers Meer?« fragte Dorsett.

»Nein. Es ist eine Papageienart, die nur auf Neuseeland und den umliegenden Inseln vorkommt. Ich habe noch nie gehört, daß sie übers Meer fliegen, es sei denn...« Scaggs stockte. »Es sei denn, es handelt sich um eine weitere Botschaft des Allmächtigen.« Mühsam richtete er sich auf und ließ den Blick zum Horizont schweifen. »Land!« schrie er plötzlich. »Land in Sicht. Westlich von uns.«

Vor Mattheit und Erschöpfung hatten sie bislang nicht bemerkt, daß ihr Floß von der Dünung auf zwei grüne Bergkuppen zugetrieben wurde, die nicht mehr als zehn Meilen entfernt aus dem Meer aufragten. Alle wandten die Blicke gen Westen und sahen eine große Insel mit zwei niedrigen Erhebungen, eine an jedem Ende, und dazwischen grünes Waldland. Eine Zeitlang sprach niemand. Jeder war gespannt vor Erwartung und zugleich gebannt vor Angst, daß die Strömung sie an dem rettenden Eiland vorbeitragen könnte. So entkräftet das Häuflein Überlebender auch war, jetzt mühten sich fast alle auf und beteten auf Knien um Erlösung an diesem lockenden Gestade.

Eine weitere Stunde verrann, bis Scaggs feststellte, daß die Insel tatsächlich größer wurde. »Die Strömung treibt uns darauf zu«, tat er freudig kund. »Es ist ein Wunder, ein verdammtes Wunder. Mei-

nes Wissens ist in diesen Gewässern nirgendwo eine Insel verzeichnet.«

»Vermutlich unbewohnt«, meine Dorsett.

»Wunderschön«, murmelte Betsy und starrte zu dem üppig grünen Waldland zwischen den beiden Bergkuppen. »Ich hoffe, dort gibt es kühles, frisches Wasser.«

Die unerwartete Aussicht auf ein Weiterleben verlieh ihnen neue Kraft und frischen Tatendrang. Niemand dachte mehr daran, den Papagei einzufangen und zu verzehren – der gefiederte Bote wurde jetzt als gutes Omen betrachtet. Scaggs und die wenigen verbliebenen Seeleute setzten ein Segel, das sie aus den zerfetzten Überresten des Sonnenschutzes zusammenflickten, während Dorsett und die übrigen Sträflinge Planken losrissen und fieberhaft damit paddelten. Dann schwang sich der Papagei wieder in die Lüfte und flog auf die Insel zu, als wollte er sie führen.

Immer höher ragte das Eiland auf, das sich breit über den westlichen Horizont erstreckte und sie wie magisch anzog. Sie ruderten wie die Wahnsinnigen, fest entschlossen, ihrem Leid ein Ende zu bereiten. Leichter Rückenwind kam auf, der sie rascher auf das rettende Gestade zutrieb und ihre fieberhafte Hoffnung weiter schürte. Niemand dachte mehr daran, sich widerstandslos in den Tod zu ergeben. Nur noch drei Meilen voraus lockte die Erlösung von all ihrer Qual.

Mit letzter Kraft stieg einer der Seeleute in die Wanten und kletterte auf die Rahnock des Mastes. Er schirmte die Augen vor der Sonne ab und spähte über die See.

»Wie ist die Küste beschaffen?« wollte Scaggs wissen.

»Sieht so aus, als ob wir auf ein Korallenriff zuhalten, das eine Lagune umgibt.«

Scaggs wandte sich an Dorsett und Fletcher. »Wenn wir keine Durchfahrt finden, werden uns die Brecher auf das Riff schleudern.«

Eine halbe Stunde später rief der Seemann: »Zweihundert Yards nach Steuerbord seh' ich ruhiges Fahrwasser.«

»Schlagt ein Notruder an!« befahl Scaggs seinen überlebenden Besatzungsmitgliedern. »Schnell!« Dann wandte er sich an die

Sträflinge. »Alle Mann, die noch bei Kräften sind, nehmen sich eine Planke. Rudert um euer Leben.«

Furchtbare Angst erfaßte die Schiffbrüchigen, als sie die Brecher am äußeren Riffgürtel vernähmen. Grellweiße Gischt brandete auf, und wie Kanonendonner hallte das Tosen der auf die Korallen brandenden See. Berghohe Wogen türmten sich auf, als sie sich langsam dem Land näherten und der Meeresboden zusehends anstieg. Auf die Verzweiflung folgte Entsetzen, als die Überlebenden sich ausmalten, was ihnen drohte, wenn sie von der alles zermalmenden Wucht dieser Brecher auf das Riff geworfen würden.

Scaggs klemmte sich die Pinne des Notruders unter den Arm und steuerte die Durchfahrt an, während sich die Seeleute an dem zerfetzten Segel zu schaffen machten. Die Sträflinge, die in ihren Lumpen wie Vogelscheuchen aussahen, paddelten wie besessen, doch ihre schwächlichen Bemühungen brachten das Floß kaum voran. Erst als sie auf Scaggs' Befehl hin alle gleichzeitig auf einer Seite ruderten, trugen sie das ihre dazu bei, die Durchfahrt anzusteuern.

Eine Wand aus kochender Gischt hüllte das Floß ein und riß es immer schneller mit sich. Einen Moment lang ritt es auf einem Wellenkamm, dann tauchte es hinab ins Tal. Ein Sträfling und ein Seemann wurden in den blaugrünen Strudel gerissen und verschwanden auf Nimmerwiedersehen. Das Floß, das viel zu lange dem Wind und den Wellen ausgesetzt gewesen war, drohte auseinanderzubrechen. Die vom ständigen Seegang durchgescheuerten und überdehnten Taue fransten allmählich auf und rissen. Das aus den Überresten der Masten gezimmerte Spantwerk, das die Decksbeplankung trug, verzog sich und barst. Das ganze Floß ächzte und knarrte, als es von der nachfolgenden Woge überspült wurde. Das Riff war jetzt so nahe, daß Dorsett meinte, er könne es mit ausgestreckter Hand berühren.

Und dann wurden sie in die Durchfahrt zwischen den Zackenrändern des Riffs gerissen, vom Sog erfaßt und inmitten der mit Floßteilen übersäten, in der Sonne gleißenden Sonne herumgewirbelt. Als das Floß sich endgültig in seine Einzelteile auflöste, wurden die Überlebenden ins Wasser geschleudert.

Hinter dem Wallriff lag das Meer ruhig wie ein Bergsee da. Es

war nun nicht mehr blau, sondern von einem satten Türkiston. Dorsett, der einen Arm um Betsys Taille geschlungen hatte, tauchte hustend auf.

»Könnt Ihr schwimmen?« keuchte er.

Heftig schüttelte sie den Kopf und spie einen Schwall Seewasser aus, das sie geschluckt hatte. »Keinen Zug.«

Er zog sie mit sich, während er auf einen der Masten des Floßes zuschwamm, der keine drei Meter entfernt im Wasser trieb. Kurz darauf erreichte er ihn und schob Betsys Arme über das runde Holz. Mit hämmerndem Herzen und um Atem ringend klammerte sich Dorsett neben ihr an den Mast. Sein geschwächter Leib war nach den Mühen der letzten Stunde endgültig erschöpft. Nachdem er sich ein, zwei Minuten lang erholt hatte, blickte er sich um und zählte ab.

Scaggs und zwei der Seeleute lebten noch. Sie waren nicht weit weg und kletterten gerade auf einen der Überreste des Floßes, der wie durch ein Wunder noch zusammenhielt. Sie rissen bereits Planken ab, um sie als Paddel zu benutzen. Dann sah er drei Sträflinge, zwei Männer und eine Frau, die im Wasser trieben und sich an Trümmer und Wrackteile klammerten, die vom Floß der *Gladiator* übriggeblieben waren.

Dorsett drehte sich um und blickte zur Küste. Keine Viertelmeile entfernt leuchtete ein herrlich weißer Sandstrand. Dann hörte er in unmittelbarer Nähe einen Ruf.

»Haltet aus!« schrie Scaggs ihm zu. »Wir ziehen Euch, Betsy und die anderen heraus und rudern dann zum Strand.«

Dorsett winkte ihm zu und gab Betsy einen Kuß auf die Stirn. »Laßt mich jetzt bitte nicht im Stich, meine Teure. In einer halben Stunde haben wir festen Boden unter den Füßen ...«

Erschrocken brach er ab, und seine Freude schlug in jähes Entsetzen um.

Die hohe Rückenflosse eines großen Weißen Hais umkreiste auf der Suche nach weiterer Beute die im Wasser treibenden Trümmer. Der Scharfrichter war ihnen in die Lagune gefolgt.

Das darf nicht sein, schrie Dorsett innerlich auf. Wie Hohn und Spott kam es ihm vor, daß er all das unvorstellbare Leid überstan-

den haben sollte, um nun, da die Rettung zum Greifen nahe war, doch noch dem Verderben anheimzufallen. Kaum einem Menschen war je ein unglücklicheres Schicksal beschieden. Er schlang den Arm fester um Betsy und sah voller Entsetzen, daß die Dreiecksflosse sie nicht länger umkreiste, sondern auf sie zuhielt und langsam untertauchte. Seine Brust krampfte sich zusammen, während er ohnmächtig darauf wartete, daß sich scharfe Zähne in seinen Leib gruben.

Dann, ohne jede Vorwarnung, geschah ein weiteres Wunder.

Plötzlich begann das Wasser der bislang so ruhigen Lagune rund um sie zu kochen. Dann wurde eine gewaltige Fontäne emporgeschleudert, gefolgt von dem Weißen Hai. Die mörderische Bestie schlug wild um sich und schnappte mit ihrem furchterregenden Maul wie toll nach einer riesigen Seeschlange, die sich um sie geschlungen hatte.

Fassungslos starrten die an das Treibgut geklammerten Menschen auf die beiden Ungeheuer der Tiefe, die sich einen Kampf auf Leben und Tod lieferten.

Scaggs auf seinem Floßstück konnte das Ringen genau verfolgen. Die gigantische, aalähnliche Kreatur hatte einen stumpfen Kopf und einen spitzen Schwanz. Ihr Leib war seiner Schätzung nach etwa achtzehn bis zwanzig Meter lang und dick wie ein großes Mehlfaß. Krampfhaft öffnete und schloß sie das Maul mit den spitzen Fangzähnen. Die Haut wirkte glatt und war an der Oberseite dunkelbraun, fast schwarz, am Bauch hingegen weiß wie Elfenbein. Scaggs hatte viele Geschichten von Begegnungen mit derartigen Seeungeheuern gehört, doch er hatte immer darüber gelacht und sie als bloßes Seemannsgarn abgetan, Ausgeburten der Phantasie, nachdem man im Hafen dem Rum zu sehr zugesprochen hatte. Jetzt lachte er nicht mehr, sondern verfolgte starr vor Staunen, wie der einstmals gefürchtete Scharfrichter sich wie wild wand und die tödliche Angreiferin vergebens abzuschütteln versuchte.

Der mächtige Knorpelfisch konnte den Kopf nicht weit genug nach hinten biegen, um seinerseits die Zähne in den Leib der Schlange zu schlagen. Trotz aller Kraft und sosehr er sich auch wand und zuckte, kam er nicht aus der tödlichen Umklammerung

frei. In wilder Raserei rotierte er um die eigene Achse, verschwand mitsamt der Schlange unter Wasser, um kurz darauf in einer neuerlichen Gischtwolke aus dem schäumenden Wasser emporzuschießen.

Dann schlug die Schlange ihre Fänge in die Kiemenspalten des Hais. Wenige Minuten später war der Kampf der Giganten entschieden. Der verzweifelte Widerstand des Hais erlahmte, und die beiden Ungeheuer versanken langsam in den Tiefen der Lagune. Der Jäger war seinerseits einer Jägerin zum Opfer gefallen.

Das gewaltige Ringen war kaum vorüber, als Scaggs die entkräfteten Sträflinge unverzüglich auf die noch immer miteinander vertäuten Überreste des Floßes zog. Benommen von dem soeben Erlebten, erreichten sie schließlich den weißen Sandstrand und torkelten an Land, wo sie aus ihrem Alptraum geradewegs in einen Garten Eden fanden, den vor ihnen noch kein europäischer Seefahrer erblickt hatte.

Kurz darauf entdeckten sie einen köstlich klaren Wasserlauf, der von dem an der Südspitze des Eilandes aufragenden Vulkan herabströmte. Fünf verschiedene Arten tropischer Früchte wuchsen in den Wäldern, und in der Lagune wimmelte es von Fischen. Die Zeit der Entbehrungen war vorüber, doch nur acht der ursprünglich zweihunderteinunddreißig Menschen, die mit dem Floß der *Gladiator* aufgebrochen waren, lebten noch und konnten von den Schrecken ihrer Irrfahrt unter einer glühenden Sonne inmitten der endlos weiten See berichten.

Sechs Monate nach dem tragischen Verlust der *Gladiator* erinnerte man sich ihrer kurz, als ein Fischer, der ein Leck an seinem kleinen Boot ausbessern wollte, an Land ging und eine aus dem Sand ragende Hand entdeckte, die ein Schwert hielt. Als er sie ausgraben wollte, stieß er zu seiner Überraschung auf die lebensgroße Statue eines Kriegers aus alter Zeit. Er nahm das hölzerne Standbild in die fünfzig Meilen weiter nördlich gelegene Stadt Auckland in Neuseeland mit, wo man feststellte, daß es sich um die Galionsfigur des verschollenen Klippers *Gladiator* handelte.

Die Kriegerfigur wurde gereinigt, frisch lackiert und schließlich

in einem kleinen Seefahrtsmuseum ausgestellt, dessen Besucher häufig davor stehenblieben und über das rätselhafte Verschwinden des Schiffes nachsannen.

Das Geheimnis des Klippers *Gladiator* wurde erst im Juli 1858 durch einen Artikel im *Sydney Morning Herald* gelöst.

RÜCKKEHR VON DEN TOTEN

Die Gewässer rund um Australien haben schon für manch merkwürdige Begebenheit gesorgt, doch keine war bislang so seltsam wie das plötzliche Wiederauftauchen von Kapitän Charles »Bully« Scaggs, der als vermißt und tot galt, seit das von ihm geführte Schiff, der im Besitz der Reederei Carlisle & Dunhill befindliche Klipper *Gladiator.,* bei jenem furchtbaren Taifun im Januar 1856 in der Tasmansee, nur dreihundert Seemeilen südlich von Sydney, verschollen war. Zur allgemeinen Verwunderung lief Kapitän Scaggs mit einem kleinen Segelboot, das er und das einzige überlebende Besatzungsmitglied während ihres Aufenthalts auf einer kleinen, auf keiner Karte verzeichneten Insel gebaut hatten, in den Hafen von Sydney ein.

Die Galionsfigur des Schiffes, die vor zwei Jahren an der Westküste von Neuseeland an Land gespült worden war, hatte den Verlust des Schiffes bestätigt. Bis zu Kapitän Scaggs' wundersamer Wiederkehr wußte niemand, was aus den hundertzweiundneunzig Sträflingen, die an Bord des Klippers in die Strafkolonie befördert wurden, sowie den elf Soldaten und achtundzwanzig Besatzungsmitgliedern geworden war. Kapitän Scaggs' Worten zufolge strandeten nur er und zwei weitere Überlebende am Gestade einer unbewohnten Insel, wo sie schwerste Entbehrungen erdulden mußten, bis sie mit Hilfe der Werkzeuge und des Materials, das sie von einem ein Jahr später an Land geworfenen Schiff geborgen hatten, dessen gesamte Besatzung umkam, ein Boot bauen konnten. Das notwendige Bauholz lieferten ihnen die auf dem Eiland wachsenden Bäume.

Kapitän Scaggs und das einzige überlebende Besatzungsmitglied, der Schiffszimmermann Thomas Cochran, wirkten trotz aller Entbehrungen erstaunlich frisch und bestanden darauf, mit dem nächsten Schiff nach England zu fahren. Sie waren tief betrübt ob des tragischen Ablebens der Passagiere der *Gladiator* und ihrer Bordkameraden, die allesamt ums Leben kamen, als der Klipper während jenes Taifuns sank. Scaggs und Cochran konnten sich wie durch ein Wunder mehrere Tage lang an ein Stück Treibgut klammern, ehe sie, mehr tot als lebendig, von der Strömung an die Gestade der einsamen Insel getragen wurden.

Die genaue Lage dieses Eilandes, auf der die Männer zwei Jahre lang überlebten, läßt sich nicht feststellen, da Kapitän Scaggs' Navigationsinstrumente beim Untergang seines Schiffes verlorengingen. Er nimmt jedoch an, daß sich die Insel etwa dreihundertfünfzig Seemeilen südöstlich von Sydney befindet, in einem Gewässer also, in dem es, wie andere Seeleute behaupten, keinerlei Land gibt.

Unter den Toten befinden sich auch Leutnant Silas Sheppard, dessen Eltern in Hornsby wohnen, und seine zehn Mann starke Abteilung des Infanterieregiments New South Wales, welche die Sträflinge bewacht hat.

Das Vermächtnis

17. September 1876
Aberdeen, Schottland

Nachdem Scaggs nach England zurückgekehrt und ein kurzes Wiedersehen mit seiner Frau und seinen Kindern gefeiert hatte, bot ihm Carlisle & Dunhill das Kommando über einen ihrer neuesten und schönsten Klipper an, die *Culloden,* und schickte ihn zum Teehandel gen China. Nach sechs weiteren entbehrungsreichen Fahrten, auf denen er zwei neue Rekorde aufstellte, zog sich Scaggs, müde vom Seemannsleben, mit siebenundvierzig Jahren in sein Cottage nach Aberdeen zurück.

Die Kapitäne der großen Hochseeklipper alterten früh. Sie zollten den Anforderungen, die das Kommando über die schnellsten Schiffe der Welt stellte, ihren Tribut, geistig wie körperlich. Die meisten starben in jungen Jahren. Viele gingen mit ihren Schiffen unter. Sie waren die Besten der Besten, jene legendären Männer aus Eisen, die in der ruhmreichsten Zeit der Seefahrt auf hölzernen Schiffen mit unerhörter Geschwindigkeit die Meere durchpflügten. Sie starben in dem Bewußtsein, daß sie die großartigsten Segelschiffe befehligt hatten, die jemals von Menschenhand gebaut worden waren.

Scaggs, zäh wie die Balken im Bauch seiner Schiffe, schickte sich mit neunundfünfzig Jahren zur letzten großen Reise an. Da er auf den vier Fahrten zuvor sein Geld als Miteigner investiert und somit seinen Anteil am Gewinn der Reederei eingestrichen hatte, hinterließ er seinen Kindern ein beträchtliches Vermögen.

Nachdem Lucy, sein geliebtes Weib, gestorben war und seine Kinder ihrerseits Familien gegründet hatten, lebte er allein. Seine Liebe zur See hatte er sich bewahrt: Auf einer kleinen Ketsch, die er eigenhändig gebaut hatte, segelte er durch die Fjorde und Küsten-

gewässer von Schottland. Nach einer kurzen Fahrt bei bitterkaltem Wetter nach Peterhead, wo er seinen Sohn und seine Enkel besuchen wollte, erkrankte er.

Ein paar Tage vor seinem Tod verlangte er seinen langjährigen Freund und ehemaligen Arbeitgeber Abner Carlisle zu sprechen. Carlisle, ein allseits geachteter Reeder, der gemeinsam mit seinem Kompagnon Alexander Dunhill ein beträchtliches Vermögen angehäuft hatte, war einer der angesehensten Bürger von Aberdeen. Neben der Schiffahrtsgesellschaft besaß er ein Handelskontor und eine Bank. Die Gelder, die er für wohltätige Zwecke stiftete, kamen vor allem der örtlichen Bibliothek und einem Krankenhaus zugute. Carlisle war schlank und drahtig, hatte eine Vollglatze und freundliche Augen. Er hinkte, seit er als junger Mann vom Pferd gestürzt war.

Jenny, die Tochter des Kapitäns, die Carlisle seit ihrer Geburt kannte, ließ ihn ein. Sie schloß ihn kurz in die Arme und ergriff seine Hand.

»Schön, daß Ihr kommt, Abner. Er verlangt alle halbe Stunde nach Euch.«

»Wie geht's dem alten Seebären?«

»Ich fürchte, seine Tage sind gezählt«, erwiderte sie traurig.

Carlisle blickte sich in dem behaglichen, nach Seemannsart eingerichteten Haus um, ließ den Blick auf den Karten an den Wänden verweilen, auf denen die jeweiligen Tagesleistungen bei Scaggs' Rekordfahrten abgesteckt waren. »Dieses Haus wird mir fehlen.«

»Meine Brüder meinen, es wäre zum Besten der Familie, wenn wir's verkaufen.«

Sie brachte Carlisle nach oben und führte ihn durch eine offene Tür in ein Schlafzimmer mit einem großen Fenster, von dem aus man auf den Hafen von Aberdeen blickte. »Vater, Abner Carlisle ist da.«

»Wird auch Zeit«, grummelte Scaggs ungehalten.

Jenny drückte Carlisle einen Kuß auf die Wange. »Ich geh' uns rasch Tee machen.«

Scaggs sah schlecht aus. Ein alter Mann, gezeichnet vom harten Leben, das er drei Jahrzehnte lang auf See geführt hatte. Aber die

funkelnden, grüngrauen Augen, so stellte Carlisle bewundernd fest, leuchteten nach wie vor ungebrochen. »Ich habe ein neues Schiff für dich, Bully.«

»Was du nicht sagst«, krächzte Scaggs. »Was für eine Besegelung?«

»Gar keine. Es ist ein Dampfer.«

Scaggs' Gesicht lief rot an. Er hob den Kopf. »Gottverdammte Stinkpötte. Man sollte nicht zulassen, daß sie die Meere verschmutzen.«

Auf diese Antwort hatte Carlisle gehofft. Bully Scaggs stand an der Schwelle des Todes, doch er würde sie ebenso unbeugsam überschreiten, wie er gelebt hatte.

»Die Zeiten haben sich geändert, mein Freund. Die *Cutty Sark* und die *Thermopylae* sind die einzigen uns bekannten Klipper, die noch auf große Fahrt gehen.«

»Ich hab' nicht viel Zeit für müßige Plauderei. Ich habe dich hergebeten, weil ich dir auf dem Sterbelager ein Geständnis machen und dich persönlich um einen Gefallen bitten möchte.«

Carlisle schaute Scaggs an und sagte spöttisch: »Hast du etwa einen Betrunkenen verprügelt oder in einem Bordell in Schanghai eine kleine Chinesin flachgelegt, ohne es mir zu beichten?«

»Ich rede von der *Gladiator«,* grummelte Scaggs. »Ich habe gelogen.«

»Sie ist in einem Taifun gesunken«, versetzte Carlisle. »Was gibt es dazu lügen?«

»Sie ist in einem Taifun gesunken, schon richtig, aber die Passagiere und die Besatzung sind nicht mit ihr untergegangen.«

Carlisle schwieg eine Weile, dann sagte er vorsichtig: »Charles Bully Scaggs, du bist der ehrlichste Mann, dem ich je begegnet bin. In den fünfzig Jahren, die wir uns kennen, hast du niemals auch nur einen Vertrauensbruch begangen. Bist du sicher, daß es nicht die Krankheit ist, die dir jetzt Hirngespinste vorgaukelt?«

»Vertrau mir, wenn ich sage, daß ich achtzehn Jahre mit einer Lüge gelebt habe, um eine Schuld zu begleichen.«

Carlisle musterte ihn neugierig. »Was möchtest du mir erzählen?«

»Eine Geschichte, die ich noch niemandem erzählt habe.« Scaggs ließ sich auf das Kissen zurücksinken und starrte an Carlisle vorbei in die Ferne auf etwas, was nur er sehen konnte. »Die Geschichte vom Floß der *Gladiator.«*

Jenny kehrte eine halbe Stunde später zurück und brachte den Tee. Es dämmerte inzwischen, und so zündete sie die Petroleumlampen im Schlafzimmer an. »Vater, du mußt etwas essen. Ich habe deine Lieblingsfischsuppe gekocht.«

»Ich habe keinen Appetit, Tochter.«

»Abner hat bestimmt Hunger, nachdem er dir den ganzen Nachmittag zugehört hat. Ich wette, er ißt etwas.«

»Laß uns noch eine Stunde Zeit«, befahl Scaggs. »Dann kannst du uns bringen, was du willst.«

Sobald sie weg war, fuhr Scaggs mit der Geschichte des Floßes fort.

»Wir waren zu acht, als wir endlich an Land kamen. Von der Besatzung der *Gladiator* hatten nur ich, Thomas Cochran, der Schiffszimmermann, und Alfred Reed, ein Vollmatrose, überlebt. Dazu die Sträflinge Jess Dorsett, Betsy Fletcher, Marion Adams, George Pryor und John Winkleman. Acht von zweihunderteinunddreißig armen Seelen, die in England losgesegelt sind.«

»Du mußt mir vergeben, mein lieber alter Freund«, sagte Carlisle, »wenn ich ungläubig wirke. Männer, die sich mitten auf dem Ozean gegenseitig in Scharen ermorden, Überlebende, die vom Fleisch der Toten zehren und vor einem menschenfressenden Hai gerettet werden, weil die Vorsehung eine Seeschlange schickt, die den Hai verschlingt. Eine wahrhaft wundersame Geschichte.«

»Du hörst hier nicht die Hirngespinste eines Sterbenden«, versicherte Scaggs ihm mit schwacher Stimme. »Der Bericht ist wahr, Wort für Wort.«

Carlisle wollte Scaggs nicht unnötig aufregen. Der wohlhabende Kaufmann tätschelte den Arm des Kapitäns, der einen erklecklichen Teil zum Aufstieg der Großreederei Carlisle & Dunhill beigetragen hatte. »Fahr fort«, ermunterte er ihn. »Ich bin gespannt, wie die Geschichte endet. Was ist geschehen, nachdem ihr das Eiland betreten habt?«

Während der nächsten halben Stunde erzählte Scaggs, wie sie sich an einem Fluß, der von einem der niedrigen Vulkankegel herabströmte, mit köstlichem Süßwasser satt getrunken hatten. Er schilderte, wie sie in der Lagune große Schildkröten gefangen, auf den Rücken geworfen und mit Dorsetts Messer, ihrem einzigen Werkzeug, geschlachtet hatten. Dann hatten sie mit Hilfe eines harten Steins, den sie am Strand fanden, und ebendieses Messers ein Feuer entfacht und das Schildkrötenfleisch gekocht. Von den Bäumen im Wald pflückten sie fünf verschiedene Sorten tropischer Früchte. Auf der Insel wuchsen eigenartige Pflanzen, ganz anders als die Vegetation, die Scaggs in Australien gesehen hatte. Er berichtete, daß sich die Überlebenden während der nächsten Tage zunächst den Bauch vollgeschlagen hatten, bis sie wieder zu Kräften gekommen waren.

»Als wir uns wieder erholt hatten, schickten wir uns an, das Eiland zu erkunden«, fuhr Scaggs fort. »Es war wie ein Angelhaken geformt. Acht Kilometer lang und knapp anderthalb Kilometer breit. An beiden Spitzen ragten zwei gedrungene Vulkankegel auf, beide etwa dreihundertfünfzig Meter hoch. Die Lagune war etwas über einen Kilometer lang und durch ein breites Riff vor der offenen See geschützt. Ansonsten war die Insel von steilen Klippen gesäumt.«

»War sie verlassen?« fragte Carlisle.

»Keine Menschenseele haben wir gesehen, auch kein Tier. Nur Vögel. Wir haben Spuren gefunden, die darauf hindeuteten, daß einst Eingeborene die Insel bewohnten, aber offenbar waren sie schon seit langem wieder fort.«

»Überreste von Schiffswracks?«

»Nicht zu der Zeit.«

»Nach den Entbehrungen auf dem Floß muß euch die Insel wie das Paradies vorgekommen sein«, sagte Carlisle.

»Sie war das schönste Eiland, das ich in all meinen Jahren auf See gesehen habe«, bestätigte Scaggs und erging sich in einer poetischen Schilderung seines Zufluchtsortes. »Ein prachtvoller Smaragd inmitten einer saphirnen See war sie.« Er zögerte, als stellte er sich das aus dem Pazifik aufragende Juwel vor. »Nach kurzer Zeit hatten wir uns

eingewöhnt und führten ein paradiesisches Leben. Ich wies jedem eine Aufgabe zu und legte bestimmte Zeiten fest, da wir uns dem Fischfang, dem Bau und der Reparatur unserer Unterkunft sowie dem Ernten und Sammeln von Nahrung widmeten, und sorgte dafür, daß ständig ein Feuer brannte, damit wir sowohl unser Essen zubereiten als auch vorbeifahrenden Schiffen ein Zeichen geben konnten. Auf diese Weise lebten wir mehrere Monate friedlich beisammen.«

»Laß mich raten, wie es weiterging«, sagte Carlisle. »Es kam zu Zwietracht unter den Frauen.«

Matt schüttelte Scaggs den Kopf. »Eher unter den Männern *wegen* der Frauen.«

»Dann ist es euch also ebenso ergangen wie den Meuterern der *Bounty* auf Pitcairn.«

»Ganz genauso. Ich wußte, daß es bald zu Reibereien kommen würde, und so entwarf ich einen Plan, wie die Frauen gerecht unter den Männern aufgeteilt werden könnten. Natürlich stieß dies nicht auf allgemeine Zustimmung, vor allem nicht bei den Frauen. Aber ich hatte keine Ahnung, wie ich ansonsten hätte Blutvergießen verhindern sollen.«

»Unter diesen Umständen hätte ich dir beigepflichtet.«

»Doch damit führte ich das Unvermeidliche nur um so rascher herbei. Der Sträfling John Winkleman ermordete den Vollmatrosen Reed im Streit um Marion Adams, und Jess Dorsett weigerte sich, Betsy Fletcher mit einem anderen zu teilen. Als George Pryor die Fletcher mit Gewalt nehmen wollte, schlug Dorsett ihm mit einem Stein den Schädel ein.«

»Und damit wart ihr nur noch sechs.«

Scaggs nickte. »Als John Winkleman Marion Adams und Jess seine Betsy heiratete, kehrte endlich Ruhe auf dem Eiland ein.«

»Sie heirateten?« versetzte Carlisle rechtschaffen entrüstet. »Wie war das möglich?«

»Hast du das etwa vergessen, Abner?« sagte Scaggs und verzog die schmalen Lippen zu einem Grinsen. »Als Kapitän eines Schiffes habe ich die Befugnis, die Trauung zu vollziehen.«

»Da du dich aber nicht an Bord deines Schiffes befunden hast, hast du, so meine ich, diese Befugnis etwas großzügig ausgelegt.«

»Ich bereue es nicht. Wir lebten alle einträchtig miteinander, bis Zimmermann Thomas Cochran und ich fortsegelten.«

»Hat es dich und Cochran nicht nach den Frauen gelüstet?«

Scaggs' Lachen endete in einem kurzen Hustenanfall. Carlisle gab ihm ein Glas Wasser. Als er sich wieder erholt hatte, sagte Scaggs: »Wann immer mich die Fleischeslust überkam, stellte ich mir Lucy, mein liebes Weib, vor. Ich hatte ihr gelobt, daß ich von jeder Reise ebenso keusch zurückkehren würde, wie ich aufgebrochen war.«

»Und der Zimmermann?«

»Wie es das Schicksal wollte, zog Cochran die Gesellschaft von Männern vor.«

Diesmal mußte Carlisle lachen. »Du hast dir seltsame Weggefährten für deine Abenteuer ausgesucht.«

»Binnen kurzem hatten wir uns aus Steinen behagliche Unterkünfte gebaut, und die Langeweile bekämpften wir mit der Herstellung höchst nützlicher Gerätschaften, die unser Dasein angenehmer gestalteten. Von besonderem Vorteil waren Cochrans Fertigkeiten als Zimmermann, sobald wir ordentliches Werkzeug zur Bearbeitung des Holzes gefunden hatten.«

»Wie kam es dazu?«

»Nach etwa vierzehn Monaten trieb ein schwerer Sturm eine französische Korvette auf die Felsen an der Südspitze der Insel. Zwar bemühten wir uns, sie zu retten, doch die ganze Besatzung kam um, als das Schiff unter den Brechern zerbarst. Als die See sich zwei Tage später wieder beruhigte, bargen wir vierzehn Leichen und bestatteten sie neben George Pryor und Alfred Reed. Dann tauchten Dorsett und ich, da wir die besten Schwimmer waren, zu dem Wrack, um alle für uns nützlichen Gegenstände zu bergen. Binnen drei Wochen hatten wir einen kleinen Berg aus Versorgungsgütern, Schiffszubehör und Werkzeugen zusammengetragen. Nun verfügten Cochran und ich über das notwendige Handwerkszeug, um ein Boot zu bauen, das so stabil war, daß wir damit nach Australien segeln konnten.«

»Was wurde aus den Frauen? Wie erging es Betsy und Marion?« fragte Carlisle.

Scaggs' Augen wurden bekümmert. »Die arme Marion. Sie war freundlich und aufrecht, ein anständiges Dienstmädchen, das man verurteilt hatte, weil es aus der Speisekammer seines Herrn Lebensmittel stibitzt hatte. Sie starb bei der Geburt einer Tochter. John Winkleman war außer sich vor Gram. Er verlor den Verstand und wollte den Säugling töten. Wir banden ihn vier Tage lang an einen Baum, bis er schließlich wieder zur Besinnung kam. Aber er wurde nie wieder ganz der alte. Er sprach fortan kaum ein Wort, bis ich das Eiland verließ.«

»Und Betsy?«

»Die war aus einem anderen Holz geschnitzt. Stark wie ein Schmied. Sie konnte es mit jedem Mann aufnehmen. Hat zwei Jungen in ebenso vielen Jahren zur Welt gebracht und zudem Marions Kind gestillt. Dorsett und Betsy waren einander treu ergeben.«

»Warum sind sie nicht mit euch gefahren?«

»Auf der Insel waren sie besser aufgehoben. Ich bot ihnen an, mich für ihre Begnadigung zu verwenden, aber die Gefahr wollten sie nicht eingehen. Und recht hatten sie. Sobald sie in Australien gelandet wären, hätten ihnen die Konstabler der Strafkolonie die Kinder entrissen und ins Waisenhaus gesteckt. Betsys Los wäre es wahrscheinlich gewesen, wie die anderen Frauen als Spinnerin in einer der unsäglich schmutzigen Fabriken in Parramatta zu arbeiten, und Jess wäre gewißlich in den Sträflingslagern von Sydney gelandet. Wahrscheinlich hätten sie sich und ihre Jungs nie wiedergesehen. Ich versprach ihnen, daß man sich ihrer, solange ich lebte, ebensowenig erinnern würde wie der armen verlorenen Seelen auf der *Gladiator*.«

»Und Winkleman blieb auch dort?«

Scaggs nickte. »Er zog sich in eine Höhle im Berg an der Nordspitze der Insel zurück und lebte fortan allein.«

Carlisle saß schweigend da und dachte über die Geschichte nach, die Scaggs erzählt hatte. »Und du hast die ganzen Jahre ihr Geheimnis gewahrt.«

»Wenn ich mein Schweigegelübde gebrochen hätte, so fand ich später heraus, hätte dieser vermaledeite Gouverneur von Neusüdwales ein Schiff losgeschickt, um ihrer habhaft zu werden. Er war

dafür bekannt, daß er Himmel und Hölle in Bewegung setzte, wenn es galt, entsprungene Sträflinge einzufangen.« Scaggs drehte den Kopf etwas zur Seite und starrte durch das Fenster auf die Schiffe im Hafen. »Nach meiner Heimkehr gab es für mich keinerlei Anlaß, die Geschichte vom Floß der *Gladiator* zu erzählen.«

»Und du hast sie nie wiedergesehen, nachdem du mit Cochran gen Sydney aufgebrochen bist?«

Scaggs schüttelte den Kopf. »Ein schmerzlicher Abschied war das. Betsy und Jess standen mit den beiden kleinen Jungs und Marions Tochter am Strand und sahen aus wie der Inbegriff einer glücklichen Familie. Sie hatten ein Leben gefunden, das sie in der zivilisierten Welt nicht hätten führen können.« Er spie das Wort »zivilisiert« geradezu aus.

»Und Cochran? Was hat ihn daran gehindert zu plaudern?«

Scaggs' Augen leuchteten kurz auf. »Wie schon erwähnt, hatte auch er ein kleines Geheimnis, das nicht bekanntwerden durfte, wenn er jemals wieder zur See fahren wollte. Er versank seinerzeit mit der *Zanzibar,* als sie 1867 im Südchinesischen Meer verlorenging.«

»Hast du dich je gefragt, was aus ihnen geworden ist?«

»Dazu bestand kein Anlaß«, erwiderte Scaggs verschmitzt. »Ich weiß es.«

Carlisle hob die Augenbrauen. »Da hätte ich jetzt gern eine Erklärung.«

»Vier Jahre nach meiner Abfahrt sichtete ein amerikanischer Walfänger die Insel und lief sie an, um seine Wasserfässer aufzufüllen. Jess und Betsy begegneten der Besatzung und tauschten Früchte und frischen Fisch gegen Kleidung und Kochtöpfe ein. Sie erzählten dem Kapitän des Walfängers, sie seien Missionare und nach einem Schiffbruch auf der Insel gestrandet. Binnen kurzem machten dort auch andere Walfänger Station, um ihre Nahrungs- und Wasservorräte zu ergänzen. Bei einem dieser Schiffe tauschte Betsy Hüte, die sie aus Palmwedeln geflochten hatte, gegen Saatgut ein, worauf sie und Jess mehrere Morgen fruchtbares Land bestellten und darauf Feldfrüchte anbauten.«

»Woher weißt du das alles?«

»Nach einiger Zeit gaben sie den Walfängern Briefe für mich mit.«

»Leben sie noch?« fragte Carlisle mit neu erwachtem Interesse.

Scaggs' Blick trübte sich. »Jess kam vor sechs Jahren beim Fischen um. Ein jäher Sturm ließ sein Boot kentern. Betsy meinte, er habe sich allem Anschein nach den Kopf angeschlagen und sei ertrunken. Ihr letzter Brief, dem sie ein Päckchen beigelegt hatte, traf vor zwei Tagen ein. Du findest ihn in der mittleren Schublade meines Schreibtisches. Sie schrieb, daß sie an irgendeiner Magenerkrankung sterbe.«

Carlisle erhob sich und ging zu dem abgenutzten Kapitänsschreibtisch, der Scaggs seit dem Untergang der *Gladiator* auf allen Fahrten begleitet hatte. Er holte ein kleines, in Öltuch eingeschlagenes Päckchen aus der Schublade und öffnete es. Darin befanden sich ein Lederbeutel und ein zusammengefalteter Brief. Er kehrte zu seinem Sessel zurück, setzte die Lesebrille auf und warf einen kurzen Blick auf den Text.

»Für eine Frau, die wegen Diebstahls verurteilt wurde, kann sie sehr gut schreiben.«

»Ihre früheren Briefe waren voller Fehler, aber Jess war ein gebildeter Mann, und unter seiner Anleitung hat sich Betsys Rechtschreibung deutlich gebessert.«

Carlisle las laut vor.

Mein lieber Käpt'n Scaggs!

Ich hoffe, Ihr seid bei bester Gesundheit. Dies wird mein letzter Brief an Euch sein, da ich ein schlimmes Magenleiden habe. Jedenfalls hat mir das der Doktor vom Walfangschiff *Amie & Jason* gesagt. Bald werde ich also bei meinem Jess sein.

Ich habe ein letztes Anliegen, um dessen Erfüllung ich Euch bitte. In der ersten Aprilwoche dieses Jahres haben meine zwei Söhne und Marions Tochter Mary die Insel an Bord eines Walfängers verlassen, dessen Kapitän von hier aus nach Auckland fahren wollte, um dringende Reparaturen am Schiffskörper vornehmen zu lassen, nachdem er ein Korallenriff gestreift hat.

Von dort aus wollen die Kinder per Schiff nach England reisen und dann zu Euch nach Aberdeen kommen.
Mit diesen Zeilen möchte ich Euch, mein teuerster Freund, darum bitten, sie bei ihrer Ankunft unter Eurem Dach aufzunehmen und ihnen eine Ausbildung an den besten Schulen Englands zu ermöglichen. Ich wäre Euch zu ewigem Dank verpflichtet, und ich weiß, daß Jess – möge seine Seele in Frieden ruhen – genauso empfinden würde, wenn Ihr meiner Bitte nachkommt.
Ich habe mein Vermächtnis beigelegt. Es steht zu Eurer Verfügung und sollte sämtliche Kosten tragen, die im Laufe ihrer Schulzeit anfallen. Sie sind sehr aufgeweckte Kinder und werden sich eifrig ihren Studien widmen.
Hochachtungsvoll und in aller Liebe entbiete ich Euch ein Lebewohl.
Betsy Dorsett
Da es mir zuletzt noch einfällt: Die Schlange läßt Grüße bestellen.

Carlisle schielte über seine Brille hinweg. »›Die Schlange läßt Grüße bestellen^ Was soll dieser Unsinn?«

»Die Seeschlange, die uns vor dem Weißen Hai gerettet hat«, erwiderte Scaggs. »Wie sich herausstellte, lebt sie in der Lagune. Ich habe sie in der Zeit, die ich auf der Insel verbrachte, wenigstens viermal mit eigenen Augen gesehen.«

Carlisle schaute seinen alten Freund an, als hätte er einen Trunkenbold vor sich, wollte aber nicht weiter nachhaken. »Sie hat ihre kleinen Kinder allein auf die lange Reise von Neuseeland nach England geschickt?«

»So klein sind sie nicht mehr«, versetzte Scaggs. »Der Älteste müßte fast neunzehn sein.«

»Wenn sie die Insel Anfang April verlassen haben, könnten sie jeden Augenblick an deine Tür klopfen.«

»Vorausgesetzt, sie mußten in Auckland nicht zu lange warten, bis sie ein tüchtiges Schiff fanden, das schnelle Fahrt macht.«

»Meine Güte, Mann, du steckst in einer verzwickten Lage.«

»Willst du damit etwa sagen, wie soll ein Sterbender den letzten Wunsch einer Freundin erfüllen?«

»Du wirst nicht sterben«, sagte Carlisle und schaute Scaggs in die Augen.

»O doch, das werde ich«, entgegnete Scaggs bestimmt. »Du bist ein praktisch veranlagter Geschäftsmann, Abner. Niemand weiß das besser als ich. Deshalb habe ich um deinen Besuch gebeten, ehe ich meine letzte Fahrt antrete.«

»Du möchtest, daß ich Betsys Kinder unter meine Fittiche nehme.«

»Sie können in meinem Haus wohnen, bis sie einen festen Ankerplatz in den besten Lehranstalten gefunden haben, an die man mittels Geld gelangen kann.«

»Die kläglichen Einkünfte, die Betsy mit dem Verkauf von Hüten und Nahrungsmitteln erzielt hat, werden nicht einmal annähernd die Kosten decken, die eine mehrjährige Ausbildung auf teuren Schulen verschlingt. Sie brauchen anständige Kleidung und Privatlehrer, die ihnen ein gewisses Bildungsniveau beibringen. Ich hoffe doch, du verlangst nicht, daß *ich* für wildfremde Menschen aufkomme.«

Scaggs deutete auf den Lederbeutel.

Carlisle hielt ihn hoch. »Ist das der Beitrag, den Betsy dir zur Ausbildung ihrer Kinder geschickt hat?«

Scaggs nickte kurz. »Mach auf.«

Carlisle löste die Schnüre des Beutels und kippte den Inhalt in die offene Hand. Ungläubig schaute er zu Scaggs. »Soll das ein Scherz sein? Das sind doch ganz gewöhnliche Steine.«

»Vertrau mir, Abner. Die sind nicht gewöhnlich.«

Carlisle hielt einen etwa pflaumengroßen Stein hoch und musterte ihn durch seine Brille. Es war ein Oktaeder, hatte also acht Flächen. »Das ist lediglich eine Art Kristall. Völlig wertlos.«

»Bring die Steine zu Levi Strouser.«

»Dem Edelsteinhändler?«

»Zeig sie ihm.«

»Kostbare Edelsteine sind das bestimmt nicht«, stellte Carlisle entschieden fest.

»Bitte...« Mühsam stieß Scaggs das Wort aus. Das lange Gespräch hatte ihn erschöpft.

»Wie du wünschst, alter Freund.« Er zückte seine Taschenuhr und warf einen Blick darauf. »Gleich morgen früh werde ich Strouser einen Besuch abstatten. Hinterher komme ich vorbei und berichte dir, was sie seiner Einschätzung nach wert sind.«

»Hab Dank«, murmelte Scaggs. »Alles weitere wird sich von selbst erledigen.«

Carlisle ging durch den frühmorgendlichen Nieselregen zu dem alten Kaufmannsviertel in der Nähe des Castlegate. Er überprüfte die Hausnummer und wandte sich dann der Eingangstreppe eines unauffälligen grauen Hauses zu, erbaut aus dem einheimischen Granit, welcher der Stadt Aberdeen ihr trutziges, wenn auch etwas düsteres Aussehen verlieh. Neben der Tür stand in kleinen, schlichten Messinglettern *Strouser & Sons.* Er zog an der Klingel, worauf ihn ein Angestellter in ein spartanisch eingerichtetes Büro geleitete und ihm einen Stuhl sowie eine Tasse Tee anbot.

Eine Minute verstrich, ehe ein kleiner Mann mit einem graumelierten, über die Brust wallenden Bart und einem langen Gehrock durch eine Nebentür eintrat. Er lächelte höflich und entbot ihm die Hand.

»Levi Strouser. Womit kann ich Euch zu Diensten sein?«

»Mein Name ist Abner Carlisle. Ein Freund, Kapitän Charles Scaggs, hat mich zu Euch geschickt.«

»Kapitän Scaggs hat einen Boten gesandt, der Euer Kommen ankündigte. Es ist mir eine Ehre, den berühmtesten Kaufmann von Aberdeen in meinen bescheidenen Geschäftsräumen empfangen zu dürfen.«

»Sind wir uns schon einmal begegnet?«

»Wir verkehren nicht unbedingt in den gleichen gesellschaftlichen Kreisen, und Ihr seid nicht der Mann, der Edelsteine kauft.«

»Meine Frau ist früh verstorben, und ich habe mich nicht wieder verheiratet. Daher bestand für mich kein Anlaß, teuren Tand zu erwerben.«

»Auch ich habe in jungen Jahren ein Weib verloren. Doch das

Glück war mir hold, und ich fand eine bezaubernde Frau, die mir vier Söhne und zwei Töchter schenkte.«

Carlisle hatte im Lauf der Jahre häufig geschäftliche Beziehungen zu jüdischen Kaufleuten gepflegt, doch er hatte noch nie mit Edelsteinen gehandelt. Auf diesem Gebiet kannte er sich nicht aus, und dementsprechend unbehaglich war ihm bei Strouser zumute. Er zückte den Lederbeutel und legte ihn auf den Schreibtisch.

»Kapitän Scaggs bittet um Euer Urteil bezüglich dieser Steine.«

Strouser legte ein weißes Blatt Papier auf den Schreibtisch und kippte den Inhalt des Beutels darüber aus. Er zählte die Steine. Es waren achtzehn Stück. Er ließ sich Zeit und untersuchte einen nach dem anderen mit seiner Juwelierslupe. Schließlich nahm er den größten und den kleinsten Stein und hielt sie mit beiden Händen hoch.

»Wenn Ihr Euch freundlicherweise etwas gedulden möchtet, Mr. Carlisle, könnte ich ein paar Versuche mit diesen beiden Steinen vornehmen. Einer meiner Söhne wird Euch noch einen Tee bringen.«

»O ja, vielen Dank. Ich kann durchaus warten.«

Fast eine Stunde verstrich, ehe Strouser mit den beiden Steinen zurückkehrte. Carlisle war ein aufmerksamer Beobachter und guter Menschenkenner. Er mußte es sein, immerhin hatte er in vielen tausend Geschäften erfolgreich verhandelt, seit er im zarten Alter von zweiundzwanzig Jahren sein erstes Schiff erstanden hatte. Er bemerkte, daß Levi Strouser nervös war. Man sah es nicht auf Anhieb – die Hände zitterten nicht, kein Zucken in den Augenwinkeln, keine Schweißperlen. Aber seine Augen verrieten ihn, Strouser sah aus, als hätte er gerade Gott geschaut.

»Darf ich fragen, woher diese Steine stammen?« fragte Strouser.

»Den genauen Herkunftsort kann ich Euch nicht sagen«, antwortete Carlisle wahrheitsgemäß.

»Die indischen Minen sind erschöpft, und aus Brasilien kommt nichts dergleichen. Könnte es sich um eins der neuen Vorkommen in Südafrika handeln?«

»Das vermag ich nicht zu sagen. Warum? Sind diese Steine etwas wert?«

»Wißt Ihr denn nicht, was sie sind?« fragte Strouser erstaunt.

»Mit Mineralien kenne ich mich nicht aus. Mein Fachgebiet ist der Seehandel.«

Wie ein Zauberer aus alten Zeiten breitete Strouser eine Hand über den Steinen aus. »Mr. Carlisle, das sind Diamanten! Die reinsten Rohlinge, die ich jemals zu Gesicht bekommen habe.«

Carlisle ließ sich sein Erstaunen nicht anmerken. »Ich zweifle Eure Kennerschaft keineswegs an, Mr. Strouser, aber ich kann gar nicht glauben, daß Ihr das ernst meint.«

»Meine Familie handelt seit fünf Generationen mit Edelsteinen, Mr. Carlisle. Ihr dürft mir ruhig glauben, wenn ich Euch sage, daß Ihr hier auf meinem Schreibtisch ein Vermögen liegen habt. Allem Anschein nach sind sie nicht nur perfekt, was Transparenz und Reinheit angeht, sondern sie besitzen auch eine ganz exquisite und sehr außergewöhnliche rosa-violette Tönung. Aufgrund ihrer Schönheit und ihrer Seltenheit erzielen sie weitaus höhere Preise als die reinen, farblosen Steine.«

Carlisle fand allmählich die Fassung und seinen Geschäftssinn wieder. »Was sind sie wert?«

»Rohlinge einzuschätzen ist nahezu unmöglich, da sich ihr wahrer Wert erst beim Schneiden und Schleifen offenbart und ihre ganze Schönheit erst zu voller Geltung gelangt, wenn sie facettiert sind. Eure kleinsten Steine haben im Rohzustand rund sechzig Karat.« Er schwieg einen Moment und hielt dann den größten hoch. »Der hier hat über neunhundertachtzig Karat, womit er der größte bekannte Rohling auf der Welt wäre.«

»Gehe ich recht in der Annahme, daß man sie wohlweislich schleifen lassen sollte, ehe man sie verkauft?«

»Wenn Ihr möchtet, könnte ich Euch auch für die Rohlinge einen guten Preis bieten.«

Carlisle steckte die Steine in den Lederbeutel zurück. »Nein, besten Dank. Ich vertrete einen sterbenden Freund. Da ist es meine Pflicht, den höchstmöglichen Gewinn für ihn zu erzielen.«

Strouser wurde binnen kürzester Zeit klar, daß er dem schlauen Schotten die Rohlinge nicht so einfach würde abschwatzen können. Daß er die Steine erwarb, sie selbst schleifen ließ und dann am Lon-

doner Diamantenmarkt mit gewaltiger Gewinnspanne veräußerte, kam also nicht in Frage. Daher entschied er sich, lieber mit einem kleinen Gewinn vorliebzunehmen, als leer auszugehen.

»Mein Unternehmen kann Euch dennoch beste Dienste leiten, Mr. Carlisle. Zwei meiner Söhne sind in der besten Diamantenschleiferei von Amsterdam in die Lehre gegangen. Sie sind ebenso gut wie jeder Londoner Schleifer, wenn nicht besser. Sobald die Steine geschliffen und poliert sind, könnte ich als Euer Makler tätig werden, so Ihr sie denn verkaufen wollt.«

»Warum sollte ich sie nicht selbst verkaufen?«

»Aus dem gleichen Grund, aus dem ich mich an Euch wenden würde, wenn ich Waren nach Australien verschiffen wollte, statt selbst ein Schiff zu erstehen und sie eigenhändig zu befördern. Ich bin Mitglied der Londoner Diamantenbörse, Ihr nicht. Ich kann einen doppelt so hohen Preis verlangen wie Ihr, und ich werde ihn auch erzielen.«

Carlisle war ein kluger Mann, der ein vernünftiges Angebot durchaus zu würdigen wußte. Er stand auf und bot Strouser die Hand. »Ich gebe diese Steine in Eure bewährten Hände, Mr. Strouser. Ich vertraue darauf, daß sich dieses Geschäft sowohl für Euch als auch für die Leute, die ich vertrete, als profitabel erweist.«

»Darauf könnt Ihr bauen, Mr. Carlisle.«

Der schottische Großreeder wollte das Büro bereits verlassen, wandte sich dann aber noch einmal zu dem jüdischen Edelsteinhändler um. »Was, glaubt Ihr, sind diese Steine wert, wenn Eure Söhne sie geschliffen haben?«

Strouser betrachtete die wie gewöhnliche Steine aussehenden Rohlinge, stellte sich ihr Feuer und ihr Funkeln vor. »Wenn diese Steine aus einem ergiebigen und leicht auszubeutenden Vorkommen stammen, sollte den Besitzern außerordentlicher Reichtum beschert sein.«

»Ich bitte um Vergebung, aber Euer Urteil kommt mir doch etwas phantastisch vor.«

Strouser schaute Carlisle über den Schreibtisch hinweg an und lächelte. »Ihr dürft mir ruhig vertrauen, wenn ich behaupte, daß

diese Steine, wenn sie geschliffen und facettiert sind, durchaus eine Million Pfund* einbringen könnten.«

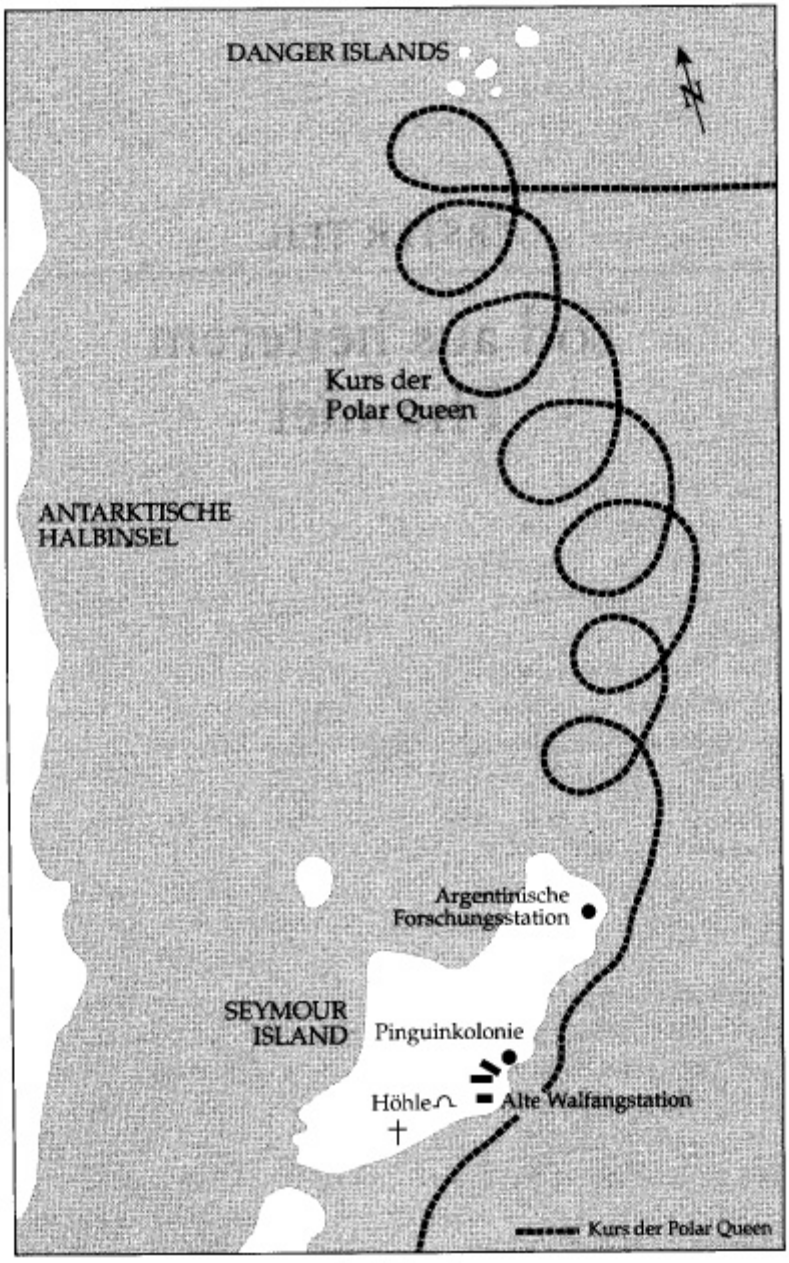
»Großer Gott«, versetzte Carlisle. »Soviel?«

Strouser nahm den Neunhundertachtzigkaräter zwischen zwei Finger und hielt ihn verzückt ins Licht, als handelte es sich um den Heiligen Gral. »Vielleicht sogar mehr«, sagte er bewundernd. »Viel, viel mehr.«

* Damals etwa zehn, nach heutiger Kaufkraft rund achtzig Millionen Mark.

ERSTER TEIL

Tod aus heiterem Himmel



Kurs der Polar Queen

14. Januar 2 000
Seymour Island, Antarktische Halbinsel

1

Ein Fluch lag auf der Insel. Ein tödlicher Fluch, wie die Gräber der Männer bewiesen, die dieses unwirtliche Gestade betreten hatten, nur um es nie wieder zu verlassen. Hier gab es nichts Schönes, nichts, was sich mit den majestätischen, in Eis gehüllten Gipfeln vergleichen ließe, den Gletschern, die fast so hoch aufragten wie die weißen Klippen von Dover, oder den anmutig wie kristallene Schlösser dahintreibenden Eisbergen, die man rund um den großen antarktischen Kontinent und die vorgelagerten Inseln erwarten konnte.

Seymour Island bildete das größte eisfreie Gebiet auf und um den gesamten sechsten Kontinent. Durch den vulkanischen Staub, der sich im Laufe der Jahrtausende abgelagert hatte, schmolz das Eis rascher und hinterließ karge Täler und Berge ohne ein Spur Farbe und nahezu bar jeden Schnees. Es war ein einzigartig häßlicher Ort, an dem es lediglich einige Flechtenarten sowie eine Kolonie Adelie-Pinguine gab, die die kleinen Steine, die es hier haufenweise gab, zum Bau ihrer Nester verwendeten.

Bei der Mehrzahl der Toten, die in flachen, aus dem Fels gemeißelten Gruben bestattet wurden, handelte es sich um Mitglieder einer norwegischen Antarktisexpedition, deren Schiff 1859 vom Packeis zermalmt worden war. Zwei Winter hatten sie überlebt, ehe ihre Nahrungsmittelvorräte zur Neige gingen und sie einer nach dem anderen jämmerlich verhungerten. Über ein Jahrzehnt lang galten sie als verschollen, bis ihre guterhaltenen Leichen 1870 von Briten entdeckt wurden, die hier eine Walfangstation einrichteten.

Weitere Männer starben und wurden unter den Felsen von Seymour Island zur ewigen Ruhe gebettet. Sie fielen Krankheiten zum

Opfer oder kamen bei Unfällen um, die sich während der Walfangsaison immer wieder ereigneten. Einige verloren ihr Leben, als sie zu Fuß von der Station aufbrachen, von einem Sturm überrascht wurden und im eisigen Wind erfroren. Erstaunlicherweise waren ihre letzten Ruhestätten gut gekennzeichnet. Die Besatzungen der Walfangschiffe, die im Packeis festsaßen, meißelten während der langen Wintermonate Inschriften in große Steinblöcke, die sie über den Gräbern errichteten. Als die Briten 1933 die Station aufgaben, ruhten sechzig Leichen auf diesem trostlosen Flecken Land.

Niemals hätten sich die Forscher und Seeleute, deren Geister auf diesem unwirtlichen Eiland umgingen, vorgestellt, daß ihre letzte Ruhestätte eines Tages von Buchhaltern und Anwälten, Handwerkern, Hausfrauen und Rentnern heimgesucht würde, die auf luxuriösen Kreuzfahrtschiffen anreisten, die behauenen Steine begafften und die Pinguine bestaunten, die einen Teil der Küste bevölkerten. Vielleicht, aber nur vielleicht, legte sich der Fluch dieser Insel auch auf diese Eindringlinge.

Die ungeduldigen Passagiere an Bord des Kreuzfahrtschiffes konnten an Seymour Island nichts Bedrohliches erkennen. Von ihrem schwimmenden Palast aus, der ihnen Sicherheit und jeden erdenklichen Komfort bot, sahen sie lediglich ein abgelegenes, unberührtes und geheimnisvolles Eiland, das aus der blau funkelnden See aufragte. Sie waren allenfalls gespannt auf ein neues Erlebnis, zumal sie mit zu den ersten Touristen zählten, die jemals den Fuß auf Seymour Island setzen sollten. Es war der dritte von fünf Landausflügen auf dieser Kreuzfahrt zwischen den Inseln entlang der antarktischen Küste, gewiß nicht der reizvollste, aber einer der interessantesten, so jedenfalls stand es in den Prospekten des Reiseveranstalters.

Viele hatten bereits Europa und den pazifischen Raum bereist, hatten die üblichen exotischen Orte gesehen, zu denen es Touristen aus aller Welt zieht. Jetzt wollten sie etwas anderes, etwas Ausgefalleneres ansteuern: ein Reiseziel, das nur wenige vor ihnen gesehen hatten, einen abgelegenen Ort, den man besichtigen konnte, um sich hinterher vor Freunden und Nachbarn damit zu brüsten.

Als sie sich erwartungsvoll in der Nähe der Bordleiter an Deck

drängten und ihre Teleobjektive auf die Pinguine richteten, mischte sich Maeve Fletcher unter sie und überprüfte, ob alle die orangeroten Kälteschutzjacken und die für die kurze Fahrt vom Schiff zum Strand vorgeschriebenen Schwimmwesten angelegt hatten, die von der Besatzung des Kreuzfahrtschiffes ausgeteilt worden waren.

Forsch und schwungvoll widmete sie sich ihren Schutzbefohlenen und bewegte sich dabei so federnd und geschmeidig, wie es nur jemand fertigbringt, der seinen Körper in jahrelangem hartem Training gestählt hat. Sie überragte die Frauen um Haupteslänge und war größer als die meisten Männer. Ihr Haar, das sie zu zwei Zöpfen geflochten hatte, schimmerte so gelb wie Schwertlilien im Sommer. Dunkelblaue Augen blickten aus einem energischen Gesicht mit hohen Wangenknochen. Ihr Mund schien stets zu einem freundlichen Lächeln geöffnet, so daß man die kleine Lücke zwischen den oberen Schneidezähnen sah. Durch die goldbraune Haut wirkte sie gesund und unverwüstlich, als triebe sie sich viel in der freien Natur herum.

Maeve war siebenundzwanzig Jahre alt und diplomierte Zoologin. Nach dem Universitätsabschluß hatte sie einen dreijährigen Forschungsurlaub genommen, weil sie Erfahrungen in der Feldforschung sammeln wollte, und die Lebensweise der Vögel und Säugetiere der Polargebiete erkundet. Danach war sie in ihre australische Heimat zurückgekehrt und hatte ihre Doktorarbeit gerade zur Hälfte geschrieben, als man ihr einen zeitlich befristeten Job als Naturkundlerin und Expeditionsleiterin bei Ruppert & Saunders angeboten hatte, einer auf Abenteuerreisen spezialisierten Kreuzfahrtlinie mit Sitz in Adelaide. Es war eine einmalige Gelegenheit, so viel Geld zu verdienen, daß sie ihre Dissertation in aller Ruhe beenden konnte, und so hatte sie alles stehen- und liegenlassen und war an Bord des Kreuzfahrtschiffes *Polar Queen* in Richtung des großen, weißen Kontinents in See gestochen.

Einundneunzig zahlende Passagiere nahmen an dieser Fahrt teil, und Maeve war eine von vier Naturkundlern, die sie bei Landgängen begleiteten. Wegen der Pinguinkolonie, des Friedhofes und der Überreste der alten Walfangstation und des Lagerplatzes, auf dem die norwegischen Forscher umgekommen waren, galt Seymour

Island als historische Stätte, die aufgrund ihrer empfindlichen Umwelt besonderen Schutzes bedurfte. Zur Schadensbegrenzung wurden die Passagiere in kleine Gruppen aufgeteilt, die zu verschiedenen Zeiten jeweils rund zwei Stunden über Land geleitet wurden. Außerdem schärfte man ihnen einen strengen Verhaltenskodex ein. Sie durften nicht auf Moose oder Flechten treten und sollten sich Vögeln und anderen Tieren nicht weiter als bis auf fünf Meter nähern. Sie durften keinerlei Andenken mitnehmen, nicht einmal einen kleinen Stein. Die Mehrzahl waren Australier, darunter aber auch ein paar Neuseeländer.

Maeve sollte laut Dienstplan die erste Besuchergruppe, zweiundzwanzig Personen, zur Insel begleiten. Sie hakte die Namen auf einer Liste ab, während die aufgeregten Touristen über das Fallreep zu einem Zodiac hinunterstiegen, einem vielseitig verwendbaren Schlauchboot, das einst von Jacques Cousteau entwickelt worden war. Sie wollte gerade hinter dem letzten Passagier hinunterklettern, als Trevor Haynes, der Erste Offizier, sie auf dem Fallreep zurückhielt. Er war ruhig, sah nach Ansicht der meisten Frauen ziemlich gut aus, mischte sich aber ungern unter die Passagiere und ließ sich außerhalb der Brücke selten sehen.

»Sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen nicht erschrecken, wenn sie das Schiff davonfahren sehen«, sagte er.

Sie drehte sich um und blickte zu ihm auf. »Wo wollt ihr denn hin?«

»Hundert Meilen weiter draußen zieht ein Sturm auf. Der Kapitän möchte nicht, daß die Passagiere unnötig unter der rauhen See leiden. Aber er will ihnen auch nicht den Spaß verderben und die Landgänge beschneiden. Er hat vor, zwanzig Meilen küstenaufwärts zu fahren und bei der dortigen Seelöwenkolonie eine andere Gruppe abzusetzen. Dann will er zurückkommen, euch auflesen und das Ganze wiederholen.«

»Er läßt also doppelt so viele Leute in der halben Zeit an Land.«

»Darauf läuft's hinaus. Auf diese Weise haben wir alles unter Dach und Fach und sind bereits in den relativ ruhigen Gewässern der Bransfield-Straße, ehe der Sturm hierherzieht.«

»Ich habe mich schon gefragt, weshalb ihr keinen Anker ausge-

worfen habt.« Maeve mochte Haynes. Er war der einzige Schiffsoffizier, der nicht ständig versuchte, sie zu fortgeschrittener Stunde zu einem Drink zu verleiten und hinterher in sein Quartier zu locken. »Ich erwarte euch in zwei Stunden zurück«, sagte sie und winkte ihm zu.

»Falls es Schwierigkeiten geben sollte, haben Sie ja Ihr tragbares Funkgerät.«

Sie griff zu dem kleinen Gerät, das an ihrem Gürtel befestigt war. »Sie werden's zuerst erfahren.«

»Grüßen Sie die Pinguine von mir.«

»Mach' ich.«

Während der *Zodiac* über das Wasser dahinglitt, das glatt und schimmernd wie ein Spiegel dalag, hielt Maeve ihrer kleinen Schar unerschrockener Touristen einen kurzen Vortrag über die Geschichte ihres Bestimmungsortes. »Seymour Island wurde 1842 von James Clark ROSS entdeckt. 1859 kamen hier vierzig norwegische Forscher um, die gestrandet waren, als ihr Schiff vom Packeis zermalmt wurde. Wir werden die Stelle besichtigen, an der sie bis zum bitteren Ende aushielten. Von dort aus ist es nur ein kurzes Stück Weg zu der Begräbnisstätte, wo sie ihre letzte Ruhe fanden.«

»Haben sie dort gewohnt?« fragte eine Frau, die hart auf die Achtzig zugehen mußte, und deutete auf mehrere Gebäude, die an einer kleinen Bucht lagen.

»Nein«, antwortete Maeve. »Was Sie dort sehen, sind die Überreste einer verlassenen britischen Walfangstation. Wir werden sie aufsuchen, ehe wir zu einem kurzen Fußmarsch um die Felsspitze aufbrechen, die Sie im Süden sehen. Zur Pinguinkolonie.«

»Lebt auf dieser Insel jemand?« hakte die Frau nach.

»Die Argentinier haben an der Nordspitze der Insel eine Forschungsstation.«

»Wie weit ist die weg?«

Maeve lächelte nachsichtig. »Etwa dreißig Kilometer.« In jeder Gruppe gibt es jemanden, der neugierig ist wie ein vierjähriges Kind, dachte sie.

Der Meeresboden war jetzt deutlich zu erkennen – nackte Steine ohne den geringsten Bewuchs. In etwa zwei Faden Tiefe konnten

sie den Schatten des Bootes sehen, als sie durch die Bucht fuhren. Keinerlei Brandung brach sich am Strand, die See lief glatt und ruhig aus, schwappte leise um die bloßliegenden Felsen und strömte wieder zurück. Der Bootsführer stellte den Außenborder ab, als der Bug des Zodiac über den Strand schrammte. Das einzige Lebewesen, das weit und breit zu sehen war, war ein strahlend weißer Sturmvogel, der wie eine große Schneeflocke über ihnen dahinsegelte.

Erst nachdem sie allen beim Aussteigen geholfen hatte und ihre Schutzbefohlenen in den kniehohen Gummistiefeln, mit denen man sie an Bord ausgestattet hatte, an Land gewatet waren, drehte Maeve sich um und schaute zu dem Schiff, das langsam Fahrt aufnahm und gen Norden davondampfte.

Die *Polar Queen* war ziemlich klein für ein Kreuzfahrtschiff. Sie war nur zweiundsiebzig Meter lang und hatte ganze zweitausendfünfhundert Bruttoregistertonnen. Sie war im norwegischen Bergen gebaut worden und eigens für Kreuzfahrten in polaren Gewässern konstruiert. Sie war robust wie ein Eisbrecher und konnte, wenn nötig, auch als solcher eingesetzt werden. Die Aufbauten und der breite Längsstreifen unter dem Unterdeck waren gletscherweiß gestrichen. Der übrige Schiffskörper war knallgelb. Dank der Strahlruder an Bug und Heck war sie ungemein wendig und konnte großen Treibeisschollen und Eisbergen jederzeit ausweichen. Die behaglichen Kabinen mit den großen, aufs Meer gerichteten Panoramafenstern waren wie Skihütten eingerichtet. Darüber hinaus gab es an Bord einen luxuriösen Salon, einen Speisesaal, in dem man verköstigt wurde wie in einem Drei-Sterne-Restaurant, einen großen Fitneßraum und eine Bibliothek voller Bücher und Broschüren über die Polarregion. Die Besatzung war erstklassig ausgebildet und zählte zwanzig Leute mehr als die Touristenschar.

Maeve kam sich seltsam verloren vor, als die gelbweiße *Polar Queen* immer kleiner wurde und schließlich in der Ferne verschwand. Sie konnte ihre unguten Gefühle zwar nicht recht begreifen, aber einen Moment lang konnte sie gut nachempfinden, wie den norwegischen Forschern zumute gewesen sein mußte, als sie mit ansehen mußten, wie das Schiff, von dem ihr Überleben ab-

hing, auf Nimmerwiedersehen verschwand. Sie riß sich von diesen düsteren Gedanken los und führte die schnatternde Touristenschar durch die graue Mondlandschaft zum Friedhof.

Sie ließ sie zwanzig Minuten lang auf eigene Faust zwischen den Grabsteinen auf Erkundungstour gehen und ganze Filmrollen mit den Inschriften vollknipsen. Dann führte sie sie zu einem riesigen Haufen ausgeblichener Walfischknochen unmittelbar neben der alten Station und schilderte ihnen, wie man seinerzeit die Wale verarbeitet hatte.

»Wenn die gefährliche und ungemein anstrengende Jagd vorbei und das Tier verendet war«, so erklärte sie, »kam die eigentliche Drecksarbeit. Der riesige Leib mußte ausgeschlachtet und der Walfischspeck zu Tran zerlassen werden. ›Reinsäbeln‹ und ›rausholen‹ nannten das die alten Walfänger.«

Danach waren die alten Hütten und die baufälligen Gebäude an der Reihe. Die Walfangstation, mittlerweile gehegt und gepflegt wie ein Museum, wurde von den Briten nach wie vor jährlich kontrolliert und in Schuß gehalten. Das Mobiliar, die Kücheneinrichtung, die alten Bücher und die zerfledderten Zeitschriften – alles sah noch genauso aus, wie es die Walfänger verlassen hatten, als sie ein letztes Mal von hier aus in See stachen.

»Bitte berühren Sie die Gegenstände nicht«, wies Maeve ihre Gruppe an. »Jeder Verstoß wird nach internationalem Recht streng verfolgt.« Sie schwieg einen Moment und zählte ihre Schutzbefohlenen. Dann sagte sie: »Und jetzt führe ich Sie in die Höhlen, die die Walfänger gegraben haben. Dort verstauten sie die riesigen Fässer mit dem Tranöl, bevor sie es nach England brachten.«

Sie griff in eine Kiste, die vom Expeditionsleiter einer früheren Kreuzfahrt neben dem Höhleneingang deponiert worden war, holte die Taschenlampen heraus und verteilte sie. »Leidet hier irgend jemand an Klaustrophobie?«

Eine Frau, die aussah wie Ende Siebzig, hob die Hand. »Ich glaube, ich geh' da lieber nicht rein.«

»Sonst noch jemand?«

Die Frau, die ihr Löcher in den Bauch gefragt hatte, nickte. »Ich kann Kälte und Dunkelheit nicht ausstehen.«

»Na schön«, sagte Maeve. »Sie warten hier. Ich führe die anderen zum Speicherraum für das Walöl. Ist nicht weit. In spätestens einer Viertelstunde sind wir zurück.«

Sie führte die schnatternde Schar durch einen langen, gewundenen Stollen, der von den Walfängern aus dem Fels gehauen worden war, zu einer großen Kammer voller riesiger Fässer, die einstmals hier verstaut und dann zurückgelassen worden waren. Sobald alle eingetreten waren, blieb sie stehen und deutete auf einen massigen Felsbrocken am Eingang.

»Der Fels, den Sie hier sehen, wurde aus dieser Kammer herausgehauen und diente als Kälteschutz. Außerdem hielt er konkurrierende Walfänger davon ab, das Öl zu stehlen, das man hier zurückließ, wenn die Station über den Winter geschlossen wurde. Dieser Felsbrocken ist so schwer wie ein Panzer, aber jedes Kind kann ihn bewegen, vorausgesetzt, es kennt den Trick.« Sie trat einen Schritt zur Seite, legte die Hand auf eine bestimmte Stelle oben auf dem Fels und schob ihn mühelos vor den Eingang. »Eine geniale Konstruktion. Der Fels ist genau ausbalanciert und schwingt um eine mittlere Achse. Drückt man auf die falsche Stelle, rührt er sich nicht vom Fleck.«

Während die Touristen ihre Witze über die stockdunkle Höhle rissen, die lediglich von den Taschenlampen notdürftig ausgeleuchtet wurde, ging Maeve zu einem der großen Holzfässer, einem, das noch halb voll war. Sie hielt ein Reagenzglas unter den Zapfhahn und ließ etwas Öl einlaufen. Dann reichte sie es herum und forderte die Touristen auf, ein paar Tropfen zwischen den Fingern zu verreiben.

»Erstaunlicherweise ist das Öl selbst nach fast siebzig Jahren noch nicht verdorben, vermutlich wegen der Kälte. Es ist noch genauso frisch wie an dem Tag, als es vom Kessel ins Faß umgefüllt wurde.«

»Das fühlt sich an wie ein erstklassiges Schmieröl«, sagte ein grauhaariger Mann mit einer großen, roten Nase, an der man gemeinhin den harten Trinker erkennt.

»Erzählen Sie das bloß nicht den Ölfirmen«, sagte Maeve mit einem verkniffenen Lächeln. »Sonst sind die Wale bis zum nächsten Weihnachtsfest ausgerottet.«

Eine Frau nahm das Reagenzglas und roch daran. »Kann man das zum Kochen verwenden?«

»Aber klar«, antwortete Maeve. »Vor allem in Japan wird Walöl zum Kochen oder als Margarine sehr geschätzt. Übrigens haben auch die alten Walfänger ihren Schiffszwieback gern in Salzwasser getaucht und dann im kochenden Walfischspeck überbacken. Ich habe es mal probiert und fand, daß es ganz interessant, wenn auch etwas fade schmeckt -«

Maeve wurde jäh unterbrochen, als eine ältere Frau aufschrie und die Hände an die Schläfen schlug, als litte sie unter rasenden Kopfschmerzen. Sechs weitere Menschen folgten – die Frauen schrien auf, die Männer stöhnten.

Maeve rannte von einem zum anderen, wußte nicht mehr ein noch aus, als sie die schmerzgepeinigten Augen sah. »Was ist los?« rief sie. »Was fehlt Ihnen? Kann ich Ihnen helfen?«

Dann war sie an der Reihe. Ein greller Schmerz bohrte sich in ihr Gehirn, und ihr Herz raste. Unwillkürlich drückte sie die Hände an die Schläfen. Benommen starrte sie zu den Mitgliedern der Exkursion. Sie sahen aus, als sprängen ihnen jeden Moment vor Schmerz und Entsetzen die Augen aus den Höhlen. Dann erfaßte sie ein jähes Schwindelgefühl, gefolgt von einer heftigen Übelkeit. Mühsam unterdrückte sie den Brechreiz, verlor dann das Gleichgewicht und stürzte zu Boden. Keiner wußte, wie ihm oder ihr geschah. Die Luft wurde mit einemmal dick und schwer und kaum mehr atembar. Das Licht der Taschenlampen nahm einen gespenstisch bläulichen Schimmer an. Nichts rührte sich, die Erde bebte nicht, und doch wirbelte in der Höhle Staub auf. Bis auf die qualvollen Schreie war kein Laut zu vernehmen.

Rund um Maeve sackten die Menschen zu Boden. Entsetzt und fassungslos stellte sie fest, daß sie die Orientierung verlor und immer tiefer in diesen Alptraum hineingerissen wurde, der ihr Innerstes nach außen kehrte.

Einen Moment lang meinten alle, sie müßten eines rätselhaften Todes sterben. Dann, ehe sie sich versahen, war alles vorbei. Die unerträglichen Schmerzen und das Schwindelgefühl ließen nach und vergingen ebenso rasch, wie sie gekommen waren.

Maeve war zu Tode erschöpft. Müde lehnte sie sich an das Faß mit dem Walöl, schloß die Augen und wurde von einer ungeheuren Erleichterung übermannt, als der Schmerz nachließ.

Mehrere Minuten lang brachte niemand ein Wort heraus. Schließlich blickte ein Mann, der seine benommene Frau im Arm hielt, zu Maeve auf. »Was, in Gottes Namen, war das?«

Maeve schüttelte nur den Kopf. »Ich weiß es nicht«, antwortete sie tonlos.

Mühsam machte sie die Runde und war heilfroh, daß alle noch am Leben waren. Zumal sich ihre Schutzbefohlenen offenbar nach und nach erholten. Maeve war dankbar, daß keiner der Älteren einen Herzanfall erlitten oder andere bleibende Schäden davongetragen hatte.

»Bleiben Sie bitte hier und ruhen Sie sich aus. Ich sehe unterdessen nach den beiden Damen draußen und setze mich mit dem Schiff in Verbindung.«

Eine anständige Gruppe, dachte sie. Niemand focht ihre Führungsrolle an, keiner gab ihr die Schuld an dem unerklärlichen Geschehen. Sie begannen sofort, sich umeinander zu kümmern, die Jüngeren halfen, die Älteren bequemer hinzubetten. Sie sahen zu, wie sie die Felsentür öffnete und durch den Eingang trat, wie der Strahl ihrer Taschenlampe hinter einer Tunnelbiegung verschwand.

Sobald Maeve wieder im hellen Tageslicht stand, kam ihr das Ganze wie eine Halluzination vor. Die See war so ruhig und tiefblau wie eh und je. Die Sonne stand etwas höher am wolkenlosen Himmel. Und die beiden Frauen, die lieber im Freien geblieben waren, lagen bäuchlings am Boden und krallten sich an den umliegenden Felsen fest, als wollten sie sich einer unsichtbaren Kraft widersetzen, die sie davonzureißen drohte.

Sie bückte sich und wollte sie wachrütteln, erstarrte aber, als sie die blicklosen Augen und die offenen Münder sah. Beide hatten sich erbrochen. Sie waren tot, und ihre Haut nahm bereits einen dunklen, blaulila Farbton an.

Maeve rannte zu dem am Strand liegenden Zodiac. Der Bootsführer, der sie an Land gebracht hatte, gab keinerlei Lebenszeichen von sich. Sein Gesicht war ebenso schreckensverzerrt wie das der

Frauen, die Haut genauso verfärbt. Wie betäubt hob sie ihr Funkgerät und ging auf Sendung. *»Polar Queen,* hier Landausflug Nummer eins. Wir haben einen Notfall. Bitte sofort melden. Over.«

Niemand antwortete.

Wieder und immer wieder versuchte sie das Schiff zu erreichen. Doch nur Schweigen antwortete ihr. Es war, als hätte es die *Polar Queen,* ihre Besatzung und die Passagiere nie gegeben.

2

Im Januar ist in der Antarktis Hochsommer, und entsprechend lang sind die Tage. Nur ein, zwei Stunden lang herrscht ein diffuses Dämmerlicht. Die Temperaturen auf der Halbinsel können auf bis zu fünfzehn Grad steigen, doch seit die Gruppe an Land gegangen war, waren sie bis auf den Gefrierpunkt gesunken. Die vereinbarte Zeit für die Rückkehr rückte näher, doch von der *Polar Queen* war weit und breit nichts zu hören und zu sehen.

Um elf Uhr abends, als die Sonne am Horizont immer tiefer sank, gab Maeve, die das Schiff auch weiterhin jede halbe Stunde über Funk rief, ihre vergeblichen Bemühungen auf, um die Batterien ihres Senders zu schonen. Die Reichweite des tragbaren Funkgerätes war auf zehn Kilometer begrenzt, und innerhalb von fünfhundert Kilometern befanden sich weder ein anderes Schiff noch ein Flugzeug, die ihre Notrufe hätten empfangen können. Rettung konnte allenfalls von der argentinischen Forschungsstation am anderen Ende der Insel nahen, aber auch dort empfing man ihre Signale vermutlich nur dann, wenn es aufgrund außergewöhnlicher atmosphärischer Bedingungen zu Überreichweiten kam. Frustriert hörte sie auf, nahm sich aber vor, es später erneut zu versuchen.

Wo sind das Schiff und seine Besatzung? fragte sie sich fortwährend. Hatten sie womöglich unter dem gleichen mörderischen Phänomen gelitten? Sie wollte sich keinen pessimistischen Gedanken hingeben. Vorerst waren sie und ihre Gruppe in Sicherheit. Aber ohne Nahrung, Schlafgelegenheiten und warme Unterkunft

konnten sie ihrer Ansicht nach nicht allzulange aushalten. Allenfalls ein paar Tage. Ihre Schutzbefohlenen waren ausnahmslos ältere Semester. Die jüngsten Mitglieder der Landexkursion, ein Ehepaar, waren Ende der Sechzig, die anderen in den Siebzigern, und die älteste Teilnehmerin war eine dreiundachtzigjährige Frau, die sich ein letztes Abenteuer gönnen wollte, ehe sie ins Pflegeheim ging. Ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit überkam Maeve.

Ihre Besorgnis nahm zu, als sie die dunklen Wolken bemerkte, die von Westen über die See heranzogen – die Vorboten des Sturmes, vor der Trevor Haynes, der Erste Offizier der *Polar Queen,* sie gewarnt hatte. Aufgrund ihrer Erfahrung mit den Witterungsbedingungen rund um den Südpol wußte sie, daß diese Küstenstürme von einem peitschenden Schneeregen begleitet wurden, der einem jegliche Sicht raubte. Heftige Schneefälle waren nicht zu erwarten. Die Hauptgefahr stellte der eisige, alles durchdringende Wind dar. Maeve gab endgültig die Hoffnung auf, das Schiff in absehbarer Zeit wiederzusehen, und bereitete sich auf das Schlimmste vor. Jetzt galt es, eine Unterkunft zu finden, in der die Mitglieder ihrer Exkursionsgruppe die nächsten zehn Stunden ausharren konnten.

In den Hütten der Walfänger, auch in der für die Nachwelt erhaltenen Museumsbaracke, waren sie den Elementen zu sehr ausgesetzt. Die Dächer waren längst eingesackt, die Fenster durch den ständigen Wind zerborsten, die Türen weggerissen. Wenn ihre Gruppe in der Höhle blieb, so befand sie schließlich, hatte sie eine größere Chance, die bittere Kälte und den mörderischen Wind zu überleben. Bei der Walfangstation hatte sie einen Stapel verwittertes Bauholz gesehen, das sich womöglich für ein Feuer verwenden ließe. Allerdings müßten sie es nahe am Höhleneingang abbrennen, denn weiter hinten war die Gefahr einer Rauchvergiftung zu groß.

Vier der »jüngeren« Männer halfen ihr, die Leichen der beiden Frauen und des Bootsführers in die Museumsbaracke zu bringen. Außerdem zogen sie den Zodiac weiter an Land und vertäuten ihn, damit ihn der aufkommende Wind nicht landeinwärts davonblies. Danach türmten sie zum Schutz vor den eisigen Böen Steine am Höhleneingang auf, bis nur noch ein kleines Schlupfloch offen war. Den Felsblock wollte sie bewußt nicht vorwälzen, denn dann

wären sie gänzlich von der Außenwelt abgeschlossen gewesen. Anschließend versammelte sie alle um sich und befahl ihnen, sich aneinanderzukuscheln und gegenseitig zu wärmen.

Jetzt begann die endlose Zeit, in der sie nur tatenlos abwarten konnten, daß jemand kam und sie rettete. An Schlaf war nicht zu denken, obwohl sie es versuchten. Die lähmende Kälte drang allmählich durch die Kleidung, und der Wind draußen erhob sich zu einem ausgewachsenen Sturm, der unter gespenstischem Heulen durch das Luftloch in der Steinbarriere am Höhleneingang fegte.

Nur ein, zwei Leute beklagten sich. Der Großteil ertrug diese Prüfung mit Gleichmut. Einige waren sogar regelrecht aufgekratzt, weil sie endlich ein echtes Abenteuer erlebten. Zwei Australier, stattliche Männer, die mit einer gemeinsam geführten Baufirma ein Vermögen verdient hatten, zogen ihre Frauen auf und rissen allerlei trockene Witze, um ihre Schicksalsgenossen bei Laune zu halten. Sie wirkten völlig ungerührt, als warteten sie lediglich darauf, daß ihr Flug aufgerufen werde. Prima Leute, diese älteren Herrschaften, dachte Maeve. Ein Jammer, nein, eine Sünde wäre es, wenn sie alle in diesem eisigen Höllenloch umkommen müßten.

Sie ließ ihren Gedanken freien Lauf, hatte vage vor Augen, wie man sie unter Steinhaufen inmitten der norwegischen Forscher und Walfänger bestattete. Eine Wahnvorstellung, ermahnte sie sich. Ihr Vater und ihre Schwestern wünschten ihr zwar alles Schlechte, aber daß sie ihr ein anständiges Begräbnis in der Familiengruft versagten, in der ihre Ahnen ruhten, das mochte sie dann doch nicht glauben. Möglicherweise aber, und das wußte sie nur zu genau, betrachtete ihre Familie sie nicht mehr als ihr eigen Fleisch und Blut, nicht nach der Geburt ihrer Zwillinge.

Sie lag da, betrachtete den Dunst, der sich durch die Atemluft der vielen Menschen in der Höhle bildete, und rief sich ihre Söhne vor Augen. Sechs Jahre waren sie jetzt alt, wurden von Freunden gehütet, während sie auf Kreuzfahrt war und das nötige Kleingeld verdiente. Was sollte aus ihnen werden, wenn sie starb? Hoffentlich fielen sie niemals ihrem – Maeves – Vater in die Hände. Mitgefühl kannte er nicht, und Menschenleben scherten ihn wenig. Nicht einmal auf Geld kam es ihm an. Für ihn war es lediglich das Mittel zum

Zweck. Macht und Einfluß, das war seine ganze Leidenschaft. Ihre beiden Schwestern waren, was andere Menschen anging, ebenso gefühllos wie ihr Vater. Glücklicherweise war sie nach der Mutter geraten, einer empfindsamen Frau, die von ihrem kalten und brutalen Mann in den Selbstmord getrieben worden war. Maeve war damals zwölf Jahre alt gewesen.

Danach hatte sie sich nicht mehr als Mitglied der Familie betrachtet. Sie wiederum hatten ihr niemals vergeben, daß sie das gemachte Nest verlassen, sich einen neuen Namen zugelegt und allein durchgeschlagen hatte, nachdem sie nichts als die Kleidung mitgenommen hatte, die sie am Leibe trug. Bislang hatte sie es noch keinen Moment bereut.

Sie kam zur Besinnung und horchte auf. Kein Ton war zu vernehmen. Der Wind pfiff nicht mehr von draußen in den Höhlentunnel. Zwar braute sich nach wie vor ein Unwetter zusammen, doch der eisige Wind hatte sich vorübergehend gelegt. Sie wandte sich um und rief die beiden australischen Bauunternehmer zu sich.

»Ich brauche zwei Mann, die mit mir zur Pinguinkolonie kommen«, erklärte sie ihnen. »Die sind nicht schwer zu fangen. Ist zwar streng verboten, aber wenn wir halbwegs gesund bleiben wollen, bis das Schiff zurückkehrt, müssen wir etwas in den Magen kriegen.«

»Was meinst du, Mann?« tönte der eine.

»Könnte einen Kapaun vertragen«, erwiderte der andere.

»Pinguine sind nicht unbedingt was für Feinschmecker«, sagte Maeve lächelnd. »Das Fleisch ist ziemlich tranig, aber es macht satt.«

Bevor sie zu der Pinguinkolonie aufbrachen, scharte sie die anderen um sich und trug ihnen auf, Feuerholz von der alten Walfangstation zu holen. »Darauf kommt's auch nicht mehr an. Wenn ich denn schon in den Knast komme, weil ich geschützte Tiere töte und historische Stätten zerstöre, dann sollte ich zumindest ganze Arbeit leisten.«

Der Weg zu der etwa zwei Kilometer entfernten Pinguinkolonie führte um die Nordspitze der Bucht herum. Obwohl der Wind abgeklungen war, kamen sie nur mühsam voran. Wegen des Schnee-

regens hatten sie kaum mehr als drei Meter Sicht. Sie kamen sich vor wie unter Wasser, zumal keiner von ihnen die entsprechenden Schutzbrillen trug. Sie hatten lediglich Sonnenbrillen auf, doch die nassen Flocken drangen im Nu hinter die Gläser und verklebten ihnen die Augen. Um sich halbwegs orientieren zu können, mußten sie nah am Wasser bleiben. Dadurch mußten sie zwar zwanzig Minuten länger marschieren als auf direktem Weg quer über die Halbinsel, aber zumindest konnten sie sich nicht verlaufen.

Der Wind kam wieder auf und schnitt in ihre ungeschützten Gesichter. Maeve, die sich zwischenzeitlich überlegt hatte, ob sie nicht alle zu der argentinischen Forschungsstation führen sollte, verwarf den Gedanken rasch wieder. Bei diesem Sturm würden nur wenige einen Dreißigkilometermarsch überstehen. Mehr als die Hälfte der betagten Touristenschar würde binnen kürzester Zeit am Wegesrand verenden. Maeve mußte alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, ob sie nun durchführbar waren oder nicht. Sie könnte es schaffen. Sie war jung und kräftig. Aber sie konnte unmöglich die Menschen im Stich lassen, die auf sie angewiesen waren. Möglicherweise könnte sie die beiden rüstigen Australier losschicken, die sich neben ihr vorankämpften. Aber was würden sie vorfinden, wenn sie dort ankamen?

Womöglich waren die argentinischen Wissenschaftler unter den gleichen merkwürdigen Umständen umgekommen wie die drei Mitglieder ihrer Gruppe. Falls das Schlimmste eingetreten war, konnten sie sich lediglich die leistungsstarke Funkausrüstung zunutze machen. Es war eine schwere Entscheidung. Sollte sie die beiden Australier auf einen lebensgefährlichen Marsch schicken oder sie lieber bei sich behalten, damit sie sich der Schwachen und Siechen annahmen? Sie entschied sich gegen die Forschungsstation. Es gehörte nicht zu ihrem Job, die Fahrgäste von Ruppert & Saunders in Lebensgefahr zu bringen. Außerdem schien es unvorstellbar, daß man sie im Stich gelassen hatte. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als abzuwarten, bis sie – von wem auch immer – gerettet wurden, und bis dahin nach besten Kräften auszuharren.

Der Schneeregen hatte nachgelassen, so daß sie jetzt wenigstens fünfzig Meter weit sehen konnten. Über ihnen tauchte ein heller,

verwaschener Fleck auf – die Sonne, die durch die Feuchtigkeit in allen Regenbogenfarben schillerte. Sie umrundeten die Felsnase am Ende der Bucht und kamen zu dem Küstenstreifen, an dem die Pinguine nisteten. Maeve mochte gar nicht daran denken, daß sie Pinguine töten mußten, um am Leben zu bleiben. Sie waren so zahm und zutraulich.

Der *Pygoscelis adeliae* oder Adelie-Pinguin ist eine von siebzehn Arten dieses einzigartigen Schwimmvogels. Er hat schwarzes Gefieder an Kopf und Rücken, einen weißen Bauch und kleine Knopfaugen. Seine Vorfahren, darauf deuten Fossilienfunde auf Seymour Island hin, entwickelten sich vor über vierzig Millionen Jahren und waren etwa mannsgroß. Maeve, die von ihren mitunter geradezu menschlich anmutenden Verhaltensmustern fasziniert war, hatte einen ganzen Sommer lang eine Brutkolonie beobachtet und studiert und sich immer mehr in diese hinreißenden Vögel verliebt. Im Gegensatz zum größeren Kaiserpinguin konnte der Adelie bis zu fünf Kilometer pro Stunde zurücklegen, manchmal sogar mehr, wenn er bäuchlings, wie ein Schlitten, über das Eis rutschte. Wenn man denen eine Melone aufsetzt und ein Stöckchen zum Herumwirbeln gibt, dachte sie oft, sehen sie genauso aus wie Charlie Chaplin.

»Ich glaub', der verdammte Schneeregen läßt nach«, sagte einer ihrer Begleiter. Er hatte eine Lederkappe auf und rauchte eine Zigarette.

»Wird auch Zeit«, grummelte der andere, der sich einen Schal um den Kopf geschlungen hatte. »Ich komm' mir vor wie ein nasser Lappen.«

Sie hatten jetzt etwa einen halben Kilometer Sicht auf die See. Das einstmals wie ein Spiegel daliegende Meer schäumte und gischtete unter dem Wind. Maeve wandte den Blick zu der Brutkolonie. Pinguine, soweit das Auge reichte, über fünfzigtausend Stück. Als sie mit den beiden Australiern näher kam, fiel ihr auf, daß keines der Tiere aufrecht stand und sich, wie üblich, mit den Schwanzfedern abstützte, damit es nicht hintüberfiel. Sie langen kreuz und quer durcheinander, zumeist auf dem Rücken, als wären sie einfach umgekippt.

»Irgendwas stimmt da nicht«, sagte sie. »Keiner steht aufrecht.«

»Die Vögel sind ja nicht blöde«, meinte der Mann, der sich den Schal wie einen Turban um den Kopf geschlungen hatte. »Die wissen eben, daß man bei einem Schneesturm nicht aufrecht stehen bleiben darf.«

Maeve rannte zu der Brutkolonie und betrachtete die am äußersten Rand liegenden Pinguine. Kein Laut war zu hören. Nichts rührte sich oder reagierte, als sie näher kamen. Sie kniete sich hin und untersuchte eins der Tiere. Es lag reglos am Boden und starrte sie mit toten Augen an. Erschüttert ließ sie den Blick über die zigtausend Vögel schweifen, die keinerlei Lebenszeichen von sich gaben. Sie starrte auf zwei Seeleoparden, die natürlichen Feinde der Pinguine, deren Leiber von der leichten Dünung am steinübersäten Strand hin und her gespült wurden.

»Sie sind alle tot«, murmelte sie schockiert.

»Verdammt noch mal«, versetzte der Mann mit der Lederkappe. »Sie hat recht. Die kleinen Kerle machen keinen Mucks mehr.«

Das kann doch nicht wahr sein, dachte Maeve. Sie stand wie angewurzelt da. Auch wenn sie die Ursache dieses Massensterbens nicht erkennen konnte, spüren konnte sie es nur allzu deutlich. Plötzlich kam ihr der Gedanke, daß jegliches Leben auf der Welt der gleichen rätselhaften Krankheit zum Opfer gefallen sein könnte. Könnte es sein, daß wir die einzigen lebenden Wesen auf einem toten Planeten sind? fragte sie sich, und der Gedanke versetzte sie beinahe in Panik.

Der Mann, der sich den Schal um den Kopf gewickelt hatte, bückte sich und hob einen Pinguin hoch. »Wenigstens müssen wir sie nicht mehr umbringen.«

»Liegenlassen!« schrie Maeve ihn an.

»Warum?« erwiderte der Mann ungehalten. »Wir brauchen alle was zu essen.«

»Wir wissen nicht, woran sie gestorben sind. Es könnte sich um eine Seuche handeln.«

Der Mann mit der Lederkappe nickte. »Die junge Frau hat recht. Wenn die Pinguine einer Krankheit zum Opfer gefallen sind, könnten wir die nächsten sein. Ich weiß nicht, wie’s mit dir steht, aber ich

hab nicht vor, die Verantwortung für den Tod meiner Frau auf mich zu laden.«

»Aber die sind an keiner Krankheit gestorben«, versetzte der andere. »Genausowenig wie die beiden alten Damen und der Seemann. Das war eher so eine Art Naturphänomen.«

Maeve blieb eisern. »Ich denke nicht daran, Menschenleben aufs Spiel zu setzen. Die *Polar Queen* wird zurückkehren. Man hat uns nicht vergessen.«

»Falls uns der Käpt'n einen ordentlichen Schreck einjagen wollte, macht er seine Sache verdammt gut.«

»Es gibt bestimmt einen Grund dafür, weshalb er nicht zurückgekehrt ist.«

»Ob mit oder ohne Grund – ich hoffe nur, daß Ihre Firma entsprechend versichert ist, weil wir sie nämlich verklagen werden, daß ihr Hören und Sehen vergeht, sobald wir wieder in der Zivilisation sind.«

Maeve hatte keine Lust, sich zu streiten. Sie wandte sich von der vernichteten Brutkolonie ab und trat den Rückmarsch zu der Höhle an. Bevor die beiden Männer ihr folgten, blickten sie hinaus auf die tosende See, auf der Suche nach etwas, was nicht da war.

3

Nach drei Tagen in einer Höhle auf einer öden Felseninsel aufzuwachen, während draußen ein Polarsturm tobt, und daran zu denken, daß man für den Tod dreier Menschen und das Überleben von neun Männern und elf Frauen die Verantwortung trägt, ist alles andere als angenehm. Für die gestrandeten Urlaubsreisenden, die die wunderbare Einsamkeit der Antarktis hatten erleben wollen, jetzt aber nur noch verzweifelt auf die Rückkehr der noch immer spurlos verschwundenen *Polar Queen* hofften, war der Landausflug, zu dem sie so fröhlich aufgebrochen waren, längst zu einem Alptraum geworden. Und zu allem Überfluß hatten die Batterien von Maeves tragbarem Funkgerät endgültig schlappgemacht.

Maeve wußte, daß sie jetzt jederzeit mit weiteren Todesfällen rechnen mußte, denn die älteren Leute in ihrer Gruppe litten erbärmlich unter den Bedingungen in der Höhle. Sie hatten ein Leben lang in warmen und tropischen Gegenden zugebracht und waren die grimmige, frostklirrende Kälte der Antarktis nicht gewohnt. Junge, abgehärtete Menschen hätten vielleicht ausgehalten, bis endlich Hilfe eintraf, aber diese Leute waren nicht mehr so widerstandsfähig wie Zwanzig- und Dreißigjährige.

Anfangs hatten sie Witze gerissen, Geschichten erzählt und die Strapazen als zusätzliches Abenteuer betrachtet. Sie hatten Lieder gesungen, hauptsächlich »Waltzing Matilda«, und sich an allerlei Wortspielen versucht. Aber bald schon hatte sich Teilnahmslosigkeit breitgemacht, und sie waren still und gleichgültig geworden. Doch nach wie vor ertrugen sie ihre Leiden tapfer und ohne Klagen.

Mittlerweile war der Hunger stärker als die Angst vor verseuchtem Fleisch, so daß Maeve nachgeben und die Männer zu den toten Pinguinen schicken mußte, um eine Meuterei zu verhindern. Die Vögel, die sie zurückbrachten, wiesen keinerlei Anzeichen von Verwesung auf, da sie unmittelbar nach Eintritt des Todes gefroren waren. Einer der Männer war ein passionierter Jäger. Er zückte ein Schweizer Offiziersmesser, mit dem er die Tiere gekonnt häutete und ausweidete. Das Fett und die Proteine, mit denen sie sich den Bauch vollschlugen, lieferten ihren Körpern den nötigen Brennstoff und bewahrten sie vor weiterer Unterkühlung.

In einer der Walfängerhütten fand Maeve die Überreste eines siebzig Jahre alten Tees. Außerdem organisierte sie einen alten Topf und eine Pfanne. Danach zapfte sie aus einem der Fässer einen Liter Walöl ab, goß es in die Pfanne und zündete es an. Eine blaue Flamme flackerte auf, und alle applaudierten, da sie nun dank ihrer Findigkeit über einen funktionstüchtigen Herd verfügten. Danach putzte sie den alten Topf, füllte ihn mit Schnee und kochte den Tee. Das heiße Gebräu gab ihnen neuen Lebensmut, wenn auch nur für kurze Zeit. Bald darauf machte sich wieder Niedergeschlagenheit in der Höhlenkammer breit. Sie wollten dem Tod mit aller Entschiedenheit trotzen, doch die eisige Kälte zehrte an ihren Kräften. Nach

einiger Zeit waren sie wieder davon überzeugt, daß das Ende unvermeidlich war. Das Schiff würde nie mehr zurückkehren, und darauf zu hoffen, daß jemand anders zu ihrer Rettung nahte, war schiere Utopie.

Es kam nicht mehr darauf an, ob sie der gleichen mysteriösen Krankheit erlagen – Wenn es denn eine war – wie die Pinguine. Niemand war entsprechend gekleidet, um über längere Zeit hinweg Temperaturen zu ertragen, die mittlerweile weit unter dem Gefrierpunkt lagen. Wenn sie mit Hilfe des Walöls ein größeres Feuer entzündeten, liefen sie Gefahr, an einer Rauchvergiftung zu sterben. Das bißchen Wärme jedoch, das die kleine Flamme in der Pfanne spendete, reichte kaum aus, um sie am Leben zu erhalten. Letzten Endes würden sie alle der Kälte zum Opfer fallen.

Der Sturm draußen wurde immer schlimmer. Zudem fing es an zu schneien, was während der Sommermonate auf der Halbinsel nur selten vorkam. Der zusehends heftiger tobende Sturm machte jede Hoffnung zunichte, daß jemand sie zufällig entdecken könnte. Vier ältere Mitglieder der Gruppe waren aufgrund der Unterkühlung dem Tode nah, und Maeve mußte sich entmutigt eingestehen, daß sie keinerlei Einfluß auf ihr weiteres Schicksal hatte. Sie gab sich die Schuld am Tod der drei Menschen, und das nahm sie sehr mit.

Die Überlebenden betrachteten sie als ihre einzige Hoffnung. Auch die Männer erkannten ihre Führungsrolle an und befolgten ihre Befehle ohne ein Widerwort. »Gott stehe ihnen bei«, flüsterte sie vor sich hin. »Ich darf ihnen nicht zeigen, daß ich mit meiner Weisheit am Ende bin.«

Sie erschauderte unter dem bedrückenden Gefühl der Hilflosigkeit. Eine seltsame Lethargie befiel sie. Maeve wußte, daß sie diese schreckliche Prüfung bis zum bitteren Ende durchstehen mußte, doch sie bezweifelte, daß sie auch weiterhin die Kraft hatte, die Verantwortung für zwanzig Menschenleben zu übernehmen. Trotz aller Teilnahmslosigkeit horchte sie auf, als sie, wenn auch nur undeutlich, ein merkwürdiges Geräusch vernahm, das anders klang als der heulende Wind. Als schlüge etwas in der Luft. Dann wurde es wieder schwächer. Reine Einbildung, sagte sie sich. Vermutlich

hatte lediglich der Wind gedreht, so daß er jetzt andere Töne erzeugte, wenn er durch das Luftloch am Höhleneingang pfiff.

Dann hörte sie es wieder, ganz kurz nur, bevor es endgültig erstarb. Mühsam stand sie auf und stolperte durch den Tunnel. Vor dem Windschutz hatte sich eine Schneewehe aufgetürmt, die das Schlupfloch fast verstopfte. Sie entfernte etliche Steine, bis der Durchgang breit genug für sie war, und kroch hinaus in die eisige Welt. Der Wind blies unverändert mit mehr als zwanzig Knoten und wirbelte die Schneefelder auf wie ein Tornado. Plötzlich straffte sie sich, kniff die Augen zusammen und starrte in das dichte Gestöber.

Irgend etwas schien sich da draußen zu bewegen, eine undeutliche Gestalt, kaum wahrnehmbar und doch deutlich dunkler als das dichte Schneetreiben.

Sie wagte einen Schritt und fiel prompt vornüber. Eine Zeitlang überlegte sie, ob sie nicht liegenbleiben und einschlafen sollte. Der Drang, einfach aufzugeben, war überwältigend. Doch noch waren ihre Lebensgeister nicht endgültig erloschen. Sie mühte sich auf die Knie und starrte in das diffuse Zwielicht. Sie bemerkte etwas, was sich auf sie zubewegte. Dann raubte ihr eine weitere Bö die Sicht. Kurz darauf tauchte es wieder auf, näher diesmal. Ihr Herz raste.

Es war eine menschliche Gestalt, ein Mann, voller Eis und Schnee. Sie winkte aufgeregt und rief ihn an. Er blieb stehen, so als horchte er, wandte sich dann ab und wollte wieder weggehen.

Diesmal schrie sie. Es war ein hoher, gellender Schrei, wie ihn nur eine Frau zustande bringt. Die Gestalt drehte sich um und starrte durch das Schneetreiben zu ihr her. Hektisch wedelte sie mit beiden Armen. Er winkte zurück und kam auf sie zugetrabt.

»Bitte, lieber Gott, mach, daß das keine Einbildung ist«, betete sie voller Inbrunst.

Und dann kniete er neben ihr im Schnee, ergriff ihre Schulter und umschlang sie, so kam es ihr vor, mit den stärksten und kräftigsten Armen, die sie je gespürt hatte. »Gott sei Dank. Ich habe nie die Hoffnung aufgegeben, daß jemand kommt.«

Er war groß, trug einen türkisfarbenen Parka, über dessen linker Brustseite die Buchstaben NUMA prangten, und eine Skimaske

samt Schneebrille. Er nahm die Brille ab und musterte sie mit unglaublich leuchtenden grünen Augen, aus denen sowohl Erstaunen als auch Überraschung sprachen. Mit seinem tiefbraunen Gesicht wirkte er in der Antarktis merkwürdig fehl am Platz.

»Was, um alles in der Welt, machen Sie hier?« fragte er sie mit rauher Stimme, in der ein besorgter Unterton mitschwang.

»Ich habe mich mit zwanzig Leuten in der Höhle da hinten verkröchen. Wir waren auf einem Landausflug. Unser Kreuzfahrtschiff ist weggefahren und nicht zurückgekommen.«

Ungläubig musterte er sie. »Man hat Sie hier sitzenlassen?«

Sie nickte und starrte bang in den Sturm hinaus. »Hat es eine weltweite Katastrophe gegeben?«

Er kniff die Augen zusammen. »Nicht daß ich wüßte. Warum fragen Sie?«

»Drei Leute aus meiner Gruppe sind unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen. Und die nördlich der Bucht gelegene Pinguinkolonie wurde bis auf den letzten Vogel vernichtet.«

Der Fremde zeigte keine Reaktion. Falls ihn die traurige Nachricht überraschte, ließ er es sich nicht anmerken. Er half Maeve auf die Beine. »Wir sollten lieber zusehen, daß wir aus diesem Schneesturm rauskommen.«

»Sie sind Amerikaner«, sagte sie, bibbernd vor Kälte.

»Und Sie Australierin.«

»Ist das so offensichtlich?«

»Man hört's an der Aussprache.«

Sie bot ihm die Hand zum Gruß. »Sie wissen ja gar nicht, wie froh ich bin, Sie zu sehen, Mr. ... ?«

»Ich heiße Dirk Pitt.«

»Maeve Fletcher.«

Ohne auf ihre Einwände zu achten, hob er sie hoch, hielt sich an ihre Fußstapfen und trug sie zum Höhleneingang. »Ich schlage vor, daß wir das Gespräch vertagen, bis wir aus der Kälte sind. Sie sagen, da sind noch zwanzig andere?«

»Die noch am Leben sind, ja.«

Pitt warf ihr einen ernsten Blick zu. »Kommt mir fast so vor, als hätten die Reiseprospekte bei diesem Trip zuviel versprochen.«

Sobald sie im Tunnel waren, setzte er sie ab und zog die Skimaske herunter. Er hatte volles, widerspenstiges schwarzes Haar und dichte, dunkle Brauen, die die grünen Augen überschatteten. Das Gesicht war zerfurcht und wettergegerbt, aber bei aller Markigkeit durchaus attraktiv. Der Mund sah aus, als wäre er ständig zu einem lässigen Grinsen verzogen. Ein Mann, bei dem eine Frau sich geborgen fühlen kann, dachte Maeve.

Eine Minute später wurde Pitt von den Touristen empfangen wie ein Fußballstar, der die Heimmannschaft soeben zu einem glorreichen Sieg geführt hat. Sein plötzliches Auftauchen in ihrer Mitte hatte die gleiche Wirkung wie ein Sechser im Lotto. Er wiederum wunderte sich, daß sie trotz der fürchterlichen Strapazen alle in halbwegs guter körperlicher Verfassung waren. Die alten Frauen umarmten und küßten ihn wie einen Sohn, während die Männer ihm auf den Rücken schlugen, bis er schmerzte. Alle redeten durcheinander und bestürmten ihn mit Fragen. Maeve stellte ihn vor und berichtete, wie sie sich mitten im Schneesturm begegnet waren.

»Wo kommen Sie her, Mann?« wollten sie alle wissen.

»Von einem Forschungsschiff der National Underwater and Marine Agency. Wir befinden uns auf einer Expedition, bei der wir feststellen wollen, weshalb die Robben- und Delphinbestände in diesen Gewässern so rapide zurückgehen. Wir sind gerade mit einem Hubschrauber über Seymour Island geflogen, als uns der Schneesturm erwischt hat. Daher hielten wir es für besser zu landen, ehe wir weggeblasen werden.«

»Sie sind also nicht allein?«

»Ein Pilot und ein Biologe sind an Bord geblieben. Ich habe etwas aus dem Schnee ragen sehen, das wie ein Zodiac aussah. Da habe ich mich gefragt, was ein Boot auf dem unbewohnten Teil dieser Insel zu suchen hat, und wollte hingehen und es mir näher ansehen. Dann habe ich Miss Fletchers Schreie gehört.«

»Wie gut, daß Sie gerade zu dem Zeitpunkt losmarschiert sind«, sagte die dreiundachtzigjährige Urgroßmutter zu Maeve.

»Ich dachte, ich hätte ein seltsames Geräusch in dem Sturm draußen gehört. Jetzt weiß ich, daß es sein Hubschrauber war, der zur Landung angesetzt hat.«

»Wir hatten unglaubliches Glück, daß wir bei diesem Schneesturm aufeinander gestoßen sind«, sagte Pitt. »Ich wollte zuerst gar nicht glauben, daß da eine Frau schreit. Ich dachte, der Wind spielt mir einen Streich, bis ich Sie durch das Schneegestöber winken sah.«

»Wo befindet sich Ihr Forschungsschiff?« fragte Maeve.

»Etwa vierzig Kilometer nordöstlich von hier.«

»Sie sind nicht zufällig unserem Schiff begegnet, der *Polar Queen?*«

Pitt schüttelte den Kopf. »Wir haben seit über einer Woche kein anderes Schiff gesehen.«

»Irgendwelche Funksprüche?« fragte Maeve. »Ein Notruf vielleicht?«

»Wir hatten Verbindung mit einem Versorgungsschiff für die britische Forschungsstation an der Halley Bay, aber von einem Kreuzfahrtschiff haben wir nichts gehört.«

»Sie kann sich doch nicht einfach in Luft aufgelöst haben«, wandte einer der Männer verdutzt ein. »Nicht mit der ganzen Besatzung und allen anderen Passagieren.«

»Wir werden das Rätsel schon lösen, sobald wir Sie alle zu unserem Forschungsschiff gebracht haben. Es wird nicht ganz so schick sein wie die *Polar Queen,* aber wir haben komfortable Kabinen, einen erstklassigen Arzt und einen Koch, der über ein Sortiment vorzüglicher Weine wacht.«

»Lieber lande ich in der Hölle, als daß ich auch nur eine Minute länger in diesem Eisloch bleibe«, sagte lachend ein drahtiger Neuseeländer, der eine Schafzucht besaß.

»Ich kann allenfalls fünf bis sechs Leute auf einmal in den Hubschrauber quetschen«, erklärte Pitt. »Wir müssen Sie also in mehreren Etappen ausfliegen. Da wir rund dreihundert Meter von hier entfernt gelandet sind, schlage ich vor, daß ich erst zu der Maschine zurückkehre und sie näher an den Höhleneingang fliege, damit Sie nicht so weit durch den Schneesturm marschieren müssen.«

»So was nenne ich Service«, sagte Maeve, die sich wie neugeboren fühlte. »Darf ich mitkommen?«

»Wenn Ihnen danach zumute ist.«

Sie nickte. »Ich glaube, hier sind alle froh, wenn ich sie eine Weile nicht herumkommandiere.«

Al Giordino saß auf dem Pilotensitz des türkisfarbenen NUMA-Helikopters und war in ein Rätsel vertieft. Er war etwa so groß wie eine niedrige Stehlampe, dabei rund und stämmig wie ein Bierfaß auf Beinen, und seine Arme wirkten wie zwei Schiffskräne. Ab und zu blickte er auf, hielt mit den schwarzbraunen Augen durch die Cockpit-Verglasung Ausschau nach Pitt und, nachdem er ihn in dem Schneetreiben nirgendwo sah, widmete er sich wieder seinem Rätsel. Er hatte lockige, schwarze Haare und ein rundliches Gesicht, das stets ein bißchen spöttisch wirkte, so als wäre er etwas skeptisch, was die Welt und ihre Bewohner anging. Die Nase war ihm eindeutig von seinen römischen Ahnen vererbt worden.

Er und Pitt waren von Kindesbeinen an dicke Freunde. Sie hatten gemeinsam bei der US-Luftwaffe gedient und sich dann freiwillig gemeldet, als man Leute für eine neu zu gründende Bundesbehörde gesucht hatte, die sich mit der Erforschung der Meere und der Entwicklung der entsprechenden Unterwassertechnologie befassen sollte. Es war zunächst eine befristete Anstellung gewesen, aber inzwischen waren sie schon seit gut vierzehn Jahren bei der NUMA, der National Underwater and Marine Agency.

»Ich suche ein Wort mit sechs Buchstaben. Was ist ein durchgeknalltes Klettertier, das Stechäpfel frißt?« fragte er den Mann, der hinter ihm in der Ladebucht des Hubschraubers saß. Der Meeresbiologe in Diensten der NUMA blickte von einem Exemplar auf, das er gesammelt hatte, und zog fragend die Augenbrauen in die Höhe.

»Ich kenne kein durchgeknalltes Klettertier.«

»Bist du sicher? Das steht da aber.«

Roy Van Fleet wußte genau, wenn Giordino ihm einen Bären aufbinden wollte. Nach drei Monaten, die sie gemeinsam auf See verbracht hatten, fiel er nicht mehr auf die Tricks des pummeligen Italieners herein. »Aber da fällt mir was ein. Es könnte das mongolische Flugfaultier sein. Schau mal, ob ›Hänger‹ paßt?«

Giordino begriff, daß ihn der Biologe durchschaut hatte. Er

blickte von seinem Rätsel auf und starrte in das Schneetreiben hinaus. »Dirk müßte inzwischen wieder zurück sein.«

»Wie lange ist er weg?« fragte Van Fleet.

»Seit etwa einer Dreiviertelstunde.«

Giordino rieb sich die Augen, als er in der Ferne zwei undeutliche Gestalten auftauchen sah. »In dem Käsebrot, das ich gerade gegessen habe, muß ja ein komisches Zeug gewesen sein. Ich könnte schwören, daß er jemanden dabei hat.«

»Nie und nimmer. Im Umkreis von dreißig Kilometern gibt's hier keine Menschenseele.«

»Komm her und überzeug dich selber.«

Ehe Van Fleet sein Reagenzglas zugeschraubt und wieder in dem Holzständer verstaut hatte, riß Pitt die Eingangsluke auf und half Maeve in den Hubschrauber.

Sie streifte die Kapuze ab, schüttelte die goldblonden Haare aus und strahlte übers ganze Gesicht. »Seien Sie gegrüßt. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie froh ich bin, daß Sie hier sind.«

Van Fleet war völlig verdattert. Er sah aus, als wäre er soeben der Weißen Frau begegnet.

Giordino wiederum seufzte nur schicksalsergeben. »So was bringt niemand außer Dirk Pitt fertig«, stellte er lediglich fest. »Zieht mitten im Schneesturm auf einer gottverlassenen Insel in der Antarktis los und entdeckt eine wunderschöne junge Frau.«

4

Weniger als eine Stunde nachdem Pitt das NUMA-Forschungsschiff *Ice Hunter* verständigt hatte, trotzte Kapitän Paul Dempsey dem eisigen Wind und sah zu, wie Giordino mit dem Hubschrauber auf die Landeplattform des Schiffes einschwebte. Mit Ausnahme des Schiffskochs, der in der Kombüse mit der Zubereitung heißer Mahlzeiten beschäftigt war, und des Chefingenieurs, der lieber im Maschinenraum blieb, war die gesamte Besatzung einschließlich der Laboranten und Wissenschaftler an Deck angetre-

ten, um die erste Gruppe ausgefrorener und hungriger Touristen zu begrüßen, die von Seymour Island angeflogen wurde.

Kapitän Dempsey war auf einer Ranch in den Beartooth Mountains an der Grenze zwischen Wyoming und Montana aufgewachsen. Nach dem High-School-Abschluß war er von zu Hause weggelaufen und hatte auf Fischerbooten vor der Küste von Kodiak in Alaska gearbeitet. Er hatte die eisigen Gewässer nördlich des Polarkreises liebengelernt und war nach bestandener Prüfung Kapitän auf einem Eisbrecher und Bergungsschlepper geworden. Ohne zu zaudern hatte es Dempsey mit den schlimmsten Stürmen im Golf von Alaska aufgenommen, egal, wie hoch die Wellen gingen oder wie stark der Wind blies, wenn er zu einem in Seenot geratenen Schiff gerufen wurde. Im Lauf der nächsten fünfzehn Jahre hatte er sich durch seine kühnen Rettungsmanöver, bei denen er zahllosen Fischerbooten, sechs Küstenfrachtern, zwei Öltankern und einem Zerstörer der US-Marine zu Hilfe eilte, einen geradezu legendären Ruf erworben, was schließlich dazu führte, daß man ihm zu Ehren im Hafen von Seward eine Bronzestatue aufstellte – für ihn eine Peinlichkeit sondergleichen. Als das Hochseebergungsunternehmen, bei dem er arbeitete, tief in die roten Zahlen geriet und ihm der vorzeitige Ruhestand drohte, hatte er ein Angebot von Admiral James Sandecker angenommen, dem Direktor der NUMA, der ihm das Kommando über die *Ice Hunter* antrug, das eigens für Polarexpeditionen ausgerüstete Forschungsschiff der Behörde.

Dempsey, in dessen Mundwinkel eine angeknabberte Bruyerepfeife klemmte, sein Markenzeichen, war der typische Schlepperkapitän – breitschultrig, stämmige Taille, aus alter Gewohnheit breitbeinig aufgepflanzt. Dennoch wirkte er distinguiert. Mit seinen grauen Haaren und dem glattrasierten Gesicht hätte man Dempsey, der großartiges Seemannsgarn spinnen konnte, durchaus für den leutseligen und liebenswürdigen Kapitän eines Kreuzfahrtschiffes halten können.

Er trat einen Schritt vor, sobald das Fahrwerk des Hubschraubers auf Deck aufsetzte. Neben ihm stand der Schiffsarzt, Dr. Mose Greenberg. Er war groß und schlank und hatte die dunkelbraunen Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Seine blau-

grünen Augen funkelten, und er strahlte eine gewisse, schwer zu benennende Vertrauenswürdigkeit aus, die allen guten und tüchtigen Ärzten auf der Welt zu eigen ist.

Dr. Greenberg und vier Besatzungsmitglieder, die Tragbahren dabeihatten, falls einige der älteren Passagiere nicht mehr aus eigener Kraft gehen konnten, liefen geduckt unter den wirbelnden Rotorblättern hindurch und öffneten die hintere Frachtluke. Dempsey begab sich zum Cockpit und winkte Giordino zu, er solle das Seitenfenster öffnen. Der stämmige Italiener gehorchte und lehnte sich heraus.

»Ist Pitt bei Ihnen?« rief Dempsey über den Rotorenlärm hinweg.

Giordino schüttelte den Kopf. »Er und Van Fleet sind zurückgeblieben, um einen Schwärm toter Pinguine zu untersuchen.«

»Wie viele Passagiere des Kreuzfahrtschiffes konnten Sie befördern?«

»Wir haben sechs Leute reingequetscht, lauter ältere Damen, die am meisten gelitten haben. Mit vier weiteren Flügen sollte alles erledigt sein. Drei Touristentransporte, und dann noch ein letzter Hopser, um Pitt, Van Fleet, die Führerin und die drei Toten rauszuholen, die in der Museumsbaracke der alten Walfangstation liegen.«

Dempsey deutete in den dichten Schneeregen hinaus. »Finden Sie bei der Suppe überhaupt zurück?«

»Ich habe vor, Pitts tragbares Funkgerät anzupeilen.«

»Wie schlimm steht es um die Leute?«

»Besser als man meinen sollte, wenn man bedenkt, wie alt sie sind und daß sie drei Tage und Nächte in einer eisigen Höhle zugebracht haben. Pitt läßt Dr. Greenberg ausrichten, er soll vor allem aufpassen, daß sie keine Lungenentzündung kriegen. Die bittere Kälte hat den alten Leutchen schwer zugesetzt, so daß ihre Widerstandskräfte ziemlich geschwächt sind.«

»Haben sie eine Ahnung, was aus ihrem Kreuzfahrtschiff geworden ist?« fragte Dempsey.

»Bevor sie an Land gegangen sind, hat der Erste Offizier ihrer Führerin gesagt, daß das Schiff zwanzig Kilometer weiter küstenaufwärts fahren und eine andere Gruppe an Land absetzen wollte.

Mehr weiß sie nicht. Das Schiff hat sich nicht mehr gemeldet, seit es abgedampft ist.«

Dempsey streckte den Arm aus und gab Giordino einen leichten Klaps auf den Arm. »Fliegen Sie rasch zurück, und passen Sie auf, daß Sie keine nassen Füße kriegen.« Dann begab er sich zu der Frachtluke und stellte sich den müden und ausgefrorenen Passagieren der *Polar Queen* vor, die gerade aus dem Hubschrauber stiegen.

Er breitete eine Decke über die dreiundachtzigjährige Frau, die auf einer Trage herausgehoben wurde. »Willkommen an Bord«, sagte er mit einem freundlichen Lächeln. »In unseren Offiziersunterkünften erwarten Sie heiße Suppe, Kaffee und ein weiches Bett.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht«, entgegnete sie liebenswürdig, »hätte ich lieber Tee.«

»Ihr Wunsch ist mir Befehl, Madame«, sagte Dempsey galant. »Dann eben Tee.«

»Gott schütze Sie, Kapitän«, erwiderte sie und drückte ihm die Hand.

Sobald man die Passagiere von der Hubschrauberplattform weggebracht hatte, winkte Dempsey Giordino zu, worauf dieser unverzüglich startete. Dempsey sah der Maschine hinterher, bis sie im dichten Schneeregen verschwunden war.

Er zündete die stets präsente Pfeife wieder an und blieb allein auf der Hubschrauberplattform zurück, nachdem die anderen vor der Kälte ins Innere des Schiffes geflüchtet waren. Er war nicht auf Samariterdienste vorbereitet, vor allem nicht unter diesen Umständen. Schiffe, die in gefährlichen Gewässern in Seenot gerieten – das konnte er begreifen. Aber ein Kapitän, der seine Passagiere auf einer einsamen, unwirtlichen Insel im Stich ließ – so etwas war für ihn unfaßbar.

Die *Polar Queen* hatte sich weit mehr als fünfundzwanzig Kilometer von der alten Walfangstation entfernt. Das wußte er ganz genau. Das Radar auf der Brücke der *Ice Hunter* hatte eine Reichweite von über hundertzwanzig Kilometern, und es hatte nichts erfaßt, was auch nur entfernt einem Kreuzfahrtschiff ähnelte.

Der Sturm hatte deutlich nachgelassen, als Pitt, Maeve Fletcher und Van Fleet die Pinguinkolonie erreichten. Die australische Zoologin und der amerikanische Biologe hatten sich fast auf Anhieb angefreundet. Pitt ging schweigend hinter ihnen her, während sie die einschlägigen Universitäten miteinander verglichen und über Kollegen fachsimpelten. Maeve traktierte Van Fleet mit Fragen zu ihrer Doktorarbeit, während er sich genauestens nach ihren Eindrücken vom Massensterben der possierlichen Vögel erkundigte.

Der Sturm hatte die in Strandnähe gelegenen Kadaver aufs Meer hinausgetragen. Doch Pitt schätzte, daß immer noch rund vierzigtausend tote Vögel zwischen Felsen und Geröll herumlagen. Sie sahen aus wie schwarzweiße Futtersäcke. Jetzt, da der Wind und der Schneeregen nachließen, betrug die Sicht fast einen Kilometer.

Riesensturmvögel, die Geier der Meere, fanden sich zum Festmahl ein. Die majestätischen Vögel, die anmutig durch die Lüfte segelten, waren Aasfresser, die keinerlei Fleisch verschmähten. Angewidert sahen Pitt und die anderen zu, wie die großen Vögel binnen kürzester Zeit die Bauchdecke der toten Pinguine aufbrachen und mit den Schnäbeln in den Kadavern herumwühlten, bis Hälse und Köpfe rot von Blut und Eingeweiden waren.

»Nicht gerade ein Anblick, an den man sich erinnern möchte«, sagte Pitt.

Van Fleet war wie vom Donner gerührt. Mit ungläubigem Blick wandte er sich an Maeve. »Jetzt, wo ich's mit eigenen Augen sehe, kommt es mir noch unwahrscheinlicher vor, daß so viele dieser armen Kerle gleichzeitig und auf so engem Raum gestorben sein sollen.«

»Was immer es auch gewesen sein mag«, sagte Maeve, »ich bin jedenfalls davon überzeugt, daß es auch den Tod der beiden Passagiere und des Bootsführers verursacht hat.«

Van Fleet kniete sich hin und untersuchte einen der Pinguine. »Nirgendwo eine Verletzung, keinerlei Hinweise auf eine Krankheit oder Vergiftung. Das Tier wirkt gut genährt und gesund.«

Maeve beugte sich über seine Schulter. »Mir ist nur aufgefallen, daß die Augen leicht hervorgetreten sind.«

»Ah ja, ich sehe, was Sie meinen. Die Augäpfel wirken etwas vergrößert.«

Pitt schaute Maeve nachdenklich an. »Als ich Sie zu der Höhle getragen habe, haben Sie gesagt, die drei Toten seien unter rätselhaften Umständen gestorben.«

Sie nickte. »Es war, als greife eine unbekannte Kraft alle unsere Sinne an, etwas Unsichtbares, Übernatürliches. Ich habe keine Ahnung, was es gewesen sein könnte. Aber eins kann ich Ihnen sagen: Ich hatte mindestens fünf Minuten lang das Gefühl, als würde mir der Schädel explodieren. Der Schmerz war schier unerträglich.«

»Der bläulichen Verfärbung der Leichen nach zu urteilen, die Sie mir in der Museumsbaracke gezeigt haben«, sagte Van Fleet, »würde ich auf Tod durch Herzversagen schließen.«

Pitt ließ den Blick über die Stätte der Vernichtung schweifen. »Unmöglich, daß drei Menschen, Zigtausende von Pinguinen und mindestens fünfzig Seeleoparden gleichzeitig einem Herzanfall erliegen.«

»Es muß eine gemeinsame Ursache geben«, sagte Maeve.

»Irgendeine Verbindung zu unseren Funden? Der riesigen Delphinschule draußen im Weddellmeer und dem Robbenschwarm, der drüben auf Vega Island angeschwemmt wurde, alle mausetot?« fragte Pitt Van Fleet.

Der Meeresbiologe zuckte die Achseln. »Ohne genauere Untersuchungen läßt sich das nicht sagen. Allerdings sieht es eindeutig danach aus, als gäbe es da einen gewissen Zusammenhang.«

»Haben Sie die Tiere im Schiffslabor untersucht?« fragte Maeve.

»Ich habe zwei Seelöwen und drei Delphine seziert, aber nichts gefunden, aus dem sich eine Theorie ableiten ließe. In allen Fällen scheint der Tod durch innere Blutungen eingetreten zu sein.«

»Delphine, Robben, Vögel und Menschen«, sagte Pitt leise. »Und alle sind der gleichen tödlichen Geißel zum Opfer gefallen.«

Van Fleet nickte mit ernster Miene. »Die unzähligen Tintenfische und Meeresschildkröten nicht zu vergessen, die rund um den Pazifik angespült wurden. Dazu Millionen toter Fische, die man vor der Küste von Peru und Ecuador gefunden hat.«

»Wenn das so weitergeht, läßt sich nicht einmal annähernd schätzen, wie viele Tierarten unter und über Wasser ausgerottet werden.« Pitt wandte den Blick zum Himmel, als er in der Ferne den Helikopter hörte. »Und was wissen wir nun? Abgesehen davon, daß diese rätselhafte Seuche alles Leben im Meer und an Land tötet, und zwar unterschiedslos.«

Van Fleet stand auf. Er war sichtlich erschüttert. »Wenn wir nicht feststellen, was dieses Massensterben verursacht – ob es sich um eine Laune der Natur handelt oder um menschliche Eingriffe -, und wenn wir uns nicht mächtig ranhalten, könnte es passieren, daß die Ozeane bald bar jeden Lebens sind.«

»Nicht nur die Ozeane. Vergessen Sie nicht, daß dieses Phänomen auch an Land tödlich ist«, erinnerte ihn Maeve.

»Daran mag ich gar nicht denken.«

Eine Zeitlang schwiegen sie alle. Jeder versuchte zu begreifen, welcher Gefahrenherd in und unter dem Meer lauerte. Schließlich ergriff Pitt das Wort.

»Kommt mir so vor«, sagte er mit nachdenklicher Miene, »als hätten wir einen Haufen Arbeit vor uns.«

5

Pitt saß vor einem großen Bildschirm und musterte das per Computer vergrößerte Satellitenfoto der Antarktischen Halbinsel und der umliegenden Inseln. Er lehnte sich zurück, gönnte seinen Augen einen Moment lang Ruhe und blickte dann durch die getönten Fenster des Navigationsraums der *Ice Hunter,* als die Sonne durch die aufreißende Wolkendecke drang. Es war elf Uhr abends, und da in der südlichen Hemisphäre Sommer herrschte, blieb es fast rund um die Uhr hell.

Die Passagiere der *Polar Queen* waren verköstigt und in den komfortablen Quartieren untergebracht worden, die ihnen die Besatzung und die Wissenschaftler an Bord freundlicherweise überlassen hatten. Die wiederum waren kurzerhand zusammengelegt

worden. Dr. Greenberg hatte alle untersucht und keinerlei bleibende Schäden oder Verletzungen festgestellt. Zwar litten ein paar unter leichten Erkältungen, aber zu seiner großen Erleichterung hatte sich offenbar niemand eine Lungenentzündung zugezogen. Im Biolabor, das sich zwei Decks über der Krankenstation befand, sezierte Van Fleet gemeinsam mit Maeve Fletcher die Pinguine und Seeleoparden, die sie im Hubschrauber von Seymour Island mitgenommen hatten. Die drei toten Mitglieder der Landexkursion hatte man unterdessen auf Eis gelegt, bis man sie einem erfahrenen Pathologen übergeben konnte.

Pitts Blick schweifte über den mächtigen Doppelbug der *Ice Hunter*. Mit herkömmlichen Forschungsschiffen hatte sie nichts gemein. Sie war einzigartig, das erste im Dienste der Wissenschaft stehende Schiff, das ausschließlich am Computer entwickelt und von Schiffsbauingenieuren in enger Zusammenarbeit mit Meeresforschern entworfen worden war. Sie lag hoch im Wasser, verfügte über einen Doppelrumpf, in dem die starken Maschinen und die Hilfsaggregate untergebracht waren. Die stromlinienförmigen Aufbauten bargen allerlei technische Raffinessen und modernste Gerätschaften. Die Unterkünfte für die Besatzung und die Meereswissenschaftler konnten durchaus mit der Eignerkabine eines Luxusdampfers konkurrieren. Die *Ice Hunter* wirkte schlank, fast zerbrechlich, doch das täuschte. Im Grunde genommen war sie ein Arbeitspferd, dazu geschaffen, auch bei kabbeliger See ruhige Fahrt zu machen und selbst hochgehende Wellen mühelos abzureiten. Mit dem kompromißlos keilförmig zugeschnittenen Schiffskörper konnte sie bis zu vier Meter dickes Packeis durchschneiden.

Admiral James Sandecker, der umtriebige Leiter der NUMA, hatte ihre Entwicklung von den ersten Computerentwürfen bis zur Jungfernfahrt rund um Grönland verfolgt. Sie war sein ganzer Stolz, von den weiß schimmernden Aufbauten bis zu dem türkisfarbenen Doppelrumpf. Sandecker war unübertrefflich, wenn es darum ging, beim Kongreß die entsprechenden Gelder lockerzumachen, so knausrig die Damen und Herren Abgeordneten neuerdings auch sein mochten daher hatte man beim Bau der *Ice Hunter* an nichts gespart und sie mit den neuesten technischen Errungen-

schaften ausgerüstet. Sie war unbestritten das beste Polarforschungsschiff, das je gebaut worden war.

Pitt wandte sich um und konzentrierte sich wieder auf das Bild, das ihm per Satellit zugespielt wurde.

Er spürte die Erschöpfung kaum. Es war zwar ein langer und ermüdender Tag gewesen, aber auch ein aufwühlender; er hatte große Freude und Zufriedenheit empfunden, weil er zwanzig Menschen das Leben hatte retten können, andererseits aber auch Trauer, wenn er an die zahllosen toten Geschöpfe dachte, die den Strand bedeckten, so weit das Auge reichte. Eine unfaßbare Katastrophe. Da draußen war irgend etwas Unheilvolles, Bedrohliches am Werk. Ein Grauen, das sich jedem Verständnis entzog.

Er wurde in seinen Gedanken unterbrochen, als Giordino und Kapitän Dempsey aus dem Fahrstuhl traten, der vom Brückenausguck über dem Navigationsraum bis in den fünfzehn Decks tiefer liegenden Maschinenraum führte.

»Haben die Satellitenkameras irgendeine Spur der *Polar Queen* entdeckt?« fragte Dempsey.

»Nichts, was sich eindeutig erkennen ließe«, erwiderte Pitt. »Durch den Schnee kommt alles nur verwaschen rüber.«

»Wie steht's mit der Funkverbindung?«

Pitt schüttelte den Kopf. »Das Schiff ist einfach weg, als wäre es von Außerirdischen entführt worden. Der Funkraum kriegt auch keinerlei Antwort. Und weil wir schon beim Thema sind: In der argentinischen Forschungsstation meldet sich auch niemand.«

»Das Unglück, das die Forschungsstation und das Schiff ereilt hat, muß so unverhofft gekommen sein«, sagte Dempsey, »daß die armen Teufel nicht mal mehr einen Notruf absetzen konnten.«

»Haben Van Fleet und Ms. Fletcher irgendwelche Hinweise gefunden, die Rückschlüsse auf die Todesursache zulassen?« fragte Pitt.

»Soweit sie bei ihren bisherigen Untersuchungen feststellen konnten, sind bei sämtlichen Tieren die Arterien an der Schädelbasis gerissen, so daß sie innerlich verblutet sind. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Sieht so aus, als hätten wir's hier mit einer echten Gefahr zu

tun. Geheimnisvoll, rätselhaft, bedrohlich und verwirrend, und wir haben nicht die geringste Ahnung, worum es sich handelt«, sagte Pitt ergeben.

»Wenn die *Polar Queen* nicht irgendwo in der Nähe rumtreibt oder am Grund des Weddellmeers liegt«, warf Giordino ein, »könnte es sich auch um eine Entführung handeln.«

Pitt lächelte und warf Giordino einen verschwörerischen Blick zu. »Du meinst, wie die *Lady Flamborough?«*

»Ich mußte gerade lebhaft an sie denken.«

Dempsey blickte hinaus aufs Deck und versuchte sich an den Vorfall zu erinnern. »Das Kreuzfahrtschiff, das vor etlichen Jahren im Hafen von Punta del Este von Terroristen gekapert wurde.«

Giordino nickte. »Sie hatte etliche Staatsoberhäupter an Bord, die sich dort zu einer Weltwirtschaftskonferenz getroffen hatten. Die Terroristen sind damit durch die Magellanstraße gedampft, haben sie in einen Fjord an der chilenischen Küste gesteuert und sind unter einem Gletscher vor Anker gegangen. Dirk hat sie dort aufgespürt.«

»Nehmen wir mal eine Reisegeschwindigkeit von rund achtzehn Knoten an«, versetzte Dempsey, »dann könnten eventuelle Terroristen mit der *Polar Queen* inzwischen auf halbem Weg nach Buenos Aires sein.«

»Halte ich für unwahrscheinlich«, erwiderte Pitt. »Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, weshalb Terroristen ein Kreuzfahrtschiff in der Antarktis entführen sollten.«

»Und was vermuten Sie?«

»Ich bin davon überzeugt, daß sie sich irgendwo im Umkreis von zweihundert Kilometern befindet und daß sie entweder führerlos dahintreibt oder im Kreis fährt.« Pitt sagte es so nachdrücklich, als gäbe es daran kaum einen Zweifel.

Dempsey schaute ihn an. »Haben Sie irgendwelche Hinweise, von denen wir nichts wissen?«

»Ich verwette mein ganzes Geld darauf, daß die Leute an Bord des Kreuzfahrtschiffes dem gleichen Phänomen zum Opfer gefallen sind wie die Touristen und der Bootsführer, die sich außerhalb der Höhle aufhielten.«

»Kein angenehmer Gedanke«, sagte Giordino, »aber das würde erklären, weshalb sie nicht zurückgekommen und die Landausflügler abgeholt haben.«

»Die zweite Gruppe nicht zu vergessen, die zwanzig Kilometer küstenaufwärts angelandet werden sollte«, erinnerte sie Dempsey.

»Der Schlamassel wird ja immer schlimmer«, grummelte Giordino.

»Al und ich werden eine Suchaktion aus der Luft durchführen«, erklärte Pitt, während er das Bild auf dem Monitor betrachtete. »Falls wir keine Spur von der zweiten Gruppe finden, fliegen wir zur argentinischen Forschungsstation weiter und sehen nach, wie es den Leuten dort ergangen ist. Durchaus möglich, daß auch die alle tot sind.«

»Was, in Gottes Namen, hat diese Katastrophe nur verursacht?« fragte Dempsey in die Runde.

Pitts Geste verriet, daß auch er keine Ahnung hatte. »Die bekannten Gründe für eine derartige Vernichtung jeglichen Lebens zu Wasser und zu Lande greifen in diesem Fall nicht. Natürliche Ursachen, die zu einem weltweiten Fischsterben dieses Ausmaßes führen, Temperaturschwankungen in den oberen Meeresschichten oder Algenblüte wie die Rote Flut, liegen nicht vor. Nichts dergleichen wurde festgestellt.«

»Damit bliebe nur mehr Umweltverschmutzung übrig.«

»Nicht mal diese Möglichkeit kommt in Betracht«, versetzte Pitt. »Im Umkreis von Tausenden von Kilometern gibt es keine Industrieanlage, die irgendwelche Gifte in die Umwelt ableiten könnte. Weder Chemieabfälle noch radioaktiver Müll können in so kurzer Zeit sämtliche Pinguine umgebracht haben, vor allem nicht Tiere, die weitab vom Meer an Land nisten. Ich fürchte fast, wir haben es hier mit einer noch nie dagewesenen Gefahr zu tun.«

Giordino holte eine riesige Zigarre aus der Innentasche seiner Jacke. Es war die gleiche Marke, die auch Admiral Sandecker rauchte und die ausschließlich zu seinem Genuß angefertigt wurde. Und zu Giordinos, da man nie dahinterkam, wie er es fertigbrachte, über zehn Jahre hinweg die Privatbestände des Admirals anzuzapfen, ohne je erwischt zu werden. Er hielt die Streichholzflamme an

den dicken, braunen Lungentorpedo und stieß eine wohlriechende Qualmwolke aus.

»Okay«, sagte er und zog genüßlich an der Zigarre. »Was machen wir nun?«

Dempsey rümpfte die Nase, als er den Zigarrenduft roch. »Ich habe mich mit der Geschäftsleitung von Ruppert & Saunders in Verbindung gesetzt, den Eigentümern der *Polar Queen,* und sie über den Vorfall in Kenntnis gesetzt. Sie haben unverzüglich eine großangelegte Suchaktion aus der Luft veranlaßt. Sie haben uns gebeten, die überlebenden Mitglieder der Landexkursion nach King George Island zu bringen, wo es eine britische Forschungsstation gibt, die einen Flugplatz hat. Von dort aus sollen sie dann nach Australien heimgeholt werden.«

»Bevor oder nachdem wir die *Polar Queen* gesucht haben?« warf Giordino ein.

»Die Lebenden gehen vor«, erwiderte Dempsey mit ernster Miene. Als Kapitän des Schiffes besaß er oberste Entscheidungsbefugnis. »Sie beide erkunden mit dem Hubschrauber die Küste, während ich mit der *Ice Hunter* Kurs auf King George Island nehme. Sobald unsere Passagiere an Land sind, machen wir uns auf die Suche nach dem Kreuzfahrtschiff.«

Giordino grinste. »Bis dahin wimmelt das ganze Weddellmeer von hier bis Kapstadt von Bergungsschleppern.«

»Das betrifft uns nicht«, sagte Dempsey. »Die NUMA ist kein Bergungsunternehmen.«

Pitt hatte sich abgesondert und war zu einem Tisch gegangen, auf dem eine große Karte des Weddellmeeres ausgebreitet war. Er wollte sich bewußt nicht auf seine Intuition verlassen, sondern logisch denken, mit dem Kopf, nicht mit dem Bauch. Er versuchte sich an Bord der *Polar Queen* zu versetzen, als sie von diesem mörderischen Phänomen erfaßt worden war. Giordino und Dempsey verstummten und starrten ihn erwartungsvoll an.

Nach knapp einer Minute blickte er lächelnd von der Karte auf. »Wenn wir den Positionsbestimmungscomputer mit den entsprechenden Daten füttern, sollte er uns einen Hinweis darauf liefern können, wo sich die Suche lohnt.«

»Und womit füttern wir die Grübelkiste?« So bezeichnete Dempsey sämtliche elektronischen Rechnersysteme an Bord des Schiffes.

»Wir geben alles ein, was wir über Wind- und Strömungsverhältnisse während der letzten drei Tage wissen, und stellen fest, wie sie sich auf ein Schiff von der Größe der *Polar Queen* ausgewirkt haben könnten. Sobald wir die ungefähre Abdrift errechnet haben, können wir uns damit befassen, ob und in welche Richtung sie weitergefahren sein könnte, sollte an Bord niemand mehr leben, der sie steuern kann.«

»Was ist, wenn sie nicht im Kreis fährt, wie Sie andeuten, sondern auf geradem Kurs läuft?«

»Dann könnte sie bereits fünfzehnhundert Kilometer weit weg sein, irgendwo mitten im Südatlantik, und damit außer Reichweite der Satellitenkameras.«

»Aber du glaubst es nicht«, sagte Giordino, an Pitt gewandt.

»Nein«, erwiderte Pitt ruhig. »Wenn man davon ausgeht, wie unser Schiff nach dem Sturm aussah, dann könnten die Aufbauten der *Polar Queen* so vereist und eingeschneit sein, daß sie auf den Satellitenbildern unsichtbar ist.«

»So sehr, daß man sie für einen Eisberg halten könnte?« fragte Dempsey.

»Eher für eine verschneite Landzunge.«

Dempsey wirkte verdutzt. »Da komme ich nicht mit.«

»Ich verwette meine mir von Staats wegen zustehende Altersversorgung«, sagte Pitt, »daß die *Polar Queen* irgendwo entlang der Halbinsel gestrandet oder auf einer der vorgelagerten Inseln auf Grund gelaufen ist.«

6

Die meisten Besatzungsmitglieder der *Ice Hunter* schliefen noch, als Pitt und Giordino um vier Uhr morgens starteten. Die Luft war deutlich milder, die See ruhig, der Himmel kristallklar, dazu kam

ein leichter Wind, der mit fünf Knoten aus Süd west blies. Pitt steuerte den Hubschrauber zunächst in Richtung der alten Walfangstation, ehe er gen Norden abdrehte und sich auf die Suche nach der zweiten Landgängergruppe der *Polar Queen* begab.

Pitt wurde unwillkürlich von einer tiefen Trauer erfaßt, als sie über die vernichtete Pinguinkolonie hinwegflogen. So weit das Auge reichte, war die Küste mit den Kadavern der possierlichen Vögel bedeckt. Adelie-Pinguine waren ausgesprochen standorttreu. Höchst unwahrscheinlich, daß Vögel aus anderen Kolonien rund um die Antarktische Halbinsel zu diesen Brutplätzen zogen. Und selbst wenn irgendwelche Tiere das grauenhafte Gemetzel überlebt haben sollten, würde es mindestens zwanzig Jahre dauern, bis die Bestände auf Seymour Island wieder zu einstiger Größe angewachsen waren. Wenigstens war durch dieses Massensterben die Art an sich nicht entscheidend gefährdet.

Als er die letzten toten Vögel unter sich zurückließ, ging Pitt auf fünfzig Meter Höhe, flog hart an der Küste entlang und hielt durch die Cockpit-Verglasung Ausschau nach einem möglichen Landeplatz der zweiten Exkursionsgruppe. Giordino spähte unterdessen durch das Seitenfenster, suchte das Packeis nach einer Spur von der *Polar Queen* ab und zeichnete gelegentlich eine Markierung in die Karte ein, die gefaltet auf seinem Schoß lag.

»Wenn ich für jeden Eisberg im Weddellmeer zehn Cents bekäme«, murmelte Giordino, »könnte ich mir General Motors kaufen.«

Pitt blickte an Giordino vorbei nach Steuerbord auf das Labyrinth von gewaltigen gefrorenen Kolossen, die das Larsen-Schelfeis auskalbte und die von Wind und Strömung gen Norden, in wärmere Gewässer, getrieben wurden, wo sie zu Tausenden kleinerer Eisberge zerfielen. Drei waren so groß wie kleine Länder. Manche waren bis zu dreihundert Meter dick und ragten wie dreistöckige Häuser aus dem Wasser. Blendend weiß, gelegentlich auch mit einem Grün- oder Blauton durchsetzt, gleißten sie in der See. Das Eis, das diese treibenden Berge bildete, war vor Urzeiten aus gebackenem Schnee entstanden und jahrhundertelang in Richtung See gewandert, wo es losbrach und langsam gen Norden driftete, bis es schließlich zusammenschmolz.

»Ich glaube, damit könntest du dir auch noch Ford und Chrysler unter den Nagel reißen.«

»Wenn die *Polar Queen* einen dieser Eisberge gerammt hat, ist sie in Null Komma nichts untergegangen.«

»Daran möchte ich gar nicht denken.«

»Gibt's auf deiner Seite irgendwas?« fragte Giordino.

»Nichts als öde, graue Felsen, die aus dem Schnee ragen. Eine eintönige und trostlose Landschaft.«

Giordino nahm eine weitere Eintragung auf seiner Karte vor, blickte auf die Uhr und errechnete anhand der Fluggeschwindigkeit ihre Position. »Wir sind jetzt etwa zwanzig Kilometer von der Walfangstation entfernt. Aber nach wie vor keine Spur von den Passagieren des Kreuzfahrtschiffs.«

Pitt nickte zustimmend. »Ich sehe jedenfalls nichts, was auch nur annähernd einem Menschen ähnelt.«

»Maeve Fletcher hat gesagt, daß die zweite Gruppe bei der Robbenkolonie an Land gehen sollte.«

»Da sind die Robben«, sagte Pitt und deutete nach unten. »Müssen über achthundert Tiere sein, alle tot.«

Giordino reckte sich und spähte aus dem Backbordfenster, worauf Pitt den Helikopter in eine leichte Kurve legte, damit er einen besseren Ausblick hatte. Fast einen Kilometer weit lagen die gelbbraunen Leiber der großen See-Elefanten am Strand. Aus fünfzig Metern Höhe sah es zunächst so aus, als schliefen sie, doch wenn man genauer hinschaute, konnte man erkennen, daß sich keins der Tiere regte.

»Sieht nicht so aus, als hätte die zweite Gruppe das Schiff verlassen«, sagte Giordino.

Da es nichts weiter zu sehen gab, zog Pitt den Helikopter wieder hinaus aufs Meer. »Auf zur argentinischen Forschungsstation.«

»Müßte jeden Moment in Sicht kommen.«

»Ich möchte gar nicht wissen, was wir dort vorfinden«, sagte Pitt beklommen.

»Sieh gefälligst nicht so schwarz.« Giordino rang sich ein verkniffenes Lächeln ab. »Vielleicht haben die einfach alles hingeschmissen, ihre Sachen gepackt und sind nach Hause gefahren.«

»Reines Wunschdenken«, erwiderte Pitt. »Diese Station leistet einen unheimlich wichtigen Beitrag zur Erforschung der Erdatmosphäre. Immerhin handelt es sich um eine der fünf ständig besetzten Überwachungsstationen, die die Ausbreitung und Entwicklung des Ozonlochs über der Antarktis beobachten.«

»Und was gibt's über den Zustand der Ozonschicht zu erzählen?«

»Sie wird immer dünner, über der nördlichen wie über der südlichen Halbkugel«, erwiderte Pitt mit ernster Miene. »Neuerdings hat man auch ein großes Loch über dem Nordpol festgestellt. Und das amöbenförmige Loch über dem Südpol, das sich unter dem Einfluß der Polarwinde im Uhrzeigersinn dreht, erstreckt sich mittlerweile bis nach Chile und Argentinien. Die Südinsel von Neuseeland ist mittlerweile bis rauf nach Christchurch davon betroffen. Die Tier- und Pflanzenwelt in diesen Gegenden ist einer ultravioletten Strahlenbelastung ausgesetzt, wie es sie noch nie gab.«

»Was wiederum heißt, daß wir uns gewaltig einölen müssen, bevor wir in die Sonne gehen«, sagte Giordino spöttisch.

»Das ist noch das geringste Übel«, sagte Pitt. »Aber schon eine geringe Überdosis ultravioletter Strahlung führt zu schweren Schäden in der Landwirtschaft. Der Kartoffelanbau ist davon ebenso betroffen wie die Kiwi-Ernte. Wenn die Ozonschicht nur um ein paar weitere Prozent abnimmt, wird es weltweit zu verheerenden Mißernten kommen.«

»Ein wahrlich düsteres Bild, das du da malst.«

»Und das ist nur die eine Seite«, fuhr Pitt fort. »Wenn man die allgemeine globale Erwärmung und die zunehmende vulkanische Aktivität hinzurechnet, kann man davon ausgehen, daß die Menschheit in den nächsten zweihundert Jahren mit einem Anstieg des Meeresspiegels um rund dreißig bis neunzig Meter rechnen muß. Letztlich läuft es darauf hinaus, daß wir in erschreckender Weise in die Natur eingegriffen haben, ohne uns darüber im klaren zu sein, was wir da überhaupt machen -«

»Dort!« fiel Giordino ihm plötzlich ins Wort und deutete hinaus. Sie überflogen gerade einen Berggrat, der schräg zur See hin abfiel.

»Sieht eher nach einer Stadt im Wilden Westen aus als nach einem wissenschaftlichen Stützpunkt.«

Die argentinische Forschungs- und Überwachungsstation bestand aus insgesamt zehn Gebäuden, die von soliden, transportablen Stahlrahmen getragen wurden, auf denen kuppelförmige Dächer ruhten. Die Hohlräume zwischen den doppelten Wänden waren zum Schutz vor dem Wind und der bitteren Kälte mit Isoliermaterial ausgefüllt. Die Antennen, mit deren Hilfe man wissenschaftliche Erkenntnisse über den Zustand der Atmosphäre gewann, ragten aus den Runddächern wie kahle Zweige im Winter. Während Pitt über der Niederlassung kreiste, versuchte Giordino ein letztes Mal, jemand über Funk zu erreichen.

»Ruhig wie in einer Einsiedelei«, sagte Giordino beklommen und nahm den Kopfhörer ab.

»Nirgendwo ein Empfangskomitee zu sehen«, stellte Pitt fest.

Die Rotorblätter wirbelten eine Wolke aus glitzernden Eiskristallen auf, als er mit dem Hubschrauber unmittelbar neben dem größten der zehn Gebäude aufsetzte. Zwei Schneemobile und ein geländegängiger Traktor standen verlassen und halb im Schnee begraben herum. Nirgendwo stieg Rauch auf, nicht einmal weißer Dampf, und das bedeutete, daß sich hier niemand aufhielt, jedenfalls niemand, der am Leben war. Die Station wirkte einsam und verlassen. Geradezu gespenstisch, dachte Pitt, während er den Blick über die unter einer weißen Decke liegenden Gebäude schweifen ließ.

»Wir sollten lieber die Schaufeln aus dem Frachtraum mitnehmen«, sagte er. »Sieht so aus, als müßten wir uns den Weg freischippen.«

Auch ohne viel Phantasie mußte man das Schlimmste befürchten. Pitt und Giordino stiegen aus dem Helikopter und stapften durch den schenkelhohen Schnee zum Eingang des Hauptgebäudes. Sie brauchten zwanzig Minuten, bis sie die etwa zwei Meter hohe Schneewehe, die sich davor aufgetürmt hatte, soweit beiseite geräumt hatten, daß sie die Tür einen Spalt weit öffnen konnten.

Giordino verbeugte sich leicht und lächelte grimmig. »Nach dir.«

Pitt zweifelte keinen Moment lang an Giordinos Tapferkeit. Der

kleine Italiener kannte keine Furcht. Aus alter Gewohnheit gingen sie immer so vor – Pitt übernahm die Führung, während Giordino ihnen den Rücken und die Flanken deckte und auf jede unerwartete Regung achtete. Hintereinander traten sie in den kurzen Tunnel, der vor einer als zusätzlicher Kälteschutz dienenden Innentür endete. Sie öffneten sie und folgten einem langen Flur, der zu einem Aufenthalts- und Speiseraum führte. Giordino ging zu einem an der Wand angebrachten Thermometer.

»Hier drin hat's null Grad«, murmelte er.

»Offenbar hat keiner nach der Heizung gesehen«, erwiderte Pitt.

Sie mußten nicht weit gehen, bis sie den ersten Bewohner fanden.

Das Seltsame dabei war, daß er nicht aussah wie ein Toter. Er kniete am Boden, hatte die Tischplatte umklammert und starrte Pitt und Giordino mit offenen Augen an, als hätte er sie erwartet. Die Reglosigkeit, in der er verharrte, hatte etwas Unnatürliches, Bedrohliches an sich. Er war groß und kräftig, hatte eine Glatze, die von einem schmalen, von den Schläfen bis zum Hinterkopf reichenden Kranz schwarzer Haare gesäumt wurde. Wie viele Wissenschaftler, die Monate, mitunter sogar Jahre, auf abgelegenen Außenposten zubringen, hatte er auf die tägliche Rasur verzichtet und sich einen gepflegten, bis auf die Brust reichenden Bart stehen lassen. Leider war die prachtvolle Manneszierde von Erbrochenem verklebt.

Das eigentlich Erschreckende aber, und Pitt spürte, wie es ihm dabei im Nacken kribbelte, war der Ausdruck tiefer Angst und Pein auf seinem Gesicht, das durch die Kälte zu einer marmorartigen weißen Maske erstarrt war. Es war ein unbeschreiblich grauenhafter Anblick.

Die Augen traten hervor, der aufgerissene Mund war seltsam verkrampft, so als stieße er einen letzten Schrei aus. Dieser Mensch war offensichtlich eines überaus schmerzhaften und schrecklichen Todes gestorben. Die Fingernägel an den weißen Händen hatten sich so tief in die Tischplatte gegraben, daß sie teilweise abgebrochen und gesplittert waren. An drei Fingerspitzen hingen kleine, gefrorene Blutstropfen. Pitt war kein Arzt und hatte auch nie mit dem Gedanken gespielt, einer zu werden, aber selbst er konnte erken-

nen, daß dieser Mann nicht aufgrund der Totenstarre in dieser Stellung verharrte. Er war steif gefroren.

Giordino ging um die Serviertheke herum und betrat die Küche. »Da drin sind noch zwei.«

»Womit die schlimmsten Befürchtungen bestätigt wären«, versetzte Pitt düster. »Wenn auch nur einer der hier stationierten Leute noch am Leben wäre, hätte er die Notstromaggregate angeworfen.«

Giordino blickte in die Verbindungsgänge, die zu den anderen Gebäuden führten. »Ich habe keine Lust, noch länger hierzubleiben. Ich meine, wir sollten diesen Eispalast voller Toter verlassen und uns vom Hubschrauber aus mit der *Ice Hunter* in Verbindung setzen.«

Pitt warf ihm einen wissenden Blick zu. »Du meinst, wir geben den Schwarzen Peter an Kapitän Dempsey weiter und überlassen ihm die undankbare Aufgabe, die argentinischen Behörden davon zu verständigen, daß die gesamte wissenschaftliche Elite auf ihrer wichtigsten polaren Forschungsstation unter rätselhaften Umständen in die ewigen Jagdgründe eingegangen ist.«

Giordino zuckte die Achseln. »Scheint mir das Vernünftigste zu sein.«

»Du könntest doch nicht mehr in den Spiegel schauen, wenn du hier abhauen würdest, ohne dich davon zu überzeugen, daß es wirklich keinen Überlebenden gibt.«

»Kann ich was dafür, daß mir lebendige Menschen einfach lieber sind?«

»Such den Generatorenraum, füll Benzin nach, wirf die Hilfsaggregate an und sieh zu, daß wir Strom kriegen. Dann begibst du dich in die Funkstation und erstattest Dempsey Bericht. Ich grase derweil die übrige Station ab.«

Pitt fand die anderen Argentinier. Sie waren alle tot, und auch ihre Mienen waren zu einer Maske unendlicher Qual verzerrt. Etliche befanden sich im Labor und im Instrumentenraum, drei lagen um ein Spektrofonometer zur Messung der Ozonschicht. Pitt stieß in den diversen Abteilungen der Station auf insgesamt sechzehn Leichen, darunter vier Frauen. Sie alle hatten diese stierenden, hervorquellenden Augen, die weit aufgerissenen Münder, und alle hat-

ten sich erbrochen. Sie waren voller Angst und unter großen Schmerzen gestorben und im Todeskampf erstarrt. Pitt fühlte sich an die Gipsabdrücke der Toten von Pompeji erinnert.

Ihre Leichen lagen .in einer seltsam unnatürlichen Stellung da. Offenbar war keiner von ihnen einfach umgefallen. Die meisten sahen so aus, als hätten sie plötzlich das Gleichgewicht verloren und sich verzweifelt irgendwo festzuhalten versucht. Ein paar hatten sich sogar am Teppichboden festgekrallt. Einer oder zwei hatten die Hände seitlich an den Schädel gepreßt. Pitt, der sich über ihre seltsame Haltung wunderte, versuchte die Hände zu lösen, um festzustellen, ob sich darunter Verletzungen oder Anzeichen einer Erkrankung verbargen, doch sie lagen wie festgewachsen über Schläfen und Ohren.

Das Erbrechen deutete möglicherweise darauf hin, daß der Tod durch eine bösartige Krankheit oder durch verdorbenes Essen verursacht worden war. Aber Pitt mochte nicht recht daran glauben. Seines Wissens gab es keine Seuche, von einer Lebensmittelvergiftung gar nicht erst zu sprechen, an der man innerhalb von Minuten starb. Während er sich nachdenklich auf den Weg zum Funkraum machte, hatte er eine erste Idee. Sein Gedankengang wurde jäh unterbrochen, als ihn beim Eintreten ein Leichnam empfing, der wie eine bizarre Tonstatue auf einem Schreibtisch hockte.

»Wie ist *der* denn dahin gekommen?« fragte Pitt ruhig.

»Ich hab' ihn dort hingesetzt«, sagte Giordino wie selbstverständlich, ohne von der Funkanlage aufzublicken.

»Er saß auf dem einzigen Stuhl in diesem Raum, und ich dachte mir, den brauch' ich nötiger als er.«

»Damit wären es insgesamt siebzehn.«

»Das werden ja immer mehr.«

»Hast du Dempsey schon erreicht?«

»Ist grade dran. Willst du mit ihm reden?«

Pitt beugte sich über Giordino und sprach in das Satellitentelefon, das eine nahezu weltweite Verbindung ermöglichte. »Pitt hier. Sind Sie dran, Skipper?«

»Schießen Sie los, Dirk. Ich höre.«

»Hat Al Ihnen berichtet, was wir hier gefunden haben?«

»In aller Kürze. Sobald Sie mir mit Bestimmtheit sagen können, daß es keine Überlebenden gibt, werde ich die argentinischen Behörden verständigen.«

»Was hiermit geschehen wäre. Wenn ich nicht den einen oder anderen übersehen habe, der sich im Schrank oder unter einem Bett versteckt hat, komme ich auf insgesamt siebzehn Leichen.«

»Siebzehn«, wiederholte Dempsey. »Habe verstanden. Haben Sie die Todesursache feststellen können?«

»Negativ«, antwortete Pitt. »Den äußeren Anzeichen nach zu schließen, handelt es sich jedenfalls um nichts, was man im medizinischen Ratgeber findet. Wir müssen den pathologischen Befund abwarten.«

»Vielleicht interessiert es Sie, daß Ms. Fletcher und Van Fleet es für so gut wie ausgeschlossen halten, daß die Robben und die Pinguine durch eine Virusinfektion oder chemische Gifte umgekommen sind.«

»Sämtliche Leute in der Station haben sich erbrochen. Fragen Sie mal, ob es dafür eine Erklärung gibt.«

»Ich werd's mir notieren. Irgendeine Spur von der zweiten Exkursionsgruppe?«

»Nicht die geringste. Sie müssen noch an Bord des Schiffes sein.«

»Sehr seltsam.«

»Und womit haben wir es hier zu tun?«

Dempsey seufzte niedergeschlagen. »Mit einem riesengroßen Rätsel mit zu vielen Unbekannten.«

»Auf dem Flug hierher sind wir auf eine Robbenkolonie gestoßen. Ebenfalls ausgelöscht. Haben Sie feststellen können, wie weit diese Todeszone reicht?«

»Weder die britische Forschungsstation auf der Jason-Halbinsel etwa zweihundert Kilometer südlich von Ihnen noch ein amerikanisches Kreuzfahrtschiff, das vor der Hope Bay ankert, melden irgendwelche besonderen Vorkommnisse. Keinerlei Massensterben. Wenn man die Stelle im Weddellmeer, wo wir die toten Delphine entdeckt haben, mit einbezieht, würde ich meinen, daß die Todeszone ein Gebiet mit einem Radius von etwa neunzig Kilometern rund um Seymour umfaßt.«

»Wir brechen jetzt auf«, teilte Pitt ihm mit, »und begeben uns auf die Suche nach der *Polar Queen.«*

»Passen Sie auf, daß Sie genügend Sprit für den Rückflug zum Schiff haben.«

»Ganz bestimmt«, versicherte Pitt Dempsey. »Auf ein erfrischendes Bad im eiskalten Wasser kann ich gern verzichten.«

Giordino schaltet die Funkanlage der Forschungsstation ab, und danach begaben sie sich flotten Schrittes zum Ausgang – besser gesagt, sie rannten. Weder Pitt noch Giordino wollten auch nur eine Minute länger in dieser eisigen Gruft verweilen. Als sie von der Station aufstiegen, studierte Giordino die Karte der Antarktischen Halbinsel.

»Wohin geht's?«

»Meiner Meinung nach sollten wir das Gebiet absuchen, das vom Computer der *Ice Hunter* ausgewählt wurde«, erwiderte Pitt.

Giordino warf ihm einen zweifelnden Blick zu. »Dir ist selbstverständlich klar, daß das Elektronengehirn unseres Schiffes mit deiner Idee nicht einverstanden war. Demnach ist das Kreuzfahrtschiff nicht vor der Halbinsel oder vor einer der nahen Inseln auf Grund gelaufen.«

»Ja. Ich bin mir durchaus bewußt, daß die *Polar Queen* nach Ansicht von Dempseys Grübelkiste irgendwo weit draußen im Weddellmeer im Kreis herumfährt.«

»Habe ich soeben einen trotzigen Unterton vernommen?«

»Sagen wir einfach, daß ein Computer nur die Daten auswerten kann, die man ihm eingibt.«

»Und wohin nun?« wiederholte Giordino.

»Wir suchen die Inseln nördlich von hier ab, bis rauf nach Moody Point an der Spitze der Halbinsel. Dann kurven wir gen Osten und fliegen das Meer ab, bis wir wieder auf die *Ice Hunter* stoßen.«

Giordino wußte sehr wohl, daß er gerade vom größten Schwindler des Polarmeers geködert werden sollte. Trotzdem biß er an. »Du hältst dich also nicht an die Vorgaben des Computers.«

»Nein, jedenfalls nicht hundertprozentig.«

Giordino spürte regelrecht, wie die Rute angeschlagen wurde.

»Ich wüßte gern, welch verschlagene Gedanken dich wieder umtreiben. Kannst du mir vielleicht einen Tip geben?«

»Wir haben bei der Robbenkolonie keine Leichen entdeckt. Folglich wissen wir, daß das Schiff nicht beigedreht hat, um die Landgänger abzusetzen. Kannst du mir folgen?«

»Bislang schon.«

»Stell dir vor, das Schiff fährt von der Walfangstation aus gen Norden. Diese Geißel, Seuche oder wie immer du es auch nennen willst, schlägt zu, bevor die Besatzung die Passagiere anlanden kann. In diesen Gewässern, in denen es vor Eisschollen und -bergen nur so wimmelt, kann der Kapitän unmöglich auf Sollkurseinstellung gehen. Die Kollisionsgefahr ist viel zu groß. Vermutlich stand er höchstpersönlich am Ruder – beziehungsweise an einem der beiden elektronischen Kommandostände auf der Steuerbord- und der Backbordbrückennock – und hat das Schiff selbst gesteuert.«

»Bislang nicht schlecht«, sagte Giordino ungerührt. »Und weiter?«

»Das Schiff ist an der Küste von Seymour entlanggefahren, als die Besatzung von der Katastrophe überrollt wurde«, erklärte Pitt. »Jetzt nimm mal deine Karte und zeichne eine zweihundert Kilometer lange Gerade in leicht nordöstlicher Richtung ein, setz den Zirkel an, zieh einen dreißig Kilometer breiten Bogen und such den Schnittpunkt. Dann sag mir, wo du landest und welche Inseln auf diesem Kurs liegen.«

Giordino starrte Pitt lediglich an, statt dessen Bitte nachzukommen. »Und warum ist der Computer nicht darauf gekommen?«

»Weil Dempsey als Kapitän eines Schiffes mehr Wert auf die Wind- und Strömungsverhältnisse gelegt hat. Außerdem ging er, wie es sich für einen guten Seemann gehört, davon aus, daß ein sterbender Kapitän sein Schiff bis zum letzten Moment zu retten versucht. Das hieße, daß er die *Polar Queen* von der gefährlichen Felsenküste weggesteuert und Kurs auf die trotz der Eisberge relativ sichere offene See genommen hat.«

»Aber du glaubst nicht, daß es so war.«

»Nicht, nachdem ich die Leichen in der Forschungsstation gesehen habe. Die armen Teufel wußten kaum, wie ihnen geschah. Und

zu einer vernünftigen Handlung waren sie erst recht nicht mehr fähig. Der Kapitän der *Polar Queen* ist an seinem eigenen Erbrochenen gestorben, während das Schiff parallel zur Küste lief. Da gleichzeitig auch die anderen Offiziere und die Männer im Maschinenraum ausfielen, ist das Schiff weitergefahren, bis es vor einer Insel auf Grund gelaufen ist oder einen Eisberg gerammt hat. Es sei denn, sie dampft in den Südatlantik, bis ihr irgendwann der Sprit ausgeht und sie fernab aller bekannten Seewege dahintreibt.«

Pitts Prophezeiung stieß auf keinerlei Reaktion. Es war, als hätte Giordino damit gerechnet. »Hast du schon mal daran gedacht, dich als Wahrsager zu versuchen?«

»Nicht bis vor fünf Minuten.«

Giordino seufzte und zeichnete den von Pitt angegebenen Kurs in die Karte ein. Ein paar Minuten später lehnte er sie ans Armaturenbrett, damit Pitt seine Eintragungen sehen konnte. »Falls du mit deiner merkwürdigen Eingebung recht haben solltest, gibt es von hier bis zum Südatlantik allenfalls drei kleine Inseln, an denen die *Polar Queen* stranden könnte. Kaum mehr als nackte Felsen, die aus dem Meer aufragen.«

»Wie heißen sie?«

»Es sind die Danger Islands – die ›Inseln der Gefahr‹.«

»Klingt ja wie aus einem jugendlichen Seeräuberroman.«

Giordino blätterte im Küstenhandbuch. »Schiffen wird empfohlen, sie weiträumig zu umfahren«, sagte er. »Hohe Basaltklippen, die steil aus der rauhen See aufragen. Danach werden alle Schiffe aufgeführt, die dort gestrandet sind.« Er blickte aus dem Handbuch auf und warf Pitt einen verkniffenen Blick zu. »Nicht gerade ein Tummelplatz für Jugendliche.«

7

Glatt und glitzernd wie ein Spiegel erstreckte sich die See zwischen Seymour Island und dem Festland. Steil stiegen die Felsenberge aus dem Wasser auf, dessen ruhige Oberfläche die schneebedeckten

Riesen brillantscharf reflektierte. Westlich der Inseln trieb eine gewaltige Armada aus Eisbergen, die wie mit Zuckerguß überzogene Großsegler vergangener Jahrhunderte aus der tiefblauen See ragten. Nirgendwo war ein Schiff zu sehen, keinerlei Menschenwerk trübte die unglaubliche Schönheit dieser Landschaft.

Sie umflogen die Insel Dundee, von der aus es nicht mehr weit bis zur äußersten Nordspitze der Halbinsel war. Unmittelbar vor ihnen lag die Landzunge Moody Point, die sich in einem leichten Bogen in Richtung Danger Islands erstreckte wie der gekrümmte Knochenfinger des Sensenmannes, der auf sein nächstes Opfer weist. Hier endete die ruhige See, als wären sie aus einem warmen, behaglichen Zimmer hinaus in den Sturm getreten. Plötzlich war das Wasser aufgewühlt, und schaumgekrönte Wellen wogten, so weit das Auge reichte, aus der Drakestraße heran. Zudem kam heftiger Wind auf, der den Hubschrauber herumschleuderte wie ein Spielzeug.

Die Gipfel der drei Danger Islands kamen in Sicht, dann die aus blankem Fels bestehenden Flanken, die so steil aus der kochenden und tobenden See aufstiegen, daß nicht einmal Seevögel darauf Fuß fassen konnten. Geradezu verächtlich schienen sie den Wogen zu trotzen, die sich in hellen Gischtwolken am harten Gestein brachen. Der Basalt war so hart, daß er trotz der seit Millionen von Jahren anbrandenden See kaum verwittert war. Über den glatten Wänden ragten steile Felszacken auf, auf denen es keine ebene Stelle gab, die breiter war als ein kleiner Tisch.

»Diesen Mahlstrom übersteht kein Schiff«, sagte Pitt.

»Rund um die Felsnadeln gibt's keinerlei flache Stellen«, meinte Giordino. »Wie's aussieht, ist die See nur einen Steinwurf von den Klippen entfernt bereits hundert Faden tief.«

»Laut Karte fällt der Meeresboden schon nach knapp drei Kilometern auf über tausend Meter ab.«

Sie umkreisten die erste Insel der Kette, ein tückisch drohendes Massiv aus nacktem Gestein inmitten der schäumenden See. Im aufgewühlten Wasser war keinerlei Treibgut zu sehen. Als sie über den schmalen Meeresarm zur nächsten Insel flogen, schaute Pitt hinunter auf die wild heranbrandenden, von weißer Gischt ge-

krönten Wogen, die ihn an die Schmelzwasserfluten erinnerten, die im Frühling den Colorado hinunterschießen und durch den Grand Canyon toben. Kein Kapitän, der auch nur halbwegs bei Sinnen war, würde sich mit seinem Schiff in diese Gewässer wagen.

»Siehst du irgendwas ?« fragte Pitt Giordino, während er mit aller Macht gegen die tückischen Winde ankämpfte, die den Hubschrauber gegen die turmhohen Klippen zu schleudern drohten.

»Nichts als ein Gebrodel, das allenfalls einen Wildwasserfahrer locken könnte. Sonst nichts.«

Pitt umkreiste die Insel und steuerte dann die dritte, am weitesten nördlich gelegene an. Sie wirkte düster und abweisend, und auch ohne viel Phantasie konnte man erkennen, daß der Gipfel wie ein nach oben gewandtes Gesicht aussah. Eine Teufelfratze mit schmalen Schlitzaugen, kleinen Hörnern aus aufragenden Felsbrocken und einem spitzen Kinnbart unter dem hämisch feixenden Mund.

»Die sieht ja richtig widerlich aus«, meinte Pitt. »Ich frage mich, welchen Namen man der gegeben hat.«

»Auf der Karte sind sie nicht einzeln benannt«, erwiderte Giordino.

Im nächsten Moment zog Pitt den Hubschrauber auf Parallelkurs zu den wogenumspülten Klippen und begann mit der Umkreisung des öden Eilands. Giordino zuckte plötzlich zusammen und starrte wie gebannt nach vorn. »Siehst du das?«

Pitt wandte den Blick kurz von der schäumenden Brandung am Fuß der Felsen ab und schaute durch die Kanzelverglasung nach vorn. »Ich sehe nirgendwo Treibgut.«

»Nicht aufs Wasser. Wirf mal einen Blick über diesen hohen Felsgrat, der unmittelbar vor uns liegt.«

Pitt musterte die seltsame Felsformation, die aus dem Hauptmassiv herausragte und wie ein von Menschenhand errichteter Wellenbrecher zum Meer abfiel. »Meinst du den kleinen weißen Schneefleck hinter dem Grat?«

»Das ist kein Schneefleck«, sagte Giordino entschieden.

Plötzlich begriff Pitt, was es war. »Jetzt hab' ich's!« versetzte er aufgeregt. Es war weiß, ebenmäßig geformt und sah aus wie ein Kegel mit abgeschnittener Spitze. Der obere Rand war schwarz,

und auf der Seite prangte eine Art Emblem. »Ein Schiffsschornstein. Und dort, etwa vierzig Meter davor, ragt die Radarantenne auf. Klasse gemacht, alter Junge.«

»Wenn es die *Polar Queen* ist, muß sie hinter dem vorspringenden Fels auf die Klippen gelaufen sein.«

Doch sie täuschten sich. Als sie den zur See abfallenden steinernen Wall überflogen, konnten sie erkennen, daß das Kreuzfahrtschiff unbeschadet rund fünfhundert Meter von der Insel entfernt dahintrieb. So unglaublich es war, es hatte bislang keinen Kratzer abbekommen.

»Noch hält sie klar!« schrie Giordino.

»Aber nicht mehr lange«, sagte Pitt. In Sekundenschnelle hatte er die Lage erfaßt. Die *Polar Queen,* deren Ruder irgendwie auf hart Steuerbord verklemmt sein mußte, fuhr in großen Kreisen. Wenn sie diesen Kurs beibehielt, würde sie in knapp einer halben Stunde am blanken Fels zerschellen und mit Mann und Maus in der eisigen Tiefe versinken.

»Ich sehe Menschen an Bord«, sagte Giordino.

Einige lagen auf dem Brückendeck, andere auf dem Sonnendeck in der Nähe des Hecks. In einem Zodiac, der noch am Fallreep vertäut war und durch die Dünung geschleppt wurde, entdeckten sie zwei weitere. Alle waren von einer dünnen Schicht Eis und Schnee bedeckt, was deutlich verriet, daß keiner mehr am Leben war.

»Noch zwei solche Kreise, und sie knallt auf die Felsen«, sagte Giordino.

»Wir müssen runter und zusehen, daß wir irgendwie den Kurs ändern.«

»Nicht bei dem Wind«, versetzte Giordino. »Wir können allenfalls auf dem Dach über dem Brückendeck landen, und das ist mir zu kitzlig. Sobald wir das Tempo wegnehmen und zur Landung ansetzen, werden wir herumgebeutelt wie ein dürres Blatt. Ein jäher Fallwind, und wir landen in der Suppe da drunten.«

Pitt löste die Sicherheitsgurte. »Dann fliegst du die Kiste, und ich seil' mich mit der Winde ab.«

»Man hat schon Leute in die Gummizelle gesteckt, die weniger

verrückt waren als du. Du wirst da unten rumgeschleudert wie ein Jo-Jo.«

»Fällt dir eine andere Möglichkeit ein?«

»Nur eine. Aber die ist auch nicht ganz astrein.«

»Die Landung auf dem Schlachtschiff bei der Cargo-Affäre«, erinnerte sich Pitt.

»Noch so ein Fall, bei dem du mehr Glück als Verstand gehabt hast«, sagte Giordino.

Pitt hatte sich bereits entschieden. Das Schiff mußte unweigerlich auf die Felsen prallen, und sobald der Kiel aufgeschlitzt war, würde es untergehen wie ein Stein. Aber vielleicht hatte jemand die Katastrophe überlebt, so wie Maeve und ihre Landausflügler. Fest stand jedenfalls, daß die Leichen untersucht werden müßten, wenn man die Todesursache jemals feststellen wollte. Solange es auch nur die geringste Chance gab, die *Polar Queen* zu retten, mußte er es versuchen.

Pitt blickte Giordino mit einem leichten Lächeln an. »Wird höchste Zeit, daß sich der wackere junge Mann aufs Trapez schwingt.«

Pitt trug bereits die aus dickem Nylonflor bestehende Thermounterwäsche, die seine Körperwärme speicherte und ihm Schutz vor den frostigen Außentemperaturen bot. Darüber zog er einen Trockentauchanzug mit Spezialisolierung für polare Gewässer. Der Tauchanzug diente einem doppelten Zweck: Erstens schützte er ihn vor dem eisigen Wind, während er unter dem fliegenden Helikopter baumelte, und zweitens konnte er damit im kalten Wasser so lange überleben, bis er gerettet wurde, falls er zu früh oder zu spät abspringen und das Schiff verfehlen sollte.

Er schnallte das Schnellabwurfgeschirr um und straffte den Kinnriemen des schweren Sturzhelms, der auch sein Funkgerät enthielt. Er blickte durch den Frachtraum, in dem noch Van Fleets Laborausrüstung lagerte, zum Cockpit. »Kannst du mich verstehen?« fragte er Giordino durch das kleine Mikrofon vor seinem Mund.

»Kommt ein bißchen verzerrt rüber. Aber das sollte sich geben,

sobald du aus den Störgeräuschen des Triebwerks raus bist. Was ist mit mir?«

»Klar und deutlich wie Glockenklang«, scherzte Pitt.

»Mittschiffs kann ich dich nicht absetzen, da sind die Decksaufbauten, der Schornstein, die Radarantenne und das elektronische Navigationsgerät – das wäre viel zu riskant. Du mußt entweder am Bug oder am Heck runter.«

»Setz mich am Sonnendeck über dem Heck ab. Am Bug sind mir zu viele Apparaturen im Weg.«

»Sobald das Schiff beidreht und der Wind querab kommt, fliege ich von Steuerbord aus an«, teilte Giordino ihm mit. »Ich komme von der See und versuche den Windschatten auf der Leeseite der Klippen zu nutzen.«

»Verstanden.«

»Bist du bereit?«

Pitt rückte das Helmvisier zurecht und zog die Handschuhe an. Er nahm die Fernsteuerung für die Motorwinde, drehte sich um und öffnete die seitliche Einstiegsluke. Ohne die entsprechende Kleidung wäre er in dem eisigen Polarwind, der ihn jäh erfaßte, innerhalb weniger Sekunden stocksteif gefroren. Er beugte sich aus der Luke und blickte hinaus auf die *Polar Queen.*

Sie war bereits gefährlich nahe an den tödlichen Klippen. Schon auf dem jetzigen Kurs trennten sie nur noch fünfzig Meter von der Katastrophe. Die unerbittlichen Felswände der nördlichsten der drei Danger Islands schienen sie förmlich anzulocken. Wie eine Fliege, die sorglos auf das Spinnennetz zuhält, dachte Pitt. Er hatte nicht mehr viel Zeit. Schon setzte sie zur letzten Kreisfahrt an, die sie endgültig auf Rammkurs bringen würde. Wenn die Wogen nicht gewesen wären, die nach dem Aufprall auf den blanken Fels zurückbrandeten und so ihren Untergang verzögerten, wäre sie längst dem Verhängnis anheimgefallen.

»Nehme Gas weg«, sagte Giordino. Das hieß, daß er zum Anflug auf das Schiff ansetzte.

»Steige jetzt aus«, teilte Pitt ihm mit. Er drückte auf den Abspulknopf, gab sich so viel Leine, wie er zum Ausstieg brauchte, und sprang ins Leere.

Der Fahrtwind erfaßte ihn und zog ihn unter den Bauch des Hubschraubers. Über ihm knatterten die Rotorblätter, und trotz Helm und Kopfhörer drang das Turbinengeheul an seine Ohren. Wie er so durch die eisige Luft gewirbelt wurde, kam Pitt sich vor wie ein Bungee-Springer nach dem ersten Zurückfedern. Er konzentrierte sich auf das Schiff, das klein wie ein Spielzeug auf der blauen See trieb. Doch die Aufbauten wurden rasch größer, kamen auf ihn zu.

»Gehe jetzt über sie«, meldete sich Giordino über Kopfhörer. »Paß auf, daß du nicht an die Reling prallst und in Stücke gerissen wirst.«

Er sagte es so ruhig, als wollte er lediglich einen Wagen in die Garage rangieren. Doch Pitt hörte genau, wie angespannt er war und wieviel Mühe es ihn kostete, den langsam fliegenden Helikopter trotz des infernalischen Seitenwinds halbwegs auf Kurs zu halten.

»Paß du lieber auf, daß du dir an den Felsen keine blutige Nase holst«, versetzte Pitt.

Es waren die letzten Worte, die sie wechselten. Ab jetzt zählten nur noch Augenmaß und Gefühl. Pitt hatte sich inzwischen so weit abgeseilt, daß er etwa fünfzehn Meter unter dem Helikopter dahinflog. Er kämpfte gegen Wind und Luftströmung an, die ihn herumwirbelten, breitete die Arme aus uns setzte sie als Stabilisatoren und Querruder ein. Er spürte, wie er wieder ein paar Meter tiefer sank, als Giordino noch mehr Gas wegnahm.

Giordino sah das von den Schrauben der *Polar Queen* aufgewühlte Kielwasser. Sie wirkte ganz normal, so als befände sie sich auf einer Kreuzfahrt in tropischen Gewässern. Er drosselte den Motor soweit wie möglich. Noch ein bißchen mehr, und er wäre dem Wind hilflos ausgeliefert gewesen. Er nutzte jetzt die ganze Erfahrung, die er in Tausenden von Flugstunden erworben hatte, sofern man dieses Abreiten der Luftströmungen überhaupt als Fliegen bezeichnen konnte. Wenn er trotz der heftigen Winde auf Kurs blieb, konnte er Pitt punktgenau auf dem Sonnendeck absetzen. Hinterher schwor er, daß er von den aus allen sechs Richtungen auf ihn einstürmenden Winden hin und her und auf und ab geschleudert worden sei. Pitt wiederum, der am Ende des Seiles hing, wunderte sich, wie geradlinig Giordino den Kurs hielt.

Unmittelbar hinter dem Schiff ragten die drohenden Klippen auf. Ein Anblick, der auch den kühnsten Kapitän hätte verzagen lassen. Giordino jedenfalls wurde bang ums Herz. Er durfte unter keinen Umständen an diesem blanken Felsen zerschellen. Genausowenig wie Pitt sich verschätzen durfte, denn dann würde er gegen den Schiffsrumpf prallen und sich jeden Knochen im Leibe brechen.

Sie flogen auf die Leeseite der Insel zu, und der Wind wurde etwas schwächer. Nicht viel, aber es reichte, um Giordino den Hubschrauber wieder auf sein Ziel zusteuern zu lassen. Einen Moment lang lag das Kreuzfahrtschiff unmittelbar vor ihm, und im nächsten huschten die weißen Aufbauten und der gelbe Rumpf unter ihm vorbei. Dann sah er nur mehr die vereisten Felsen vor sich aufragen, und er zog den Helikopter senkrecht nach oben. Er konnte nur hoffen, daß Pitt sich rechtzeitig ausgeklinkt hatte. Die von der Brandung umspülten Klippen sahen aus, als wollten sie ihn geradezu magnetisch anziehen.

Dann war er über den vereisten Grat hinweg, und der Wind traf ihn mit voller Wucht und schleuderte das Heck der Maschine nach unten, so daß der Rotor senkrecht in der Luft stand. Kunststückchen war jetzt nicht mehr gefragt. Giordino riß den Hubschrauber herum, richtete ihn aus, flog auf Gegenkurs über das Schiff hinweg und hielt durch die Kanzelverglasung Ausschau nach Pitt.

Giordino konnte nicht wissen, daß Pitt das Geschirr längst ausgeklinkt hatte und aus drei Metern Höhe mitten in den Swimmingpool auf dem Sonnendeck gesprungen war. Selbst aus dieser Höhe wirkte er nicht größer als eine Briefmarke, doch Pitt kam er vor wie ein weicher, einladender Heuhaufen. Er zog die Knie an und streckte die Arme aus, um die Fallgeschwindigkeit zu mindern. Das Becken war nur zwei Meter tief, und er schlug hart auf, so daß das Wasser über das ganze Deck spritzte. Durch die Neoprenfüßlinge fand er sofort auf dem Boden Halt, und er blieb vornübergebeugt im Wasser stehen.

Giordino, der sich ernste Sorgen machte, umkreiste das Schiff und hielt Ausschau nach Pitt. Er konnte ihn nirgendwo entdecken. Schließlich schrie er in sein Mikrofon: »Bist du gut runtergekommen? Melde dich gefälligst, Mann.«

Pitt winkte ihm zu und antwortete: »Ich bin im Swimmingpool.«

Giordino war wie benommen. »Du bist in den Pool gefallen?«

»Am liebsten würde ich drinbleiben«, erwiderte Pitt launig. »Die Heizung läuft, und das Wasser ist schön warm.«

»Trotzdem schlage ich vor, daß du dich schleunigst auf die Brücke begibst«, versetzte Giordino todernst. »Sie geht gerade auf Gegenkurs und macht dann wieder kehrt. In spätestens acht Minuten wird's unter deinen Füßen gewaltig knirschen.«

Pitt brauchte keine weitere Aufforderung. Er stemmte sich aus dem Swimmingpool und rannte zum vorderen Aufgang. Die Brücke war nur ein Deck höher. Er stürmte hinauf, nahm vier Stufen auf einmal, riß die Tür des Steuerhauses auf und stürzte hinein. Ein Schiffsoffizier, der sich noch im Tod am Kartentisch festklammerte, lag am Boden. In aller Eile untersuchte Pitt den Kommandostand mit dem automatischen Navigationssystem. Er verlor kostbare Sekunden, bis er den digitalen Kursmonitor fand. Das gelbe Licht zeigte an, daß die elektronische Steuerung auf Handbetrieb umgestellt war. Er stürmte hinaus zur Steuerbordbrückennock. Dort war niemand. Er machte kehrt und rannte durch das Ruderhaus zur Backbordbrückennock. Zwei Schiffsoffiziere lagen verkrümmt am Boden, weiß und kalt. Ein weiterer eisverkrusteter Leichnam kniete vornübergebeugt am Instrumentenbrett, an dessen Sockel seine Arme festgefroren waren. Er trug eine Schwerwetterjacke ohne jedes Abzeichen, doch die Mütze mit der breiten Goldlitze deutete darauf hin, daß es sich um den Kapitän handelte.

»Kannst du die Anker auswerfen?« fragte Giordino.

»Leichter gesagt, als getan«, versetzte Pitt gereizt. »Außerdem ist der Meeresboden nicht flach genug. Das Kliff fällt vermutlich nahezu senkrecht bis auf tausend Faden Tiefe ab. Und der Fels ist viel zu glatt, als daß die Ankerflunke sich festhaken könnte.«

Pitt erkannte mit einem Blick, weshalb das Schiff fast zweihundert Kilometer lang direkten Kurs gehalten hatte, bevor es nach Backbord gedreht hatte und in Spiralen gefahren war. Ein an einer Kette hängendes Goldmedaillon war aus dem Kragen der schweren Kapitänsjacke gefallen und hing über dem Instrumentenbrett. Bei jedem Windstoß pendelte es hin und her und stieß dabei jedesmal

an die kippschalterähnlichen Griffhebel zum Regeln der Schiffsbewegung, die zum elektronischen Steuerungssystem fast eines jedes modernen Schiffes gehören und vor allem beim Anlegen im Hafen benutzt werden. Schließlich hatte das Medaillon den Richtungsregler auf halbe Backbordposition gedrückt, so daß die *Polar Queen* in Korkenzieherkreisen gefahren war, die sie immer näher an die Danger Islands heranführten.

Pitt nahm das Medaillon in die Hand und musterte die Inschrift und das auf der einen Seite eingravierte Bildnis eines Mannes. Es war der heilige Franziskus von Paola, der Schutzheilige der Seeleute und Navigatoren. Er wurde verehrt, weil er, wie es hieß, zahlreiche Seeleute auf wundersame Weise vor einem nassen Grab bewahrt hatte. Ein Jammer, daß der heilige Franziskus dem Kapitän nicht hatte helfen können, dachte Pitt. Aber noch hatte er die Chance, wenigstens das Schiff zu retten.

Wenn Pitt nicht rechtzeitig aufgetaucht wäre, hätte eine schiere Laune des Schicksals – ein winziges Metallmedaillon, das gegen einen kleinen Regler schlug – dazu geführt, daß ein zweitausendfünfhundert Bruttoregistertonnen großes Schiff die Felsen gerammt hätte und mitsamt der Besatzung und allen Passagieren, ob lebend oder tot, für immer in den kalten Tiefen des Meeres versunken wäre.

»Du solltest dich lieber ranhalten«, ertönte Giordinos besorgte Stimme über Kopfhörer.

Pitt verfluchte sich für sein Herumtrödeln und warf einen raschen, bangen Blick zu den düsteren Felsen, die bis in die oberen Schichten der Atmosphäre aufzuragen schienen. Durch die seit Ewigkeiten anbrandenden Wellen waren sie so glatt und ebenmäßig, als hätte sie eine Riesenhand poliert. Die Brecher, die sich aus der See auftürmten und gegen die nackte Steilküste donnerten, waren keine zweihundert Meter entfernt. Je näher die *Polar Queen* kam, desto stärker wurde sie von der quer anrollenden Dünung erfaßt, die sie immer weiter auf das Kliff zudrückte. In etwa vier Minuten, so schätzte Pitt, würde sie mit dem Steuerbordbug die Felsen rammen.

Eine Woge nach der anderen rollte aus den Weiten des Ozeans

heran, um sich unter ohrenbetäubendem Donnern und Krachen an dem Kliff zu brechen. Die See war ein einziger Hexenkessel aus tosendem blauem Wasser und weißem Schaum. Die Gischt spritzte hoch auf zu den Felsenzacken der Insel, verharrte dort einen Moment, fiel dann zurück und erzeugte eine Widersee. Dieser zurücklaufenden Brandung war es vor allem zu verdanken, daß die *Polar Queen* nicht schon längst gegen die Felsen geschleudert worden war.

Pitt versuchte den Kapitän vom Instrumentenbrett wegzuziehen, doch er ließ sich nicht bewegen. Die um den Sockel geschlungenen Hände wollten nicht nachgeben. Schließlich packte Pitt ihn unter den Achseln und zog mit aller Kraft. Es gab ein ekliges Geräusch, als die festgefrorene Hand vom Metall abriß, doch danach war der Kapitän frei. Pitt stieß ihn beiseite, fand den Chromregler für das Ruder und schob ihn hart nach Backbord, um das Schiff auf Gegenkurs zu bringen und aus der Gefahrenzone herauszusteuern.

Nahezu dreißig Sekunden lang schien sich gar nichts zu tun, dann schwang der Bug quälend langsam von der kochenden Brandung weg. Doch es ging nicht annähernd schnell genug. Ein Schiff läßt sich weitaus schwerer steuern als ein großer Sattelschlepper. Es braucht fast einen Kilometer, ehe es zum Stillstand kommt, und entsprechend lange dauert es, bis es auf eine Kursänderung reagiert.

Pitt überlegte kurz, ob er die Backbordschraube auf Rücklauf stellen und das Schiff um die eigene Achse drehen sollte. Aber er brauchte jeden Knoten Fahrt, um gegen die anrollende Dünung anzukommen, und außerdem bestand die Gefahr, daß das Heck zu weit nach Steuerbord ausscherte und gegen das Kliff krachte.

»Sie wird's nicht schaffen«, warnte ihn Giordino. »Sie gerät in die Brandung. Spring lieber ab, solange zu noch kannst.«

Pitt antwortete nicht. Er musterte das ungewohnte Instrumentenbrett und entdeckte die Steuerschalter für die Bug- und Heckstrahlruder. Außerdem ließ sich von hier aus auch die Drehzahl der Motoren regeln. Pitt hielt den Atem an, stellte die Steuerschalter für die Strahlruder auf Backbord und schob die Gashebel auf volle Kraft voraus. Die Reaktion erfolgte fast augenblicklich – wie von Geisterhand steigerte sich die Drehzahl der Motoren tief im

Schiffsbauch. Pitt war überaus erleichtert, als er das Pochen und Vibrieren der Maschinen unter den Füßen spürte. Jetzt konnte er nur noch abwarten und das Beste hoffen.

Giordino, der mit dem Hubschrauber über dem Schiff schwebte, wurde immer mulmiger zumute. Die *Polar Queen* schien einfach nicht beidrehen zu wollen. Seiner Ansicht nach hatte Pitt keine Chance mehr, sobald sie die Felsen rammte. Selbst wenn er über Bord springen sollte, wäre er hilflos den Urgewalten der tobenden See ausgeliefert.

»Ich hol' dich jetzt raus«, teilte er Pitt mit.

»Bleib weg«, befahl Pitt. »Vermutlich kriegst du da oben nichts davon mit, aber die Turbulenzen unmittelbar an der Felswand sind mörderisch.«

»Noch länger zu warten ist der reinste Selbstmord. Wenn du jetzt abspringst, kann ich dich rausziehen.«

»Den Teufel -« Erschrocken brach Pitt ab, als die *Polar Queen* mit voller Breitseite von einem gigantischen Brecher erwischt wurde, der wie eine Lawine über sie hinwegrollte. Eine Zeitlang sah es so aus, als triebe sie auf das Kliff zu, näher an die tosende Brandung rund um die Felsen. Dann fuhr sie wieder geradeaus, schob ihren Eisbrecherbug unter die Welle, so daß deren schäumender Kamm, von dem die Gischt wehte wie eine Pferdemähne im Wind, bis zum Brückendeck aufwogte. Immer tiefer bohrte sich das Schiff ins Wasser, als wollte es auf Tauchfahrt zum Meeresgrund gehen.

8

Lauter als Donnerhall brach die Sturzsee herein und schleuderte Pitt zu Boden. Instinktiv hielt er die Luft an, als er von dem eisigen Wasser um- und überspült wurde. Verzweifelt klammerte er sich an den Sockel des Instrumentenbretts, damit er nicht über Bord gefegt und in den Mahlstrom gerissen wurde. Er hatte das Gefühl, er stürze einen tiefen Wasserfall hinab. Durch das Helmvisier sah er nur noch Blasen und Schaum. Trotz des eigens für arktische

Regionen gefertigten Trockentauchanzuges kam es ihm vor, als stächen Millionen spitzer Nadeln in seine Haut. Er dachte, die Arme würden ihm ausgekugelt, während er sich mit letzter Kraft festhielt.

Dann bäumte sich die *Polar Queen* auf, brach durch die Woge und schob den Bug weitere zehn Meter nach Backbord. Sie wehrte sich gegen den Untergang, wollte wacker bis zum bitteren Ende gegen die See ankämpfen. Das Wasser floß in Strömen von der Brüstung, so daß Pitt wieder Luft bekam. Er atmete tief durch und versuchte durch die Sturzbäche zu blicken, die von den schwarzen Felsen zurückgeworfen wurden. Herrgott, sie waren so nahe, daß er meinte, hinüberspucken zu können. So nah, daß die beim gewaltigen Aufprall der Brecher hochgeschleuderte Gischt wie ein Wolkenbruch auf das Schiff einprasselte. Die *Polar Queen* lag querab von dem Höllenspektakel, und langsam nahm er das Heckstrahlruder zurück und versuchte sie aus der Brandung zu steuern.

Das Bugstrahlruder machte sich bemerkbar und drückte den vorderen Teil des Schiffes in die Flut, während die Heckschrauben durch das Wasser wühlten und sie um einen weiteren Grad von dem steil aufragenden Felsen wegschoben. Langsam, nahezu unmerklich reagierte sie, aber Gott sei Dank hielt ihr Bug allmählich auf die offene See zu.

»Sie dreht!« brüllte Giordino vom Hubschrauber aus herunter. »Sie reagiert!«

»Wir sind noch nicht aus dem Schneider.« Es war Pitts erstes Lebenszeichen, seit die Sturzsee über das Schiff hereingebrochen war. Wachsam musterte er die nächsten Wogen, die auf ihn zurollten.

Noch wollte die See die *Polar Queen* nicht preisgeben. Pitt duckte sich, als ein mächtiger Gischtschauer auf die Brückennock einprasselte. Der nächste Brecher raste heran wie ein D-Zug, ehe er auf den Brandungsrückstrom seines Vorgängers traf. Das Schiff wurde von beiden Seiten mit voller Wucht erwischt und so hoch geschleudert, daß man fast den Kiel sah. Die Doppelschrauben ragten in die Luft und verwirbelten das weiße Wasser, das in der Sonne glitzerte wie die Funken eines Feuerrades. Einen schrecklichen Augenblick lang hing es so da, dann stürzte es in ein Wellental, ehe

es vom nächsten Brecher erfaßt wurde. Der Bug wurde nach Steuerbord gerissen, doch das Strahlruder brachte das Schiff wieder auf Kurs.

Ein ums andere Mal krängte das Kreuzfahrtschiff, als die schweren Seen seitlich gegen seinen Rumpf anbrandeten. Doch jetzt gab es für die *Polar Queen* kein Halten mehr. Sie hatte das Schlimmste hinter sich, und die endlos rollende Dünung schüttelt sie ab wie ein Hund, der sich das Wasser aus dem Fell schüttelt. Vielleicht holte die gierige See sie sich ein andermal, wahrscheinlich jedoch würde sie in rund dreißig Jahren beim Abwracker landen. An diesem Tag jedoch pflügte sie noch durch das Meer.

»Du hast sie klar bekommen! Du hast sie tatsächlich klar bekommen!« schrie Giordino, als traute er seinen Augen nicht.

Pitt sank gegen die Reling der Brückennock. Er fühlte sich mit einemmal hundemüde. Dann spürte er den Schmerz an der rechten Hüfte. Er erinnerte sich undeutlich, daß er gegen den Stützposten eines Nachtlichts geprallt war, als ihn die riesige Woge erfaßt hatte. Er konnte zwar nicht durch den Neoprenanzug hindurchsehen, aber er ging davon aus, daß er sich einen wunderschönen blauen Fleck zugezogen hatte.

Erst nachdem er die Steuerung auf direkten Kurs nach Süden, ins Weddellmeer, eingestellt hatte, drehte er sich um und blickte zu der Felseninsel, die wie eine zackengekrönte schwarze Säule aus der See ragte. Die steinerne Fratze an der steilen Wand wirkte geradezu wütend, als wäre sie erzürnt, daß man sie um ihr Opfer betrogen hatte. Dann fiel das öde Eiland rasch zurück, bis man von der *Polar Queen* aus kaum mehr als einen Haufen vom Meer umtoster Felsen erkennen konnte.

Pitt blickte zu dem türkisfarbenen Hubschrauber hinauf, der über dem Ruderhaus schwebte. »Wie steht’s mit deinem Sprit?« fragte er Giordino.

»Bis zur *Ice Hunter* reicht er. Dürften sogar ein paar Liter übrigbleiben«, antwortete Giordino.

»Dann solltest du dich lieber auf den Weg machen.«

»Hast du dir eigentlich schon mal überlegt, daß du mit einem Bergungskontrakt ein paar Millionen von der Versicherung kas-

sierst, wenn du ein verlassenes Schiff aufbringst und in den nächsten Hafen steuerst?«

Pitt lachte. »Meinst du wirklich, daß Admiral Sandecker und die Regierung der Vereinigten Staaten einen armen, aber ehrlichen Beamten das Geld behalten ließen, ohne ein großes Gezeter anzustimmen?«

»Wahrscheinlich nicht. Kann ich irgendwas für dich tun?«

»Gib Dempsey einfach meine Position und sag ihm, daß ich jeden Treffpunkt seiner Wahl ansteuere.«

»Bis bald«, meldete sich Giordino ab. Am liebsten hätte er sich noch darüber lustig gemacht, daß Pitt jetzt ein ganzes Kreuzfahrtschiff für sich allein hatte, doch dann wurde ihm der Ernst der Situation bewußt. Als einziger lebender Mensch auf einem Totenschiff zu fahren war alles andere als ein Vergnügen. Keine Sekunde beneidete er Pitt darum. Er zog den Hubschrauber herum und nahm Kurs auf die *Ice Hunter.*

Pitt setzte den Helm ab und sah zu, sich wie der Helikopter im Tiefflug über die blaue, eiskalte See entfernte. Er schaute ihm hinterher, bis er nur mehr ein winziger Fleck am goldblauen Horizont war. Einen Moment lang kam er sich sehr einsam vor, während sein Blick über das verlassene Schiff schweifte. Später konnte er sich nicht mehr erinnern, wie lange er dagestanden und über das stille, unbelebte Deck gestarrt hatte. Er stand da, als wollte er den nächsten Schritt hinauszögern. Er war wie weggetreten.

Er wartete auf irgendein Geräusch außer dem Klatschen der Wellen am Bug und dem steten Stampfen der Maschinen. Vielleicht wartete er auf einen Ton, der auf die Anwesenheit von Menschen hindeutete, auf Stimmen oder Gelächter. Wahrscheinlich aber hatte er bereits eine Vorahnung, was er hier entdecken würde. Schon jetzt bot sich ihm ein ähnliches Bild wie in der argentinischen Forschungsstation. Die toten Besatzungsmitglieder und Passagiere, die steif und naß auf den oberen Decks herumlagen, waren nur ein Vorgeschmack dessen, was ihn in den Mannschaftsquartieren und Luxuskabinen erwarten würde.

Schließlich rief er sich zur Ordnung und begab sich ins Ruderhaus. Er stellte die Maschinen auf halbe Kraft und setzte einen Kurs

ab, der sich in etwa mit dem der *Ice Hunter* schneiden mußte. Er gab die entsprechenden Koordinaten in den Navigationscomputer ein, aktivierte den Sollkurseinsteller und schaltete die Radaranlage hinzu, damit das Schiff vorbeitreibenden Eisbergen automatisch ausweichen konnte. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß der *Polar Queen* keine weitere Gefahr drohte, verließ er das Ruderhaus.

Unter den Leichen auf den Oberdecks befanden sich mehrere Besatzungsmitglieder, die bei Wartungsarbeiten vom Tod überrascht worden waren. Zwei hatten Schotten gestrichen, andere waren an den Rettungsbooten beschäftigt gewesen. Die Lage der acht toten Passagiere deutete darauf hin, daß sie die unberührte Küste bewundert hatten, als sie dahingerafft wurden. Pitt stieg einen Niedergang hinunter und schaute in die Krankenstation. Sie war leer, desgleichen der Fitneßraum. Er ging über eine mit Teppichboden belegte Treppe hinunter zum Bootsdeck, wo sich die sechs Suiten des Schiffs befanden. Sie waren alle leer, bis auf eine. Eine ältere Frau lag dort, als schliefe sie. Er hielt die Finger an ihren Hals. Sie war eiskalt. Er stieg hinunter zum Salondeck.

Pitt kam sich allmählich vor wie der Klabautermann auf einem Geisterschiff. Die Generatoren sorgten noch immer für Strom und Heizung, und alles wirkte ordentlich und aufgeräumt. Die Wärme des Inneren des Schiffes tat gut nach den eisigen Fluten, die ihn auf der Brückennock überspült hatten. Überrascht stellt er fest, wie abgehärtet er inzwischen auf den Anblick der Leichen reagierte. Er machte sich nicht mehr die Mühe, sie genau zu untersuchen und nachzusehen, ob sie noch ein Lebenszeichen von sich gaben. Er kannte die traurige Wahrheit.

Obwohl er innerlich darauf vorbereitet war, mochte er noch immer kaum glauben, daß es keinerlei Leben mehr an Bord geben sollte. Daß der Tod ein ganzes Schiff heimgesucht hatte, als wäre eine Windsbraut hindurchgefegt, war eine völlig neue, beispiellose Erfahrung für ihn. Ihm war höchst unwohl bei dem Gedanken, daß er in ein Schiff eindrang, das einst glücklichere Zeiten erlebt hatte. Er fragte sich, was wohl künftige Passagiere und Besatzungsmitglieder davon halten würden, mit diesem verhexten Schiff auf

Kreuzfahrt zu gehen. Würde nie wieder jemand auf der *Polar Queen* fahren wollen, oder wäre sie fortan ausgebucht, weil diese Tragödie scharenweise Menschen anlockte, die ein gruseliges Abenteuer suchten?

Mit einemmal hielt er inne, spitzte die Ohren und lauschte. Irgendwo im Bauch des Schiffes erklang Klaviermusik. Er erkannte das Stück, eine alte Jazznummer namens »Sweet Lorraine«. Dann, so plötzlich, wie sie begonnen hatte, endete die Musik wieder.

Pitt fing unter seinem Neoprenanzug an zu schwitzen. Er blieb kurz stehen und zog ihn aus. Die Toten wird's nicht stören, wenn ich in Thermounterwäsche rumlaufe, dachte er mit einem Hauch schwarzen Humors. Er zog weiter.

Er drang in die Kombüse ein. Rund um die Herde und die Arbeitstische lagen, teilweise über- und untereinander, die Leichen der Köche, Küchenhelfer und Kellner. Pitt packte bei diesem Anblick das kalte Grauen. Es sah aus wie in einem Schlachthaus, nur das Blut fehlte. Nichts als unförmige, leblose Leiber, mitten in der letzten Bewegung erstarrt, die sich an allem, was greifbar war, festklammerten, als würden sie von einer unsichtbaren Kraft weggezerrt. Erschüttert wandte sich Pitt ab und fuhr mit dem Küchenaufzug hinauf in den Speisesalon.

Die Tische waren für ein Mahl gedeckt, das nicht mehr aufgetragen worden war. Die Bestecke, durch die heftigen Bewegungen des Schiffes verstreut, lagen noch auf den blütenweißen Tischtüchern. Der Tod mußte unmittelbar vor dem Mittagessen zugeschlagen haben. Er nahm eine Speisekarte und studierte die angebotenen Gerichte. Seebarsch, antarktischer Eisfisch, Toothfish (ein riesiger Polarmeerkabeljau) sowie Kalbssteak für diejenigen, die keinen Appetit auf Fisch hatten. Er legte die Karte wieder auf den Tisch und wollte gerade gehen, als ihm etwas auffiel. Er stieg über einen toten Kellner hinweg und ging zu einem Tisch an einem der Panoramafenster.

Hier hatte jemand gegessen. Pitt starrte auf das Geschirr mit den Speiseresten. Ein fast leerer Suppenteller, offenbar mit einer Art Muschelsuppe, ein angebrochenes, mit Butter bestrichenes Baguettebrötchen, ein halbvolles Glas Eistee. Es sah aus, als hätte

jemand gerade sein Mittagessen beendet und sich zu einem Spaziergang auf Deck begeben. Hat man wegen einer Person vorzeitig den Speisesalon geöffnet? fragte er sich. Daß jemand nach der Katastrophe hier gegessen haben könnte, daran wollte er gar nicht denken.

Pitt ließ sich allerlei logische Erklärungen für diese mysteriöse Entdeckung einfallen. Aber bewußt meldete sich die Angst. Unwillkürlich warf er immer öfter einen Blick nach hinten. Er verließ den Speisesalon, kam am Bordshop vorbei und landete schließlich im Gesellschaftsraum. Neben einem kleinen Tanzparkett stand ein Steinway-Flügel. Tische und Sessel waren hufeisenförmig im Salon aufgestellt. Hinter einer Cocktailkellnerin, die gerade ein Tablett mit Getränken getragen hatte, als sie vom Tod überrascht worden war, sah er acht Männer und Frauen, die meisten etwa Anfang der Siebzig, die offenbar an einem großen Tisch gesessen hatten, jetzt aber verkrampft und verkrümmt auf dem Teppich lagen. Beim Anblick dieser Eheleute, manche in einer letzten Umarmung erstarrt, empfand Pitt Trauer und Schmerz zugleich. Er kam sich unsäglich hilflos vor und verfluchte die unbekannte Ursache dieser schrecklichen Tragödie.

Dann bemerkte er eine weitere Leiche. Es war eine Frau, die in einer Ecke des Salons am Boden saß. Sie hatte das Kinn auf die Knie gestützt und den Kopf in die Arme gebettet. Sie trug eine schicke, kurzärmlige Lederjacke und eine Kammgarnhose, sie war nicht zusammengekrümmt, und allem Anschein nach hatte sie sich auch nicht erbrochen.

Pitt spürte, wie ihm ein Schaudern über den Rücken lief. Sein Herz schlug ein paar Takte schneller. Nachdem er sich vom ersten Schock erholt hatte, schritt er langsam durch den Salon, blieb stehen und blickte auf sie hinab.

Er streckte den Arm aus, berührte vorsichtig mit dem Finger ihre Wange und war zutiefst erleichtert, als sie sich warm anfühlte. Er rüttelte sie sanft an der Schulter und sah, wie ihre Augenlider zuckten und dann aufgingen.

Zuerst blickte sie ihn benommen und verständnislos an, dann riß sie die Augen auf, schlang die Arme um ihn und japste: »Sie leben!«

»Sie offenbar auch, und Sie können sich gar nicht vorstellen, wie froh ich darüber bin«, sagte Pitt leise und lächelte sie an.

Sie riß sich jählings von ihm los. »Nein, nein, das kann nicht sein. Hier sind alle tot.«

»Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben«, sagte er besänftigend.

Sie starrte ihn aus großen, rotgeweinten Augen an – ein trauriger, rätselhafter Blick. Ihr Teint war makellos, aber sie war eindeutig zu blaß und eine Spur eingefallen. Sie hatte kupferrotes Haar und braune Augen. Mit den hohen Wangenknochen und dem vollen Mund sah sie aus wie ein Fotomodell. Einen Moment lang schauten sie einander in die Augen, dann senkte er den Blick. Sie hatte auch die Figur eines Modells, soweit er das in ihrer jetzigen Stellung feststellen konnte. Die bloßen Arme wirkten ungewöhnlich muskulös für eine Frau. Als sie die Augen senkte und auf seinen Bauch schaute, war es ihm auf einmal peinlich, daß er sich einer Frau in langem Unterzeug präsentierte.

»Wieso sind Sie nicht anständig angezogen?« murmelte sie schließlich.

Es war eine unlogische Frage, aus der lediglich Angst und Schock sprachen, nicht aber Neugier. Pitt ging gar nicht darauf ein. »Verraten Sie mir lieber, wer Sie sind und wie Sie überlebt haben, als die anderen starben.«

Sie schaute ihn an, als werde sie jeden Augenblick umkippen, daher bückte er sich rasch, legte ihr die Arme um die Taille und zog sie in den nächstbesten Ledersessel an einem der Tische. Er ging zur Bar und trat hinter den Tresen, wo er auf den toten Barkeeper stieß. Doch er war bereits darauf vorbereitet gewesen. Er nahm eine Flasche Jack Daniel's aus dem verspiegelten Regal und goß ihr einen Kurzen ein.

»Trinken Sie das«, sagte er und hielt ihr das Glas an die Lippen.

»Ich trinke nicht«, versetzte sie schwach.

»Betrachten Sie es als Medizin. Nur einen Schluck.«

Sie kippte den Inhalt des Glases hinunter, ohne zu husten, verzog aber angewidert das Gesicht, als der Whiskey, der für den Liebhaber süßer schmeckt als der Kuß des Sommers, in ihrem Hals

brannte. Nachdem sie ein paarmal keuchend Luft geholt hatte, schaute sie ihm in die grünen Augen und sah, wie betroffen er war.

»Ich heiße Deirdre Dorsett«, wisperte sie nervös.

»Und weiter«, verlangte er. »Das war erst der Anfang. Sind Sie Passagierin?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin Unterhaltungskünstlerin. Ich bin als Sängerin und Pianistin im Salon engagiert.«

»Dann haben Sie also ›Sweet Lorraine‹ gespielt.«

»War vermutlich immer noch eine Reaktion auf den Schock. Das Erschrecken darüber, daß alle tot sind, und weil ich dachte, ich wäre als nächste dran. Ich kann kaum glauben, daß ich noch lebe.«

»Wo waren Sie, als sich diese Tragödie ereignete?«

Beklommen schaute sie zu den vier alten Ehepaaren, die nicht weit entfernt am Boden lagen. »Die Frau in dem roten Kleid und der Mann mit den silbergrauen Haaren haben gemeinsam mit Freunden, die sie auf dieser Kreuzfahrt begleiteten, ihre goldene Hochzeit gefeiert. Am Abend vor dem Fest hat das Küchenpersonal extra für sie ein großes Herz mit einer Amorfigur aus Eis gestaltet, das in einer Schale mit Sektpunsch serviert worden sollte. Als Fred, das ist...« Sie berichtigte sich. »Das war der Barkeeper. Als er den Sekt aufmachte und Marta, die Kellnerin, die Kristallschale aus der Küche brachte, habe ich mich bereit erklärt, das Eis aus der Kühlkammer zu holen.«

»Sie waren in der Kühlkammer?«

Sie nickte schweigend.

»Wissen Sie noch, ob Sie die Tür hinter sich geschlossen haben?«

»Sie schließt automatisch.«

»Konnten Sie das Eisherz denn allein tragen?«

»Es war nicht besonders groß. Etwa wie ein Blumenkübel.«

»Und was kam dann?«

Sie kniff die Augen zusammen, schlug dann die Hände vors Gesicht und flüsterte: »Ich war nur ein paar Minuten da drin. Als ich herauskam, waren alle auf dem Schiff tot.«

»Wie viele Minuten genau, was meinen Sie?« fragte Pitt leise.

Sie warf den Kopf vor und zurück und sprach durch die Hände. »Wieso stellen Sie mir all diese Fragen?«

»Ich möchte ja nicht wie ein Staatsanwalt wirken. Aber bitte, es ist wichtig.«

Langsam senkte sie die Hände und starrte geistesabwesend auf die Tischplatte. »Ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung, wie lange ich da drin war. Ich kann mich lediglich daran erinnern, daß es eine Weile gedauert hat, weil ich erst zwei Tücher um das Eisherz wickeln mußte, damit ich es in die Hand nehmen und tragen konnte, ohne mir die Finger zu erfrieren.«

»Sie haben ein Riesenglück gehabt«, sagte er. »Sie waren genau zur rechten Zeit am rechten Ort. Wenn Sie zwei Minuten früher aus der Kühlkammer gekommen wären, wären Sie genauso tot wie alle anderen. Außerdem können Sie von Glück sprechen, daß ich rechtzeitig auf dieses Schiff gekommen bin.«

»Gehören Sie zur Besatzung? Sie kommen mir nicht bekannt vor.«

Ihm wurde klar, daß sie offensichtlich nicht wußte, wie knapp die *Polar Queen* an den Danger Islands vorbeigeschrammt war. »Entschuldigen Sie, daß ich mich noch nicht vorgestellt habe. Ich heiße Dirk Pitt. Ich bin Mitglied einer Forschungsexpedition. Wir haben die Exkursionsgruppe gefunden, die auf Seymour ausgesetzt wurde, und anschließend haben wir das Schiff gesucht, nachdem sich auf unsere Funkrufe niemand meldete.«

»Das muß Maeve Fletchers Gruppe gewesen sein«, sagte sie leise. »Ich nehme an, sie sind ebenfalls alle tot.«

»Zwei Passagiere und der Bootsführer, die sie an Land gebracht hat«, antwortete er. »Miss Fletcher und alle anderen sind wohlbehalten und am Leben.«

Einen Moment lang zeigte sie ein Mienenspiel, das jeder Schauspielerin zur Ehre gereicht hätte. Zunächst der Schock, dann die Wut und allmählich die Freude. Ihre Augen strahlten auf, und sie wurde sichtlich gelöster. »Gott sei Dank, daß Maeve davongekommen ist.«

Die Sonne drang durch die Fenster des Salons und schien auf ihre Haare, die ihr offen auf die Schultern fielen, und der Duft ihres Parfüms stieg ihm in die Nase. Pitt spürte einen seltsamen Stimmungswechsel bei ihr. Sie war eine selbstbewußte Frau Anfang der

Dreißig, also im besten Alter, und sie hatte Stehvermögen. Zudem verspürte er ein ungehöriges Verlangen nach ihr, und das ärgerte ihn. Nicht jetzt, nicht unter diesen Umständen. Er wandte sich ab, damit sie nicht sah, wie fasziniert er war.

»Wieso... ?« fragte sie benommen und deutete rundum. »Wieso mußten sie alle sterben?«

Er starrte zu den acht Freunden, die sich auf eine festliche Feier gefreut hatten, als sie so grausam aus dem Leben gerissen wurden. »Ich bin mir nicht ganz sicher«, sagte er ernst, aber auch voller Wut und Ingrimm, »aber ich glaube, ich habe eine Idee.«

9

Pitt kämpfte gegen die Müdigkeit an, als die *Ice Hunter* vom Radarschirm verschwand und plötzlich Steuerbord voraus aufragte. Nachdem er die *Polar Queen* nach weiteren Überlebenden abgesucht hatte – vergebens, wie sich herausstellte -, hatte er sich nur ein kurzes Nickerchen gegönnt, während Deirdre Dorsett Wache schob, um ihn sofort zu wecken, falls dem Schiff ein Fischkutter auf Eismeerkabeljaufang in die Quere kommen sollte. Manche Menschen fühlen sich nach einer kurzen Ruhepause wie neugeboren. Pitt nicht. Ein zwanzigminütiger Schlummer nach vierundzwanzig Stunden Streß und Anspannung reichte nicht annähernd aus, um ihn geistig und körperlich wieder in Schwung zu bringen. Es ging ihm eher schlechter als zuvor. Vermutlich wurde er allmählich zu alt für diesen Scheiß, dachte er sich. Für Sprünge aus dem Hubschrauber und Kämpfe mit der wilden See. Mit zwanzig war ihm kein Hindernis zu hoch gewesen. Mit dreißig, na ja, da durften sie schon etwas niedriger sein. Wie lange war das her? Mindestens achtzig bis neunzig Jahre, dem Muskelkater und dem Reißen in allen Gelenken nach zu schließen.

Er hatte schon viel zu lange für die NUMA und Admiral Sandecker gearbeitet. Höchste Zeit, daß er nach etwas anderem Ausschau hielt. Sich einen Job suchte, der weniger aufreibend war, bei

dem er etwas kürzertreten konnte. Vielleicht am Strand von Tahiti selbstgeflochtene Hüte verhökern oder irgend etwas anderes, was den Geist anregte, zum Beispiel als Vertreter für empfängnisverhütende Mittel durch die Lande ziehen. Er riß sich von den albernen Gedanken los und stellte den automatischen Maschinentelegraphen auf STOP.

Pitt teilte Dempsey über Funk kurz mit, daß er die Maschinen abgestellt habe und darauf warte, daß ein Prisenkommando das Kreuzfahrtschiff übernehme. Dann griff er zum Satellitentelefon und wählte Admiral Sandecker an, um ihn über den Stand der Dinge zu informieren.

Die Vermittlung in der NUMA-Zentrale stellte ihn sofort zu Sandeckers Privatanschluß durch.' Pitt befand sich zwar auf der anderen Seite der Erdkugel, aber von der Zeitzone her wirkte sich das kaum aus. Bei ihm war es nur eine Stunde früher als bei Sandecker in Washington.

»Guten Abend, Admiral.«

»Wird auch Zeit, daß ich von Ihnen höre.«

»Hier ist es etwas hektisch zugegangen.«

»Ich mußte mich mit einem Bericht aus zweiter Hand begnügen. Dempsey hat mir erzählt, wie Sie und Giordino das Kreuzfahrtschiff gefunden und gerettet haben.«

»Ich kläre Sie gern über die näheren Einzelheiten auf.«

»Sind Sie schon bei der *Ice Hunter?«* Sandecker hielt nicht viel von langen Vorreden.

»Ja, Sir. Kapitän Dempsey liegt nur ein paar hundert Meter Steuerbord querab. Er schickt ein Boot rüber, das einen Bergungstrupp an Bord bringt und die einzige Überlebende abholt.«

»Wie viele Opfer?« fragte Sandecker.

»Alle, die an Bord waren, soweit ich bei einer ersten Durchsuchung des Schiffes feststellen konnte«, antwortete Pitt. »Wobei der Verbleib von fünf Besatzungsmitgliedern noch nicht geklärt ist. Anhand der Passagierliste aus dem Büro des Zahlmeisters und des Namensverzeichnisses der Crew im Quartier des Ersten Offiziers bin ich auf insgesamt zweihundertundzwei Personen gekommen. Davon haben zwanzig Passagiere und zwei Besatzungsmitglieder überlebt.«

»Das ergibt einhundertachtzig Todesopfer.«

»Das dürfte meiner Schätzung nach in etwa hinkommen.«

»Da das Schiff unter australischer Flagge fährt, will die dortige Regierung eine umfassende Untersuchung dieser Katastrophe durchführen. An der Düse Bay, etwas weiter südwestlich von Ihrer jetzigen Position, liegt eine britische Forschungsstation mit einem Flugplatz. Ich habe Captain Dempsey befohlen, sie anzulaufen und die Überlebenden an Land zu bringen. Die Reederei des Kreuzfahrtschiffes, Ruppert & Saunders, hat bei Quantas einen Passagierjet gechartert, der sie nach Sydney bringen wird.«

»Was geschieht mit den Leichen der Passagiere und Besatzungsmitglieder?«

»Die werden in der Forschungsstation auf Eis gelegt und mit einem Militärtransporter nach Australien geflogen. Sobald sie dort eintreffen, werden die Behörden offiziell die Ermittlungen zu dieser Tragödie aufnehmen, und die Leichen werden von Pathologen obduziert werden.«

»Kommen wir zur *Polar Queen«,* sagte Pitt. Er berichtete dem Admiral in allen Einzelheiten, wie er und Giordino das Schiff entdeckt und mit knapper Not gerettet hatten, bevor es von den Brechern auf die Felsen der Danger Islands geschleudert wurde. »Was machen wir mit ihr?« fragte er zum Schluß.

»Ruppert & Saunders schickt eine Crew mit, die sie nach Adelaide zurückbringt. Begleitet wird sie von einem Ermittlungsteam der Regierung, das sie vom Schornstein bis zum Kiel untersuchen wird, ehe sie in den Hafen einläuft.«

»Sie sollten die Bergungsprämie einfordern. Die NUMA könnte durch die Rettung des Schiffes bis zu zwanzig Millionen Dollar verdienen.«

»Wir werden keinen roten Heller für die Bergung des Schiffes verlangen, ob es uns nun zusteht oder nicht.« Pitt hörte den sammetweichen, selbstzufriedenen Unterton in Sandeckers Stimme. »Die Gefälligkeiten und das Entgegenkommen, die ich bei der australischen Regierung für künftige Forschungsprojekte in und um deren Gewässer herausschlagen kann, sind doppelt soviel wert.«

Senilität konnte man dem Admiral nun wahrlich nicht vorwer-

fen. »Machiavelli hätte sich bei Ihnen eine Scheibe abschneiden können«, seufzte Pitt.

»Vielleicht interessiert es Sie zu erfahren, daß das Massensterben im Meer, jedenfalls soweit es Ihre Gegend betrifft, offenbar aufgehört hat. Laut der Berichte, die uns Fischkutter und Versorgungsschiffe von Forschungsstationen übermittelt haben, wurde in den letzten achtundvierzig Stunden kein ungewöhnliches Fisch- oder Säugetiermassensterben mehr gemeldet. Was auch immer die Tiere getötet haben mag, es hat sich offenbar verzogen. Dafür hören wir jetzt, daß an den Stranden rund um die Fidschi-Inseln gewaltige Mengen toter Fische und ungewöhnlich viele Meeresschildkröten angespült werden.«

»Klingt ja fast so, als hätte diese Geißel ein Eigenleben.«

»Jedenfalls bleibt sie nicht auf ein Gebiet beschränkt«, sagte Sandecker grimmig. »Hier steht viel auf dem Spiel. Wenn es unseren Wissenschaftlern nicht schleunigst gelingt, die in Frage kommenden Todesursachen systematisch einzukreisen und festzustellen, was für dieses Massensterben verantwortlich ist, werden die Meerestiere derart dezimiert, daß sich die Bestände nicht mehr erholen können. Nicht, solange wir leben.«

»Einen Trost haben wir wenigstens: Wir wissen, daß es sich nicht wieder um eine explosionsartige Vermehrung der Roten Flut handelt wie seinerzeit, als chemische Giftstoffe über den Niger ins Meer gelangten.«

»Ganz gewißlich nicht, da wir diese gefährliche Müllkippe in Mali, die dafür verantwortlich war, dichtgemacht haben«, Sandecker. »Unsere Meßgeräte entlang des Flusses haben keinerlei Hinweise auf eine weitere Verseuchung durch synthetische Aminosäuren und Kobalt ergeben, die damals zu diesem Schlamassel führten.«

»Haben unsere Genies vom Labor irgendeinen Verdacht, woran es diesmal liegen könnte?« erkundigte sich Pitt.

»Nicht bei uns im Haus«, erwiderte Sandecker. »Wir hatten gehofft, daß die Biologen an Bord der *Ice Hunter* vielleicht auf irgend etwas stoßen.«

»Wenn ja, halten Sie's vor mir geheim.«

»Haben Sie irgendeine Idee beizusteuern?« fragte Sandecker. Er klang verhalten, fast so, als wollte er ihm ganz vorsichtig auf den Zahn fühlen. »Irgendwas Saftiges, das ich der Journalistenmeute auftischen kann, die sich etwa zu zweihundert in unserer Eingangshalle eingenistet hat.«

Pitt mußte unwillkürlich lächeln. Sie hatten sich persönlich darauf geeinigt, daß wichtige Dinge grundsätzlich nicht über Satellitentelefon besprochen werden sollten. Bei Anrufen, die über den Äther geführt wurden, konnte man ebenso leicht mithören wie beim guten alten Gemeinschaftsanschluß. Der Hinweis auf die Presse bedeutete, daß Pitt das Thema tunlichst meiden sollte. »Die geifern nach einer geilen Story, stimmt's?«

»Die Boulevardpresse geht bereits mit einem Todesschiff im antarktischen Eis hausieren.«

»Ernsthaft?«

»Ich kann Ihnen die Artikel gern faxen.«

»Ich fürchte fast, die werden von meiner Vermutung enttäuscht sein.«

»Darf ich sie erfahren?«

Pitt zögerte einen Moment. »Ich glaube, es könnte sich um ein unbekanntes Virus handeln, das sich durch die Luftströmung verbreitet.«

»Ein Virus«, wiederholte Sandecker. »Nicht besonders originell, muß ich sagen.«

»Mir ist durchaus klar, daß es etwas komisch klingt«, sagte Pitt. »Etwa so sinnvoll, wie im Zahnarztsessel zu liegen und die Löcher an der Schallschluckdecke zu zählen.«

Sandecker ließ sich nicht anmerken, ob er sich über Pitts sinnloses Gefasel wunderte. Er seufzte lediglich schicksalsergeben, als wäre er dieses Geschwätz gewohnt. »Ich glaube, wir sollten uns da lieber auf die Ergebnisse der Wissenschaftler verlassen. Die scheinen mir die Sache besser im Griff zu haben als Sie.«

»Entschuldigen Sie, Admiral, aber ich kann nicht mehr klar denken.«

»Sie klingen, als wüßten Sie nicht mehr, wo hinten und vorne ist. Sobald Dempsey den Bergungstrupp rüberschickt, sehen Sie zu,

daß Sie auf die *Ice Hunter* kommen und sich eine Weile aufs Ohr legen.«

»Vielen Dank für Ihr Verständnis.«

»Ist doch klar in dieser Situation. Wir sprechen uns später.« Ein Klicken, und der Admiral war weg.

Deirdre Dorsett ging hinaus auf die Brückennock und winkte wie wild, als sie Maeve Fletcher an der Reling der *Ice Hunter* stehen sah. Voller Erleichterung darüber, daß sie nicht die einzige Überlebende auf einem Totenschiff war, lachte sie hell und hemmungslos auf, so daß ihre Stimme bis zum anderen Schiff hinüberschallte.

»Maeve!« schrie sie.

Maeve spähte über den schmäler werdenden Wasserstreifen zwischen den beiden Schiffen hinweg und suchte die Decks der *Polar Queen* nach der Frau ab, die ihren Namen gerufen hatte. Dann entdeckte sie die winkende Gestalt auf der Brückennock. Eine halbe Minute lang blickte sie verwirrt hinüber. Dann erkannte sie Deirdre, und ihr Gesicht erstarrte, so als wäre ihr plötzlich ein Gespenst über den Weg gelaufen.

»Deirdre?« rief sie fragend.

»Was ist denn das für eine Begrüßung, wenn jemand, der einem nahesteht, gerade von den Toten wiedergekehrt ist?«

»Du... bist hier... am Leben?«

»Ach, Maeve, du weißt ja gar nicht, wie froh ich bin, daß du überlebt hast.«

»Ich bin völlig schockiert«, sagte Maeve, die ihre Gefühle allmählich wieder in den Griff bekam.

»Bist du verletzt? Ist dir bei dem Landausflug irgend etwas passiert?« fragte Deirdre, als machte sie sich Sorgen.

»Nur ein paar leichte Erfrierungen, sonst nichts.« Maeve deutete auf die Besatzungsmitglieder der *Ice Hunter,* die gerade ein Beiboot zu Wasser ließen. »Ich komme mit rüber und nehm dich am Fuß der Leiter in Empfang.«

»Ich warte auf dich.« Deirdre lächelte vor sich hin und kehrte ins Ruderhaus zurück, wo Pitt über Funk mit Dempsey redete. Er nickte und lächelte ihr zu, ehe er das Gespräch beendete.

»Dempsey sagt, daß Maeve rüberkommt.«

Deirdre nickte. »Sie war überrascht, als sie mich gesehen hat.«

»Ein glücklicher Zufall«, sagte Pitt, dem zum erstenmal auffiel, daß Deirdre annähernd so groß war wie er, »daß die einzigen überlebenden Besatzungsmitglieder zwei Freundinnen sind.«

Deirdre zuckte die Achseln. »Als Freundinnen kann man uns wohl kaum bezeichnen.«

Verwundert schaute er in ihre braunen Augen, die in der durch die Fenster einfallenden Sonne glitzerten. »Sie mögen einander nicht?«

»Es muß bei uns im Blut liegen«, sagte sie nüchtern. »Wissen Sie, wir haben zwar einen anderen Familiennamen, aber trotzdem sind Maeve Fletcher und ich Schwestern.«

10

Die See war angenehm ruhig, als die *Ice Hunter,* gefolgt von der *Polar Queen,* in die schützende Bucht Düse Bay einlief und vor der britischen Forschungsstation die Anker auswarf. Dempsey stand auf der Brücke und wies der Notbesatzung an Bord des Kreuzfahrtschiffes einen Ankerplatz zu, der ein ordentliches Stück entfernt war, damit sich die beiden Schiffe in der Dünung nicht ins Gehege kamen.

Pitt war immer noch wach, obwohl er sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte – er hatte Sandeckers Befehl mißachtet und sich nicht aufs Ohr gelegt. Auch nachdem er dem Bergungstrupp die Bedienung der *Polar Queen* überlassen hatte, mußte er sich noch um hunderterlei Sachen kümmern. Zunächst setzte er Deirdre Dorsett zu Maeve ins Boot und schickte beide zur *Ice Hunter.* Dann brachte er den Großteil der taghellen antarktischen Sommernacht damit zu, das Schiff noch einmal gründlich zu durchsuchen, wobei er immerhin die toten Besatzungsmitglieder fand, die ihm bei seiner ersten kurzen Erkundung entgangen waren. Er stellte die Heizungsanlage des Schiffes ab, damit die Leichen bis zur Obduk-

tion besser erhalten blieben, und erst als die *Polar Queen* sicher im Schutz der Bucht vor Anker lag, gab er das Kommando ab und kehrte zum Forschungsschiff der NUMA zurück. Giordino und Dempsey nahmen ihn im Ruderhaus in Empfang und gratulierten ihm. Giordino sah auf den ersten Blick, wie erschöpft Pitt war, und goß ihm rasch eine Tasse Kaffee aus der großen Kanne ein, die im Ruderhaus ständig vor sich hin köchelte. Pitt nahm sie dankbar an, trank das dampfende Gebräu und starrte über den Tassenrand hinweg auf ein kleines Boot mit Außenbordmotor, das auf das Schiff zugerast kam.

Die *Ice Hunter* hatte kaum die Anker ausgeworfen, als die Vertreter von Ruppert & Saunders, die gerade aus dem Flugzeug gestiegen waren, schon in einem Zodiac saßen und sich von der Küste aus herüberbringen ließen. Wenige Minuten später stiegen sie über das Fallreep herauf und kamen auf die Brücke, wo sie von Pitt, Dempsey und Giordino erwartet wurden. Einer der Männer nahm drei Stufen auf einmal, hielt inne und musterte die vor ihm stehenden Männer. Er war groß und stämmig, hatte ein rotes Gesicht und grinste über beide Backen.

»Kapitän Dempsey?« fragte er.

Dempsey trat einen Schritt vor und streckte die Hand aus. »Das bin ich.«

»Kapitän Ian Ryan, Organisationsleiter bei Ruppert & Saunders.«

»Willkommen an Bord, Käpt'n.«

Ryan wirkte etwas befangen. »Meine Offiziere und ich sollen das Kommando über die *Polar Queen* übernehmen.«

»Sie steht zur Ihrer Verfügung, Käpt'n«, sagte Dempsey leichthin. »Wenn es Ihnen recht ist, können Sie meine Männer mit Ihrem Boot zurückschicken, sobald Sie an Bord sind.«

Ryans wettergegerbtes Gesicht wirkte auf einmal sehr erleichtert. Es hätte heikel werden können. Von Rechts wegen hatte Dempsey das Schiff geborgen. Somit war das Kommando, das die Reederei dem toten Kapitän übertragen hatte, an ihn übergegangen. »Darf ich das so verstehen, daß Sie zu Gunsten von Ruppert & Saunders auf das Kommando verzichten?«

»Die NUMA ist kein Bergungsunternehmen, Käpt'n. Wir machen keinerlei Ansprüche auf die *Polar Queen* geltend.«

»Die Firmenleitung hat mich gebeten, Ihnen unseren tiefsten Dank und unsere Anerkennung für die Rettung der Passagiere und des Schiffes auszusprechen.«

Dempsey drehte sich zu Pitt und Giordino um und stellte sie vor. »Das sind die beiden Herren, die die Überlebenden auf Seymour entdeckt und das Schiff Ihrer Firma gerettet haben, bevor es auf den Felsen der Danger Islands strandete.«

Ryan bot ihnen seine feiste Pranke und schüttelte ihnen energisch die Hand. »Eine bemerkenswerte Leistung, absolut bemerkenswert. Ich darf Ihnen versichern, daß Ruppert & Saunders sich Ihnen gegenüber äußerst großzügig zeigen wird.«

Pitt schüttelte den Kopf. »Auf Anweisung von Admiral James Sandecker, unserem Chef in der Zentrale der NUMA in Washington, dürfen wir weder eine Belohnung noch ein Bergegeld annehmen.«

Ryan schaute sie verständnislos an. »Nichts, überhaupt nichts?«

»Nicht einen Cent«, antwortete Pitt, der nur noch mühsam die Augen offenhalten konnte.

»Das ist aber verdammt anständig von Ihnen«, versetzte Ryan. »So was hat's ja in der ganzen Geschichte der Hochseebergung noch nicht gegeben. Ich nehme an, unsere Versicherungsträger werden künftig jedes Jahr um diese Zeit auf Ihr Wohl anstoßen.«

Dempsey deutete zu dem Niedergang, der in sein Quartier führte. »Apropos anstoßen, Kapitän Ryan. Darf ich Sie auf einen Drink in meine Kajüte bitten?«

Ryan nickte zu seinen Offizieren hin, die hinter ihm angetreten waren. »Gilt das auch für meine Männer?«

»Aber gewiß doch«, sagte Dempsey mit einem freundlichen Lächeln.

»Sie retten unser Schiff, dazu die Passagiere, und anschließend spendieren Sie uns einen Drink. Nehmen Sie's mir nicht übel«, sagte Ryan, und es klang, als spräche er aus tiefster Seele, »aber ihr Amis seid schon verdammt komische Leute.«

»Eigentlich nicht«, sagte Pitt und rang sich trotz aller Müdigkeit ein Augenzwinkern ab. »Wir sind bloß elende Opportunisten.«

Pitt bewegte sich nur noch rein mechanisch, als er unter die Dusche ging und sich zum erstenmal rasierte, seit er mit Giordino zur Suche nach der *Polar Queen* aufgebrochen war. Um ein Haar wäre er unter dem wohltuenden Wasserstrahl auf die Knie gesunken und eingeschlafen. Er war viel zu müde, um auch nur seine Haare zu trocknen, daher schlang er sich einfach ein Handtuch um die Hüfte, torkelte zu seinem überdimensionalen Bett – auf diesem Schiff gab es keine engen Pritschen und schmalen Kojen -, schlug die Zudecke zurück, streckte sich lang aus, legte den Kopf aufs Kissen, und weg war er.

Nicht einmal unterbewußt nahm er das Klopfen an seiner Kabinentür wahr. Er, der normalerweise beim leisesten Ton hellwach war, zeigte keinerlei Reaktion, als es ein zweites Mal klopfte. Sein Atem ging unverändert ruhig und gleichmäßig, nicht einmal die Augenlider zuckten, als Maeve Fletcher langsam die Tür öffnete, zögernd in den kleinen Vorraum spähte und leise seinen Namen rief.

»Mr. Pitt, sind Sie da?«

Sie wollte bereits wieder gehen, doch die Neugier trieb sie weiter. Vorsichtig trat sie ein, in den Händen gedrungene Cognacschwenker und eine Flasche Remy Martin XO, die sie sich aus Giordinos privaten Reisebeständen besorgt hatte. Immerhin hatte sie eine gute Ausrede für dieses Eindringen, wollte sie sich doch bei Pitt in aller Form dafür bedanken, daß er ihr das Leben gerettet hatte.

Sie schrak zusammen, als sie in dem Spiegel über dem ausklappbaren Schreibpult an der Wand ihr Ebenbild sah. Sie hatte gerötete Wangen wie eine Oberschülerin, die darauf wartet, daß ihr Tanzstundenpartner auftaucht und sie zum Abschlußball abholt. So etwas war ihr bislang nur selten passiert. Maeve wandte sich ab, war wütend auf sich. Sie konnte es nicht fassen, daß sie ungebeten in die Unterkunft eines Mannes eindrang. Sie kannte Pitt kaum. Er war wenig mehr als ein Fremder. Aber Maeve war eine zielstrebige Frau, die es gewohnt war, ihren Weg zu gehen.

Ihr Vater, Oberhaupt eines internationalen Bergbauunternehmens, hatte Maeve und ihre Schwestern wie Jungen aufgezogen.

Ohne Puppen, schicke Kleider oder Debütantinnenbälle. Seine verstorbene Frau hatte ihm statt der erhofften männlichen Erben seines Firmenimperiums drei Töchter geschenkt, doch er hatte einfach dem Schicksal getrotzt und sie zur Härte erzogen. Als Maeve achtzehn war, konnte sie einen Fußball weiter treten als die meisten Jungs in ihrer Klasse, und einmal war sie lediglich in Begleitung eines Hundes, eines zahmen Dingos, von Canberra nach Perth gezogen, quer durch das australische Hinterland – eine Leistung, die ihr Vater belohnte, indem er sie kurzerhand von der Schule nahm und Seite an Seite mit rauhbeinigen, kraftstrotzenden Schürfern und Sprengmeistern in den familieneigenen Minen schuften ließ. Sie begehrte auf. Es war kein Leben für eine Frau, die andere Wünsche hatte. Sie lief davon, schrieb sich auf der Universität in Melbourne ein, schlug sich durchs Studium und wurde Zoologin. Ihr Vater machte keine Anstalten, sie in den Schoß der Familie zurückzuholen. Er sorgte lediglich dafür, daß sie keinerlei Ansprüche auf das Familienvermögen geltend machen konnte, und als sechs Monate nach dem Ende einer wunderbaren, aber recht kurzen Beziehung mit einem Jungen aus demselben Seminar ihre unehelichen Zwillinge zur Welt kamen, tat er so, als gäbe es sie nicht mehr. Der Vater ihrer Kinder war der Sohn eines Schafzüchters, braungebrannt von der grellen Sonne des australischen Hinterlandes, kräftig gebaut und mit sensiblen grauen Augen. Sie hatten gelacht, miteinander geschlafen und sich ständig gestritten. Als es kam, wie es kommen mußte, und sie sich trennten, hatte sie ihm kein Wort davon gesagt, daß sie schwanger war.

Maeve stellte Flasche und Gläser auf das Schreibpult und starrte auf die persönlichen Habseligkeiten, die achtlos zwischen einem Stapel Papiere und einer Seekarte lagen. Sie warf einen Blick in die volle Rindslederbrieftasche, in der allerlei Kredit-, Visiten- und Mitgliedskarten, zwei unausgefüllte Schecks sowie hundertdreiundzwanzig Dollar in bar steckten. Merkwürdig, dachte sie, keinerlei Bilder. Sie legte die Brieftasche wieder auf den Schreibtisch und musterte die anderen Gegenstände, eine offenbar vielgetragene Doxa-Taucheruhr mit orangefarbenem Zifferblatt und einem Armband aus rostfreiem Stahl sowie diverse Haus- und Autoschlüssel.

Kaum genug, um etwas über den Besitzer zu verraten, dachte sie. Es hatte andere Männer gegeben, die in ihr Leben getreten und wieder verschwunden waren, manche auf ihren Wunsch hin, ein paar von sich aus. Aber alle hatten etwas von sich hinterlassen. Dieser Mann hingegen schien einsam seines Weges zu gehen und nichts zurückzulassen.

Sie trat durch die Tür in sein Schlaf quartier. Der Spiegel über dem Waschbecken im dahinterliegenden Badezimmer war noch beschlagen, ein Zeichen dafür, daß der Bewohner unlängst gebadet hatte. Sie roch einen feinen Hauch After-shave, ein Duft, der ein leichtes Kribbeln in ihrem Bauch auslöste.

»Mr. Pitt!« rief sie erneut, aber nicht lauter als zuvor. »Sind Sie da?«

Dann sah sie den lang ausgestreckten Männerleib auf dem Bett, die Arme locker über der Brust verschränkt, so als läge er in einem Sarg. Sie seufzte erleichtert, als sie sah, daß sein Unterleib mit einem Handtuch bedeckt war. »Tut mir leid«, sagte sie ganz leise. »Entschuldigen Sie die Störung.«

Pitt schlief ungerührt weiter.

Ihr Blick wanderte von seinem Kopf hinab zu den Füßen. Die dichten schwarzen Locken waren noch feucht und zerzaust. Er hatte kräftige, nahezu buschige Augenbrauen, die über der geraden Nase fast zusammenwuchsen. Sie schätzte ihn auf etwa vierzig, obwohl er aufgrund der herben Züge, der gebräunten, wettergegerbten Haut und der kantigen, energischen Kinnlade älter aussah. Die kleinen Fältchen um Augen und Mund zauberten einen freundlichen Ausdruck auf sein Gesicht. Es war ein markantes Gesicht, ein Gesicht, das auf Frauen anziehend wirkte. Er sah aus wie ein Mann, der über Kraft und Entschlossenheit verfügte, ein Mann, der das Leben von seinen besten und von seinen schlimmsten Seiten erlebt hatte, sich aber nie auch nur einen Fußbreit von seinem Weg hatte abbringen lassen.

Der Körper war fest und glatt, von dem dunklen Haar auf seiner Brust einmal abgesehen. Er hatte breite Schultern, einen flachen Bauch und schmale Hüften. Die Muskeln an Armen und Beinen waren ausgeprägt, aber nicht übertrieben dick oder prall. So wie

auch die ganze Statur weniger kräftig als vielmehr drahtig wirkte. Er strahlte eine gewisse Spannung aus, wie eine Feder, die jeden Moment losschnappen konnte. Und dann waren da die Narben. Sie wollte sich gar nicht erst ausmalen, woher die alle stammten.

Er schien aus einem anderen Holz geschnitzt als all die anderen Männer, die sie gekannt hatte. Richtig geliebt hatte sie keinen von ihnen, und mit ihnen geschlafen hatte sie eher aus Neugier und in Rebellion gegen ihren Vater als aus Leidenschaft und Begierde. Selbst als sie schwanger geworden war, hatte sie, um ihrem Vater zu trotzen, eine Abtreibung abgelehnt und ihre Zwillingssöhne ausgetragen.

Jetzt, da sie neben dem Bett stand und auf den schlafenden Mann hinabstarrte, empfand sie angesichts seiner Blöße eine seltsame Freude und Macht. Sie hob den unteren Teil des Handtuchs an, lächelte diabolisch vor sich hin und ließ ihn wieder fallen. Maeve fand Pitt ungeheuer attraktiv, sie wollte ihn haben, ja, sie sehnte sich schamlos und geradezu fieberhaft nach ihm.

»Irgendwas gesehen, was dir gefällt, Schwesterherz?« ertönte eine leise, heisere Stimme hinter ihr.

Entrüstet fuhr Maeve herum und starrte zu Deirdre, die lässig am Türrahmen lehnte und eine Zigarette rauchte.

»Was machst du hier?« herrschte sie sie flüsternd an.

»Aufpassen, daß du nicht mehr abbeißt, als du kauen kannst.«

»Sehr komisch.« Mit einer geradezu mütterlichen Geste zog Maeve die Zudecke über Pitts Körper und steckte sie unter der Matratze fest. Dann wandte sie sich ab, drängte Deirdre gewaltsam in den Vorraum und schloß leise die Schlafzimmertür. »Warum verfolgst du mich? Wieso bist du nicht mit den anderen Passagieren nach Australien zurückgekehrt?«

»Das gleiche könnte ich dich fragen, Schwesterherz.«

»Die Wissenschaftler auf diesem Schiff haben mich gebeten, an Bord zu bleiben und einen Bericht über meine Erfahrungen mit dieser tödlichen Bedrohung abzufassen.«

»Und ich bin hiergeblieben, weil ich dachte, wir könnten uns vielleicht einen Kuß geben und uns wieder vertragen«, sagte Deirdre und zog an ihrer Zigarette.

»Vor einiger Zeit hätte ich dir vielleicht geglaubt. Aber jetzt nicht mehr.«

»Ich muß zugeben, daß es auch andere Gründe gab.«

»Wie hast du es überhaupt geschafft, daß ich dich in all den Wochen, die wir auf See waren, nie zu Gesicht bekommen habe?«

»Ob du's glaubst oder nicht, ich bin die ganze Zeit über wegen einer Magenverstimmung in meiner Kabine geblieben.«

»Das ist doch absoluter Quatsch«, versetzte Maeve. »Du hast eine Konstitution wie ein Pferd. Ich habe noch nie erlebt, daß du krank wirst.«

Deirdre blickte sich nach einem Aschenbecher um, und als sie keinen fand, öffnete sie die Kabinentür und schnippte ihre Zigarette über die Reling ins Meer. »Bist du denn gar nicht über mein wundersames Überleben erstaunt?«

Verwirrt und unsicher schaute Maeve ihr in die Augen. »Du hast doch allen erzählt, du wärst in der Kühlkammer gewesen.«

»Ziemlich gutes Timing, findest du nicht?«

»Du hattest unglaubliches Glück.«

»Mit Glück hatte das nichts zu tun«, widersprach Deirdre. »Und was ist mit dir? Hast du dich noch nicht gefragt, wieso du genau im richtigen Moment in der Höhle bei der alten Walfangstation warst?«

»Worauf willst du hinaus?«

»Du begreifst es immer noch nicht, stimmt's?« sagte Deirdre, als schelte sie ein unartiges Kind. »Hast du etwa gemeint, Papa würde alles vergeben und vergessen, nachdem du aus seinem Büro gestürmt bist und geschworen hast, daß du nie wieder einen von uns sehen möchtest? Und ganz besonders sauer geworden ist er, als er gehört hat, daß du offiziell deinen Familiennamen abgelegt und den unserer Urururgroßmutter angenommen hast. Fletcher, ausgerechnet. Er hat dich ununterbrochen überwachen lassen, von Beginn deines Studiums an bis zu deiner Anstellung bei Ruppert & Saunders.«

Maeve starrte sie wütend und ungläubig zugleich an, doch das legte sich, als ihr allmählich etwas dämmerte. »Hatte er etwa Angst, ich könnte den falschen Leuten von seinen schmutzigen Geschäften erzählen?«

»Wenn Papa zu unorthodoxen Methoden gegriffen hat, um das Familienunternehmen weiter auszubauen, dann geschah das nur zu unserem Besten, zu deinem ebenso wie zu Boudiccas und meinem.«

»Boudicca!« blaffte Maeve. »Unsere Schwester, die Teufelin in Menschengestalt.«

»Denk doch, was du willst«, sagte Deirdre gelassen. »Boudicca wollte immer nur dein Bestes.«

»Wenn du das glaubst, bist du blöder, als ich vermutet hätte.«

»Immerhin war es Boudicca, die Papa dazu überredet hat, dich zu verschonen, und die darauf bestand, daß ich an dieser Fahrt teilnehmen sollte.«

»Mich zu verschonen?« wiederholte Maeve verständnislos. »Was soll der Unsinn?«

»Wer hat wohl dafür gesorgt, daß dich der Kapitän mit der ersten Exkursionsgruppe an Land geschickt hat?«

»Du etwa?«

»Ich.«

»Aber ich war an der Reihe. Die naturkundlichen Führer haben sich ständig abgewechselt.«

Deirdre schüttelte den Kopf. »Wenn man sich an den ursprünglichen Dienstplan gehalten hätte, wärst du für die zweite Gruppe zuständig gewesen, und die hat das Schiff bekanntlich nicht mehr verlassen.«

»Und aus welchem Grund hast du das getan?«

»Eine reine Zeitfrage«, sagte Deirdre, die mit einemmal eiskalt wirkte. »Papas Leute haben ausgerechnet, daß sich die erste Landexkursion gerade in den Lagerhöhlen der Walfangstation befinden müßte, wenn es zu dem Phänomen kommt.«

Maeve hatte das Gefühl, das Deck schlingere unter ihren Füßen. Jegliche Farbe wich aus ihren Wangen. »So ein schreckliches Ereignis konnte er nie und nimmer vorhersehen«, japste sie.

»Unser Vater ist ein kluger Mann«, sagte Deirdre so ruhig, als tratschte sie mit einer Freundin am Telefon. »Wie, wenn nicht aufgrund seiner weisen Vorausplanung, hätte ich wohl wissen sollen, wann ich mich in der Kühlkammer des Schiffes einschließen muß?«

»Woher hätte er denn wissen sollen, wo der Tod zuschlägt?« fragte sie skeptisch.

»Unser Vater«, sagte Deirdre und bleckte die Zähne zu einem wilden Lächeln, »ist alles andere als dumm.«

Maeve zitterte vor Wut am ganzen Körper. »Wenn er auch nur die geringste Ahnung gehabt hat, hätte er die Leute warnen und dieses Massensterben verhindern müssen«, fauchte sie.

»Papa hat Wichtigeres zu tun, als wegen eines Schiffes voller trübsinniger Touristen ein großes Theater zu veranstalten.«

»Ich schwöre bei Gott, daß ihr allesamt für eure Herzlosigkeit büßen werdet.«

»Würdest du die Familie verraten?« Deirdre zuckte spöttisch die Achseln, dann beantwortete sie die Frage selbst. »Ja, ich glaube, es wäre dir zuzutrauen.«

»Worauf du dich verlassen kannst.«

»Dazu wird es aber nicht kommen. Nicht, wenn du deine teuren Söhnchen wiedersehen willst.«

»Sean und Michael befinden sich an einem sicheren Ort, wo Vater sie niemals finden wird.«

»Du kannst dich gern erkundigen, wenn dir danach zumute ist. Aber die Zwillinge bei dem Lehrer in Perth zu verstecken war wirklich nicht die schlaueste Idee.«

»Du bluffst.«

»Boudicca, deine werte leibliche Schwester, mußte dem Lehrer und seiner Frau – Heilender heißen sie, wenn ich mich recht entsinne – lediglich gut zureden, und schon durfte sie die Zwillinge auf ein Picknick mitnehmen.«

Maeve zitterte am ganzen Leib, als ihr die Ungeheuerlichkeit dessen, was sie soeben gehört hatte, bewußt wurde. Sie meinte sich übergeben zu müssen. »Ihr habt sie?«

»Die Jungs? Selbstverständlich.«

»Wenn sie den Hollenders auch nur ein Haar gekrümmt -«

»Nichts dergleichen.«

»Und was habt ihr mit Sean und Michael gemacht?«

»Papa hat sich ihrer angenommen. Sie sind auf unserer Insel. Er bringt ihnen sogar die Grundbegriffe des Diamantengeschäfts bei.

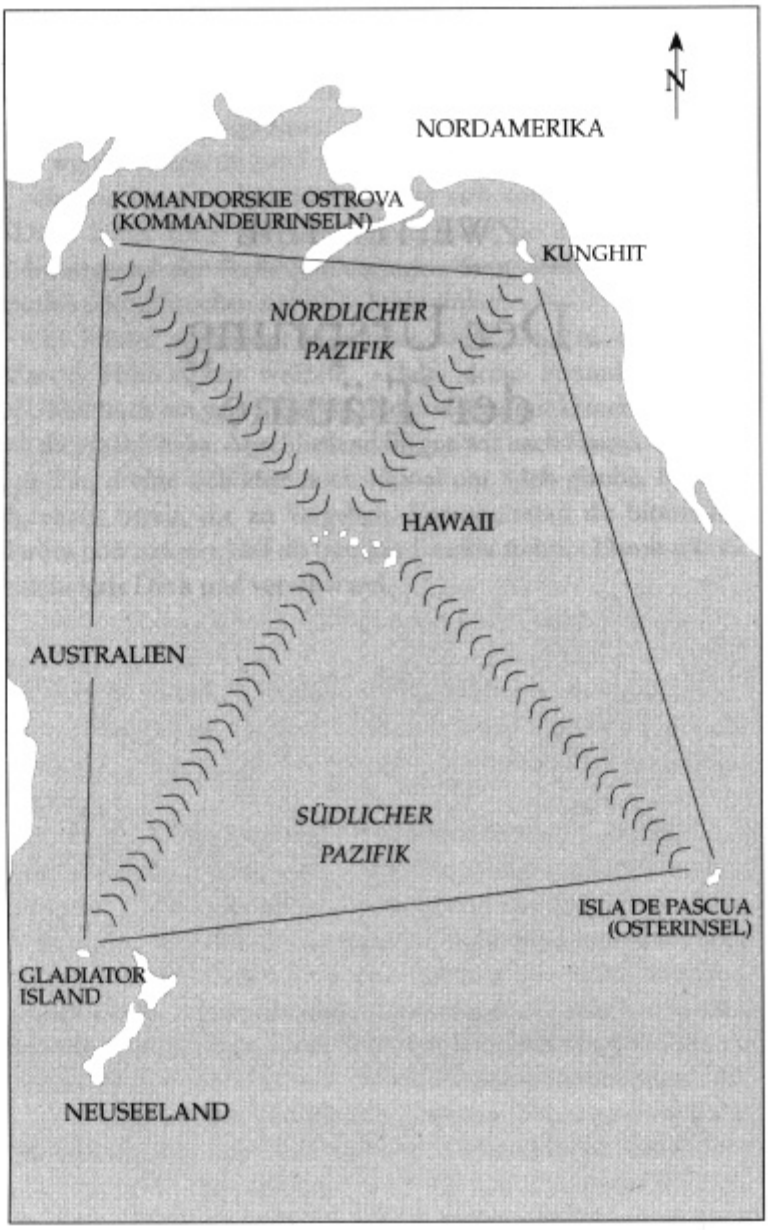
Nur Mut. Schlimmstenfalls kann ihnen ein Unglück zustoßen. Du weißt doch besser als jede andere, wie gefährlich es ist, wenn Kinder in der Nähe von Bergwerksstollen spielen. Das Erfreuliche dabei ist, daß deine Jungs eines Tages unglaublich reich und mächtig sein werden, wenn du zur Familie hältst.«

»So wie Papa?« schrie Maeve außer sich vor Zorn und Angst. »Dann lieber tot.« Mühsam unterdrückte sie den Drang, ihre Schwester auf der Stelle umzubringen. Statt dessen ließ sie sich mutlos und gebrochen auf einen Stuhl sinken,

»Es könnte schlimmer kommen«, sagte Deirdre, die sich an Maeves Hilflosigkeit weidete. »Halte deine Freunde von der NUMA noch ein paar Tage hin und erwähne mit keiner Silbe, was ich dir erzählt habe. Anschließend fliegen wir nach Hause.« Sie ging zur Tür, drehte sich aber noch einmal um. »Ich glaube, Papa ist durchaus bereit, dir zu vergeben. Vorausgesetzt, du bittest ihn darum und beweist, daß du treu zur Familie stehst.« Damit trat sie hinaus aufs Deck und verschwand.

ZWEITER TEIL

Der Ursprung der Träume



Akustische Konvergenzzone

11

Admiral Sandecker nutzte den großen Sitzungssaal nur selten für Konferenzen. Der war in erster Linie Gästen vorbehalten, Kongreßabgeordneten und Senatoren wie angesehenen Wissenschaftlern aus dem In- und Ausland, die zu Besuch im Hause weilten. Wenn es um interne Angelegenheiten der NUMA ging, zog er das kleine, gleich neben seinem Büro gelegene Arbeitszimmer vor, eine Art persönlichen Zufluchtsort, in dem er sich zwanglos, aber dennoch in vertraulicher Runde mit seinen Abteilungsleitern besprechen konnte. Häufig diente es der Führungsriege der NUMA auch als Speisesalon. Hier fläzten Sandecker und seine Leute in weichen Ledersesseln um den drei Meter langen Konferenztisch, der aus hölzernen Bordplanken eines am Grunde des Eriesees liegenden Schoners gezimmert war und schwer und wuchtig auf dem türkisfarbenen Teppichboden vor dem üppig verzierten offenen Kamin aus viktorianischer Zeit stand.

Ganz im Gegensatz zu den anderen Büros in der NUMA-Zentrale, ultramodern ausgestatteten und eingerichteten Räumen, umgeben von hohen, grün getönten Glaswänden, kam man sich in diesem Zimmer vor wie in einem alten englischen Herrenclub. Alle vier Wände wie auch die Decke waren mit dunklem, seidig schimmerndem Teakholz getäfelt, an dem in schweren Zierrahmen Schlachtenbilder aus der glorreichen Geschichte der amerikanischen Seestreitkräfte prangten.

Hier hing ein wunderschönes, detailgetreues Gemälde von der heroischen Schlacht, die sich John Paul Jones auf der jämmerlich bestückten *Bonhomme Richard* mit der britischen Fregatte *Serapis,* einem Fünfzig-Kanonen-Schiff, geliefert hatte. Unmittelbar dane-

ben schoß die wackere amerikanische Fregatte *Constitution* der britischen Fregatte *Java* die Masten ab. An der gegenüberliegenden Wand eine Szene aus dem amerikanischen Bürgerkrieg, das Duell der Panzerschiffe *Monitor* und *Virginia,* besser bekannt unter dem Namen *Merrimac.* Dazu, unmittelbar nebeneinander aufgehängt, die Zerstörung der spanischen Flotte in der Bucht von Manila durch Kommodore Dewey und eine Kette Sturzkampfbomber, die während der Schlacht um Midway vom Flugzeugträger *Enterprise* zum Angriff auf die japanische Flotte starteten. Nur auf dem unmittelbar über dem Kamin hängenden Bild waberte kein Pulverdampf. Es war ein Porträt von Sandecker in Ausgehuniform, kurz bevor er befördert und zum Landdienst vergattert worden war. Darunter stand ein Glaskasten mit einem Modell des Raketenkreuzers *Tucson,* den Sandecker zuletzt befehligt hatte.

Ein früherer Präsident der Vereinigten Staaten hatte Sandecker nach dessen Ausscheiden aus der Marine mit dem Aufbau und der Organisation einer neu zu gründenden Regierungsbehörde beauftragt, die sich vor allem der Erforschung der Meere widmen sollte. Sandecker hatte die NUMA, die anfänglich in einem gemieteten Lagerhaus hauste und über knapp zehn Mann Personal verfügte, darunter Pitt und Giordino, zu einer riesigen Organisation mit rund zweitausend Angestellten aufgebaut, die von den meereswissenschaftlichen Instituten auf der ganzen Welt beneidet wurde und über einen riesigen Etat verfügte, der vom Kongreß selten in Frage gestellt und so gut wie immer bewilligt wurde.

Sandecker widersetzte sich dem Alterungsprozeß voller Leidenschaft. Er war mittlerweile Anfang Sechzig, aber nach wie vor ein Fitneßnarr, der joggte, Hanteln drückte und allerlei andere Sportarten betrieb, Hauptsache, er schwitzte dabei und sein Herz schlug ein paar Takte schneller. Das harte Training und die bewußte Ernährungsweise zeitigten durchaus Folgen. Er war rank und schlank, wog eher ein paar Pfund unter dem sogenannten Normalgewicht und hatte nach wie vor volles, kurzes, feuerrotes Haar, das er mit einem rasiermesserscharfen Scheitel nach hinten striegelte. Die stechenden, haselnußbraunen Augen und der Knebelbart, der ebenso fuchsrot war wie die Haare, betonten das straffe, schmale Gesicht.

Das einzige Laster, das er sich gönnte, waren die Zigarren. Er rauchte bis zu zehn Stück am Tag, allesamt aus ausgesuchten Tabakblättern eigens für ihn gerollt. In eine Wolke aus Zigarrenqualm gehüllt, kam er in das Besprechungszimmer, wie ein Zauberer, der auf einer nebelumwaberten Bühne auftaucht.

Er ging zum Kopfende des Tisches und lächelte den beiden links und rechts von ihm sitzenden Männern freundlich zu. »Tut mir leid, daß ich Sie so lange hier festhalte, meine Herren. Aber ich würde Ihnen keine Überstunden abverlangen, wenn es nicht wichtig wäre.«

Hiram Yeager, der Chef der Kommunikationsabteilung der NUMA und Herr über die umfassendste meereswissenschaftliche Datensammlung der Welt, kippte seinen Sessel nach hinten, bis er nur noch auf zwei Beinen stand, und nickte Sandecker zu. Wenn es ein Problem zu lösen galt, fing Sandecker immer bei Yeager an. Yeager, den so schnell nichts aus der Ruhe brachte, hatte einen Pferdeschwanz, trug stets Latzhosen, wohnte mit seiner Frau und den Töchtern in einem schicken Viertel der amerikanischen Hauptstadt und fuhr einen nicht serienmäßigen BMW. »Ich mußte mich nur entscheiden, ob ich Ihrer Bitte Folge leiste«, sagte er mit einem leichten Augenzwinkern, »oder meine Frau ins Ballett ausführe.«

»Angeschmiert bist du so oder so«, warf Rudi Gunn, der stellvertretende Leiter der NUMA, lachend ein. Wenn Dirk Pitt Sandeckers Topmann fürs Krisenmanagement war, dann war Gunn sein Organisationsirrwisch. Er war ein schmächtiger Mann mit schlanken Hüften und schmalen Schultern, ebenso humorvoll wie blitzgescheit. Mit seinen wachsamen Augen und der dicken Hornbrille erinnerte er ein wenig an eine Eule, die darauf wartet, daß die Feldmaus unter ihrem Baum vorbeihuscht.

Sandecker ließ sich in einen der Ledersessel sinken, streifte die Asche seiner Zigarre in einer Abalonenschale ab und breitete eine Karte des Weddellmeers und der Antarktischen Halbinsel auf der Tischplatte aus. Er tippte mit dem Finger auf eine Kreismarkierung, in die eine Reihe kleiner, roter Kreuze und die entsprechenden Nummern eingezeichnet waren. »Meine Herren, Sie wissen alle über die tragischen Vorgänge im Weddellmeer Bescheid, dem jüng-

sten Schauplatz eines Massensterbens, wie es auch an einer Reihe anderer Orten vorkam. Kreuz Nummer eins kennzeichnet den Fundort der toten Delphine durch die *Ice Hunter*. Nummer zwei steht für die toten Robben vor South Orkney Island. Die Drei markiert Seymour Island, wo Menschen, Pinguine und See-Elefanten umkamen. Kreuz Nummer vier schließlich kennzeichnet die ungefähre Position der *Polar Queen,* als der Tod zuschlug.«

Yeager musterte den eingezeichneten Kreis. »Dürfte einen Durchmesser von etwa neunzig Kilometern haben.«

»Gefällt mir gar nicht«, sagte Gunn mit stark gerunzelter Stirn. »Das Gebiet ist doppelt so groß wie die letzte Todeszone in der Nähe von Chirikof Island vor den Aleuten.«

»Und dieser Katastrophe fielen über dreitausend Seelöwen und fünf Fischer zum Opfer«, sagte Sandecker. Er nahm die auf dem Tisch liegende Fernbedienung zur Hand, richtete sie auf eine Schalttafel an der Wand am unteren Ende des Raumes und drückte auf einen Knopf. Langsam senkte sich ein großer Bildschirm von der Decke herab. Er drückte auf einen weiteren Knopf, worauf eine am Computer entworfene holographische, also dreidimensionale Karte des Pazifischen Ozeans auftauchte. Mehrere neonblau leuchtende Kugeln mit graphischen Darstellungen von Fischen und Meeressäugern wurden, wie es schien, von außen auf verschiedene Bereiche der Karte projiziert. Zwei Kugeln, eine über Seymour Island vor der Antarktischen Halbinsel, die andere vor der Küste von Alaska, enthielten menschliche Gestalten. »Bis vor drei Tagen«, fuhr Sandecker fort, »lagen alle bislang gemeldeten Todeszonen im Pazifik. Jetzt, da auch die See um Seymour betroffen ist, haben wir es mit einer weiteren im Südatlantik zu tun.«

»Womit diese unbekannte Seuche, wenn es denn eine ist, in den letzten vier Monaten insgesamt achtmal aufgetreten ist«, sagte Gunn. »Und sie scheint schlimmer zu werden.«

Sandecker musterte seine Zigarre. »Und ohne daß wir auch nur den geringsten Hinweis auf die Ursache haben.«

»Ich komme nicht weiter«, sagte Yeager und hob hilflos die Hände. »Ich habe es mit hunderterlei Computergrafiken versucht, aber nichts gefunden, was auch nur annähernd in dieses Puzzle paßt. Es

gibt keine Seuchen oder chemischen Giftstoffe, jedenfalls keine, die wir kennen, die sich Tausende von Kilometern durchs Meer ausbreiten, aus heiterem Himmel innerhalb eines eng begrenzten Gebietes sämtliches Leben vernichten und dann spurlos verschwinden.«

»Ich habe dreißig Wissenschaftler auf die Sache angesetzt«, sagte Gunn. »Aber bislang sind sie noch auf keinen Hinweis gestoßen, der Rückschlüsse auf die Ursache liefern könnte.«

»Haben die Pathologen bei den fünf Fischern, die von der Küstenwache tot in ihrem Boot vor Chirikof Island gefunden wurden, irgend etwas feststellen können?«

»Die Obduktion ergab bislang keine Gewebeschädigungen durch Gifte, weder im Magen-Darm-Trakt noch in den Atmungsorganen. Ebensowenig einen Hinweis auf eine den Medizinern bekannte, schnell wirkende Krankheit. Ich habe veranlaßt, daß Colonel Hunt vom Walter Reed Army Medical Center Sie sofort anruft, wenn er seinen Bericht fertiggestellt hat.«

»Verdammt!« platzte Sandecker los. »Irgendwas hat sie aber umgebracht. Der Kapitän war im Ruderhaus und hatte beide Hände am Steuer, als er gestorben ist. Und die Crew hat's erwischt, als sie gerade die Netze einholen wollte. Die Leute fallen doch nicht ohne jeden Grund einfach tot um, jedenfalls keine kerngesunden Männer, alle Mitte Zwanzig bis Mitte Dreißig.«

Yeager nickte zustimmend. »Vielleicht suchen wir an der falschen Stelle. Es muß sich um etwas handeln, was wir bislang noch nicht in Betracht gezogen haben.«

Sandecker starrte dem Zigarrenrauch hinterher, der kräuselnd zur getäfelten Decke aufstieg. Er deckte selten alle Karten auf einmal auf, sondern drehte lieber langsam eine nach der anderen um. »Ich habe kurz vor unserer Besprechung mit Dirk Pitt telefoniert.«

»Gibt's bei ihm irgendwas Neues?« fragte Gunn.

»Die Biologen an Bord der *Ice Hunter* haben nichts gefunden, aber Dirk hat eine Theorie. Ziemlich weit hergeholt, wie er selber zugibt, aber bislang ist keiner von uns darauf gekommen.«

»Ich würde sie gern hören«, sagte Yeager.

»Er meint, es handelt sich um eine Umweltschädigung der besonderen Art.«

Gunn schaute Sandecker mit zweifelndem Blick an. »Und um welche Umweltschädigung soll es sich dabei handeln?«

Sandecker grinste wie ein Scharfschütze, der sein Opfer ins Visier nimmt. »Lärm«, antwortete er kurzerhand.

»Lärm«, wiederholte Gunn. »Was für Lärm?«

»Er meint, es könnte sich um tödliche Schallwellen handeln, die sich über Hunderte, vielleicht sogar Tausende von Kilometern unter Wasser fortpflanzen, dann an die Oberfläche gelangen und innerhalb eines bestimmten Gebiets alles Leben vernichten.« Sandecker hielt inne, musterte die Gesichter seiner Untergebenen und wartete auf deren Reaktion.

Yeager war normalerweise kein Zyniker, doch jetzt legte er den Kopf zurück und lachte lauthals los. »Ich fürchte, der gute alte Pitt hat sich zu schnell und zu gierig an seinen Lieblingstequila gehängt.«

Rudi Gunn hingegen wirkte ganz und gar nicht skeptisch. Gespannt schaute er eine Zeitlang auf die Computergrafik des Pazifischen Ozeans. »Ich glaube, Dirk ist da auf etwas gestoßen«, sagte er dann.

Yeager zog die Augenbrauen zusammen. »Meinst du?«

»Jawohl«, erwiderte Gunn ernsthaft. »Es könnte sich durchaus um gefährliche Schallwellen handeln, die sich unter Wasser ausbreiten.«

»Dazu hätte ich gern noch weitere Meinungen«, sagte Sandecker. »Als Dirk mir die Sache zum erstenmal dargelegt hat, dachte ich, er könnte vor Müdigkeit nicht mehr klar denken. Aber je mehr ich über seine Theorie nachdenke, desto mehr glaube ich, daß etwas dran sein könnte.«

»Es geht das Gerücht«, sagte Yeager, »daß er die *Polar Queen* im Alleingang gerettet haben soll.«

Gunn nickte. »Stimmt genau. Nachdem Al ihn vom Hubschrauber aus abgesetzt hat, hat er das Schiff von den Felsen weggesteuert und damit vor dem sicheren Untergang bewahrt.«

»Zurück zu den toten Fischern«, sagte Sandecker und rief die Runde wieder zur Räson. »Wieviel Zeit haben wir, bis wir die Leichen den Behörden von Alaska überstellen müssen?«

»Etwa fünf Minuten, nachdem bekannt wird, daß wir sie haben«, erwiderte Gunn. »Die Männer auf dem Kutter der Küstenwache, der das treibende Schiff im Golf von Alaska entdeckt hat, werden bestimmt plaudern, sobald sie an ihrem Stützpunkt auf Kodiak anlegen und an Land gehen.«

»Auch wenn ihnen der Kapitän befohlen hat, Stillschweigen zu wahren?« sagte Sandecker.

»Wir sind nicht im Krieg, Admiral. Die Küstenwache ist in den Gewässern da droben hoch angesehen. Denen wird es nicht schmecken, bei einer Vertuschungsaktion mitzumachen, bei der es um Männer geht, denen sie eigentlich das Leben retten sollen. Nach zwei, drei Gläsern im Yukon Saloon erzählen sie die Geschichte jedem, der sich dafür interessiert.«

Sandecker seufzte. »Vermutlich haben Sie recht. Kommandant MacIntyre hat die Heimlichtuerei ganz und gar nicht gepaßt. Erst auf unmittelbaren Befehl des Verteidigungsministers hin hat er klein beigegeben und unseren Wissenschaftlern die Leichen überlassen.«

Yeager warf Sandecker einen wissenden Blick zu. »Wer mag sich wohl an den Verteidigungsminister gewandt haben?«

Sandecker lächelte verschmitzt. »Nachdem ich ihm den Ernst der Lage erklärt hatte, war er äußerst zuvorkommend.«

»Da droben wird der Teufel los sein«, prophezeite Yeager, »sobald die einheimischen Fischer und vor allem die Angehörigen der toten Besatzungsmitglieder feststellen, daß man sie erst eine Woche nach dem Auffinden der mittlerweile obduzierten Leichen verständigt hat.«

»Vor allem«, fügte Gunn hinzu, »wenn sie erfahren, daß wir die Leichen zur Autopsie nach Washington gebracht haben.«

»In diesem frühen Stadium durften wir nicht zulassen, daß die Medien Amok laufen und wilde Geschichten von einem im Meer treibenden Schiff verbreiten, dessen gesamte Crew samt ihrem zahmen Papagei unter rätselhaften Umständen ums Leben gekommen ist. Zu dem Zeitpunkt konnten wir keine Schlagzeilen über weitere unerklärliche Phänomene gebrauchen. Nicht, solange wir selbst noch im dunkeln tappen.«

Gunn zuckte die Achseln. »Jetzt ist die Katze jedenfalls aus dem Sack. Die Katastrophe auf der *Polar Queen* läßt sich nicht verheimlichen. Spätestens morgen früh dürfte das bei sämtlichen Fernsehsendern auf der Welt das Nachrichtenthema Nummer eins sein.«

Sandecker nickte Yeager zu. »Hiram, ziehen Sie Ihr Archiv zu Rate und graben Sie alle Daten zum Thema Unterwasserakustik aus. Suchen Sie sämtliche Unterlagen über Experimente heraus, zivile wie militärische, bei denen es um die Verbreitung starker Schallwellen im Wasser geht. Wie sie entstehen und wie sie sich auf Menschen und Meeressäuger auswirken.«

»Ich fange sofort damit an«, versicherte ihm Yeager.

Gunn und Yeager standen auf und verließen das Besprechungszimmer. Sandecker blieb in seinem Sessel sitzen und paffte seine Zigarre. Er ließ den Blick von einer Seeschlacht zur anderen schweifen, verweilte bei jeder eine Zeitlang und wandte sich dann der nächsten zu. Dann schloß er die Augen und konzentrierte sich.

In dieser vertrackten Situation gab es zu viele Unbekannte, als daß er einen klaren Gedanken hätte fassen können. Nach einer Weile schlug er die Augen wieder auf und starrte auf die Computergrafik vom Pazifischen Ozean. »Wo wird es das nächstemal zuschlagen?« fragte er laut vor sich hin. »Wen wird es treffen?«

Colonel Leigh Hunt saß am Schreibtisch seines Büros im Untergeschoß des Walter Reed Army Medical Center – die steifen Verwaltungsräume in den oberen Etagen konnte er nicht ausstehen – und betrachtete nachdenklich eine Flasche Cutty Sark. Draußen war es mittlerweile dunkel, die Straßenlaternen brannten, und der Berufsverkehr wurde allmählich schwächer. Die Autopsie der fünf toten Fischer, die man aus den kalten Gewässern vor der Nordwestküste Amerikas geborgen hatte, war beendet, und er wollte nach Hause zu seiner Katze. Er war unschlüssig, ob er sich einen Schluck genehmigen oder einen letzten Anruf erledigen sollte, bevor er aufbrach. Er entschied sich, beides zu tun.

Mit der einen Hand tippte er die entsprechende Nummer ins Tastentelefon, mit der anderen goß er einen Schuß Scotch in eine

Kaffeetasse. Nach dem zweiten Läuten meldete sich eine barsche Stimme.

»Colonel Hunt, ich hoffe, Sie sind es.«

»Stimmt«, erwiderte Hunt. »Woher haben Sie das gewußt?«

»Ich hatte so eine Ahnung, daß Sie etwa um diese Zeit anrufen könnten.«

»Mit ‘nem alten Seebären zu telefonieren ist doch immer wieder ein besonderes Vergnügen«, sagte Hunt aufgeräumt.

»Was können Sie mir berichten?« fragte Sandecker.

»Zunächst mal – wissen Sie genau, daß man diese Leichen auf einem Fischerboot mitten im Meer gefunden hat?

»Genauso ist es.«

»Und die beiden Tümmler sowie die vier Robben, die Sie mir haben vorbeibringen lassen?«

»Wo sollten die wohl sonst herstammen?«

»Ich habe noch nie ein Meereslebewesen obduziert.«

»Ob Menschen, Tümmler oder Robben, inwendig sind sie alle Säugetiere.«

»Sie haben es hier, mein werter Admiral, mit einem sehr faszinierenden Fall zu tun.«

»Woran sind sie gestorben?«

Hunt hielt inne und trank die halbe Tasse aus. »Die Autopsie ergab, daß der Tod durch eine Zerstörung der miteinander verbundenen Gehörknöchelchen des Mittelohrs verursacht wurde, die aus Malleus, Incus und Stapes bestehen, beziehungsweise, wie Sie vielleicht noch aus dem Biologieunterricht wissen, dem Hammer, dem Amboß und dem Steigbügel. Zudem war der Fuß des Steigbügels gebrochen. Das wiederum rief schwerste Schwindelgefühle und einen extremen Tinnitus hervor, ein heftiges Ohrrauschen also, führte zu einem Riß der unteren Balkenarterie im Bereich des Zerebellum und verursachte Blutungen in die vordere und mittlere Grube des Cranium an der Schädelbasis.«

»Können Sie das so ausdrücken, daß es auch ein gewöhnlicher Sterblicher versteht?«

»Sagt Ihnen der Begriff ›Infarzierung‹ etwas?«

»Klingt irgendwie unanständig.«

»Von einer Infarzierung spricht man, wenn es aufgrund einer Blockierung, zum Beispiel durch eine Luftblase, im Blutkreislauf zu einer Verklumpung toter Zellen oder organischen Gewebes kommt.«

»Und wo soll das bei den Leichen stattgefunden haben?« erkundigte sich Sandecker.

»Es lag eine Schwellung des Zerebellum vor, wodurch Druck auf den Hirnstamm ausgeübt wurde. Außerdem habe ich festgestellt, daß das vestibuläre Labyrinth -«

»Wie bitte?«

»Der Begriff ›vestibulär‹ bezieht sich ganz allgemein auf Körperhöhlungen, so unter anderem auch auf das Labyrinth des Innenohrs.«

»Fahren Sie bitte fort.«

»Das Labyrinth scheint durch äußere Gewalteinwirkung verschoben oder zerstört worden zu sein. So ähnlich wie bei einem Sturz in tiefes Wasser, wenn aufgrund der Druckentwicklung Wasser in den Gehörgang gepreßt wird, was wiederum zu einer Kompression der im Ohr befindlichen Luft führt, so daß schließlich das Trommelfell platzt.«

»Wie sind Sie zu diesem Befund gekommen?«

»Indem ich die bei einer solchen Untersuchung üblichen Methoden angewandt habe, magnetische Resonanzaufzeichnung und Computertomographie, eine Diagnosetechnik unter Verwendung von Röntgenstrahlen, bei der die Schatten der Skeletteile vor und hinter der zu untersuchenden Stelle eliminiert werden. Des weiteren habe ich hämatologische und serologische Untersuchungen sowie eine Lumbalpunktion vorgenommen.«

»Mit welchen Symptomen kündigt sich diese Sache an?«

»Zu den Tümmlern und Robben kann ich mich nicht äußern«, erklärte Hunt. »Aber bei den Menschen ergab sich ein durchgängiges Bild. Ein jähes und überaus heftiges Schwindelgefühl, abrupter Verlust des Gleichgewichtssinns, Erbrechen, schubartige Schmerzen im Schädelbereich und plötzliche Krämpfe, die weniger als fünf Minuten gedauert haben dürften. All dies zusammengenommen, führte zu Bewußtlosigkeit und schließlich zum Tod.

Man könnte es mit einem ungewöhnlich schweren Schlaganfall vergleichen.«

»Können Sie mir sagen, was dieses Trauma verursacht hat?«

Hunt zögerte. »Das kann ich Ihnen nicht einmal annähernd genau beantworten.«

Sandecker ließ sich davon nicht beirren. »Dann spekulieren Sie doch mal.«

»Na schön, nachdem Sie mich so in die Enge getrieben haben. Ich wage zu behaupten, daß die Fischer, die Tümmler und die Robben durch die Einwirkung extrem starker Schallwellen umgekommen sind.«

22. Januar 2000
Bei Howland Island, Südpazifik

12

Für die an der Reling angetretene Besatzung der *Mentawai,* eines indonesischen Frachters, der von Honolulu nach Jayapura auf Neuguinea unterwegs war, war der Anblick eines unbeholfen wirkenden Schiffes mitten auf dem Ozean höchst ungewöhnlich, wenn nicht geradezu unglaublich. Doch die im traditionellen Ningpo-Stil gebaute chinesische Dschunke segelte ruhig und elegant durch die etwa einen Meter hohe Dünung, die von Osten an ihren Bug rollte. Prachtvoll sah sie aus mit ihren leuchtendbunten Segeln, die sich im Südwestwind bauschten, und dem lackierten, im orangegoldenen Licht der aufgehenden Sonne funkelnden Holz. Zwei große Augen, deren Blicke sich kreuzten, wenn man sie von vorn betrachtete, und die sie nach altem Glauben sicher durch den Nebel und schwere See geleiten sollten, waren auf den Bug gemalt.

Die *Tz'u-hsi,* benannt nach der letzten chinesischen Kaiserwitwe, war der Zweitwohnsitz des Hollywoodstars Garret Converse, der zwar noch nie für einen Oscar nominiert worden war, aber als Held zahlreicher Actionfilme höchste Einspielergebnisse

an den Kinokassen erzielte. Die Dschunke war vierundzwanzig Meter lang, sechs Meter breit und von den Toppen bis zum Kiel aus Teak- und Zedernholz gebaut. Converse hatte keinerlei Kosten gescheut, weder bei den mit allem Komfort ausgestatteten Mannschaftsunterkünften noch bei den Navigationsinstrumenten, die dem modernsten Stand der Technik entsprachen. Nur wenige Jachten boten einen ähnlichen Luxus. Converse, ein leidenschaftlicher Abenteurer im Stile eines Errol Flynn, war mit der *Tz'u-hsi* von Newport Beach aus zu einer Kreuzfahrt rund um die Welt in See gegangen und befand sich gerade auf dem vorletzten, quer über den Pazifik führenden Abschnitt dieser Reise. Der derzeitige Kurs seines Schiffes führte rund fünfzig Kilometer am Rowland Island vorbei, der Insel, zu der Amelia Earhart unterwegs gewesen war, als sie 1937 verschwand.

Als die beiden Schiffe auf Gegenkurs aneinander vorbeizogen, rief Converse den Frachter über Funk an.

»Grüße von der *Tz'u-hsi.* Welches Schiff seid ihr?«

»Der Frachter *Mentawai.* Wir kommen aus Honolulu. Wohin geht eure Fahrt?«

»Zur Weihnachtsinsel und von dort aus nach Kalifornien.«

»Ich wünsche euch eine gute Überfahrt.«

»Ich euch ebenfalls«, antwortete Converse.

Der Kapitän der *Mentawai* betrachtete die vorbeigleitende Dschunke und nickte dann seinem Ersten Offizier zu. »Hätte nie gedacht, daß ich mal so weit draußen im Pazifik eine Dschunke sehe.«

Der Erste Offizier, dessen Vorfahren aus China stammten, nickte mißbilligend. »Ich bin als kleiner Junge auf einer Dschunke gefahren. Ziemlich leichtsinnig, hier draußen damit rumzusegeln, wo sich jederzeit ein Taifun zusammenbrauen kann. Dschunken sind nicht, für schweres Wetter gebaut. Sie liegen zu hoch im Wasser und neigen dazu, wie wahnsinnig zu rollen. Außerdem kann bei rauher See leicht das Ruder brechen.«

»Wer das Schicksal so herausfordert, muß entweder ausgesprochen mutig oder ziemlich verrückt sein«, sagte der Kapitän und wandte sich von der Dschunke ab, die mit zunehmender Entfer-

nung immer kleiner wurde. »Ich jedenfalls fühle mich wohler, wenn ich einen Stahlrumpf um mich weiß und das Stampfen der Maschinen unter Deck spüre.«

Achtzehn Minuten nach der Begegnung zwischen dem Frachter und der Dschunke empfing das US-Containerschiff *Rio Grande,* das mit Traktoren und anderem landwirtschaftlichen Gerät nach Sydney unterwegs war, einen Notruf. Der Funkraum lag unmittelbar neben der geräumigen Brücke, so daß sich der Funker nur umdrehen mußte, um dem Zweiten Offizier, der dort Morgenwache schob, Meldung zu machen.

»Sir, ich habe soeben einen Notruf von dem indonesischen Frachter *Mentawai* empfangen.«

Der Zweite Offizier, ein gewisser George Hudson, griff zum OB-Telefon, gab eine Nummer ein und wartete, bis sich jemand meldete. »Käpt'n, wir haben einen Notruf empfangen.«

Kapitän Jackson Kelsey saß in seiner Kammer und wollte sich gerade den ersten Frühstückshappen in den Mund schieben, als der Anruf von der Brücke einging. »In Ordnung, Mr. Hudson. Bin schon unterwegs. Sehen Sie zu, daß Sie deren Position erfahren.«

Kelsey schlang seine Eier mit Schinken hinunter, kippte eine halbe Tasse Kaffee hinterher und begab sich über einen kurzen Aufgang zur Kommandobrücke. Er ging sofort in den Funkraum.

Der Funker blickte mit verwunderter Miene auf. »Ein sehr seltsamer Funkspruch, Käpt'n.« Er reichte Kelsey einen Notizblock.

Kelsey las den Text und wandte sich dann an den Funker. »Sind Sie sicher, daß Sie das richtig verstanden haben?«

»Ja, Sir. Es kam klar und deutlich.«

Kelsey las die Nachricht laut vor. »An alle Schiffe. Kommen Sie schnell zu uns. Hier Frachter *Mentawai,* vierzig Kilometer südsüdwestlich von Howland Island. Beeilung. Alle sterben.« Er blickte auf. »Sonst nichts? Keine Koordinaten?«

Der Funker schüttelte den Kopf. »Danach war Funkstille, und seitdem hab' ich niemanden mehr erreicht.«

»Dann nutzt auch unsere Funkpeilanlage nichts.« Er wandte sich an den Zweiten Offizier. »Mr. Hudson, setzen Sie einen Kurs auf

die letzte von der *Mentawai* gemeldete Position ab, südwestlich von Rowland Island. Mehr können wir ohne genaue Koordinaten nicht tun. Wenn wir nicht auf Sichtweite an sie rankommen, müssen wir sie notfalls über Radar ausfindig machen.« Er hätte Hudson bitten können, die Kursangaben über den Navigationscomputer laufen zu lassen, aber er hielt sich lieber an die alten Seefahrtsregeln.

Hudson ging zum Kartentisch und machte sich mit dem gegeneinander verschiebbaren Parallellineal und dem Stechzirkel ans Werk. Unterdessen teilte Kelsey dem Chefingenieur über Maschinentelegraph mit, daß er die *Rio Grande* auf volle Fahrt bringen solle. Hank Sherman, der Erste Offizier, kam auf die Brücke und knöpfte gähnend sein Hemd zu.

»Wir reagieren auf einen Notruf?« fragte er Kelsey.

Der Kapitän lächelte und reichte ihm den Notizblock. »So was spricht sich auf diesem Schiff aber schnell rum.«

Hudson drehte sich am Kartentisch um. »Laut meinen Berechnungen müßte die *Mentawai* ungefähr fünfundsechzig Kilometer entfernt sein, Kurs eins-drei-zwo Grad.«

Kelsey begab sich an den Fahr- und Kommandostand und gab die entsprechenden Koordinaten ein. Das Schiff reagierte fast auf der Stelle und drehte langsam nach Steuerbord, als es von der Computersteuerungsanlage auf den neuen Kurs von 132 Grad gebracht wurde.

»Irgendwelche Reaktionen von einem anderen Schiff?« fragte er den Funker.

»Wir sind die einzigen, die eine Rückmeldung versucht haben, Sir.«

Kelsey blickte zu Boden. »Wir können in knapp zwei Stunden bei ihr sein.«

Sherman starrte noch immer verdutzt auf die Nachricht. »Wenn das nicht irgendein Streich ist, könnte es durchaus sein, daß wir nur noch Leichen vorfinden.«

Kurz nach acht Uhr morgens sichteten sie die *Mentawai.* Im Gegensatz zur *Polar Queen,* die weiterhin volle Fahrt gemacht hatte, schien der indonesische Frachter nur noch zu treiben. Ansonsten

wirkte das Schiff friedlich und normal. Rauch stieg aus den beiden Schornsteinen auf, doch niemand war an Deck oder reagierte auf die wiederholten Anrufe per Lautsprecher von der Brücke der *Rio Grande* aus.

»Da drüben herrscht Grabesstille«, sagte Sherman, der Erste Offizier, mit unheilverkündendem Ton.

»Herrgott!« murmelte Kelsey. »Die See rundum ist voller toter Fische.«

»Mir gefällt das ganz und gar nicht.«

»Sie sollten besser ein Prisenkommando aufstellen und sich dort drüben umsehen«, befahl Kelsey.

»Ja, Sir. Schon unterwegs.«

Hudson, der Zweite Offizier, suchte mit dem Fernglas den Horizont ab. »Etwa zehn Kilometer Steuerbord voraus ist ein weiteres Schiff.«

»Hält es auf uns zu?« fragte Kelsey.

»Nein, Sir. Es scheint sich zu entfernen.«

»Merkwürdig. Warum reagieren die nicht auf den Notruf? Können Sie erkennen, was es für ein Schiff ist?«

»Sieht aus wie eine schicke Jacht, ziemlich groß und schnittig. Wie die Schiffe, die man manchmal im Hafen von Monaco oder in Hongkong sieht.«

Kelsey ging zum Funkraum und nickte dem Funker zu. »Versuchen Sie die Jacht da draußen zu erreichen.«

Ein, zwei Minuten später schüttelte der Funker den Kopf. »Kein Mucks. Entweder haben sie abgeschaltet, oder sie wollen nichts von uns wissen.«

Die *Rio Grande* verminderte ihre Fahrt und schob sich langsam auf den behäbig in der Dünung rollenden Frachter zu. Dann lagen sie so dicht daneben, daß Kelsey von der Brückennock des großen Containerschiffes auf das Deck der *Mentawai* hinabblicken konnte. Er sah zwei reglose Gestalten und, wenn er sich nicht täuschte, einen kleinen Hund. Wieder preite er das andere Schiff an, doch dort blieb alles still.

Das Boot mit Shermans Prisenkommando wurde zu Wasser gelassen und fuhr hinüber zu dem Frachter. Sie schrammten in der Dü-

nung an der Bordwand entlang, warfen dann einen Greifhaken über die Reling und zogen damit ein Fallreep auf. Wenige Minuten später war Sherman an Bord und beugte sich über die an Deck liegenden Leichen. Dann verschwand er durch eine Luke unter der Brücke.

Vier Männer folgten ihm. Zwei weitere blieben unterdessen im Boot, steuerten es ein kurzes Stück vom Rumpf weg und warteten auf ein Zeichen, daß sie zurückkehren und die anderen abholen sollten. Selbst nachdem Sherman sich vergewissert hatte, daß die Männer an Bord tot waren, rechnete er immer noch damit, zumindest einen Teil der Besatzung lebend anzutreffen. Um so fassungsloser reagierte er, als er durch die Luke trat, den Aufgang zur Brücke hinaufstieg und die reglos am Boden liegenden Gestalten sah. Alle Mann an Bord waren tot, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen. Er fand den Funker, der mit hervortretenden Augen dasaß und sich mit den Händen an seinem Gerät festklammerte, als hätte er Angst umzufallen.

Zwanzig Minuten verstrichen, ehe Sherman den Funker der *Mentawai* zu Boden gebettet hatte und sich bei der *Rio Grande* meldete. »Käpt'n Kelsey?«

»Schießen Sie los, Mr. Sherman. Was haben Sie entdeckt?«

»Alle tot, Sir, jeder einzelne, sogar zwei Sittiche, die wir in der Kammer des leitenden Ingenieurs gefunden haben. Und der Schiffshund, ein Beagle, der noch die Zähne gefletscht hat.«

»Irgendein Hinweis auf die Todesursache?«

»Allem Anschein nach eine Lebensmittelvergiftung. Sieht aus, als hätten sie sich übergeben, ehe sie gestorben sind.«

»Achten Sie auf giftige Dämpfe.«

»Ich werd' die Nase aufsperren«, sagte Sherman.

Kelsey schwieg einen Moment und dachte über die mißliche Lage nach, in die er so unverhofft geraten war. Dann sagte er: »Beordern Sie das Boot zurück. Ich schicke Ihnen weitere fünf Männer rüber, damit Sie das Schiff in Gang bringen können. Der nächste größere Hafen ist Apia auf Samoa. Dort übergeben wir das Schiff den Behörden.«

»Was ist mit den Leichen der Crew? Wir können sie nicht einfach rumliegen lassen, jedenfalls nicht in der tropischen Hitze.«

»Packen Sie sie in die Kühlkammer«, erwiderte Kelsey, ohne zu zögern. »Dann bleiben sie einigermaßen frisch bis zur Untersuchung durch...«

Er brach mitten im Satz ab, als der Rumpf der *Mentawai* von einer Explosion tief im Schiffsbauch erschüttert wurde. Die Ladeluken wurden weggerissen, Stichflammen schössen heraus, dann quoll schwarzer Qualm hervor. Das Schiff schien förmlich aus dem Wasser gehoben zu werden, schlug wieder auf und krängte heftig nach Steuerbord. Das Dach des Ruderhauses brach ein. Dann erneutes tiefes Grollen im Innern des Schiffes, gefolgt von einem markerschütternden Kreischen, als berste Metall.

Voller Entsetzen sah Kelsey, wie die *Mentawai* langsam nach Steuerbord wegkippte. »Sie geht unter!« schrie er über Funk. »Raus mit euch, bevor sie sinkt!«

Sherman lag flach am Boden, betäubt von der Druckwelle. Benommen blickte er sich um, als das Deck steil in die Luft stieg. Er rutschte in eine Ecke des zertrümmerten Funkraums und blieb starr und fassungslos sitzen, als das Wasser durch die offene Tür zur Brückennock hereinschoß. Er meinte seinen Augen nicht zu trauen. Dann holte er tief Luft und versuchte mit letzter Kraft aufzustehen, doch es war zu spät. Er wurde vom warmen, grünen Wasser der Südsee überspült.

Kelsey und die Besatzung der *Rio Grande* sahen starr vor Schreck zu, als die *Mentawai* die beiden Männer im Boot unter sich begrub und langsam durchkenterte, bis nur noch ihr Kiel aus dem Wasser ragte wie der rostige Panzer einer riesigen, ehernen Schildkröte. Shermans Prisenkommando war da drüben. Fünf Mann saßen seit der Explosion im Innern des Schiffes fest. Allem Anschein nach war keiner davongekommen, denn niemand tauchte neben dem stählernen Schiffsbauch wieder auf. Dann drang grollend und tosend das Wasser in den Rumpf ein, drückte die letzte Luft heraus, und der Frachter versank in den Fluten, als gierte er geradezu danach, daß sein Untergang als weiteres ungelöstes Rätsel in die Annalen der christlichen Seefahrt eingehen möge.

Die Männer an Bord der *Rio Grande* konnten kaum fassen, daß ein Frachter so schnell untergehen konnte. Voller Entsetzen starr-

ten sie auf die qualmenden Trümmer, die über dem nassen Grab der *Mentawai* herumwirbelten. Sie mochten nicht glauben, daß ihre Bordkameraden in diesem stählernen Sarg festsaßen, der sich in die ewige Dunkelheit der See hinabbohrte.

Kelsey stand nahezu eine Minute lang reglos da. Auf seinem Gesicht malten sich Trauer und Zorn. Dann kam ihm der Gedanke, eine leise Ahnung zunächst, die sich allmählich zu einer Idee auswuchs, und langsam löste er sich aus der Erstarrung. Er wandte sich von dem grausigen Strudel ab, der seine Männer in die Tiefe riß, griff zum Fernglas und starrte durch die Brückenfenster auf die in der Ferne verschwindende Jacht. Inzwischen war sie kaum mehr als ein heller Fleck zwischen dem strahlenden Himmel und der azurblauen See, und sie entfernte sich offenbar mit hoher Geschwindigkeit. Dieses geheimnisvolle Schiff, so wurde ihm klar, hatte den Notruf nicht überhört. Es war hiergewesen, und jetzt flüchtete es bewußt und mit voller Absicht.

»Verdammte Bande«, knurrte er wütend. »Zum Teufel mit euch.«

Einunddreißig Tage später stand Ramini Tantoa, ein Eingeborener, der auf Cooper Island lebte, einem zu den Palmyra-Inseln gehörenden Atoll, morgens auf und wollte wie üblich im warmen Wasser der östlichen Lagune schwimmen. Kaum hatte er zwei Schritte aus seiner Junggesellenhütte getan, als er verwundert am weißen Sandstrand stehenblieb und auf die chinesische Dschunke starrte, die irgendwie bei Nacht die Durchfahrt durch das Riff gemeistert hatte und anschließend gestrandet sein mußte. Backbords lag sie bereits hoch an Land, doch auf der anderen Seite leckte die sanfte Dünung am Rumpf.

Tantoa stieß einen Schrei aus, doch niemand antwortete ihm. Wie verloren lag die Dschunke da. Sämtliche Segel waren gesetzt, und am Heck flatterte das Sternenbanner der Vereinigten Staaten im leichten Wind. Der Teakholzrumpf glänzte wie frisch lackiert. Tantoa hatte das Gefühl, die aufgemalten Augen am Bug verfolgten ihn, als er um das Schiff herumging.

Schließlich faßte er sichrem Herz, kletterte an dem mächtigen

Ruder empor, zog sich über die Reling und betrat das Achterdeck. Unschlüssig blieb er stehen. Offenbar war niemand an Bord. Alles war da, wo es hingehörte. Die Leinen waren aufgerollt, die Takelage stand straff und fest. Nichts lag lose herum.

Tantoa stieg durch eine Luke hinab und ging bangen Herzens durch den Schiffsbauch. Er rechnete jeden Augenblick damit, auf Leichen zu stoßen. Um so dankbarer war er, als er dort unten weder Tod noch Chaos vorfand. Offenbar war keine Menschenseele an Bord.

Kein Schiff kann ohne Besatzung von China aus über den halben Pazifik segeln, sagte sich Tantoa schließlich. Dann ging die Phantasie mit ihm durch, und er sah Gespenster. Die Geister der Besatzung, die dieses Schiff gesegelt hatte. Erschrocken stürmte er an Deck und sprang über die Reling in den warmen Sand. Er mußte dem Gemeinderat der kleinen Ansiedlung auf Cooper Island von dem gestrandeten Schiff berichten. Tantoa rannte den Strand hinauf, bis er sich halbwegs sicher wähnte, blickte dann zurück und überzeugte sich davon, daß ihn keine Schreckensgestalten verfolgten.

Einsam und verlassen lag die Dschunke im Sand. Nur die unerbittlichen Augen am Bug starrten ihn ingrimmig an. Tantoa rannte zu seinem Dorf, ohne sich ein weiteres Mal umzublicken.

13

Bei der Abschiedsparty, die von der Besatzung und den Wissenschaftlern zu Ehren der Überlebenden der *Polar Queen* veranstaltet wurde, herrschte eine seltsam gedämpfte Stimmung in der Messe der *Ice Hunter*. Roy Van Fleet und Maeve Fletcher hatten während der letzten drei Tage Seite an Seite gearbeitet, rund um die Uhr die Überreste der zu Studienzwecken eingesammelten Pinguine, Robben und Delphine untersucht und ihre Feststellungen dokumentiert.

Van Fleet hatte Maeve regelrecht ins Herz geschlossen, doch er ließ sich diese Zuneigung in keinster Weise anmerken. Zu deutlich

hatte er seine hübsche Frau und die drei Kinder vor Augen. Er bedauerte, daß sie nicht weiterhin miteinander arbeiten konnten. Die anderen Wissenschaftler im Labor der *Ice Hunter* waren ebenfalls der Meinung, daß sie ein prächtiges Team abgaben.

Der Küchenchef der *Ice Hunter* hatte sich selbst übertroffen und ein Feinschmeckermenü aus Filets vom Tiefseekabeljau mit Pilzen und Weinsoße aufgetischt. Kapitän Dempsey drückte beide Augen zu, als der Wein in Strömen floß. Nur die zum Wachdienst eingeteilten Offiziere mußten nüchtern bleiben, zumindest bis ihre Schicht beendet war und sie ebenfalls an der Party teilnehmen konnten.

Dr. Mose Greenberg, der Witzbold vom Dienst, hielt eine lange, mit allerlei albernen Anspielungen durchsetzte Ansprache, in der er niemanden an Bord aussparte. Er hätte vermutlich noch eine Stunde weiter schwadroniert, wenn Dempsey dem Küchenchef nicht ein Zeichen gegeben hätte, daß er die eigens zu diesem Anlaß gebackene Torte auftragen sollte. Sie stellte ein getreues Abbild des australischen Kontinents dar, einschließlich der bekanntesten Sehenswürdigkeiten wie dem Ayers Rock und dem Hafen von Sydney, die sorgfältig aus Zuckerguß modelliert waren. Maeve hatte Tränen in den Augen und war sichtlich gerührt. Deirdre schien das Ganze nur zu langweilen.

Dempsey saß als Kapitän am Kopfende des längsten Tisches, die Frauen nahmen die Ehrenplätze zu seiner Seite ein. Da Pitt Leiter der Abteilung für Spezialprojekte bei der NUMA war, hatte man ihm den Platz am Fußende des Tisches zugewiesen. Er entzog sich den Gesprächen rundum und konzentrierte sich auf die beiden Schwestern.

Unähnlicher konnten sich Geschwister kaum sein, dachte er. Maeve war herzlich und ungestüm, strahlte geradezu vor Lebhaftigkeit. Er ließ seiner Phantasie freien Lauf, stellte sich vor, sie sei die ungebärdige Schwester eines Freundes. Er sah sie förmlich vor sich, wie sie in einem engen T-Shirt und abgeschnittenen Jeans, die ihre mädchenhaft schlanke Taille und die wohlgeformten Beine bestens zur Geltung brachten, ein Auto wusch. Sie hatte sich seit ihrer ersten Begegnung verändert. Sie redete überschwenglich, gestiku-

lierte mit beiden Armen, wirkte lebhaft und natürlich. Und dennoch schien ihr Verhalten seltsam gezwungen, als wäre sie in Gedanken woanders und stünde irgendwie unter Druck.

Sie trug ein rotes Cocktailkleid mit kurzem Rock, das so eng saß, als wäre es ihr auf den Leib geschneidert worden. Pitt dachte zunächst, eine der Wissenschaftlerinnen an Bord, die eine kleinere Konfektionsgröße hatte, hätte es ihr geliehen. Doch dann fiel ihm ein, daß er sie und Deirdre mit dem Beiboot der *Ice Hunter,* in dessen Bug ihre Koffer verstaut gewesen waren, von der *Polar Queen* hatte zurückkehren sehen. Sie trug gelbe Korallenohrringe, die zu der Kette um ihren bloßen Hals paßten. Sie schaute in seine Richtung, und ihre Blicke begegneten sich einen Moment lang. Sie beschrieb gerade ihren zahmen Dingo daheim in Australien und wandte sich rasch wieder ihrem Publikum zu, als hätte sie ihn nicht erkannt.

Deirdre hingegen strahlte Sinnlichkeit und Eleganz aus, Eigenschaften, die jeder Mann im Raum wahrnahm. Pitt konnte sich mühelos vorstellen, wie sie verführerisch auf einem mit seidenen Laken bezogenen Bett lag. Der einzige Nachteil war ihr herrisches Benehmen. Sie war ihm verletzlich und zurückhaltend vorgekommen, als er sie an Bord der *Polar Queen* entdeckt hatte. Aber auch sie hatte sich verändert und wirkte jetzt kühl und unnahbar. Außerdem ließ sie eine gewisse Härte erkennen, die Pitt zuvor nicht wahrgenommen hatte.

Aufrecht und anmutig saß sie auf ihrem Stuhl. Sie trug Seidenstrümpfe und ein braunes Futteralkleid, das knapp über den Knien endete. Um den Hals hatte sie einen Schal geschlungen, der die rehbraunen Augen und das kupferrote Haar betonte, das sie streng nach hinten gekämmt und zu einem großen Knoten gesteckt hatte. Sie drehte sich langsam um, als spürte sie, daß Pitt sie musterte, und schaute ihn mit ausdrucksloser Miene an. Dann wurde ihr Blick kühl und berechnend.

Pitt erkannte, daß er auf die Probe gestellt wurde. Sie dachte nicht daran, den Blick abzuwenden, nicht einmal, als sie sich wieder ihrem Gespräch mit Dempsey widmete. Es hatte den Anschein, als könnte sie an ihm nichts Interessantes entdecken und blickte

deswegen durch ihn hindurch auf das hinter ihm an der Wand hängende Bild. Nicht ein einziges Mal wichen die braunen Augen seinem Blick aus. Eine Frau, die sich offensichtlich gegen Männer zu behaupten wußte, dachte Pitt. Langsam, ganz langsam fing er an zu schielen. Die Grimasse brach den Bann und riß sie aus ihrer Konzentration. Hochmütig warf sie den Kopf zurück, tat Pitt als Clown ab und beteiligte sich wieder an dem Gespräch mit ihren Tischnachbarn.

Pitt spürte zwar, daß ihn Deirdres Sinnlichkeit reizte, doch er fühlte sich eher zu Maeve hingezogen. Vermutlich lag es an ihrem gewinnenden Lächeln, bei dem man die kleine Lücke zwischen den Schneidezähnen sah, oder den wunderbar fülligen, unglaublich blonden Haaren, die offen über ihre Schulter wogten. Er fragte sich, weshalb sich ihr Verhalten so geändert hatte, seit er sie mitten im Schneesturm auf Seymour entdeckt hatte. Sie lächelte jetzt nicht mehr so häufig, lachte nicht mehr so ungezwungen. Pitt spürte, daß Maeve irgendwie unter Deirdres Fuchtel stand. Außerdem war ihm klar, auch wenn es außer ihm offenbar niemand bemerkte, daß die beiden Schwestern einander nicht leiden konnten.

Pitt sann über die uralten Gesetzmäßigkeiten bei der Wahl der Geschlechtspartner nach. Frauen waren oft hin und her gerissen zwischen dem netten, anständigen Jungen, der im allgemeinen Vater ihrer Kinder wurde, und dem draufgängerischen Widerling, der unkonventionelle Liebe und Abenteuer verhieß. Als Mann wiederum mußte man sich wohl oder übel zwischen dem patenten Mädchen von nebenan, das im allgemeinen Mutter seiner Kinder wurde, und der wilden Sexmieze entscheiden, die nicht von einem ablassen konnte.

Für Pitt gab es keine Qual der Wahl. Morgen nacht würde das Schiff in der chilenischen Hafenstadt Punta Arenas auf Feuerland anlegen, wo Maeve und Deirdre eine Zubringermaschine nach Santiago nehmen wollten. Von dort aus konnten sie dann einen Direktflug nach Australien buchen. Reine Zeitverschwendung, dachte er, die Phantasie Amok laufen zu lassen. Er glaubte nicht, daß er sie jemals wiedersehen würde.

Er steckte die Hand unter den Tisch und berührte das zusam-

mengefaltete Fax in seiner Hosentasche. Er hatte seine Neugier nicht mehr bezähmen können und sich mit St. Julien Perlmutter kurzgeschlossen, einem alten Freund, der das weltweit umfassendste Archiv über Schiffswracks sein eigen nannte. Perlmutter, ein bekannter Schlemmer und Bonvivant, der berühmt für seine Partys war, hatte beste Beziehungen zu den gehobenen Washingtoner Kreisen und wußte zumeist sehr genau, wer welche Leichen im Keller hatte. Pitt hatte ihn angerufen und darum gebeten, die familiären Verhältnisse der beiden Frauen abzuklopfen. Knapp eine Stunde später hatte Perlmutter ihm einen kurzen Bericht gefaxt und ihm innerhalb von zwei Tagen nähere Auskünfte versprochen.

Die beiden waren keine normalen Frauen aus einer normalen Familie. Wenn die ledigen – und vielleicht auch ein paar verheiratete – Männer an Bord gewußt hätten, daß Arthur Dorsett, der Vater von Maeve und Deirdre, über ein Diamantenimperium gebot, das nur von De Beers' übertroffen wurde, und als der sechstreichste Mann der Welt galt, hätten sie vermutlich alle Hemmungen fallenlassen und augenblicklich um die Hand der Töchter angehalten.

Er persönlich hatte vor allem gestutzt, als er das Dorsettsche Firmenzeichen gesehen hatte, das Perlmutter abgezeichnet und beigelegt hatte. Nicht etwa ein Diamant oder ein anderes branchentypisches Symbol zierte das Emblem der Dorsetts, sondern eine große Schlange, die sich wellenartig durchs Wasser wand.

Der diensthabende Schiffsoffizier trat neben Pitt und sprach ihn leise an. »Admiral Sandecker ist am Satellitentelefon. Er möchte Sie sprechen.«

»Vielen Dank. Ich nehme den Anruf in meiner Kabine entgegen.«

Unauffällig schob Pitt seinen Stuhl zurück, stand auf und verließ die Messe. Niemand außer Giordino bemerkte es.

Pitt atmete tief durch, zog die Schuhe aus und fläzte sich in seinen Ledersessel. »Admiral, ich bin's, Dirk.«

»Wird auch Zeit«, knurrte Sandecker. »Inzwischen hätte ich ja meine Rede vor dem Haushaltsberatungsausschuß des Kongresses aufsetzen können.«

»Tut mir leid, Sir, ich habe an einer Party teilgenommen.«

Daraufhin herrschte zunächst Schweigen. »Eine Party an Bord eines im Dienste der Wissenschaft stehenden Forschungsschiffes der NUMA?«

»Eine Art Abschiedsfest für die beiden geretteten Frauen von der *Polar Queen«,* erklärte Pitt.

»Von irgendwelchen fragwürdigen Betätigungen will ich lieber gar nichts erst hören.« Sandecker war ein durchaus aufgeschlossener und zugänglicher Mann, doch er ließ nicht mit sich reden, wenn an Bord seiner Flotte von Forschungsschiffen irgend etwas vor sich ging, das nicht unbedingt der hehren Wissenschaft diente.

Um so genüßlicher stichelte Pitt den Admiral. »Meinen Sie etwa Ringelpiez mit Anfassen, Sir?«

»Nennen Sie's, wie Sie wollen. Aber sehen Sie zu, daß die Crew nicht über die Stränge schlägt. Wir können keinen öffentlichen Skandal brauchen.«

»Darf ich auch den Grund Ihres Anrufs erfahren, Admiral?« Sandecker griff nicht aus schlichtem Gesprächsbedürfnis zum Telefon.

»Ich bedarf Ihrer Dienste hier in Washington. Und zwar schleunigst. Wie lange dauert es noch, bis Sie von der *Ice Hunter* aus nach Punta Arenas fliegen können?«

»Wir sind jetzt in Helikopter-Reichweite«, sagte Pitt. »Binnen einer Stunde können wir starten.«

»Ich habe veranlaßt, daß bei Ihrer Ankunft am Flughafen ein Transportjet der Streitkräfte für Sie bereitsteht.«

Sandecker trödelte nicht lange rum, dachte Pitt. »Dann werden ich und Al irgendwann morgen nachmittag bei Ihnen sein.«

»Wir haben viel zu bereden.«

»Irgendwelche neuen Entwicklungen?«

»Vor Rowland Island wurde ein indonesischer Frachter gefunden, alle Mann tot.«

»Die gleichen Symptome wie bei den Leichen auf der *Polar Queen?«*

»Das werden wir nie erfahren«, antwortete Sandecker. »Das Schiff ist in die Luft geflogen und gesunken. Mitsamt dem Prisenkommando, das an Bord gegangen war und sich umsehen wollte.«

»Was ganz Neues.«

»Und erschwerend kommt hinzu«, fuhr Sandecker fort, »daß im selben Seegebiet eine Luxusjacht verschollen ist, ein Nachbau einer chinesischen Dschunke, deren Eigner und Skipper der Filmschauspieler Garret Converse ist.«

»Der hat Millionen von Fans. Die werden ziemlich sauer reagieren, wenn sie erfahren, daß er eines unbekannten Todes gestorben ist.«

»Sein Verschwinden wird die Medien vermutlich mehr beschäftigen als alle Toten auf dem Kreuzfahrtschiff«, räumte Sandecker ein.

»Wie ist meine Theorie mit den Schallwellen angekommen?« fragte Pitt.

»Yeager fragt just in diesem Moment seine Computer ab. Mit etwas Glück kann er bereits ein paar Ergebnisse vorlegen, wenn Sie und Al morgen hier aufkreuzen. Eins kann ich Ihnen jedenfalls schon sagen: Er und Rudi Gunn meinen, Sie könnten da auf etwas gestoßen sein.«

»Bis bald, Admiral«, sagte Pitt und legte auf. Reglos blieb er sitzen, starrte auf das Telefon und hoffte, daß sie um Gottes willen auf der richtigen Spur waren.

Mittlerweile waren die Tische abgeräumt, und die Party im Speisesaal wurde immer ausgelassener. Jeder hatte einen Hundewitz beizutragen, und alle versuchten einander zu überbieten. Kaum jemand bemerkte, daß nach Pitt auch Giordino das Fest verlassen hatte. Kapitän Dempsey meinte, ebenfalls einen uralten Witz zum besten geben zu müssen. Eine Geschichte von einem reichen Farmer, der seinen nichtsnutzigen Sohn auf die Oberschule schickt und ihm Rover, den alten Hofhund, mitgibt. Worauf der ungeratene Bengel seinen alten Herrn mit Hilfe des räudigen Köters über den Leisten zieht. Er bettelt ihn um tausend Dollar an, weil sein Professor behauptet habe, er könne Rover das Lesen, Schreiben und Sprechen beibringen. Als er zur Pointe kam, lachten alle, wenn auch eher aus Erleichterung darüber, daß die Geschichte endlich vorbei war.

Ein in der Nähe der Wand angebrachtes Bordtelefon klingelte. Der Erste Offizier nahm ab. Wortlos nickte er Dempsey zu. Der Kapitän bemerkte es, ging hin und übernahm. Er hörte einen Moment lang zu, hängte ein und begab sich zu dem Aufgang aufs Achterdeck.

»Fällt Ihnen etwa kein Witz mehr ein?« rief ihm Van Fleet hinterher.

»Ich muß beim Abflug des Helikopters dabeisein«, antwortete er.

»Zu welchem Einsatz?«

»Gar keinem. Pitt und Giordino sind vom Admiral nach Washington zurückbeordert worden. Auf schnellstem Weg. Sie fliegen zum Festland und steigen dort in eine Militärmaschine um.«

Maeve hörte, worum es ging, und ergriff Dempseys Arm. »Wann brechen sie auf?«

Er war erstaunt, wie heftig sie zupackte. »Sie müßten jeden Moment abheben.«

Deirdre gesellte sich hinzu und trat neben Maeve. »Anscheinend hält er's nicht für nötig, sich anständig zu verabschieden.«

Maeve hatte das Gefühl, als lege sich eine riesige Klammer um ihr Herz. Ein jäher Schmerz durchfuhr sie. Sie stürmte durch die Tür und hinaus aufs Deck. Pitt hatte den Helikopter soeben hochgezogen und hielt ihn knapp drei Meter über der Landeplattform in der Schwebe, als sie angerannt kam. Sie konnte die beiden Männer klar und deutlich durch die Kabinenverglasung sehen. Giordino blickte herab, sah sie und winkte. Pitt war mit beiden Händen an den Instrumenten zugange, so daß er lediglich freundlich lächeln und ihr zunicken konnte.

Er erwartete, daß sie zurücklächeln würde, aber ihre Miene wirkte angstverzerrt. Sie legte die Hände an den Mund und schrie ihm etwas zu, doch ihre Worte gingen im Rotorgeräusch und Turbinengeheul unter. Verständnislos schüttelte er den Kopf und zuckte die Achseln.

Maeve schrie erneut, doch diesmal nahm sie die Hände herunter, als wollte sie mit der schieren Kraft ihrer Gedanken auf ihn einwirken. Zu spät. Der Helikopter schoß senkrecht hoch und zog seit-

lich über das Schiff davon. Sie sank in die Knie, vergrub den Kopf in den Händen und weinte bitterlich, als die türkisfarbene Maschine über die endlose Weite der See davonflog.

Giordino blickte durch das Seitenfenster zurück und sah, wie Maeve auf dem Deck zusammensank und Dempsey zu ihr eilte. »Ich frage mich, was das ganze Theater sollte«, sagte er nachdenklich.

»Was für ein Theater?« fragte Pitt.

»Maeve... sie hat sich aufgeführt wie ein griechisches Klageweib bei einer Beerdigung.«

Pitt, der mit dem Steuern des Helikopters beschäftigt war, hatte Maeves verzweifelte Reaktion nicht mitbekommen. »Vielleicht erträgt sie keine Abschiedsszenen«, sagte er, doch er spürte, wie ihn Reue überkam.

»Sie wollte uns irgendwas zurufen«, sagte Giordino nachdenklich und ließ die Szene vor seinem geistigen Auge noch einmal ablaufen.

Pitt blickte nicht zurück. Er bereute zutiefst, daß er sich nicht verabschiedet hatte. Es war stoffelig. Maeve hätte ein paar nette Worte und eine freundliche Umarmung verdient. Er hatte sie gern. Sie hatte Gefühle in ihm geweckt, die er nicht mehr verspürt hatte, seit er vor vielen Jahren nördlich von Hawaii einen Menschen, der ihm sehr teuer gewesen war, im Meer verloren hatte. Summer hatte sie geheißen, und es verging kaum ein Tag, an dem er nicht an ihr bezauberndes Gesicht denken mußte und an den dezenten Plumerienduft ihrer Haut.

Er wußte nicht, ob die Zuneigung auf Gegenseitigkeit beruhte. Soweit er erkennen konnte, hatte aus ihren ausdrucksvollen Augen kein Begehren gesprochen. Und auch im Gespräch hatte sie niemals durchblicken lassen, daß er für sie mehr als eine Zufallsbekanntschaft war, von der man sich ohne große Umstände wieder verabschiedete.

Er nahm sich zusammen, versuchte die Sache nüchtern zu sehen und sagte sich, daß es ohnehin vergebliche Liebesmüh gewesen wäre. Sie lebten auf entgegengesetzten Seiten des Erdballs. Jetzt blieb ihm wenigstens eine angenehme Erinnerung, und er konnte

darüber phantasieren, was gewesen wäre und wie es hätte sein können, wenn der Mond und die Sterne richtig gestanden hätten.

»Merkwürdig«, sagte Giordino und starrte über die aufgewühlte See hinweg zu den Inseln nördlich von Kap Hoorn, die vor ihnen in der Ferne aufragten.

»›Merkwürdig‹?« wiederholte Pitt gleichmütig.

»Was Maeve gebrüllt hat, als wir gestartet sind.«

»Wie willst du denn bei dem Hubschrauberlärm irgendwas verstanden haben?«

»Hab' ich auch nicht. Aber ich habe genau gesehen, wie sie mit dem Mund die Worte gebildet hat.«

Pitt grinste. »Seit wann kannst du denn von den Lippen ablesen?«

»Ich mach' keine Witze, Mann«, sagte Giordino sehr ernst. »Ich weiß genau, was sie uns klarmachen wollte.«

Pitt wußte aus langjähriger Erfahrung, daß es ans Eingemachte ging, wenn sein alter Freund so tiefsinnig wurde. In diesem Zustand durfte man ihm nicht zu nahe treten und schon gar nicht mit ihm herumalbern, wenn man unbeschadet davonkommen wollte. Pitt hielt sich wohlweislich zurück, war aber trotzdem neugierig. »Spuck's schon aus. Was hat sie gesagt?«

Giordino wandte sich langsam um. »Ich könnte schwören, daß sie ›Hilf mir‹ gerufen hat.«

14

Der zweistrahlige Buccaneer-Transportjet setzte butterweich auf und rollte zu einer ruhigen Ecke der südöstlich von Washington gelegenen Andrews Air Force Base. Die mit allem Komfort ausgestattete Maschine, mit der normalerweise hohe Offiziere der amerikanischen Luftstreitkräfte befördert wurden, flog fast so schnell wie die meisten modernen Kampfflugzeuge.

Als der Steward, der die Uniform eines Unteroffiziers der US-Luftwaffe trug, ihr Gepäck zu einem bereitstehenden Wagen samt

Chauffeur brachte, staunte Pitt einmal mehr darüber, wieviel Einfluß Admiral Sandecker in der Hauptstadt hatte. Er fragte sich, welchen General der Admiral wohl diesmal um den Finger gewickelt hatte, damit er die Maschine der NUMA vorübergehend zur Verfügung stellte, und mit welchen Methoden er ihn überredet hatte.

Giordino döste während der Fahrt vor sich hin, und Pitt starrte geistesabwesend auf die niedrigen Gebäude der Stadt. Stadtauswärts herrschte dichter Berufsverkehr, und die in die Vororte führenden Straßen und Brücken waren heillos verstopft. Glücklicherweise fuhr ihr Wagen in die entgegengesetzte Richtung.

Pitt verfluchte sich, weil er nicht unmittelbar nach dem Start zur *Ice Hunter* zurückgekehrt war. Wenn Giordino ihre Mundbewegung richtig gedeutet hatte, dann steckte Maeve irgendwie in der Klemme. Die Möglichkeit, daß sie ihn um Hilfe gebeten hatte und er sie im Stich ließ, bereitete ihm arge Gewissensbisse.

Der Gedanke an das bevorstehende Treffen mit Sandecker half ihm über seine Schwermut und die Schuldgefühle hinweg. In all den Jahren, die er bei der NUMA war, hatte Pitt immer darauf geachtet, daß seine Arbeit für die Meeresforschungsbehörde absoluten Vorrang vor allen persönlichen Problemen hatte. Giordino hatte es während des Fluges nach Punta Arenas auf den Punkt gebracht.

»Nichts gegen Geilheit, aber jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt dafür. Da draußen sterben massenhaft Meerestiere und Menschen. Unter anderem auch Steuerzahler. Je schneller wir diese Teufelei unterbinden, desto mehr Leben können wir retten. Vergiß sie vorerst. Wenn dieser vermaledeite Mist vorbei ist, kannst du dir ein Jahr Urlaub nehmen und sie von mir aus quer durch den australischen Busch verfolgen.«

Giordino mochte zwar nicht unbedingt den idealen Rhetorikprofessor abgeben, aber sein gesunder Menschenverstand verfehlte selten seine Wirkung. Pitt fügte sich und verdrängte Maeve widerwillig aus seinen Gedanken. Ganz gelang es ihm allerdings nicht. Nach wie vor hatte er ihr Gesicht vor Augen, wie ein Porträt, das im Laufe der Zeit immer schöner wird.

Er wurde aus seinen Gedanken gerissen, als der Wagen über die Zufahrt vor dem hoch aufragenden, grünen Solarglasbau rollte, der

Zentrale der NUMA. Der Besucherparkplatz stand voller Übertragungswagen, Laster und Kombis, die so viel Mikrowellenenergie absonderten, daß man damit eine ganze Grillbude hätte betreiben können.

»Ich fahre in das unterirdische Parkhaus«, sagte der Chauffeur. »Die Geier lauern schon auf Sie.«

»Sind Sie sicher? Sieht eher so aus, als ob ein Mörder mit dem Hackebeil durchs Haus streift«, sagte Giordino.

»Nein, nein, der Empfang gilt Ihnen. Die Medien gieren geradezu nach näheren Einzelheiten über das Massaker auf dem Kreuzfahrtschiff. Die Australier haben versucht, soweit wie möglich Stillschweigen über die Sache zu wahren, aber als die überlebenden Passagiere nach der Ankunft in Chile geplaudert haben, war der Teufel los. Die haben in höchsten Tönen davon geschwärmt, wie ihr sie gerettet und ihr Schiff vor dem Stranden bewahrt habt. Daß zwei Töchter des Diamantenkönigs Arthur Dorsett darunter waren, hat die Boulevardpresse natürlich besonders scharfgemacht.«

»Dann spricht man jetzt also von einem Massaker.« Pitt seufzte.

»Ein Glück für die Indianer, daß man es diesmal nicht ihnen in die Schuhe schieben kann«, sagte Giordino.

Der Wagen hielt neben einem Wachmann an, der vor einem in einer Wandnische eingelassenen privaten Fahrstuhl postiert war. Sie unterschrieben das Anmeldeformular und fuhren mit dem Aufzug in den neunten Stock. Als die Tür aufging, traten sie in einen weitläufigen Raum – das Herzstück von Hiram Yeagers elektronischem Reich, von dem aus der Computerspezialist das riesige Rechnernetz der NUMA steuerte.

Yeager blickte von einem großen, hufeisenförmigen Schreibtisch auf, der mitten im Raum stand, und empfing sie mit einem breiten Grinsen. Heute trug er keine Latzhose, sondern eine ausgeblichene Levi's-Jacke, die so aussah, als wäre sie von einem Pferd von Tombstone nach Durango geschleift worden. Er sprang auf, kam hinter dem Schreibtisch hervor und schüttelte Pitt und Giordino schwungvoll die Hand. »Schön, daß ihr zwei Schurken wieder bei uns seid. Seit ihr euch in die Antarktis verdrückt habt, war's hier so öde wie in einem verlassenen Vergnügungspark.«

»Tut immer wieder gut, festen Boden unter den Füßen zu haben«, sagte Pitt.

Yeager grinste Giordino an. »Du siehst ja noch mieser aus als vorher.«

»Muß daran liegen, daß ich immer noch eiskalte Füße habe«, erwiderte Giordino so flapsig wie eh und je.

Pitt ließ seinen Blick durch den Raum mit seinen elektronischen Datenverarbeitungssystemen und dem Bedienungspersonal wandern. »Sind der Admiral und Rudi Gunn da?«

»Erwarten euch schon im privaten Besprechungszimmer«, antwortete Yeager. »Wir haben angenommen, daß du und Al gleich dort hingeht.«

»Ich wollte dich erwischen, bevor wir alle beisammensitzen.«

»Worum geht's?«

»Ich würde mir gern mal ansehen, was du über Seeschlangen vorliegen hast.«

Yeager zog die Augenbrauen hoch. »Hast du *Seeschlangen* gesagt?«

Pitt nickte. »Sie faszinieren mich. Keine Ahnung, warum.«

»Vielleicht überrascht es dich, aber ich habe haufenweise Material über Seeschlangen und allerlei andere Ungeheuer, die sich in Binnengewässern tummeln.«

»Vergiß die Fabelwesen, die angeblich in Loch Ness oder im Lake Champlain rumschwimmen sollen«, sagte Pitt. »Mich interessieren nur die seetüchtigen Arten.«

Yeager zuckte die Achseln. »Das schränkt die Sache um etwa achtzig Prozent ein, da die meisten in Binnengewässern gesichtet wurden. Morgen früh hast du eine dicke Akte auf deinem Schreibtisch liegen.«

»Dank dir, Hiram. Ich stehe wie immer in deiner Schuld.«

Giordino schielte auf seine Uhr. »Wir sollten uns lieber ranhalten, sonst läßt uns der Admiral an der nächsten Rah aufknüpfen.«

Yeager deutete auf eine Tür in der Nähe. »Wir können die Treppe nehmen.«

Als Pitt und die beiden anderen das Besprechungszimmer betraten, studierten Sandecker und Gunn auf der holographischen Karte

gerade das Gebiet, in dem sich die letzten unerklärlichen Todesfälle zugetragen hatten. Der Admiral und Gunn kamen ihnen entgegen und begrüßten sie. Ein paar Minuten lang standen alle dicht beisammen und diskutierten über den neuesten Stand der Dinge. Gunn wollte von Pitt und Giordino unbedingt nähere Einzelheiten erfahren, doch beide waren so müde, daß sie lediglich eine kurze Zusammenfassung der aberwitzigen Ereignisse liefern konnten.

Sandecker wußte, daß er sie nicht drängen durfte. Vollständige Berichte konnten auch später noch verfaßt werden. Er winkte sie zu den freien Sesseln. »Setzt euch, damit wir an die Arbeit gehen können.«

Gunn deutete auf eine der blauen Kugeln, die über dem Tischende zu schweben schienen. »Die letzte Todeszone«, sagte er. »Ein indonesischer Frachter namens *Mentawai* mit achtzehn Mann Besatzung.«

Pitt wandte sich an den Admiral. »Das Schiff, das explodiert ist, als das Prisenkommando an Bord war?«

»So ist es«, sagte Sandecker nickend. »Außerdem – aber das habe ich Ihnen ja schon gesagt, als Sie noch an Bord der *Ice Hunter* waren – liegt uns eine Meldung von einem Öltanker vor, der übrigens ungeschoren davonkam. Demnach wurde die Luxusdschunke des Schauspielers Garret Converse im selben Seegebiet gesichtet. Seither ist die Dschunke offenbar mit Mann und Maus verschollen.«

»Keine Satellitensichtung?« erkundigte sich Giordino.

»Die Wolkendecke ist zu dicht, und eine Dschunke ist zu klein, um von den Infrarotkameras erfaßt zu werden.«

»Eins *sollten* wir aber bedenken«, sagte Giordino. »Der Kapitän des amerikanischen Containerschiffs, das die *Mentawai* gefunden hat, berichtete von einer Luxusjacht, die sich mit hoher Geschwindigkeit aus dem fraglichen Seegebiet entfernt hat. Er möchte nicht unbedingt einen Eid darauf schwören, aber er ist sich ziemlich sicher, daß die Jacht sich in unmittelbarer Nähe der *Mentawai* befand, ehe er auf den Notruf des Frachters reagierte und dort eintraf. Außerdem glaubt er, daß diese Jacht irgend etwas mit der Explosion zu tun hat, der sein Prisenkommando zum Opfer gefallen ist.«

»Klingt, als hätte der gute Käpt'n eine etwas zu lebhafte Phantasie«, warf Yeager ein.

»Wer behauptet, der Mann sieht Gespenster, irrt sich gewaltig. Kapitän Jackson Kelsey ist ein äußerst verantwortungsbewußter Seemann, dessen Können und Zuverlässigkeit allgemein anerkannt werden.«

»Hat er eine Beschreibung der Jacht geliefert?« fragte Pitt.

»Als Kelsey auf die Jacht aufmerksam wurde, war sie schon zu weit entfernt, als daß er sie hätte identifizieren können. Sein Zweiter Offizier allerdings hat sie vorher durchs Fernglas beobachtet, als sie noch nicht so weit weg war. Glücklicherweise ist er Hobbymaler. Zeichnet mit Vorliebe Schiffe und Boote, wenn sie im Hafen liegen.«

»Er hat ein Bild von ihr gemalt?«

»Er räumt ein, daß er sich ein paar Freiheiten herausgenommen hat. Die Jacht entfernte sich, so daß er eigentlich nur das Achterschiff erkennen konnte. Aber er konnte uns eine einigermaßen originalgetreue Skizze von der Rumpfform liefern. Anhand dieser Zeichnung sollte man die Werft aufspüren können, auf der sie gebaut wurde.«

Sandecker zündete sich eine Zigarre an und nickte Giordino zu. »Al, wollen Sie nicht die entsprechenden Erkundigungen einholen?«

Giordino zückte seinerseits seelenruhig eine Zigarre, das genaue Gegenstück zu Sandeckers, rollte sie langsam zwischen Daumen und Zeigefinger und hielt ein Streichholz ans hintere Ende. »Ich nehm' die Spur auf, sobald ich mich geduscht und umgezogen habe.«

Giordinos Dreistigkeit verblüffte Sandecker stets aufs neue, zumal dem Admiral absolut schleierhaft war, wie er die Zigarren aus seinem Privatvorrat stibitzte. Seit Jahren spielten sie schon Katz und Maus miteinander, ohne daß ihm Sandecker auf die Schliche gekommen wäre. Und er war zu stolz, um Giordino einfach zur Rede zu stellen. Am meisten aber wurmte den Admiral, daß bei seinen regelmäßigen Bestandsaufnahmen nie eine Zigarre fehlte.

Pitt spielte mit einem Notizblock herum und wandte sich, ohne aufzublicken, an Yeager. »Also, Hiram, sag es mir. Hat meine Idee,

daß es sich um tödliche Schallwellen handeln könnte, irgendwas gebracht?«

»Eine Menge sogar, wie sich herausstellte«, erwiderte Yeager. »Die Akustikexperten sind noch dabei, die Sache zu untermauern, aber es sieht so aus, als hätten wir es hier mit einem ›Killer‹ zu tun, der sich unter Wasser ausbreitet und aus mehreren Elementen besteht. Es gibt da viele Aspekte, die wir noch untersuchen müssen. Erstens die Energiequelle, mit der sich derart starke Wellen erzeugen lassen. Zweitens die Fortpflanzung, das heißt: Wie breiten sich diese Wellen unter Wasser aus? Drittens das Ziel, also der Empfänger dieser Schallwellen. Und viertens die Auswirkungen auf menschliches und tierisches Gewebe.«

»Gibt es deiner Ansicht nach überzeugende Argumente, die für tödliche Schallwellen sprechen?« fragte Pitt.

Yeager zuckte die Achseln. »Wir bewegen uns hier auf unsicherem Terrain, aber derzeit ist das unsere beste Spur. Der einzige Pferdefuß dabei ist, daß Schallwellen, die so intensiv sind, daß sie zum Tod führen, nicht auf herkömmliche Weise erzeugt werden können. Und selbst wenn es möglich wäre, könnten sie über eine derart große Entfernung hinweg nicht tödlich wirken, es sei denn, der Schall wird irgendwie konzentriert.«

»Kaum zu glauben, daß Schallwellen, selbst wenn sie durch irgendeine Art Resonanz verstärkt werden, sich unter Wasser so weit fortpflanzen, an die Oberfläche gelangen und im Umkreis von über dreißig Kilometern alles Leben zerstören können.«

»Irgendeine Ahnung, woher diese Schallwellen kommen könnten?« fragte Sandecker.

»Ja, es gibt da gewisse Anhaltspunkte.«

»Kann eine Schallquelle tatsächlich ein derart atemberaubendes Artensterben verursachen?« fragte Gunn.

»Nein, und genau das ist der Haken«, erwiderte Yeager. »Ein marines Massensterben von der Größenordnung, mit der wir es hier zu tun haben, kann nur von mehreren Schallquellen verursacht werden, die sich an mehreren, möglichst gegenüberliegenden Stellen des Ozeans befinden müssen.« Er hielt kurz inne und wühlte in einem Stapel Papiere herum, bis er den gesuchten Ausdruck fand.

Dann griff er zur Fernbedienung und gab eine Reihe von Befehlen ein. Vier grüne Lichter glommen an entgegengesetzten Ecken der holographischen Karte auf.

»Mit Hilfe des globalen Überwachungssystems durch Unterwasserhorchgeräte, die die Navy während des kalten Krieges in sämtlichen Weltmeeren stationiert hat, um sowjetische U-Boote aufzuspüren, ist es uns gelungen, die Herkunft der mörderischen Schallquellen zu vier verschiedenen Punkten im Pazifischen Ozean zurückzuverfolgen.« Yeager schwieg einen Moment und verteilte an alle Beteiligten die entsprechenden Kartenausdrucke. »Nummer eins, bei weitem die stärkste, scheint von Gladiator Island auszugehen, dem höchsten Punkt einer Kette unterseeischer Vulkane, die zwischen Tasmanien und Neuseeland teilweise über den Meeresspiegel aufragen. Nummer zwei liegt fast auf einer Geraden in Richtung der Kommandeurinseln vor der Halbinsel Kamtschatka im Beringmeer.«

»Das ist ganz schön weit nördlich«, stellte Sandecker fest.

»Kann mir nicht vorstellen, was die Russen sich davon versprechen«, sagte Gunn.

»Wenn wir uns von dort aus quer über das Meer nach Osten begeben, zur Insel Kunghit vor der Küste von British Columbia in Kanada, dann stoßen wir auf Nummer drei«, fuhr Yeager fort. »Die letzte Quelle, so haben wir anhand der von den Unterwasserhorchgeräten gelieferten Daten errechnet, befindet sich auf der Isla de Pascua, besser bekannt unter dem Namen Osterinsel.«

»Was wiederum ein Trapezoid ergibt«, merkte Gunn an.

Giordino richtete sich auf. »Ein was?«

»Ein Trapezoid, ein Viereck ohne zueinander parallele Seiten.«

Pitt stand auf und ging nach vorn, bis er beinahe innerhalb der dreidimensionalen Seekarte stand. »Schon ein bißchen ungewöhnlich, daß sich sämtliche Schallquellen auf Inseln befinden.« Er wandte sich zu Yeager um. »Bist du sicher, daß deine Angaben stimmen? Kein Irrtum möglich? Deine Elektronengehirne haben die von den Unterwasserhorchgeräten ermittelten Daten richtig ausgewertet?«

Yeager sah aus, als hätte Pitt ihm ein Messer in die Brust ge-

stoßen. »Wir haben bei unseren statistischen Analysen eventuelle Überlappungen bei der akustischen Erfassung ebenso in Betracht gezogen wie mögliche Abweichungen der Schallwellen, die sich aus der unterschiedlichen Beschaffenheit des Meeresbodens und der Wasserverhältnisse ergeben.«

»Asche auf mein Haupt.« Pitt verneigte sich und hob entschuldigend die Hände. »Sind die Inseln bewohnt?« fragte er dann.

Yeager reichte Pitt ein kleines Dossier. »Wir haben uns aus den entsprechenden Nachschlagewerken Angaben über diese Inseln besorgt. Geologische Beschaffenheit, Fauna, Bewohner. Gladiator Island befindet sich in Privatbesitz. Die drei anderen wurden von den Regierungen der jeweiligen Länder, in deren Hoheitsgebiet sie liegen, an ausländische Unternehmen verpachtet, die dort nach Mineralienvorkommen suchen. Sie gelten als Sperrgebiete.«

»Wie können sich Schallwellen unter Wasser über derart große Entfernungen hinweg fortpflanzen?« hakte Giordino nach.

»Hochfrequenztöne werden von dem im Wasser enthaltenen Salz binnen kurzer Zeit absorbiert. Niedrigfrequenzwellen hingegen werden durch die Molekularstruktur des Salzes richtig beeinträchtigt. Man hat bereits Reichweiten von über tausend Kilometern festgestellt. Ab jetzt wird unsere Theorie etwas vage. Irgendwie, auf irgendeine Weise, die uns noch nicht recht klar ist, gelangen diese von diversen Quellen ausgestrahlten hochintensiven Niedrigfrequenzwellen an die Oberfläche und konzentrieren sich zu einer sogenannten ›Konvergenzzone‹. Es handelt sich dabei um ein Phänomen, das von den Wissenschaftlern als ›Kaustik‹ bezeichnet wird. Ein Begriff, der aus dem Griechischen und Lateinischen stammt und soviel wie brennen oder ätzen heißt.«

»Wie bei Ätznatron?« fragte Giordino.

»Nein, wie eine Art Bündelung, die dann entsteht, wenn die Schallwellen aufeinandertreffen und konvergieren.«

Sandecker hielt seine Lesebrille ans Licht und überzeugte sich, daß sie sauber war. »Und wenn wir an Deck eines Schiffes säßen, das sich mitten in einer Konvergenzzone befindet?«

»Wenn es nur von einer Schallquelle erfaßt würde«, erklärte Yeager, »würden wir ein leises Summen vernehmen und allenfalls unter

leichten Kopfschmerzen leiden. Aber wenn vier Wellen im selben Gebiet zur selben Zeit zusammenlaufen, vervielfältigt sich die Intensität. Der Schiffskörper geriete in Schwingungen, und die dem Schall innewohnende Energie würde zu derart schweren organischen Schäden führen, daß wir innerhalb von Minuten umkämen.«

»Den weit auseinanderliegenden Schauplätzen dieser Katastrophe nach zu urteilen«, sagte Giordino grimmig, »könnte es also sein, daß diese Sache außer Rand und Band gerät und quasi überall im Meer zuschlägt.«

»Oder entlang der Küsten«, ergänzte Pitt.

»Wir arbeiten gerade an einer Methode, wie sich im voraus ermitteln läßt, wo die Schallwellen konvergieren«, sagte Yeager. »Aber das läßt sich nur sehr schwer in eine feste Formel fassen. Im Augenblick können wir allenfalls den Gezeitenhub auswerten, die Strömungsverhältnisse, die Meerestiefe und die Wassertemperatur. Alles Faktoren, die den Verlauf der Schallwellen nachhaltig beeinflussen.«

»Da wir nun ungefähr wissen, womit wir es zu tun haben«, sagte Sandecker, »können wir uns schon mal Gedanken machen, wie wir der Sache ein Ende bereiten.«

»Fragt sich nur«, warf Pitt ein, »was diese Inseln gemein haben. Wenn man mal davon absieht, daß ausländische Firmen dort Mineralien suchen.«

Giordino musterte seine Zigarre. »Heimliche Tests von Kern- oder auch konventionellen Waffen vielleicht?«

»Nichts dergleichen«, erwiderte Yeager.

»Was dann?« wollte Sandecker wissen.

»Diamanten.«

Sandecker warf Yeager einen zweifelnden Blick zu. »Diamanten, sagen Sie?«

»Ja, Sir.« Yeager schlug in seinen Unterlagen nach. »Auf allen vier Inseln sind Unternehmen tätig, die entweder der Dorsett Consolidated Mining Ltd. aus Sydney in Australien gehören oder von ihr geleitet werden. Und das ist nach De Beers das zweitgrößte Diamantenförderungsunternehmen der Welt.«

Pitt kam sich vor, als hätte ihm jemand unverhofft einen Schlag

in die Magengrube versetzt. »Arthur Dorsett«, sagte er leise, »der Vorstandsvorsitzende von Dorsett Consolidated Mining, ist zufällig der Vater der beiden Frauen, die Al und ich in der Antarktis gerettet haben.«

»Natürlich«, sagte Gunn, dem plötzlich ein Licht aufging. »Deirdre Dorsett.« Dann trat ein fragender Blick in seine Augen. »Aber die andere junge Dame, diese Maeve Fletcher?«

»Deirdres Schwester, die den Familiennamen einer Vorfahrin angenommen hat«, erklärte Pitt.

Nur Giordino fand das Ganze komisch. »Die haben sich ja mächtig viel Mühe gegeben, um uns kennenzulernen.«

Sandecker warf ihm einen vernichtenden Blick zu und wandte sich an Pitt. »Ich habe den Eindruck, daß es sich dabei um mehr als um einen reinen Zufall handelt.«

Giordino mischte sich sofort wieder ein. »Da frag' ich mich doch, was einer der reichsten Diamantenhändler der Welt dazu sagt, wenn er erfährt, daß er mit seiner Schürferei um ein Haar seine lieben Töchterlein umgebracht hätte.«

»Für uns könnte sich diese Begegnung noch als segensreich erweisen«, sagte Gunn. »Falls die Dorsettschen Bergbauunternehmen irgendwie für diese Schallwellen und damit auch für das Massensterben verantwortlich sein sollten, verfügen Dirk und Al über die entsprechenden Referenzen, um Dorsett aufzusuchen und ihm einige Fragen zu stellen. Der Mann hat allen Grund, ihnen dankbar zu sein.«

»Nach allem, was ich über Arthur Dorsett weiß«, sagte Sandecker, »lebt der Mann so zurückgezogen, daß er Howard Hughes den Eremitenehrenpreis streitig machen könnte. Dorsetts Besitz wird, wie übrigens auch die Diamantenminen von De Beers, streng bewacht, damit es zu keinerlei Diebstählen und Schiebereien kommt. Er ist noch nie in der Öffentlichkeit aufgetreten, hat den Medien noch niemals ein Interview gewährt. Wir haben es hier mit einem sehr verschlossenen Mann zu tun. Ich bezweifle ernsthaft, daß er sich durch die Rettung seiner Töchter wird erweichen lassen. Der ist so abgebrüht wie nur irgendwer.«

Yeager deutete auf die blauen Kugeln auf der holographischen

Karte. »Da draußen sterben Menschen. Er wird doch sicherlich Vernunftgründen zugänglich sein, falls seine Unternehmen irgendwie dafür verantwortlich sein sollten.«

»Arthur Dorsett ist erstens Ausländer, und zweitens verfügt er über eine ungeheure Macht«, sagte Sandecker langsam. »Er hat für uns als unschuldig zu gelten, solange wir keine Beweise für irgendein Fehlverhalten seinerseits haben. Nach unserem derzeitigen Wissensstand könnte dieses Massensterben auch natürliche Ursachen haben. Wir sind daher verpflichtet, den offiziellen Dienstweg einzuhalten. Das fällt in meine Zuständigkeit. Ich werde mal beim Außenministerium und beim australischen Botschafter vorfühlen. Die können ein Gespräch mit Arthur Dorsett arrangieren und darauf dringen, daß er zur Verfügung steht, falls es zu einer Untersuchung kommen sollte.«

»Das könnte Wochen dauern«, warf Yeager en.

»Warum sollten wir nicht ein bißchen Zeit sparen«, meinte Giordino, »auf das bürokratische Brimborium pfeifen und einfach nachprüfen, ob seine Fördermethoden irgendwie zu diesem Massensterben führen?«

»Du kannst ja bei seiner nächstbesten Diamantenmine anklopfen und um eine Betriebsbesichtigung bitten«, schlug Pitt spöttisch vor.

»Wenn Dorsett so paranoid ist, wie Sie ihn darstellen«, sagte Giordino zu Sandecker, »dann ist er auch nicht der Typ, der mit sich reden läßt.«

»Al hat recht«, fiel Yeager ein. »Wenn wir dieses Sterben unterbinden wollen, und zwar so schnell wie möglich, dann dürfen wir nicht abwarten, bis man sich auf diplomatischem Wege nähergekommen ist. Wir müssen heimlich vorgehen.«

»In Diamantenminen herumschnüffeln ist nicht gerade ein Kinderspiel«, sagte Pitt. »Die sind bekanntlich gut bewacht, damit niemand unbefugt eindringen, ein paar Steine zusammenraffen und sie für teures Geld verhökern kann. Die Sicherheitsvorkehrungen sind geradezu berüchtigt. Wenn man diese hochmodernen elektronischen Alarmanlagen überwinden will, braucht man bestens ausgebildete Profis.«

»Eine schlagkräftige Spezialeinheit?« warf Yeager ein.

Sandecker schüttelte den Kopf. »Nicht ohne die ausdrückliche Erlaubnis des Präsidenten.«

»Was ist mit dem Präsidenten?« fragte Giordino.

»Dafür ist es noch zu früh«, antwortete der Admiral. »Wir können ihn erst behelligen, wenn wir handfeste Beweise vorlegen können, daß die nationale Sicherheit bedroht ist.«

Pitt betrachtete die Karte. »Die Mine auf Kunghit Island scheint mir am ehesten geeignet«, sagte er langsam. »Da sie in British Columbia liegt, sozusagen unmittelbar vor unserer Haustür, wüßte ich nicht, was dagegen spräche, daß wir auf eigene Faust ein paar Erkundigungen anstellen.«

Sandecker bedachte Pitt mit einem wissenden Blick. »Ich hoffe doch, Sie geben sich nicht der Illusion hin, daß unsere kanadischen Nachbarn ein Auge zudrücken, falls man Ihr Eindringen bemerken sollte.«

»Warum eigentlich nicht? Wenn man bedenkt, daß die NUMA vor mehreren Jahren vor Baffin Island ein sehr ertragreiches Erdölvorkommen entdeckt hat, könnte ich mir durchaus vorstellen, daß sie nichts dagegen haben, wenn wir mit dem Kanu rund um Kunghit paddeln und die Landschaft fotografieren.«

»Meinen Sie das ernst?«

Pitt schaute den Admiral an wie ein kleiner Junge, der mit einer Freikarte für den Zirkus rechnet. »Ich mag vielleicht ein bißchen übertrieben haben. Aber im Prinzip gehe ich davon aus.«

Versonnen paffte Sandecker seine Zigarre. »Na schön«, versetzte er schließlich seufzend. »Begehen Sie von mir aus Land- und Hausfriedensbruch. Aber merken Sie sich eins: Wenn Sie von Dorsetts Wachmännern erwischt werden, brauchen Sie gar nicht erst hier anzurufen. Weil nämlich niemand rangehen wird.«

15

Lautlos rollte eine Rolls-Royce-Limousine neben einem alten Flugzeughangar aus, der auf einem mit Unkraut überwucherten Feld am äußersten Rande des International Airport von Washington stand. Auf der unbefestigten, einsam und verlassen im Dunkel der Nacht daliegenden Straße wirkte die hochherrschaftliche Karosse so fehl am Platz wie eine elegante alte Dame von edlem Geblüt, die einen Streifzug durch ein verwahrlostes Stadtviertel unternimmt. Der trübe, gelbliche Lichtschein der betagten Straßenlaternen vermochte dem silbergrünen Metalliclack des Wagens nicht den geringsten Glanz zu entlocken.

Bei dem Rolls handelte es sich um ein Modell namens Silver Dawn. Das Chassis hatte 1955 das Werk verlassen und war von der Karosseriebaufirma Hooper & Company mit einem maßgeschneiderten Aufbau versehen worden. In anmutigem Schwung verjüngten sich die vorderen Kotflügel nach hinten, gingen in die Karosserie über und bildeten eine bündige Linie mit den Flanken und den Weißwandreifen. Der Wagen verfügte über einen Sechszylinder-Reihenmotor mit obenliegenden Ventilen, der so ruhig lief wie eine elektrische Uhr. Geschwindigkeit war bei einem Rolls-Royce Nebensache. Wenn man sich nach den Pferdestärken erkundigte, teilte das Werk lediglich mit, es seien genügend vorhanden.

St. Julien Perlmutters Chauffeur, ein wortkarger Mann namens Hugo Mulholand, zog die Handbremse, stellte den Motor ab und wandte sich an seinen Arbeitgeber, der fast die gesamte Rückbank ausfüllte.

»Mir ist immer etwas unwohl zumute, wenn ich hierherfahren muß«, sagte er mit einem tiefen Baß, der zu seinen Bluthundaugen paßte. Er starrte auf das rostige Wellblechdach und die Wände, die seit vierzig Jahren nicht mehr gestrichen worden waren. »Ich kann mir nicht vorstellen, warum jemand freiwillig in so einem heruntergekommenen Schuppen wohnt.«

Perlmutter wog stattliche hunderteinundachtzig Kilogramm, doch er hatte, so seltsam das auch klingen mag, kaum eine Speckfalte

am Körper. Für einen Mann von seinen Ausmaßen war er erstaunlich kompakt. Er hielt den goldenen Knauf des hohlen, aufschraubbaren Rohrstocks hoch, in dem sich ein Flakon mit Brandy befand, und klopfte damit auf das Tischchen aus Walnußholz, das man aus der Rückseite des Vordersitzes klappen konnte. »Dieser heruntergekommene Schuppen, wie Sie ihn bezeichnen, beherbergt eine Sammlung alter Automobile und Flugzeuge, die Millionen von Dollar wert ist. Höchst unwahrscheinlich, daß einen hier draußen irgendwelche Banditen überfallen. Für gewöhnlich treiben die sich nicht in stockdunkler Nacht auf einem Flugplatz herum. Außerdem würde die Alarmanlage einer jeden Bank in Manhattan zur Ehre gereichen.« Perlmutter hielt inne und deutete mit dem Stock auf ein kleines, kaum erkennbares rotes Licht vor dem Fenster. »Just in diesem Augenblick werden wir von einer Videokamera überwacht.«

Mulholand seufzte, stieg aus, ging um den Wagen herum und hielt Perlmutter die Tür auf. »Soll ich warten?«

»Nein, ich werde hier zu Abend speisen. Nehmen Sie sich ein paar Stunden frei. Es genügt, wenn Sie mich um halb zwölf wieder abholen.«

Mulholand half Perlmutter beim Aussteigen und geleitete ihn zum Eingang des Hangars, Das Tor war rostig und voll Staub – eine bewußte Tarnung. Jeder, der zufällig an diesem verlotterten Hangar vorbeikam, nahm an, daß es sich einfach um ein leerstehendes, zum Abriß freigegebenes Gebäude handelte. Perlmutter klopfte mit seinem Rohrstock an die Tür. Ein paar Sekunden später ertönte ein Klicken, und die Tür öffnete sich, wie von Geisterhand bewegt.

»Wünsche angenehm zu speisen«, sagte Mulholand, während er Perlmutter einen zylindrischen Gegenstand unter den Arm schob und ihm den Aktenkoffer griffbereit hinhielt. Dann drehte er sich um und ging zu dem Rolls zurück.

Perlmutter trat in eine andere Welt ein. Hier gab es weder Staub noch Ruß noch Spinnweben. Statt dessen befand er sich in einem hell erleuchteten, freundlichen und makellos sauberen Raum, in dem ihn blitzender Lack und Chrom empfingen. Rund fünfzig klassische Automobile, zwei Flugzeuge und ein um die Jahrhundertwende gebauter Eisenbahnwagen, allesamt restauriert und in

bestem Zustand, standen auf dem glänzenden Betonboden. Lautlos schloß sich die Tür hinter ihm, als er durch diese unglaubliche Sammlung ausgefallener Meisterwerke der Technik schritt.

Pitt stand auf einem Balkon, der seiner Wohnung vorgelagert war und sich in rund zehn Metern Höhe entlang der einen Seite des Hangars erstreckte. Er deutete auf das zylindrische Paket unter Perlmutters Arm. »Hütet euch vor den Geschenken der Griechen«, sagte er lächelnd.

Perlmutter schaute nach oben und bedachte ihn mit einem finsteren Blick. »Ich bin kein Grieche, und das hier ist zufällig eine Flasche Dom Perignon, echter französischer Champagner«, sagte er und hielt das Paket hoch, »Jahrgang 1983, mit dem wir deine Rückkehr in die Zivilisation feiern wollen. Ich ging davon aus, daß dein Keller nichts dergleichen zu bieten hat.«

Pitt lachte. »Na schön, wir können ihn ja mit meinem Albuquerque Gruet brut vergleichen. Ein Sekt aus New Mexico, ohne Jahrgangsangabe.«

»Das kann nicht dein Ernst sein. Ein Gruet? Aus Albuquerque?«

»Die übertreffen die besten kalifornischen Schaumweine.«

»Bei diesem ganzen Gerede über Wein fängt mein Magen an zu knurren. Schick deinen Lift herunter.«

Pitt schickte einen alten, mit einem schmiedeeisernen Ziergitter umgebenen Lastenaufzug nach unten. Perlmutter stieg ein, sobald er scheppernd zum Stehen kam. »Hält mich dieses Gerät überhaupt aus?«

»Ich habe ihn eigenhändig eingebaut, um die Möbel hochzuschaffen. Aber es wird eine echte Belastungsprobe werden.«

»Welch tröstlicher Gedanke«, murmelte Perlmutter, als sich der Fahrstuhl in Bewegung setzte und ihn mühelos hinauf zu Pitts Apartment beförderte.

Oben begrüßten sie einander, wie es sich für alte Freunde gehörte. »Schön, dich zu sehen, Julien.«

»Mit meinem zehnten Sohn zu speisen ist doch immer wieder eine Freude.« Es war einer von Perlmutters üblichen Scherzen. Er war ein alter, eingefleischter Junggeselle, und Pitt war der einzige Sohn des Senators George Pitt aus Kalifornien.

»Gibt's etwa noch neun weitere von meiner Sorte?« fragte Pitt und tat überrascht.

Perlmutter tätschelte seinen mächtigen Bauch. »Du würdest staunen, wenn du wüßtest, wie viele holde Maiden sich durch meine weltmännischen Manieren und meine honigsüße Zunge becircen ließen, ehe ich den hier angesetzt habe.« Er hielt inne und schnüffelte. »Rieche ich da Hering?«

Pitt nickte. »Heute abend gibt's Hausmannskost aus deutschen Landen. Rinderhack mit Salzhering und gedünstetem Gewürzsauerkraut. Und als Vorspeise Linsensuppe mit Schweinsleberwurst.«

»Dann hätte ich statt des Champagners lieber Münchner Bier mitbringen sollen.«

»Laß dich mal auf was Neues ein«, sagte Pitt. »Warum sich immer an die Etikette halten?«

»Da hast du völlig recht«, erwiderte Perlmutter. »Klingt wunderbar. Du mit deinen Kochkünsten wärst für eine Frau ein echt guter Fang.«

»Ich fürchte fast, meine Liebe zur guten Küche wiegt meine vielen Fehler nicht auf.«

»Apropos reizende Damen. Was hast du von der Kongreßabgeordneten Smith gehört?«

»Loren ist derzeit in Colorado auf Wahlkampfreise, um ihren Sitz im Kongreß zu halten«, erklärte Pitt. »Ich habe sie seit fast zwei Monaten nicht mehr gesehen.«

»Genug des müßigen Geschwätzes«, sagte Perlmutter ungeduldig. »Köpfen wir den Champagner und begeben uns ans Werk.«

Pitt besorgte einen Sektkühler, worauf sie noch vor dem Hauptgang den Dom Perignon leerten und zum Dessert auf den Gruet brut umstiegen. Perlmutter war von dem Schaumwein aus New Mexico mächtig beeindruckt. »Der ist gar nicht schlecht, trocken und spritzig«, sagte er mit verschmitzter Miene. »Wo kann man davon eine Kiste kaufen?«

»Wenn er nur gar nicht schlecht wäre, würdest du keine ganze Kiste kaufen wollen«, versetzte Pitt grinsend. »Du bist ein alter Schlawiner.«

Perlmutter zuckte die Achseln. »Dich kann man aber auch gar nicht täuschen.«

Sobald Pitt das Geschirr abgeräumt hatte, begab sich Perlmutter ins Wohnzimmer, öffnete seinen Aktenkoffer und legte einen dicken Stapel Papiere auf den Couchtisch. Als Pitt sich zu ihm gesellte, war er in die Blätter vertieft und überprüfte seine Anmerkungen.

Pitt ließ sich auf dem Ledersofa unter dem Wandregal nieder, auf dem eine kleine Modellflotte stand, lauter Nachbauten von Schiffen, die Pitt im Lauf der Jahre entdeckt hatte. »Was hast du über die berühmte Familie Dorsett herausbekommen?«

»Ob du's glaubst oder nicht, aber das hier ist herausgekommen, als ich nur ein bißchen an der Oberfläche gekratzt habe«, erwiderte Perlmutter und hielt den über tausend Seiten dicken Stapel hoch. »Soweit ich das feststellen konnte, liest sich die Geschichte der Familie Dorsett wie ein großes Romanepos.«

»Was ist mit Arthur Dorsett, dem derzeitigen Oberhaupt der Familie?«

»Äußerst zurückgezogen. Taucht selten in der Öffentlichkeit auf. Halsstarrig, voreingenommen und durch und durch skrupellos. Wird von allen, die auch nur entfernt mit ihm in Kontakt kamen, einhellig abgelehnt.«

»Aber stinkreich«, sagte Pitt.

»Geradezu ekelhaft reich«, erwiderte Perlmutter und verzog das Gesicht, als hätte er gerade eine Spinne verschluckt. »Die Dorsett Consolidated Mining Ltd. und das House of Dorsett, eine Einzelhandelskette, befinden sich zu hundert Prozent im Besitz der Familie. Keinerlei Aktionäre, Gesellschafter oder Teilhaber. Außerdem untersteht der Familie eine Schwestergesellschaft namens Pacific Gladiator, die sich auf den Abbau farbiger Edelsteine konzentriert.«

»Wie hat er angefangen?«

»Dazu müssen wir hundertvierundvierzig Jahre zurückgehen.« Perlmutter hielt sein Glas hoch, und Pitt schenkte ihm nach. »Wir beginnen mit einem Drama auf hoher See, dessen Geschichte vom Kapitän eines Klippers aufgezeichnet und von dessen Tochter nach

seinem Tod veröffentlicht wurde. Es geschah im Januar 1856. Er beförderte seinerzeit Sträflinge, darunter auch etliche Frauen, zur australischen Strafkolonie an der Botany Bay, einer südlich der heutigen Stadt Sydney gelegenen Meeresbucht, und fuhr gerade auf nördlichem Kurs durch die Tasmansee, als sein Schiff in einen heftigen Taifun geriet. Das Schiff war die *Gladiator,* die unter dem Kommando von Charles ›Bully‹ Scaggs stand, einem der berühmtesten Klipperkapitäne jener Zeit.«

»Eiserne Männer auf hölzernen Schiffen«, murmelte Pitt.

»Das waren sie in der Tat«, pflichtete ihm Perlmutter bei. »Jedenfalls müssen Scaggs und seine Crew gerackert haben wie die Wahnsinnigen, um das Schiff in einem der schlimmsten Stürme des Jahrhunderts vor dem Untergang zu bewahren. Doch als sich der Wind legte und sich die See beruhigte, war die *Gladiator* kaum mehr als ein Wrack. Da Käpt'n Scaggs wußte, daß sich sein Schiff allenfalls noch einige Stunden über Wasser halten konnte, gab er der Besatzung und allen verfügbaren Sträflingen den Befehl, aus den traurigen Resten der *Gladiator* ein Floß zu bauen.«

»Vermutlich blieb ihm nichts anderes übrig«, warf Pitt ein.

»Zwei dieser Sträflinge waren Arthur Dorsetts Vorfahren«, fuhr Perlmutter fort. »Jess Dorsett, sein Ururgroßvater, war ein berüchtigter Wegelagerer, und Betsy Fletcher, seine Ururgroßmutter, war zu einem zwanzigjährigen Freiheitsentzug in der Strafkolonie verurteilt worden, weil sie eine Decke gestohlen hatte.«

Pitt betrachtete die Perlen in seinem Glas. »Damals hat sich Verbrechen bestimmt nicht gelohnt.«

»Den meisten Amerikanern ist nicht klar, daß die Engländer bis zum Unabhängigkeitskrieg ihre Sträflinge auch in die Kolonien auf unserem Kontinent verfrachteten. Viele Familien wären überrascht, wenn sie erführen, daß ihre Vorfahren als Sträflinge an unsere Gestade gelangten.«

»Wurden die Überlebenden der *Gladiator* gerettet?« fragte Pitt.

Perlmutter schüttelte den Kopf. »In den folgenden fünfzehn Tagen spielte sich ein entsetzliches, mörderisches Drama ab. Stürme, Durst und Hunger sowie ein wahnwitziges Gemetzel zwischen den Seeleuten, ein paar wenigen Soldaten und den Sträflingen dezimier-

ten die Zahl derer, die sich verzweifelt an das Floß klammerten. Als es schließlich vor einer Insel, die auf keiner Karte verzeichnet war, auf ein Riff trieb und zerbarst, wurden die an Land schwimmenden Überlebenden, so jedenfalls will es die Überlieferung, von einer Seeschlange vor einem großen Weißen Hai gerettet.«

»Was das Dorsettsche Firmenemblem erklärt. Die Leute waren fast tot und hatten Halluzinationen.«

»Würde mich nicht wundern. Nur acht der ursprünglich zweihunderteinunddreißig armen Seelen, die das Schiff verließen, konnten sich an Land retten – sechs Männer und zwei Frauen, alle mehr tot als lebendig.«

Pitt schaute Perlmutter an. »Das sind zweihundertdreiundzwanzig Tote. Das ist ja Wahnsinn.«

»Von diesen acht«, fuhr Perlmutter fort, »kamen später noch zwei um, ein Seemann und ein Sträfling, die im Streit um die Frauen getötet wurden.«

»Genau das gleiche wie nach der Meuterei auf der *Bounty.«*

»Nicht ganz. Zwei Jahre später bauten Käpt'n Scaggs und der überlebende Seemann – zum Glück handelte es sich um den Schiffszimmermann der *Gladiator* – ein Boot aus den Überresten einer französischen Korvette, deren Besatzung umgekommen war, als sie von einem Sturm auf die Felsen geworfen wurde. Sie ließen die Sträflinge auf der Insel zurück und segelten über die Tasmansee nach Australien.«

»Scaggs hat Dorsett und Fletcher im Stich gelassen?«

»Aus gutem Grund. Sie zogen das paradiesische Leben auf einer zauberhaften Insel der Hölle vor, die sie im Straflager an der Botany Bay erwartete. Und da Scaggs wollte, daß die Überlebenden in Ruhe gelassen wurden, weil er das Gefühl hatte, er verdanke Dorsett sein Leben, erzählte er den Behörden der Strafkolonie, daß sämtliche Sträflinge auf dem Floß umgekommen seien.«

»Worauf sie ein neues Leben anfingen und sich vermehrten.«

»Ganz genau«, sagte Perlmutter. »Jess und Betsy wurden von Scaggs getraut und hatten zwei Söhne. Die beiden anderen Sträflinge zeugten ein Mädchen. Sie bauten eine kleine Ansiedlung und belieferten die Walfangschiffe, die im Laufe der Zeit auf ihren

langen Fahrten regelmäßig Zwischenstation auf Gladiator Island machten, wie die Insel später genannt wurde, mit Nahrungsmitteln.«

»Was wurde aus Scaggs?« fragte Pitt.

»Er fuhr wieder zur See und befehligte einen neuen Klipper, der einer Reederei namens Carlisle & Dunhill gehörte. Nach etlichen weiteren Fahrten zum Pazifik zog er sich in den Ruhestand zurück und starb zwanzig Jahre später, im Jahr 1876.«

»Wann kommen die Diamanten ins Spiel?«

»Nur Geduld«, sagte Perlmutter in schulmeisterlichem Ton. »Erst ein paar Hintergrundinformationen zum besseren Verständnis der Geschichte. Zunächst einmal sind Diamanten, auch wenn sie der Menschheit mehr Leid und Leidenschaft bereitet haben als jedes andere Mineral auf Erden, nichts anderes als reiner, kristallisierter Kohlenstoff. Chemisch gesehen, sind sie mit dem Graphit und der Kohle verwandt. Diamanten, so nimmt man an, sind vor rund drei Millionen Jahren im Erdmantel entstanden, und zwar in einhundertzwanzig bis zweihundert Kilometern Tiefe. Unter unglaublicher Hitze- und Druckentwicklung wurden reiner Kohlenstoff sowie Gase und flüssiges Gestein durch Vulkanschlote, die man gemeinhin als Explosionsröhren bezeichnet, an die Erdoberfläche gepreßt. Als dieses Gemisch nach oben geschleudert wurde, kühlte der Kohlenstoff ab und kristallisierte zu äußerst harten, durchsichtigen Steinen. Diamanten zählen daher zu den wenigen Rohstoffen, die aus dem tiefsten Erdinnern an die Oberfläche gelangten.«

Pitt starrte zu Boden und versuchte sich die Entstehung der Diamanten bildlich vorzustellen. »Bei einem Querschnitt durch die Erde würde man vermutlich einen Schlot sehen, der sich nach oben zum Trichter erweitert und durch den die Diamanten an die Oberfläche wandern.«

»Oder eine Karotte«, sagte Perlmutter. »Im Gegensatz zur reinen Lava, die hohe Vulkankegel aufwirft, wenn sie an die Oberfläche gelangt, ist diese Mischung aus Diamanten und flüssigem Gestein rasch abgekühlt und zu breitflächigen Hügeln erstarrt. Man bezeichnet sie gemeinhin als ›Kimberlit-Pipes‹, so genannt nach der südafrikani-

schen Diamantenstadt Kimberley. Manche wurden durch die Erosion abgetragen, wodurch die sogenannten ›sekundären‹ oder angeschwemmten Lagerstätten entstanden. Einige erodierte Explosionsröhren haben sogar Seen gebildet. Der Großteil der Steine jedoch blieb in den unterirdischen Schloten oder ›primären‹ Lagerstätten.«

»Laß mich raten. Die Dorsetts haben auf ihrer Insel einen dieser diamantenreichen Vulkanschlote entdeckt.«

»Immer mußt du mir vorgreifen«, beschwerte sich Perlmutter ungehalten.

»‘tschuldigung«, versetzte Pitt.

»Die schiffbrüchigen Sträflinge stießen, ohne etwas davon zu ahnen, in den an der Nord- und Südspitze der Insel gelegenen Vulkankegeln nicht nur auf eine, sondern auf zwei sagenhaft ergiebige Explosionsröhren. Die im Laufe der Jahrhunderte vom Regen und Wind ausgewaschenen Steine, die sie fanden, waren für sie einfach ›hübsche Dinger‹, wie Betsy Fletscher sie in einem Brief an Scaggs bezeichnete. Und nicht verarbeitete und ungeschliffene Diamanten wirken in der Tat stumpf und haben keinerlei Feuer. Sie sehen nicht selten aus wie ein merkwürdig geformtes Stück Seife. Im Jahr 1866 jedoch, nach dem amerikanischen Bürgerkrieg also, lief ein Schiff der US-amerikanischen Marine, das auf der Suche nach geeigneten Hochseehäfen den Südpazifik erkundete, die Insel an, um Wasser aufzunehmen. An Bord befand sich ein Geologe. Zufällig sah er die Dorsettschen Kinder am Strand mit Steinen spielen und wurde neugierig. Er untersuchte einen der Steine und stellte zu seinem Erstaunen fest, daß es sich um einen mindestens zwanzigkarätigen Diamanten handelte. Als der Geologe Jess Dorsett fragte, woher der Stein stamme, wurde der alte Wegelagerer zugeknöpft und erklärte, er habe ihn aus England mitgebracht.«

»Und diese kleine Begebenheit hat dann zur Gründung von Dorsett Consolidated Mining geführt.«

»Nicht unmittelbar«, sagte Perlmutter. »Nachdem Jess gestorben war, schickte Betsy ihre beiden Söhne, Jess junior und Charles - den sie zweifellos nach dem alten Scaggs getauft hatten -, sowie Mary Winkleman, die Tochter des anderen Sträflingspaars, zur Ausbildung nach England. Sie schrieb Scaggs einen Brief, in dem sie ihn

um Unterstützung bat, und legte einen Beutel voller Rohdiamanten bei, mit denen er die notwendigen Ausgaben bestreiten sollte. Der Kapitän, der seinerzeit im Sterben lag, übergab sie seinem Freund und ehemaligen Arbeitgeber Abner Carlisle zu treuen Händen. Der wiederum ließ sie in seinem Auftrag verarbeiten, schleifen und an der Londoner Diamantenbörse für fast eine Million Pfund, damals etwa sieben Millionen Dollar, verkaufen.«

»Ein Haufen Holz, wenn man bedenkt, was eine höhere Schulbildung damals gekostet hat«, sagte Pitt nachdenklich. »Die Kids haben es vermutlich gewaltig krachen lassen.«

Perlmutter schüttelte den Kopf. »Diesmal irrst du dich. Sie gingen nach Cambridge, führten dort aber ein eher genügsames Leben. Mary besuchte eine angesehene Mädchenschule in der Nähe von London. Sie und Charles heirateten kurz nach Abschluß seines Studiums, kehrten auf die Insel zurück und widmeten sich dem Abbau der Diamanten aus den beiden nichtaktiven Vulkanen. Jess junior blieb in England und gründete gemeinsam mit einem in Aberdeen ansässigen jüdischen Diamantenhändler namens Levi Strouser das House of Dorsett. Die Londoner Filiale, die für Verarbeitung und Verkauf der Diamanten zuständig war, verfügte über luxuriöse Ausstellungsräume für den Einzelhandel, elegante Büros in den oberen Etagen, in denen die Großhandelsgeschäfte abgewickelt wurden, und weitläufige Werkstätten im Keller, wo die Steine von Gladiator Island geschliffen und facettiert wurden. Das Unternehmen florierte, wozu in nicht geringem Maße auch die Güte der Steine beitrug, denn die Diamanten von der Insel hatten eine ausgesprochen selten vorkommende rosaviolette Färbung und waren von höchster Qualität.«

»War denn nie eine Mine erschöpft?«

»Bis jetzt noch nicht. Die Dorsetts haben es sehr schlau angestellt. In Absprache mit dem Diamantenkartell haben sie einen Großteil der Fördermenge zurückgehalten und auf diese Weise dafür gesorgt, daß die Preise hoch bleiben.«

»Was wurde aus den Sprößlingen?«

»Charles und Mary hatten einen Sohn namens Anson. Jess junior hat nicht geheiratet.«

»Anson war Arthurs Großvater?« fragte Pitt.

»Ja. Er hat die Firma über vierzig Jahre lang geleitet. Vermutlich war er der anständigste und ehrlichste von der ganzen Bande. Anson war glücklich und zufrieden mit dem einträglichen kleinen Imperium, das er leitete und zusammenhielt. Er war nicht so habgierig wie seine Nachkommen und spendete erhebliche Summen für wohltätige Zwecke. Er hat in Australien und Neuseeland jede Menge Bibliotheken und Hospitäler gegründet. Als er im Jahr 1910 starb, erbten sein Sohn Henry und seine Tochter Mildred die Firma. Sie starb in jungen Jahren bei einem Bootsunfall. Stürzte bei einem Törn mit der familieneigenen Jacht über Bord und fiel den Haien zum Opfer. Seinerzeit gingen Gerüchte um, daß sie von Henry ermordet worden sei, aber es kam zu keinen Ermittlungen. Dafür sorgte schon Henrys Geld. Unter Henrys Regiment entwickelte die Familie jene Habsucht, Mißgunst, Grausamkeit und Machtgier, die sie bis zum heutigen Tage auszeichnet.«

»Ich entsinne mich, daß ich in der *Los Angeles Times* mal einen Artikel über ihn gelesen habe«, sagte Pitt. »Man hat Henry Dorsett mit Sir Ernest Oppenheimer von De Beers verglichen.«

»Heilige waren sie beide nicht gerade. Oppenheimer hat zahllose Hindernisse überwunden und ein weltumspannendes Wirtschaftsimperium aufgebaut, das an Papier- und Sprengstoffabriken, Automobilwerken und Brauereien beteiligt ist, zu dem jedoch auch Gold-, Uran-, Platin- und Kupferminen gehören. Die eigentliche Stärke von De Beers liegt jedoch nach wie vor im Diamantengeschäft und dem von der Firma beherrschten Kartell, das von London über New York bis Tokio den Markt reguliert und die Preise diktiert. Die Geschäfte der Dorsett Consolidated Mining hingegen blieben ausschließlich auf Diamanten beschränkt. Von diversen Anteilen an einer Reihe von Buntedelsteinminen – Rubine in Burma, Smaragde in Kolumbien, Saphire in Ceylon – einmal abgesehen, hat die Familie niemals ernsthaft in andere Branchen investiert. Sämtliche Gewinne wurden wieder in die eigene Firma gesteckt.«

»Woher stammt der Name De Beers?«

»So hieß der südafrikanische Farmer, der nichts von den Diamantvorkommen auf seinem Land wußte und es für ein paar tau-

send Dollar an Cecil Rhodes verkaufte. Der wiederum holte ein Vermögen aus dem Boden und gründete das Kartell.«

»Hat sich Henry Dorsett Oppenheimer und dem Kartell De Beers angeschlossen?« fragte Pitt.

»Er war zwar an der Festsetzung der Marktpreise beteiligt, wurde aber der einzige große Minenbesitzer, der seine Diamanten in eigener Regie verkauft. Während fünfundachtzig Prozent der weltweiten Förderung über die von De Beers beherrschte Central Selling Organization an Makler und Händler abgesetzt werden, konnte Henry Dorsett unter Umgehung der großen Diamantenbörse in London, Antwerpen, Tel Aviv und New York eine begrenzte Anzahl von Edelsteinen über das House of Dorsett, das mittlerweile fast fünfhundert Läden umfaßt, direkt an die Kunden verkaufen.«

»Ist De Beers nicht gegen ihn vorgegangen?«

Perlmutter schüttelte den Kopf. »Das von Oppenheimer geschmiedete Kartell sollte in erster Linie einen geregelten Markt und hohe Diamantenpreise garantieren. Solange sich Dorsett an die Gepflogenheiten hielt und den Markt nicht mit Steinen überschwemmte, stellte er für Sir Ernest keine Gefahr dar.«

»Für ein derartiges Unternehmen muß Dorsett doch ein ganzes Heer von Handwerkern aufbieten.«

»Mehr als tausend Angestellte in drei Diamantenschleifereien, zwei Werkstätten, in denen die Steine gespalten, und weitere zwei, in denen sie poliert werden. Dazu ein dreißigstöckiges Hochhaus in Sydney, in dem die Kunsthandwerker untergebracht sind, die den ausgefallenen und unverwechselbaren Schmuck des House of Dorsett herstellen. Die meisten anderen Makler lassen ihre Steine von Juden schleifen und facettieren. Dorsett hingegen beschäftigt hauptsächlich Chinesen.«

»Henry Dorsett ist irgendwann Ende der siebziger Jahre gestorben, stimmt's?«

Perlmutter lächelte. »Wie sich doch die Geschichte wiederholt. Mit achtundsechzig Jahren fiel er in Monaco von seiner Jacht und ertrank. Man munkelte, daß Arthur ihn betrunken gemacht und in die Bucht gestoßen habe.«

»Was gibt's von Arthur zu berichten?«

Perlmutter schlug in seinen Unterlagen nach und schielte dann über den Rand seiner Lesebrille hinweg. »Wenn die potentiellen Kunden auch nur die leiseste Ahnung von den schmutzigen Unternehmungen hätten, mit denen Arthur Dorsett in den letzten dreißig Jahren befaßt war, würden sie bis zu seinem Todestag nie wieder einen Diamanten kaufen.«

»Demnach also kein angenehmer Zeitgenosse.«

»Manche Männer haben zwei Gesichter, Arthur Dorsett hat deren wenigstens fünf. Im Jahr 1941 wurde er als einziges Kind von Henry und Charlotte Dorsett auf Gladiator Island geboren. Besuchte niemals eine Schule auf dem Festland, sondern wurde von seiner Mutter unterrichtet. Mit achtzehn Jahren hat er sich zum Studium an der Colorado School of Mines in Golden, Colorado eingeschrieben. Er war groß, überragte seine Klassenkameraden um einen halben Kopf, konnte sich jedoch nie für Sport begeistern, sondern stöberte lieber in den alten, aufgelassenen Bergwerksschächten herum, die man überall in den Rocky Mountains findet. Nachdem er sein Diplom als Bergbauingenieur erworben hatte, arbeitete er fünf Jahre lang in den südafrikanischen Minen von De Beers, ehe er nach Hause zurückkehrte und die Leitung der familieneigenen Förderstätten auf der Insel übernahm. Bei einer seiner häufigen Reisen zur Dorsettschen Firmenzentrale in Sydney lernte er die Tochter eines Biologieprofessors an der Universität Melbourne kennen, eine bezaubernde junge Frau namens Irene Calvert, und heiratete sie. Sie schenkte ihm drei Töchter.«

»Maeve, Deirdre und...«

»Boudicca.«

»Zwei keltische Göttinnen und eine sagenumwobene britannische Königin.«

»Ein weibliches Dreigestirn.«

»Maeve ist siebenundzwanzig, Deirdre einunddreißig Jahre alt. Boudicca ist achtunddreißig.«

»Erzähl mir mehr über die Mutter«, sagte Pitt.

»Da gibt's nicht viel zu erzählen. Irene starb vor fünfzehn Jahren, wieder einmal unter mysteriösen Umständen. Erst ein Jahr nach

ihrer Bestattung auf Gladiator Island fand ein Zeitungsreporter aus Sydney heraus, daß sie nicht mehr lebte. Er verfaßte einen Nachruf, ehe Arthur den Chefredakteur schmieren und die Geschichte unterdrücken konnte. Ansonsten hätte niemand erfahren, daß sie tot ist.«

»Admiral Sandecker weiß offenbar ein bißchen über Arthur Dorsett Bescheid. Er sagt, man könne unmöglich an ihn rankommen.«

»Wohl wahr. Er meidet die Öffentlichkeit, begibt sich nie unter Leute, hat keinerlei Freunde. Sein ganzes Leben dreht sich ausschließlich ums Geschäft. Er hat sogar einen Geheimgang graben lassen, damit er die Firmenzentrale in Sydney ungesehen betreten und verlassen kann. Auf seine Initiative hin wurde Gladiator Island völlig von der Außenwelt abgeriegelt. Er ist der Meinung, je weniger man über die Dorsettsche Diamantenförderung weiß, desto besser.«

»Was ist mit der Firma? Die Geschäftsgepflogenheiten eines derart großen Unternehmens kann man doch nicht auf die Dauer verheimlichen.«

»Eins bitte ich doch zu bedenken«, sagte Perlmutter. »Ein im Privatbesitz befindliches Unternehmen kann einen Mord durchaus unbeschadet überstehen. Selbst die jeweiligen Regierungen sahen sich bislang trotz aller Mühen außerstande, die in ihren Zuständigkeitsbereich fallenden Firmenfilialen steuerlich zu veranlagen. Arthur Dorsett mag zwar der Inbegriff eines Geizhalses sein, aber er schreckt vor keiner noch so großen Ausgabe zurück, wenn er sich dadurch Loyalität erkaufen kann. Wenn er es für nötig hält, einen Beamten von heute auf morgen zum Millionär zu machen, um Macht und Einfluß zu erlangen, so tut er es.«

»Arbeiten die Töchter ebenfalls in der Firma?«

»Zwei sollen angeblich beim lieben Papa angestellt sein, die dritte...«

»Maeve«, warf Pitt ein.

»Ganz recht. Maeve sagte sich von der Familie los, besuchte die Universität und wurde Zoologin. Ihr Fachgebiet sind Meerestiere. Offenbar ein Erbteil ihres Großvaters mütterlicherseits.«

»Und Deirdre und Boudicca?«

»Klatschmäuler behaupten, die beiden seien leibhaftige Teufelinnen, schlimmer als der Vater. Deirdre gilt als der Machiavelli der Familie, hinterlistig, durchtrieben und von Grund auf unehrlich. Boudicca, so heißt es, soll ziemlich rücksichtslos sein, dazu hart und kalt wie Gletschereis. Beide interessieren sich offenbar weder für Männer noch für die Freuden des Daseins.«

Pitt blickte versonnen vor sich hin. »Worin liegt eigentlich der Reiz von Diamanten? Warum töten Menschen ihretwegen? Warum sind ganze Völker und ihre Machthaber wegen ihnen aufgestiegen und gestürzt?«

»Weil Diamanten nicht nur wunderschön sind, wenn man sie schleift, facettiert und poliert, sondern zudem über einige andere einzigartige Eigenschaften verfügen. Sie sind der härteste Rohstoff, den es gibt. Wenn man sie an Seide reibt, laden sie sich auf und wirken elektrostatisch. Setzt man sie dem Licht der untergehenden Sonne aus, schimmern sie später in der Dunkelheit. Laß dir eins gesagt sein, mein werter junger Freund: Diamanten sind nicht nur mythenumrankt, sie sind auch der Inbegriff unserer Sehnsüchte.« Perlmutter hielt einen Moment lang inne und nahm die Sektflasche aus dem Kühler. Er goß die letzten Tropfen in sein Glas und betrachtete es geradezu bekümmert. Dann hielt er es hoch. »Verdammt, sieht ganz so aus, als säße ich auf dem trockenen.«

16

Giordino verließ das NUMA-Gebäude, besorgte sich einen der im üblichen Türkiston lackierten Dienstwagen der Behörde, bestätigte den Empfang und fuhr am Potomac entlang zu seiner unlängst erstandenen Eigentumswohnung in Alexandria. Seine Behausung war der Alptraum eines jeden Innenarchitekten. Nichts paßte zusammen oder entsprach auch nur annähernd den Grundregeln von Stil und gutem Geschmack, weder die Möbel noch die sonstige Ausstattung. Jede seiner zahlreichen Freundinnen, die hier nach-

einander ein- und wieder ausgezogen waren, hatte ihre persönliche Note eingebracht, und keine war mit den von ihrer jeweiligen Vorgängerin hinterlassenen Veränderungen einverstanden gewesen. Glücklicherweise blieb er auch anschließend mit allen gut befreundet. Sie genossen seine Gesellschaft, aber auf eine Ehe mit ihm hätte sich keine eingelassen.

Er war keineswegs schlampig im Haushalt, und er konnte auch einigermaßen gut kochen, aber er war selten daheim. Wenn er nicht gerade im Zuge immer neuer Unterwasserprojekte mit Pitt um die Welt düste, ging er seiner Lieblingsbeschäftigung nach und begab sich auf Suchexpeditionen, sei es nach verschollenen Schiffen, Flugzeugen oder Menschen. Er brachte es einfach nicht fertig, sich abends im Wohnzimmer vor den Fernseher zu setzen oder ein Buch zu lesen. Giordinos Gedanken schweiften stets in die Ferne, und nur selten galten sie der jeweiligen Frau an seiner Seite, was diese maßlos wurmte.

Er warf seine schmutzige Kleidung in die Waschmaschine und stellte sich kurz unter die Dusche. Dann packte er eine Reisetasche, fuhr zum Dulles International Airport und buchte einen Frühabendflug nach Miami. Dort angekommen, mietete er sich einen Wagen, fuhr ins Hafenviertel und stieg in einem unmittelbar am Kai gelegenen Motel ab. Anschließend schlug er im Branchenfernsprechbuch nach, suchte die auf private Motorjachten spezialisierten Schiffbauingenieure heraus und notierte sich die Namen, Adressen und Telefonnummern. Dann klemmte er sich ans Telefon.

Die ersten vier waren bereits nach Hause gegangen, so daß er nur den Anrufbeantworter erreichte, doch der fünfte meldete sich persönlich. Giordino war nicht überrascht. Er hatte damit gerechnet, daß der eine oder andere Überstunden machte, weil er die Konstruktionspläne für das schwimmende Heim eines reichen Auftraggebers rechtzeitig fertigstellen wollte.

»Mr. Wes Wilbanks?« erkundigte sich Giordino.

»Ja, hier spricht Wes. Womit kann ich Ihnen zu so später Stunde dienen?« Der Mann sprach mit weichem, gedehntem Südstaatenakzent.

»Ich heiße Albert Giordino und bin von der National Underwa-

ter und Marine Agency. Ich brauchte Ihre Hilfe bei der Suche nach dem Hersteller eines bestimmten Bootes.«

»Liegt es hier in Miami?«

»Nein, Sir. Es könnte sonstwo sein.«

»Klingt ja sehr mysteriös.«

»Ist es auch, mehr als Sie ahnen.«

»Ich bin morgen gegen zehn Uhr in meinem Büro.«

»Die Sache eilt etwas«, sagte Giordino ruhig, aber bestimmt.

»Okay, ich mach' in etwa einer Stunde Feierabend. Warum kommen Sie nicht einfach hierher? Haben Sie die Adresse?«

»Ja, aber ich kenne mich in Miami nicht aus.«

Wilbanks erklärte Giordino den Weg. Das Büro des Schiffbauingenieurs war nur ein paar Straßen entfernt, daher speiste Giordino in einem kleinen kubanischen Cafe rasch zu Abend, brach dann zu Fuß auf und hielt sich an die Anweisungen, die er telefonisch erhalten hatte.

Der Mann, der ihm die Tür öffnete, war Anfang Dreißig, ziemlich groß und trug Shorts und ein geblümtes Hemd. Giordino war über einen Kopf kleiner. Wilbanks sah gut aus und hatte volles, an den Schläfen ergrauendes Haar, das er nach der neuesten Mode glatt nach hinten kämmte. Dem Äußeren nach zu schließen, so befand Giordino, trieb er sich eindeutig in Jachtsportkreisen herum.

»Mr. Giordino, ich bin Wes Wilbanks. Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Danke, daß Sie mich noch empfangen.«

»Kommen Sie rein. Möchten Sie einen Kaffee? Heute morgen gebraut, aber durch den Zichorienzusatz behält er sein Aroma.«

»Liebend gern.«

Wilbanks führte ihn in ein Büro mit Hartholzboden. Die eine Wand säumten Regale, in denen sich Fachbücher über Jacht- und Bootsbau stapelten. An der anderen Wand waren zahlreiche Halbmodelle von Booten angebracht, die vermutlich anhand von Wilbanks' Plänen gebaut worden waren. Mitten im Zimmer stand ein großer, alter Zeichentisch, und auf einem Podest vor dem Panoramafenster mit Blick auf den Hafen befand sich ein Schreibtisch mit einem Computer.

Giordino nahm die Kaffeetasse entgegen und legte die vom Zweiten Offizier des Containerschiffes *Rio Grande* angefertigten Skizzen auf den Zeichentisch. »Ich weiß, daß die nicht viel hergeben, aber ich hoffe, Sie können mir trotzdem einen Tip geben, wer diese Jacht gebaut haben könnte.«

Wilbanks musterte die Zeichnungen, wobei er den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite legte. Nach gut einer Minute rieb er sich das Kinn und schaute über das Blatt hinweg. »Auf den ersten Blick könnte man meinen, es handelt sich um ein Grunddesign, für das gut hundert Bootsbauer in Frage kämen. Aber ich glaube, daß sich derjenige, der das Boot beobachtet und gezeichnet hat, vom Blickwinkel hat täuschen lassen. Genaugenommen bin ich davon überzeugt, daß es einen Doppelrumpf hat und nicht, wie hier dargestellt, einen einfachen. Dieser Eindruck entsteht nur durch die futuristisch weltraummäßige Verkleidung. Ich wollte schon immer mal so was Ähnliches entwerfen, aber ich muß erst einen Kunden finden, der sich auf ein derart unkonventionelles und ausgefallenes Design einläßt.«

»Klingt ja fast so, als ob Sie ein Boot bauen wollen, mit dem man zum Mond fliegen kann.«

»Gar nicht so abwegig.« Wilbanks setzte sich an den Computer und schaltete ihn an. »Ich zeig' Ihnen mal anhand von ein paar Computergraphiken, was ich meine.« Er kramte in einer Schublade herum, holte eine Diskette heraus und legte sie ein. »Das hier ist ein Plan, den ich nur zum Spaß entworfen habe. Und aus Frust, weil mir klar war, daß ich den Bautyp niemals finanziert kriege.«

Auf dem Bildschirm sah man eine schnittige Hochseejacht, ohne jede scharfe Ecke oder Kante, selbst ohne den üblicherweise eckig und scharf zulaufenden Bug. Der gesamte Schiffskörper samt Cockpit-Aufbau war stromlinienförmig abgerundet. Dieses Boot war absolut ausgefallen. Es sah aus, als wäre es seiner Zeit um fünfzig Jahre voraus. Giordino war mächtig beeindruckt. Mit Hilfe der Computergraphiken zeigte ihm Wilbanks das Innere des Schiffes, vor allem das kühne und ungewöhnliche Design von Mobiliar und Ausstattung. Hier waren echte Phantasie und Erfindergeist am Werk gewesen.

»Und all das können Sie sich anhand von zwei groben Skizzen vorstellen?« fragte Giordino voller Respekt.

»Moment, ich zeig' Ihnen was«, sagte Wilbanks. Er ließ die Skizzen durch einen an den Computer angeschlossenen Scanner laufen, so daß sie am Bildschirm auftauchten. Dann legte er zum Vergleich seine Konstruktionspläne darüber. Bis auf ein paar geringfügige Abweichungen, was Design und Ausmaße anging, stimmten sie fast überein.

»Da staunt der Laie, und der Fachmann wundert sich«, murmelte Giordino.

»Ich bin wahnsinnig neidisch, daß mir einer meiner Kollegen zuvorgekommen ist«, sagte Wilbanks. »Für diesen Auftrag hält' ich meine Kinder hergegeben.«

»Können Sie mir einen Tip geben, was die Größe und die Leistungskraft angeht?«

»Von meinem oder von Ihrem?«

»Von dem Boot auf den Skizzen«, erwiderte Giordino.

»Ich würde sagen, die Gesamtlänge beträgt um die dreißig Meter. Knapp unter zehn Meter breit. Ich hätte, was den Antrieb angeht, ein Paar Blitzen-Seastrom-Turbodiesel vorgesehen. Höchstwahrscheinlich BAD 98, die zusammen über zweitausendfünfhundert Pferdestärken leisten. Mit diesen Maschinen kann ein Boot dieser Größenordnung bei ruhiger See mit Leichtigkeit eine Reisegeschwindigkeit von schätzungsweise siebzig Knoten und mehr erreichen, viel mehr sogar, wenn der Doppelrumpf entsprechend schnittig und belastbar ist.«

»Wer besitzt die technischen Möglichkeiten zum Bau eines solchen Bootes?«

Wilbanks lehnte sich zurück und dachte einen Moment lang nach. »Ein Boot von dieser Größe und Gestalt verlangt eine ziemlich radikale Fiberglas-Formgebung. Glastec Boats in San Diego wäre dazu in der Lage, desgleichen die Heinkelmann-Spezialwerft im norddeutschen Kiel.«

»Was ist mit den Japanern?«

»Die spielen in der Jachtindustrie keine große Rolle. In Hongkong gibt es eine Reihe kleiner Werften, aber die bauen in erster

Linie mit Holz. Die meisten Fiberglas-Bootsbauer halten sich an bewährte und erprobte Konzepte.«

»Dann müßte es Ihrer Ansicht nach also entweder Glastec oder Heinkelmann gewesen sein?« sagte Giordino.

»Das sind die beiden, an die ich mich mit meinem Entwurf wenden würde«, versicherte ihm Wilbanks.

»Welcher Schiffsbauingenieur käme dafür in Frage?«

»Da fallen mir auf Anhieb mindestens zwanzig ein, die auf ausgefallene Designs spezialisiert sind.«

Giordino lächelte. »Und ich bin glücklicherweise auf die Nummer einundzwanzig gestoßen.«

»Wo wohnen Sie?«

»Im Seaside Motel.«

»Die NUMA hat in Sachen Spesen nicht gerade die Spendierhosen an, was?«

»Sie sollten mal meinen Boß kennenlernen, Admiral James Sandecker. Er und Shylock waren Busenfreunde.«

Wilbanks lachte. »Wissen Sie was? Schauen Sie morgen gegen zehn in meinem Büro vorbei. Ich glaube, bis dahin habe ich was für Sie.«

»Ich danke für Ihre Hilfe.«

Giordino schüttelte Wilbanks die Hand und unternahm danach einen langen Spaziergang am Meer. Dann ging er zum Motel zurück und las einen Kriminalroman, bis er endlich einschlief.

Um punkt zehn Uhr morgens trat Giordino in Wilbanks' Arbeitsraum. Der Schiffbauingenieur musterte gerade eine Planzeichnung. Grinsend hielt er sie hoch.

»Als Sie gestern nacht weg waren«, sagte er, »habe ich die Skizzen, die Sie mir gegeben haben, überarbeitet und maßstabgetreue Planzeichnungen ausgedruckt. Die hab' ich dann verkleinert und nach San Diego und Deutschland gefaxt. Wegen des Zeitunterschieds lag die Antwort von Heinkelmann vor, noch eh ich heut' morgen im Büro war. Glastec hat vor rund zwanzig Minuten auf meine Anfrage reagiert.«

»Wußten sie über das fragliche Boot Bescheid?« fragte Giordino.

»Was das angeht, gibt's leider schlechte Nachrichten«, sagte Wil-

banks, ohne eine Miene zu verziehen. »Keiner von beiden hat Ihr Boot entworfen oder gebaut.«

»Dann stehen wir also wieder am Anfang.«

»Nicht ganz. Die gute Nachricht lautet, daß einer von Heinkelmanns Ingenieuren Ihr Boot gesehen und näher in Augenschein genommen hat, als es vor etwa neun Monaten in Monaco vor Anker lag. Seinen Informationen nach wurde es von einer französischen Firma gebaut, die neu im Geschäft ist und von der ich nichts wußte. Jusserand Marine in Cherbourg.«

»Dann können wir doch denen Ihre Pläne faxen«, sagte Giordino, der wieder neue Hoffnung faßte.

»Nicht nötig.« Wilbanks winkte ab. »Wir haben das Thema zwar nicht ausdrücklich angesprochen, aber ich konnte mir denken, daß es Ihnen im Grunde gar nicht darum geht, den Hersteller des Bootes ausfindig zu machen. Sie wollen wissen, wer der Eigner ist.«

»Ich wüßte nicht, weshalb ich das leugnen sollte.«

»Der Heinkelmann-Ingenieur, der das Boot in Monaco entdeckt hat, war so freundlich und hat in dem Antwortfax auch den Namen des Eigners erwähnt. Er merkt an, daß er sich erst danach erkundigt hat, nachdem ihm aufgefallen war, daß die Crew nicht dem Bild entsprach, das man sich von der Besatzung einer Luxusjacht macht. Sie wirkten eher wie eine Horde Mafiakiller.«

»Mafiakiller?«

»Er behauptet, sie wären alle bewaffnet gewesen.«

»Und wie heißt der Eigner?«

»Es ist eine Frau, eine reiche Australierin. Ihre Familie hat mit der Förderung von Diamanten ein Vermögen gemacht. Sie heißt Boudicca Dorsett.«

17

Pitt saß gerade im Flugzeug nach Ottawa, als Giordino sich über Satellitentelefon bei ihm meldete und ihm die Neuigkeiten über die geheimnisvolle Jacht mitteilte.

»Und es gibt keinerlei Zweifel?« fragte Pitt.

»Für mich nicht«, erwiderte Giordino. »Das Boot, das sich vom Ort des Geschehens entfernt hat, gehört der Familie Dorsett, das steht so gut wie fest.«

»Allmählich wird's spannend.«

»Vielleicht interessiert es dich ja auch, daß der Admiral die Navy gebeten hat, den mittleren und östlichen Bereich des Pazifischen Ozeans per Satellit abzusuchen. Die Jacht wurde aufgespürt und verfolgt. Sie hat einen kurzen Zwischenstopp in Hawaii eingelegt, ist dann weitergefahren und nimmt Kurs auf dein Ziel.«

»Kunghit Island? Dann kann ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.«

»Du hast ja heute morgen wieder einen Haufen billiger Floskeln drauf.«

»Wie sieht die Jacht aus?«

»Anders als jedes Schiff, das du bislang gesehen hast. Ein abgefahrenes Design, absolut weltraummäßig.«

»Ich werde nach ihr Ausschau halten«, versprach Pitt.

»Ich weiß ja, daß es nichts nützt, dich darum zu bitten«, sagte Giordino, »aber paß trotzdem auf, daß du nicht in die Bredouille gerätst.«

»Ich schick' dir ein Telegramm, wenn ich Geld brauche.« Pitt lachte, als er die Verbindung unterbrach. Doch er war dankbar, daß er einen fürsorglichen Freund vom Schlage eines Albert Cassius Giordino hatte.

Nach der Landung mietete Pitt sich einen Wagen und fuhr über die Brücke, die den Rideau River überspannt, ins Zentrum von Ottawa, der Hauptstadt von Kanada. Die Luft war eisig, kälter als in einem Kühlschrank, und die Landschaft mit den kahlen Bäumen wirkte trostlos und häßlich. Hie und da sah man ein grünes Fichtenwäldchen, doch das waren die einzigen Farbtupfer auf der dichten Schneedecke. Er blickte über das Geländer auf das Gewässer hinunter. Der Fluß, der in den Ottawa River mündet und später in den mächtigen St.-Lorenz-Strom, trug eine Eisdecke. Kanada ist ein wunderschönes Land, dachte Pitt, aber die strengen Winter sollte man noch weiter nach Norden verbannen, und zwar für alle Ewigkeit.

Als er die Brücke über den Ottawa River überquerte und in die kleine Stadt Hüll fuhr, warf er einen Blick auf die Karte und prägte sich die Straßen ein, die zu einer Gruppe von Amtsgebäuden führten. Er wollte zu Environment Canada, einer Dienststelle der Regierung, die der amerikanischen Umweltschutzbehörde in Washington entsprach.

Am Pförtnerhaus erklärte ihm ein Wachmann den Weg und winkte ihn durch. Pitt stellte den Wagen am Besucherparkplatz ab und betrat das Gebäude. Nach einem kurzen Blick auf den Lageplan stieg er in den Aufzug und fuhr hinauf zu den Büros von Environment Canada.

Eine Empfangsdame, die bereits aufs Rentenalter zuging, blickte auf und rang sich ein schmales Lächeln ab. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Mein Name ist Pitt. Ich bin mit Mr. Edward Posey verabredet.«

»Einen Moment.« Sie wählte eine Nummer, kündigte ihn an und nickte dann. »Gehen Sie bitte den Flur entlang bis zur der Tür am anderen Ende.«

Pitt dankte ihr und tat, wie ihm geheißen. Eine hübsche, rothaarige Sekretärin nahm ihn an der Tür in Empfang und geleitete ihn in Poseys Büro.

Ein kleiner Mann mit Brille und Bart erhob sich, beugte sich über den Schreibtisch und drückte Pitt die Hand. »Freut mich, daß Sie sich mal wieder blicken lassen, Dirk. Wann haben wir uns das letztemal gesehen?«

»Vor elf Jahren, im Frühjahr 1989.«

»Genau, bei dieser Raketengeschichte. Wir sind uns bei der Konferenz begegnet, bei der Sie uns von der Entdeckung eines Ölfeldes in der Nähe der Insel Baffin berichteten.«

»Sie müssen mir einen Gefallen tun, Ed.«

Posey deutete mit dem Kopf zu einem Sessel. »Nehmen Sie Platz, nehmen Sie Platz. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich hätte gern eine Genehmigung von Ihnen, damit ich mir die Minen auf Kunghit Island einmal näher ansehen kann.«

»Meinen Sie das Bergwerk der Dorsett Consolidated?«

Pitt nickte. »Genau das. Die NUMA hat Grund zu der An-

nahme, daß die dort angewandten Fördertechniken verheerende Auswirkungen auf die Meeresfauna haben. Und zwar bis hinunter in die Antarktis.«

Posey warf ihm einen nachdenklichen Blick zu. »Hat das irgend etwas mit den toten Passagieren auf diesem australischen Kreuzfahrtschiff zu tun?«

»Ob da ein Zusammenhang besteht, können wir bislang nur vermuten.«

»Aber Sie haben einen Verdacht?«

»Den haben wir.«

»Dann sollten Sie sich an eine andere Dienststelle wenden. Dafür ist Natural Resources Canada zuständig.«

»Da bin ich anderer Meinung. Wenn Ihre Regierung auch nur annähernd so funktioniert wie unsere, muß erst das Parlament darüber abstimmen, ehe man Ermittlungen auf Ländereien genehmigt, die von einem Bergbauunternehmen rechtmäßig gepachtet wurden. Und selbst wenn es dazu käme, ist Arthur Dorsett zu mächtig und einflußreich, als daß er dies zuließe.«

»Scheint so, als hätten Sie sich in eine Sackgasse manövriert«, sagte Posey.

»Es gibt aber einen Ausweg«, sagte Pitt lächelnd. »Vorausgesetzt, Sie spielen mit.«

Posey wirkte unsicher. »Ich kann Sie nicht autorisieren, Dorsetts Diamantenmine auszuspähen. Jedenfalls nicht ohne handfeste Beweise, daß dort gegen gesetzliche Auflagen verstoßen wird und es dadurch zu Umweltschäden kommt.«

»Mag sein, aber Sie könnten meine Dienste in Anspruch nehmen, um die Laichgewohnheiten des Blumenkohlnasenlachses zu erkunden.«

»Die Laichzeit ist fast vorbei. Außerdem habe ich noch nie etwas von einem Blumenkohlnasenlachs gehört.«

»Ich auch nicht.«

»Das Wachpersonal der Mine können Sie nie und nimmer übertölpeln. Dorsett heuert nur die Besten der Besten an. Ehemalige britische Kommandoeinheiten und altgediente amerikanische Einzelkämpfer.«

»Ich muß ja nicht unbedingt über den Zaun klettern und auf das Bergwerksgelände vordringen«, erklärte Pitt. »Das, was ich wissen will, kriege ich auch heraus, wenn ich mit einem Boot und den notwendigen Instrumenten die Buchten von Kunghit abfahre.«

»Mit einem Beobachtungsschiff?«

»Ich dachte eher an ein Kanu, wegen des Lokalkolorits und so.«

»Ein Kanu kommt nicht in Frage. Die Gewässer rund um Kunghit sind tückisch. Hohe Wellen aus dem offenen Pazifik, die mit unglaublicher Wucht an die Felsenküste hämmern.«

»Klingt ja ziemlich gefährlich.«

»Wenn die See Sie nicht holt«, sagte Posey ernst, »werden Dorsetts Schlägertrupps Sie erwischen.«

»Dann benutze ich eben ein größeres Boot und nehme eine Harpune mit«, versetzte Pitt spöttisch.

»Warum begeben Sie sich nicht einfach mit einem Team zuverlässiger kanadischer Umwelttechniker auf das Gelände und informieren uns über jegliche unlauteren Vorgänge?«

Pitt schüttelte den Kopf. »Reine Zeitverschwendung. Dorsetts Betriebsleiter würde lediglich die Mine schließen, bis wir wieder weg sind. Man erfährt mehr, wenn sie nicht auf der Hut sind.«

Posey starrte mehrere Sekunden lang an Pitt vorbei aus dem Fenster. Dann zuckte er die Achseln. »Na schön, ich besorge Ihnen von Environment Canada einen Zeitvertrag zur Erforschung des Seetangs rund um Kunghit. Sie werden dort untersuchen, ob der Riementang Schäden von Chemikalien davonträgt, die im Zuge der Schürfarbeiten ins Meer geleitet werden. Wie klingt das?«

»Vielen Dank«, sagte Pitt. »Wieviel verdiene ich dabei?«

Posey ging auf den Scherz ein. »Tut mir leid, Sie sind im Etat nicht vorgesehen. Aber vielleicht lasse ich mich überreden und spendiere Ihnen an der nächsten Imbißbude einen Hamburger.«

»Einverstanden.«

»Noch etwas. Wollen Sie allein hin?«

»Eine Person wirkt weniger verdächtig als zwei.«

»Nicht in diesem Fall«, sagte Posey grimmig. »Ich rate Ihnen dringend, einen einheimischen Indianer als Führer mitzunehmen. Dadurch wirkt Ihr Auftreten offizieller. Environment Canada ar-

beitet eng mit den Stämmen zusammen, um Umweltschäden zu verhindern und die Waldbestände zu bewahren. Ein Forscher und ein einheimischer Fischer, die im Auftrag der Regierung tätig sind, dürften jegliche Zweifel bei Dorsetts Wachpersonal zerstreuen.«

»Haben Sie jemanden im Sinn?«

»Mason Broadmoor. Ein sehr findiger Bursche. Ich habe ihn schon früher bei einer Reihe von Umweltprojekten eingesetzt.«

»Ein Indianer namens Mason Broadmoor?«

»Er ist vom Stamme der Haida, die auf den Queen Charlotte Islands vor der Küste von British Columbia leben. Die meisten haben schon vor zig Jahren englische Namen angenommen. Sie sind ausgezeichnete Fischer und kennen die Gewässer rund um Kunghit.«

»Ist Broadmoor ebenfalls Fischer?«

»Eigentlich nicht. Aber er ist sehr kreativ.«

»In welcher Hinsicht?«

Posey zögerte einen Moment, rückte einige Papiere auf seinem Schreibtisch zurecht und schaute Pitt dann ziemlich verlegen an.

»Mason Broadmoor«, sagte er schließlich, »schnitzt Totempfähle.«

18

Arthur Dorsett trat wie jeden Morgen pünktlich um sieben Uhr aus dem Privatfahrstuhl zu seinem Penthaus. Er wirkte wie ein Stier, der in die Arena von Sevilla prescht – gewaltig, bedrohlich und unbezwingbar. Ein Hüne von einem Mann, dessen breite Schultern den Türrahmen streiften, als er sich unter dem Sturz hindurchduckte. Er hatte eine Statur wie ein Proficatcher, muskulös und furchteinflößend. Wie Stahlwolle ringelten sich die sandfarbenen Haare auf seinem Kopf. Das Gesicht war derb und hatte denselben bösartigen Ausdruck wie die schwarzen Augen unter den dichten, struppigen Brauen. Er bewegte sich mit einem seltsam schaukelnden Gang, bei dem sich seine Schultern hoben und senkten wie die Tandemausgleichsbalken einer Dampfmaschine.

Seine Haut war ledrig und sonnengegerbt, denn nach wie vor arbeitete er tagelang in den offenen Minen, trieb seine Schürfer zu immer höherer Leistung an und steckte, was die Ausbeute anging, selbst die Fleißigsten noch immer in den Sack. Ein mächtiger Schnurrbart, dessen Spitzen neben den Mundwinkeln nach unten gezwirbelt waren, *zierte* seine Oberlippe, die er stets leicht hochgezogen hatte wie eine Muräne, so daß man die vom jahrelangen Pfeiferauchen gelblich verfärbten Zähne sah. Er wirkte arrogant und verächtlich, erhaben über Gott und die Welt. Arthur Dorsett war ein Herrscher von eigenen Gnaden und folgte einzig seinen Gesetzen.

Dorsett scheute das Rampenlicht, was nicht einfach war bei seinem Reichtum, von dem unter anderem die vierhundert Millionen Dollar teure Firmenzentrale seines Schmuckhauses in Sydney kündete. Ohne jeden Bankkredit hatte er den Bau dieser beiden Hochhausgiganten finanziert, in denen sich die Büros der Makler, Agenten und Verkäufer sowie Werkstätten zum Schleifen, Facettieren und Polieren der Steine befanden. Man wußte, daß er einer der großen Diamantenproduzenten der Welt war, aber niemand ahnte, daß er auch hinter den Kulissen des Buntedelsteinmarktes eine gewichtige Rolle spielte.

Er schritt durch das Vorzimmer, ohne die vier Sekretärinnen auch nur zur Kenntnis zu nehmen, und betrat ein Büro, das mitten in dem Gebäude lag – ein fensterloser Raum ohne jeden Ausblick auf das großartige Panorama der modernen Stadt, die sich vom Hafen aus nach allen Seiten ausbreitete. Es gab zu viele Männer da draußen, die er geschäftlich über den Tisch gezogen hatte und die ihn nur zu gern von einem Scharfschützen hätten erledigen lassen. Hinter der Stahltür lag ein schlichter, geradezu spartanisch eingerichteter Raum mit zwei Meter dicken Wänden. Er wirkte wie ein riesiger Tresorraum. Von hier aus leitete Dorsett die diversen Bergbauunternehmen der Familie, hier bewahrte er die größten und kostbarsten Steine auf, die aus seinen Minen gefördert und in seinen Werkstätten verarbeitet und facettiert worden waren. Hunderte unglaublich schöner Steine lagen auf schwarzen Samt gebettet in gläsernen Schaukästen. Allein die in diesem Raum ausgestellten

Diamanten waren schätzungsweise eineinviertel Milliarden Dollar wert.

Dorsett brauchte weder eine Schublehre noch eine Waage, um Größe und Gewicht eines Diamanten zu bestimmen, und Trübungen und Einschlüsse konnte er auch ohne Lupe erkennen. Es gab niemanden in seinem Gewerbe, der einen geübteren Blick hatte als er. Unter all den unglaublichen Diamanten, die hier zu seinem Privatvergnügen zur Schau gestellt wurden, hatte es ihm vor allem einer angetan, der größte, prächtigste und vermutlich kostbarste Edelstein der Welt.

Es war ein Diamant von höchstem Reinheitsgrad, absolut makellos, schimmernd und durchscheinend, mit starker Brechung und einem ungeheuren Feuer, das unter dem Deckenstrahler zu voller Geltung kam, so daß das Auge schier geblendet wurde von der funkelnden Pracht dieses rosaviolett gefärbten Steins. Im Jahre 1908 war er von einem chinesischen Schürfer auf Gladiator Island entdeckt worden; er war der größte Stein, den man je auf einer Insel gefunden hatte – ein Rohdiamant von elfhundertdreißig Karat, der nach dem Verarbeiten immer noch sechshundertzwanzig Karat wog. Der Stein hatte einen sogenannten doppelten Rosenschliff mit achtundneunzig Facetten, die seine ganze Brillanz zur Geltung brachten. Wenn es einen Diamanten gab, der die Phantasie beflügelte, der einen von Liebeslust und Abenteuern träumen ließ, dann war es die Dorsett-Rose, wie Arthur ihn in aller Bescheidenheit genannt hatte. Er war unschätzbar wertvoll. Wenige wußten um seine Existenz. Aber Arthur war klar, daß es rund fünfzig Männer auf der Welt gab, die ihn liebend gern ermordet hätten, wenn sie dadurch in den Besitz dieses Steins gelangen könnten.

Widerwillig wandte er sich ab und setzte sich an seinen Schreibtisch, ein monströses Möbelstück aus poliertem Lavagestein mit Mahagonischubladen. Er drückte auf einen Knopf und ließ seine Chefsekretärin wissen, daß er im Büro war.

Sie meldete sich augenblicklich über die Gegensprechanlage. »Ihre Töchter warten schon seit fast einer Stunde.«

Ungerührt und in einem Ton, der so hart war wie die Diamanten im Raum, erwiderte er: »Schicken Sie die süßen Schnuckelchen

rein.« Dann lehnte er sich zurück, bereit, den Aufmarsch seiner Töchter zu genießen, die sich in Körperbau und Charakter so voneinander unterschieden, daß es ihn stets aufs neue entzückte.

Boudicca, eine Riesin von klassischem Ebenmaß, schritt mit der Sicherheit einer Tigerin, die in ein ungeschütztes Dorf eindringt, durch die Tür. Sie trug eine Strickjacke mit Rippenmuster, einen dazu passenden ärmellosen Überwurf und eine dunkelbraun-gelblich gestreifte Hose, die in kalbsledernen Reitstiefeln steckte. Sie überragte ihre Schwester und, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auch alle Männer um Haupteslänge. Ihre amazonenhafte Schönheit beeindruckte jeden, der sie zu Gesicht bekam. Sie war kaum kleiner als ihr Vater, hatte die gleichen schwarzen Augen, doch ihre waren eher unheilverkündend und verhangen als stechend. Sie hatte kein Make-up aufgelegt, und die üppigen rotblonden Haare fielen ihr offen und ungebändigt bis auf die Hüfte. Sie neigte nicht zu Fettansatz, doch ihr Körper war wohlproportioniert. Ihre Miene war teils abschätzig, teils boshaft. Sie beherrschte ihre gesamte Umgebung, mit Ausnahme ihres Vaters natürlich.

Dorsett betrachtete Boudicca als seinen verlorenen Sohn. Im Laufe der Jahre hatte er sich widerwillig mit ihrem geheimen Leben abgefunden, denn für ihn war nur eins ausschlaggebend: Boudicca besaß den gleichen starren und unbeugsamen Willen wie er.

Deirdre schien förmlich ins Zimmer zu schweben. Sie wirkte selbstsicher und gelassen, trug ein schlichtes, aber elegantes weinrotes Wollkostüm mit zweireihiger Jacke. Eine Schönheit war sie unbestritten, und zudem ausgesprochen von sich überzeugt. Sie wußte genau, wozu sie fähig war. Nichts an ihr war aufgesetzt. Wenn man von den zarten Zügen und dem geschmeidigen Körper einmal absah, zeichnete sie sich durch Eigenschaften aus, die man sonst eher Männern zuschrieb. Sie und Boudicca ließen sich pflichtschuldig auf zwei der insgesamt drei Sessel nieder, die vor Dorsetts Schreibtisch standen.

Maeve, die ihren Schwestern folgte, bewegte sich anmutig wie Schilfrohr im Abendwind. Sie trug einen gerippten weißen Rollkragenpulli, darüber ein blaukariertes Wollhemd mit Reißverschluß auf der Vorderseite und einen dazu passenden Rock. Die

langen blonden Haare schimmerten sanft und seidig, ihr Teint war leicht gerötet, und die blauen Augen blitzten vor Zorn. Mit hochgerecktem Kinn ging sie an ihren Schwestern vorbei, den Blick fest auf ihren Vater gerichtet.

»Ich will meine Jungs wiederhaben!« blaffte sie. Es war keine Bitte, sondern eine Forderung.

»Setz dich, Mädchen«, befahl ihr Vater, griff zu einer Bruyerepfeife und richtete sie auf sie wie eine Pistole.

»Nein!« rief sie. »Du hast meine Söhne entführt, und ich will sie wiederhaben, sonst, ich schwor's bei Gott, übergebe ich dich und diese beiden hinterhältigen Luder der Polizei. Aber vorher stell' ich euch alle vor der Presse bloß.«

Er schaute sie ungerührt an und schätzte seelenruhig das Ausmaß ihres Trotzes ab. Dann meldete er sich über die Gegensprechanlage bei seiner Sekretärin. »Würden Sie mich bitte mit Jack Ferguson verbinden?« Er lächelte Maeve an. »Du erinnerst dich doch noch an Jack, nicht?«

»Dieser sadistische Affe, den du als Betriebsleiter bezeichnest. Was ist mit ihm?«

»Ich dachte, es interessiert dich vielleicht. Er ist der Babysitter der Zwillinge.«

Die Wut war wie weggeblasen. Statt dessen stand Maeve der Schreck ins Gesicht geschrieben. »Nicht Ferguson.«

»Ein bißchen Zucht und Ordnung hat kleinen Jungs noch nie geschadet.«

Sie wollte etwas sagen, doch in diesem Augenblick summte die Gegensprechanlage, und Dorsett hob die Hand und gebot ihr zu schweigen. Er sprach in das Lautsprechertelefon auf seinem Schreibtisch. »Jack, sind Sie das?«

Im Hintergrund hörte man schweres Gerät, als Ferguson über sein Mobiltelefon antwortete. »Ich bin's.«

»Sind die Jungs m der Nähe?«

»Ja, Sir. Ich lass' sie gerade Abraum aufladen, der von den Karren gefallen ist.«

»Ich möchte, daß Sie einen kleinen Unfall...«

»Nein!« schrie Maeve. »Mein Gott, sie sind gerade mal sechs

Jahre alt. Du kannst doch nicht deine eigenen Enkel ermorden!« Entsetzt stellte sie fest, daß Deirdre keine Miene verzog, während Boudiccas Blick kalt wie ein Grabmal aus Granit wirkte.

»Ich betrachte diese Bastarde nicht als meine Enkel!« brüllte Dorsett zurück.

Maeve wurde von einer schier unerträglichen Angst erfaßt. Diese Auseinandersetzung konnte sie nicht gewinnen. Ihre Söhne waren in Lebensgefahr, und sie erkannte nur zu deutlich, daß sie sie nur retten konnte, wenn sie sich dem Willen ihres Vaters unterwarf. Allzu schmerzlich war sie sich ihrer Hilflosigkeit bewußt. Sie mußte irgendwie Zeit gewinnen, sich etwas auszudenken, wie sie ihre Jungs retten konnte. Nur darauf kam es an. Wenn sie doch nur dem Mann von der NUMA hätte klarmachen können, in welcher Notlage sie steckte. Ihm wäre vielleicht ein Ausweg eingefallen. Aber er war Tausende von Kilometern weg.

Geschlagen, aber nach wie vor trotzig ließ sie sich auf den freien Sessel sinken. »Was willst du von mir?«

Ihr Vater wurde gelöster. Er drückte auf eine Taste am Telefon und beendete das Gespräch. Die Falten um seine Augenwinkel vertieften sich. »Ich hätte dich verprügeln sollen, als du noch klein warst.«

»Das hast du, mein lieber Papa«, sagte sie. »Oft sogar.«

»Genug jetzt«, knurrte er. »Ich möchte, daß du in die Vereinigten Staaten fliegst und bei der National Underwater and Marine Agency arbeitest. Behalte sie genau im Auge. Stell fest, zu welchen Methoden sie greifen, um die Ursache dieser rätselhaften Todesfälle herauszufinden. Wenn sie der Lösung nahe kommen, mußt du sie unter allen Umständen aufhalten. Notfalls durch Sabotage oder Mord. Wenn du versagst, werden die kleinen Bälger, die du in der Gosse ausgetragen hast, mit Sicherheit sterben. Machst du deine Sache gut, werden sie ein Leben in Reichtum führen.«

»Du bist ja verrückt«, stieß sie fassungslos aus. »Du würdest dein eigen Fleisch und Blut ermorden, als wäre das gar nichts -«

»Oh, da irrst du dich aber gewaltig, liebes Schwesterherz«, wurde sie von Boudicca unterbrochen. »Zwanzig Milliarden Dollar sind weit mehr als gar nichts.«

»Was für einen Wahnwitz habt ihr da ausgebrütet?« fragte Maeve.

»Wenn du nicht davongelaufen wärst, wüßtest du es«, sagte Deirdre giftig.

»Papa gedenkt den Diamantenmarkt weltweit zusammenbrechen zu lassen«, erklärte Boudicca so ungerührt, als beschriebe sie ein neues Paar Schuhe.

Maeve starrte sie an. »Das ist doch unmöglich. Nie und nimmer würden De Beers und das übrige Kartell einen drastischen Preisverfall bei Diamanten dulden.«

Dorsett warf sich hinter seinen Schreibtisch in die Brust. »Sosehr sie auch mit ihren üblichen Methoden das Gesetz von Angebot und Nachfrage zu manipulieren versuchen – in dreißig Tagen wird es zum Zusammenbruch kommen. Dann nämlich werden Steine den Markt überschwemmen, und das zu einem Preis, den sich jedes Kind leisten kann.«

»Nicht mal du kannst die Gesetze des Marktes bestimmen.«

»Du irrst dich gewaltig, liebe Tochter«, sagte Dorsett selbstgefällig. »Die überzogenen Diamantenpreise stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit der geringen Fördermenge. De Beers hat sich die Legende von den angeblich so seltenen Diamantenvorkommen zunutze gemacht, neue Minen in Kanada, Australien und Afrika dazugekauft, die geförderten Steine zurückgehalten und so den Preis in die Höhe geschraubt. Als beispielsweise die Russen ihre Minen in Sibirien erschlossen und ein vierstöckiges Lagerhaus mit Tausenden von Tonnen von Steinen gefüllt haben, konnte De Beers nicht zulassen, daß sie damit den Markt überschwemmten. Folglich wurde man sich handelseinig. De Beers gewährt der neuen russischen Regierung Kredite in Milliardenhöhe, die in Diamanten zurückbezahlt werden. Damit hat er im Interesse der Produzenten und Händler die hohen Preise gewahrt. Das Kartell hat viele Minen aufgekauft und dann stillgelegt, um die Fördermenge künstlich niedrig zu halten. So zum Beispiel die Lagerstätten im amerikanischen Bundesstaat Arizona. Wenn die ausgebeutet würden, könnten sie einer der ergiebigsten Fundorte der Welt werden. Statt dessen hat De Beers die Ländereien erstanden und sie der Natio-

nalparkverwaltung übereignet, die Touristen gegen ein geringes Entgeld die Erlaubnis erteilt, ein bißchen an der Oberfläche herumzuschürfen.«

»Und genauso ist man mit anderen Fördergesellschaften umgesprungen, ob nun in Tansania oder in Brasilien«, sagte Deirdre. »Du warst ein guter Lehrer, Papa. Wir wissen bestens Bescheid über die heimlichen Manipulationen des Diamantenkartells.«

»Ich nicht«, fauchte Maeve ihren Vater an. »Mich hat der Diamantenhandel noch nie interessiert.«

»Wie schade, daß du bei Papas Lektionen nie zugehört hast«, sagte Boudicca. »Wäre in deinem eigenen Interesse gewesen, wenn du besser aufgepaßt hättest.«

»Und was hat das alles mit dem Zusammenbruch des Marktes zu tun?« fragte Maeve. »Ein Preisverfall würde doch auch Dorsett Consolidated Mining ruinieren. Welchen Vorteil hättest du denn durch so eine Katastrophe?«

»Es ist besser, wenn du das erst hinterher erfährst«, sagte Dorsett und biß mit den verfärbten Zähnen auf das Mundstück der kalten Pfeife. »Im Gegensatz zu Boudicca und Deirdre kann ich mich bei dir nicht darauf verlassen, daß du Stillschweigen bewahrst.«

»Dreißig Tage. Ist das dein Zeitplan?«

Dorsett lehnte sich zurück, verschränkte die mächtigen Arme und nickte. »In den letzten zehn Jahren habe ich meine Schürfer in drei Schichten rund um die Uhr arbeiten lassen. Noch einen Monat, dann habe ich Steine im Wert von über zwei Milliarden Dollar auf Lager. Da die wirtschaftliche Entwicklung derzeit weltweit ins Stocken geraten ist, hat der Diamantenabsatz zeitweise stagniert. Nicht einmal die immensen Summen, die das Kartell in die Werbung gesteckt hat, konnten die Verkaufszahlen steigern. Wenn mich mein Instinkt nicht trügt, wird der Markt in dreißig Tagen am Tiefpunkt angelangt sein, ehe er sich wieder erholt. Genau in diesem Moment gedenke ich zuzuschlagen.«

»Was treibst du in deinen Minen? Was verursacht dieses Massensterben da draußen im Meer?« wollte Maeve wissen.

»Vor etwa einem Jahr haben meine Ingenieure eine revolutionäre Fördermethode zum Abbau von Blauerde erfunden. Offenbar er-

zeugen die Felssockel der Inseln, auf denen wir schürfen, eine Art Resonanz, die sich im umliegenden Wasser ausbreitet. In seltenen Fällen kann es zu einer Konvergenz mit Schallwellen kommen, die in unseren anderen Bergwerken in Sibirien, Chile und Kanada erzeugt werden. Dadurch können diese Wellen so stark werden, daß sie Mensch und Tier töten. So bedauerlich das auch sein mag, durch solch unvorhersehbare Begleiterscheinungen darf mein Zeitplan nicht in Gefahr geraten.«

»Begreifst du denn nicht, was du anrichtest?« rief Maeve. »Ist dir völlig gleichgültig, wie viele Meerestiere und Menschen du mit deiner Gier tötest? Wie viele müssen denn noch sterben, ehe du in deinem Wahn zufrieden bist?«

»Erst wenn ich den Diamantenmarkt vernichtet habe, werde ich aufhören«, gab Dorsett eiskalt zurück. Er wandte sich an Boudicca. »Wo ist die Jacht?«

»Ich habe sie nach Kunghit Island weitergeschickt, als ich in Honolulu an Land gegangen und heimgeflogen bin. Mein dortiger Sicherheitschef hat mir mitgeteilt, daß die kanadische Polizei Verdacht geschöpft hat. Sie überfliegen die Insel, fotografieren und fragen die Leute in den umliegenden Ortschaften aus. Ich möchte wieder auf die Jacht, wenn es dir recht ist. Außerdem sagen unsere Geophysiker, daß es demnächst zu einer weiteren Konvergenz kommen wird, etwa fünfhundert Kilometer westlich von Seattle. Ich wäre ganz gern in der Nähe, um mögliches Treibgut zu beseitigen und die Untersuchungen der Küstenwache zu hintertreiben.«

»Nimm den Firmenjet und komm so bald wie möglich zurück.«

»Du weißt, wo es die nächsten Todesfälle geben wird?« fragte Maeve bestürzt. »Dann mußt du sämtliche Schiffe warnen, damit sie sich von dem Gebiet fernhalten.«

»Keine gute Idee‹‹, erwiderte Boudicca. »Dann wüßte ja alle Welt um unser Geheimnis. Außerdem können Papas Wissenschaftler nur in groben Zügen schätzen, wo die Schallwellen das nächstemal zuschlagen.«

Maeve starrte ihre Schwester an, die Lippen zu einem schmalen Strich zusammengepreßt. »Ihr habt es ziemlich genau gewußt, als

ihr Deirdre auf die *Polar Queen* geschickt habt, um mir das Leben zu retten.«

Boudicca lachte. »Glaubst du das wirklich?«

»Das hat sie mir gesagt.«

»Ich habe gelogen, damit du den Leuten von der NUMA nichts erzählst«, sagte Deirdre. »Tut mir leid, Schwesterherz, aber Papas Ingenieure haben sich zeitlich etwas verschätzt. Die Schallwellen sollten das Schiff drei Stunden früher treffen.«

»Drei Stunden früher...«, murmelte Maeve, als ihr die schreckliche Wahrheit allmählich dämmerte. »Dann wäre ich noch auf dem Schiff gewesen.«

»Und du wärst ebenso gestorben wie die anderen«, sagte Deirdre, als wäre sie leicht enttäuscht.

»Ihr wolltet, daß ich umkomme«, stieß Maeve aus, und ihr Gesicht verzog sich vor Abscheu und Entsetzen.

Ihr Vater schaute sie an, als betrachtete er einen Stein, den er soeben in seiner Mine aufgelesen hatte. »Du hast dich von mir und deinen Schwestern abgewandt. Damit warst du für uns gestorben. Und das gilt noch immer.«

19

Ein erdbeerrotes Wasserflugzeug, auf dessen Rumpf in weißen Blockbuchstaben *Chinook Cargo Carriers* stand, schaukelte sanft in der Dünung neben einem Treibstoffanleger unweit des Flughafens von Shearwater im kanadischen Bundesstaat British Columbia. Ein kleiner, braunhaariger Mann mit ernstem Gesicht, der eine altmodische lederne Fliegerkombination trug, hielt den Zapfhahn in den Kraftstoffstutzen an einem der Flügeltanks. Er blickte nach unten und musterte den Mann mit dem Rucksack und dem großen, schwarzen Koffer, der lässig den Pier entlangkam. Er trug Jeans, eine Daunenweste und hatte einen Cowboyhut auf dem Kopf. Als der Fremde neben dem Flugzeug stehenblieb und nach oben blickte, deutete der Pilot mit dem Kinn auf den breitkrempigen Hut.

»Ein Stetson?«

»Nein, eine Sonderanfertigung von Manny Gammage in Austin, Texas.«

Der Fremde betrachtete das Wasserflugzeug. Dem Aussehen nach zu schließen, mußte es vor 1970 gebaut worden sein. »Eine de Havilland, nicht wahr?«

Der Pilot nickte. »Eine de Havilland Beaver, eine der besten Buschmaschinen, die je konstruiert wurden.«

»Alt, aber oho.«

»1967 in Kanada gebaut. Kann mit über viertausend Kilo Nutzlast nach hundert Metern aus dem Wasser starten. Gilt als Arbeitspferd des Nordens und wird nach wie vor hoch geschätzt. Über hundert davon sind noch im Einsatz.«

»Große Sternmotoren sieht man nicht mehr oft.«

»Sind Sie ein Freund von Ed Posey?« fragte der Pilot.

»Bin ich«, antwortete Pitt, ohne sich vorzustellen.

»Bißchen windig heute.«

»Etwa zehn Knoten, würde ich schätzen.«

»Sind Sie Flieger?«

»Ich hatte ein paar Flugstunden.«

»Malcolm Stokes.«

»Dirk Pitt.«

»Meines Wissens wollen Sie nach Black Water Inlet fliegen.«

Pitt nickte. »Ed Posey sagte mir, daß ich dort einen Totemschnitzer namens Mason Broadmoor antreffen könnte.«

»Ich kenne Mason. Sein Dorf liegt an der untersten Spitze von Moresby Island, direkt gegenüber von Kunghit am Houston-Stewart-Kanal.«

»Wie lange dauert der Flug?«

»Anderthalb Stunden über die Hecatestraße. Bis zum Mittagessen sollten wir dasein.«

»Klingt gut«, sagte Pitt.

Stokes deutete auf den schwarzen Koffer. »Was is ‘n da drin, eine Posaune?«

»Ein Hydrophon. Ein Gerät zum Messen von Unterwassergeräuschen.«

Ohne ein weiteres Wort schraubte Stokes den Kraftstofftank zu und hängte den Hahn an die Zapfsäule, während Pitt sein Gepäck an Bord schaffte. Nachdem er die Vertäuleinen gelöst und die Maschine mit einem Fuß vom Anleger weggestoßen hatte, begab Stokes sich ins Cockpit.

»Macht's Ihnen was aus, vorne mitzufliegen?« fragte er.

Pitt mußte innerlich grinsen. Er sah keinerlei Sitzgelegenheit im Frachtraum. »Nichts dagegen einzuwenden.«

Pitt nahm auf dem Kopilotensitz Platz und schnallte sich an, während Stokes den großen Sternmotor anwarf, ihn warmlaufen ließ und die Instrumente überprüfte. Der Ebbstrom hatte die Maschine bereits drei Meter vom Anleger weggetrieben. Nachdem Stokes den Wasserweg nach Booten oder anderen Maschinen abgesucht hatte, schob er den Gashebel nach vorn, zog die Beaver hoch, legte sie über Campbell Island in die Kurve und ging auf Westkurs. Während des Steigflugs dachte Pitt über den Bericht nach, den Hiram Yeager ihm vor der Abreise aus Washington gegeben hatte.

Die Queen Charlotte Islands bestehen aus etwa hundertfünfzig Eilanden, die sich über hundertsechzig Kilometer hinweg parallel zur kanadischen Küste gen Osten erstrecken. Ihre Gesamtfläche beträgt knapp tausend Quadratkilometer. Die fünftausendachthundertneunzig Bewohner sind hauptsächlich Haida-Indianer, die im achtzehnten Jahrhundert auf die Inseln vordrangen. Die Haida nutzten das Holz der Riesen-Lebensbäume, die hier dichte Wälder bilden, zum Bau ihrer mächtigen Einbaumkanus und der von massiven Torpfosten getragenen Blockhäuser, in denen mehrere Familien zusammenlebten. Außerdem schnitzten sie daraus prächtige Totempfähle sowie Masken, Gefäße und Geschirr.

Die Menschen leben vom Fischfang und von der Forstwirtschaft, aber auch von der Kupfer-, Kohle- und Eisenerzgewinnung. Im Jahr 1997 entdeckten Prospektoren in Diensten der Dorsett Consolidated Mining Ltd. Kimberlitvorkommen auf Kunghit, der südlichsten Insel der Queen Charlotte Islands. Bei einer Testbohrung fand man in einer zweiundfünfzig Kilogramm schweren Bodenprobe insgesamt achtundneunzig Diamanten. Obwohl Kunghit zum South-Moresby-Nationalpark gehörte, gewährte die Regie-

rung der Dorsett Consolidated die Schürfrechte und verpachtete ihr die Insel. Daraufhin begann man in großem Maßstab mit der Förderung und sperrte die Insel für Besucher und Touristen. Einer Schätzung der New Yorker Maklerfirma C. Dirgo & Co. zufolge konnte die Mine Diamanten im Wert von bis zu zwei Milliarden Dollar abwerfen.

Stokes unterbrach Pitt in seinen Gedanken. »Eine Frage, nachdem wir jetzt vor neugierigen Blicken geschützt sind. Woher weiß ich, daß Sie tatsächlich Dirk Pitt von der NUMA sind?«

»Sind Sie zu der Frage befugt?«

Stokes zog ein Lederetui aus seiner Brusttasche und klappte es auf. »Royal Canadian Mounted Police, Abteilung Kriminalpolizei.«

»Dann spreche ich also mit *Inspector* Stokes?«

»Ja, ganz recht, Sir.«

»Was wollen Sie denn sehen? Kreditkarten, Führerschein, NUMA-Dienstausweis, Blutspenderpaß?«

»Sie brauchen mir nur eine Frage zu beantworten«, sagte Stokes. »Es geht um ein Schiffswrack.«

»Schießen Sie los.«

»Was wissen Sie über die *Empress of Ireland?«*

Pitt machte es sich auf seinem Sitz bequem und grinste. »Das war ein Transatlantikdampfer der Canadian & Pacific, der 1914 zwei Meilen vor der Stadt Rimouski nach einer Kollision mit einem Kohleschiff sank. Über tausend Menschen kamen ums Leben, darunter viele Mitglieder einer Abordnung der Heilsarmee, die zu einem Konvent nach London wollten. Das Schiff liegt in etwa fünfzig Metern Tiefe. Im Mai 1989 wurde es von der NUMA untersucht.«

»Sehr gut. Demnach müssen Sie der Richtige sein.«

»Was machen die Mounties hier?« fragte Pitt. »Posey hat nichts von einer polizeilichen Ermittlung erwähnt.«

»Ed hat damit nichts zu tun. Ihr Antrag, sich auf Kunghit umsehen zu dürfen, landete rein routinemäßig auf meinem Schreibtisch. Ich gehöre einem fünfköpfigen Team an, das die Dorsettsche Diamantenmine schon seit neun Monaten observiert.«

»Gibt's dafür einen besonderen Grund?«

»Illegale Einwanderung. Wir haben den Verdacht, daß Dorsett Chinesen auf die Insel schmuggelt und als Schürfer einsetzt.«

»Wozu Chinesen? Warum beschäftigt er keine Einheimischen?«

»Wir glauben, daß Dorsett die Leute über Verbrechersyndikate kauft und sie als Arbeitssklaven einsetzt. Bedenken Sie doch mal, was er dadurch an Steuern, Beiträgen zur Kranken- und Rentenversicherung und an Gewerkschaftsabgaben spart.«

»Sie sind für die Einhaltung der kanadischen Gesetze zuständig. Warum gehen Sie nicht einfach hin und prüfen nach, ob die Arbeiter ordentliche Papiere haben?«

»Dorsett hat sich einen Haufen hoher Beamter und Abgeordneter gekauft, die seinen Betrieb in Schutz nehmen. Jedesmal, wenn wir auf dem Firmengelände ermitteln wollen, stellt sich uns eine Schar teurer Anwälte in den Weg und hält uns mit allerhand juristischen Spitzfindigkeiten hin. Ohne einen eindeutigen Beweis hat die Kriminalpolizei keine Handhabe.«

»Warum habe ich bloß das dumme Gefühl, daß man mich benutzen will?« murmelte Pitt.

»Ihr Besuch kam höchst gelegen. Für uns Mounties jedenfalls.«

»Lassen Sie mich raten. Sie erwarten, daß ich irgendwo hingehe, wo sich die Mounties nicht hintrauen.«

»Nun ja, Sie sind Amerikaner. Wenn Sie beim unbefugten Betreten des Firmengeländes erwischt werden, kann man Sie schlimmstenfalls ausweisen. Bei uns könnte das auf einen politischen Skandal hinauslaufen. Meine Männer und ich müssen selbstverständlich auch an unsere Pensionen denken.«

»Selbstverständlich«, sagte Pitt spöttisch.

»Falls Sie sich die Sache noch einmal überlegen wollen und lieber zum Flughafen von Shearwater zurückgebracht werden möchten, stehe ich Ihnen jederzeit zu Diensten.«

»Sosehr es mich auch reizen würde, woanders hinzufahren, zum Angeln an einen lachsreichen Fluß zum Beispiel – aber da draußen sterben Menschen. Ich bin hier, weil ich herausfinden will, ob und inwieweit die von Dorsett Consolidated angewandten Fördermethoden schuld daran sind.«

»Man hat mir von dem Schiff berichtet, das angeblich von einem unbekannten akustischen Phänomen heimgesucht wurde«, sagte Stokes. »Offenbar ermitteln wir beide in die gleiche Richtung, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.«

»Wir müssen Dorsett das Handwerk legen, bevor noch mehr unschuldige Menschen sterben.«

»Darf ich fragen, wie Sie vorgehen wollen?«

»Ganz einfach«, antwortete Pitt. »Ich habe vor, Mason Broadmoor als Führer anzuheuern, mit seiner Hilfe auf die Insel zu gelangen und mich in die Mine einzuschleichen. Vorausgesetzt, er ist dazu bereit.«

»Wie ich Mason kenne, wird er die Gelegenheit beim Schöpf ergreifen. Sein Bruder hat vor etwa einem Jahr in der Nähe der Insel Fische gefangen. Ein Patrouillenboot von Dorsett Consolidated tauchte auf und befahl ihm abzudrehen. Da die Familie schon seit Generationen in diesen Gewässern fischt, weigerte er sich. Daraufhin schlug man ihn ziemlich bös zusammen und verbrannte sein Boot. Als wir die Ermittlungen aufnahmen, behaupteten Dorsetts Männer, Broadmoors Boot sei explodiert und sie hätten ihn gerettet.«

»Zwanzig Zeugenaussagen gegen eine.«

»Es waren zwar nur acht, aber Sie haben's kapiert.«

»Jetzt sind Sie an der Reihe«, sagte Pitt aufgeräumt. »Wie soll ich Ihnen helfen?«

Stokes deutete durch das Fenster auf seiner Seite auf eine dichtbewaldete Insel mit einer großen, häßlichen Schneise aus blankem Erdreich. »Die Insel Kunghit. Man hat eine kleine Landebahn angelegt, damit man Arbeiter und Nachschub einfliegen kann. Ich tu" so, als hätten wir einen Motorschaden, und gehe runter. Während ich unter der Motorhaube herumbastle, unterhalten Sie die Wachposten mit Ihren tollkühnen Abenteuern unter Wasser.«

Pitt warf Stokes einen zweifelnden Blick zu. »Und was versprechen Sie sich davon? Ich meine, abgesehen davon, daß wir Dorsetts Sicherheitsdienst gegen uns aufbringen.«

»Es gibt gewisse Gründe, weshalb ich hier landen will. Erstens, damit ich mit den in den Schwimmern eingebauten Kameras bei der

Landung und beim Start ein paar gute Nahaufnahmen machen kann.«

»Irgendwie habe ich den Eindruck, daß man hier keine ungebetenen Gäste mag. Was ist, wenn man uns einfach an die nächste Wand stellt und erschießt?«

»Zweitens«, fuhr Stokes fort, ohne auf Pitts Einwand einzugehen. »Meine Vorgesetzten warten geradezu auf einen derartigen Zwischenfall. Denn dann können sie hier anrücken und der Mistbande den Laden dichtmachen.«

»Natürlich.«

»Drittens haben wir einen Agenten im verdeckten Einsatz, der in der Mine arbeitet. Vielleicht kann er uns etwas mitteilen, solange wir dort rumstehen.«

»Einen Haufen teuflischer Tricks haben Sie da ausgeheckt, nicht wahr?«

»Mal ernsthaft: Falls es zum Schlimmsten kommen sollte, gebe ich mich Dorsetts Leuten gegenüber als Mountie zu erkennen, ehe sie uns ‘ne Augenbinde und die letzte Zigarette anbieten. So dumm sind die nicht. Die werden es nicht riskieren wollen, daß scharenweise Ordnungshüter bei ihnen einfallen und nach dem Verbleib eines Kollegen fahnden.«

»Sie haben also Ihr Team und Ihre Vorgesetzten davon *verständigt,* daß wir hier landen?«

Stokes wirkte eingeschnappt. »Falls wir nicht wieder auftauchen sollten, wird noch in den heutigen Abendzeitungen darüber berichtet werden. Keine Sorge. Dorsetts Betriebsleiter können keine schlechte Presse gebrauchen.«

»Und wann genau soll dieser wundersame Mountie-Schlachtplan in die Tat umgesetzt werden?«

Stokes deutete ein weiteres Mal auf die Insel hinunter. »Ich werde in etwa fünf Minuten zur Landung ansetzen.«

Pitt konnte sich lediglich zurücklehnen und den Ausblick genießen. Unter sich sah er den breiten Vulkankegel mit dem Schlot in der Mitte, den sogenannten *Blue Ground,* die diamantenreiche Blauerde. Eine gewaltige Stahlkonstruktion mit zahllosen Drahtseilen, an denen das abgebaute Kimberlit nach oben befördert

wurde, überspannte die Grube. Sobald die Förderkörbe oben angelangt waren, wurden sie an einer Art Seilbahn zu den Gebäuden weitergeleitet, wo man die Diamanten aus dem Abraum schürfte, der anschließend weggebracht und zu einer hohen Halde rund um das Bergwerk aufgetürmt wurde. Der dadurch entstandene künstliche Wall sollte offenbar jedes unbefugte Verlassen und Betreten des Bergwerkgeländes verhindern, so wurde Pitt klar, nachdem er festgestellt hatte, daß es nur einen Weg nach draußen gab: eine Straße, die durch einen Tunnel zu einem Kai an einer kleinen Bucht führte. Rose Harbour hieß die Bucht, wie er aufgrund seines Kartenstudiums wußte. Er sah, wie gerade ein Schlepper mit einem leeren Kahn ablegte und Kurs auf das Festland nahm.

Zwischen den Abraumhalden und der Grube stand eine Reihe von Fertigbauten, in denen sich offenbar die Büros und die Unterkünfte der Bergarbeiter befanden. Das gesamte Betriebsgelände, das gut und gerne zwei Kilometer Durchmesser hatte, verfügte außerdem über eine schmale Landebahn samt Hangar. Aus der Luft wirkte die Mine wie eine riesige, offene Wunde in der Landschaft.

»Ist ja ein mächtiger Schmiß«, sagte Pitt.

»Dieser Schmiß, wie Sie es nennen, ist der Ursprung von allerhand Träumen.«

Stokes verstellte den Gemischregler und zog den Gashebel so weit zurück, bis der große vierhundertfünfzig PS starke Pratt & Whitney Motor vom Typ R-98 5 Wasp aussetzte und Fehlzündungen hatte. Im nächsten Moment wurden sie über Funk angerufen und zum Abdrehen aufgefordert, doch Stokes kümmerte sich nicht darum. »Habe offenbar einen Motorschaden und muß auf Ihrer Piste notlanden. Tut mir leid, daß ich Sie behellige, aber mir bleibt nichts anderes übrig.«

»Ist es Ihnen nicht furchtbar peinlich, so unangekündigt hereinzuplatzen?« fragte Pitt.

Stokes antwortete nicht. Er hatte alle Hände voll zu tun, um die Maschine mit dem stotternden Motor, der kaum noch Leistung brachte, zu landen. Er fuhr das kleine, in die Schwimmer eingezogene Notfahrwerk aus und schwebte auf die Piste ein. Ein seitlicher Windstoß erfaßte die Maschine, und Stokes hielt zu heftig dagegen.

Pitt zuckte leicht zusammen, als ihm klar wurde, daß Stokes die Maschine keineswegs im Griff hatte. Der Mountie mochte zwar einigermaßen fliegen können, aber mehr auch nicht. Die Landung war ruppig, und fast hätte er die Kiste auf den Kopf gestellt.

Noch ehe das Flugzeug vor dem Hangar ausrollte, war es von rund zwanzig Männern in blauen Kampfanzügen umstellt, die Sturmgewehre vom Typ M-16-Bushmaster, eine Spezialanfertigung mit Schalldämpfern, auf sie anlegten. Ein großer, hagerer Mann, etwa Anfang Dreißig, der einen Stahlhelm trug, stieg auf einen der Schwimmer und riß die Luke auf. Er kletterte in die Maschine und kam nach vorn ins Cockpit. Pitt stellte fest, daß seine Hand auf dem Holster mit der Neunmillimeterautomatik ruhte.

»Sie befinden sich hier auf Privatbesitz. Betreten streng verboten«, sagte er so freundlich wie nur irgend möglich.

»Tut, mir leid«, erwiderte Stokes. »Aber mein Kraftstoffilter ist offenbar verstopft. Schon das zweite Mal diesen Monat. Muß an dem Dreck liegen, den man heutzutage als Benzin verkauft.«

»Wie lange dauert es, bis Sie den Schaden behoben haben und wieder starten können?«

»Allenfalls zwanzig Minuten.«

»Beeilen Sie sich bitte«, befahl der Wachmann. »Und bleiben Sie bei Ihrer Maschine.«

»Dürfte ich vielleicht mal aufs Klo?« erkundigte sich Pitt höflich.

Der Wachmann musterte ihn einen Moment und nickte dann. »Im Hangar ist eins. Einer meiner Männer wird Sie begleiten.«

»Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll«, versetzte Pitt gequält. Er sprang aus der Maschine und ging auf den Hangar zu. Der Wachmann folgte ihm auf dem Fuß. Sobald er sich in dem Wellblechgebäude befand, drehte er sich um, als wartete er darauf, daß ihm der Posten den Weg zur Toilette wies. Ein Trick, denn er hatte erraten, hinter welcher Tür sie sich befand. Doch dadurch konnte er sich die im Hangar stehenden Flugzeuge ansehen.

Er entdeckte eine Gulfstream V, der modernste Privatjet, den es derzeit gab, und eine stattliche Maschine. Im Gegensatz zum alten Learjet, der bei den Reichen und Berühmten sehr begehrt gewesen war, auch wenn man sich darin kaum rühren konnte, war die Gulf-

stream V so geräumig, daß selbst große Passagiere aufrecht stehen konnten und jede Menge Platz hatten. Die Maschine, die mit einer Reisegeschwindigkeit von neunhundertvierundzwanzig Kilometern pro Stunde flog, eine Gipfelhöhe von knapp elftausend Metern erreichte und eine Reichweite von sechstausendreihundert Kilometern hatte, war mit zwei von BMW und Rolls-Royce hergestellten Düsentriebwerken ausgestattet.

Dorsett scheute offenbar keine Kosten, was seine Luftflotte anging, dachte Pitt. Ein Flugzeug dieser Größenordnung kostete mindestens dreiundsechzig Millionen Dollar.

Unmittelbar vor dem Hangartor standen zwei blauschwarz lackierte, düster und bedrohlich wirkende Hubschrauber. Es waren McDonnel Douglas 530 MD Defender, wie Pitt feststellte, Militärmaschinen, die sich durch einen niedrigen Geräuschpegel und hohe Stabilität selbst bei extremen Flugmanövern auszeichneten. Zwei 7,62-Millimeter-Maschinenkanonen waren unter dem Rumpf angebracht, dazu diverse Detektoren und Radarsuchgeräte. Es handelte sich offenbar um Aufklärungsmaschinen, eigens dazu ausgerüstet, Diamantenschmuggler und andere Eindringlinge aufzuspüren.

Als er aus der Toilette kam, wurde er von dem Wachmann zu einem Büro geführt. Der Mann, der am Schreibtisch saß, war klein und schmächtig, trug einen Anzug und wirkte ruhig, aalglatt und absolut satanisch. Er wandte sich vom Computerbildschirm ab und musterte Pitt mit einem rätselhaften Blick aus seinen tiefliegenden grauen Augen. Pitt fand den Mann schleimig und abstoßend.

»John Merchant«, sagte er mit unüberhörbarem australischem Akzent. »Ich bin der Sicherheitschef dieser Mine. Dürfte ich um Ihren Ausweis bitten?«

Wortlos reichte Pitt ihm seinen NUMA-Dienstausweis und wartete.

»Dirk Pitt.« Merchant ließ den Namen förmlich auf der Zunge zergehen und wiederholte ihn. »Dirk Pitt. Sind Sie nicht der Bursche, der vor zwei Jahren in der Sonora-Wüste einen gewaltigen Inkaschatz entdeckt hat?«

»Ich war nur einer von vielen.«

»Was haben Sie auf Kunghit verloren?«

»Das sollten Sie lieber den Piloten fragen. Er ist auf Ihrem wertvollen Grund und Boden gelandet. Ich bin lediglich mitgeflogen.«

»Malcolm Stokes ist Inspektor bei der Royal Canadian Mounted Police. Er arbeitet bei der kanadischen Kriminalpolizei.« Merchant deutete auf seinen Computer. »Ich habe eine vollständige Akte über ihn vorliegen. Sie sind derjenige, über den ich mir nicht im klaren bin.«

»Sie machen keine halben Sachen«, sagte Pitt. »Da Sie offenbar über beste Beziehungen zur kanadischen Regierung verfügen, wissen Sie vermutlich auch, daß ich die Auswirkungen chemikalienhaltiger Abwässer auf Seetang und Fischgründe untersuchen soll. Möchten Sie meinen Arbeitsvertrag sehen?«

»Ich habe bereits eine Kopie.«

Pitt hätte ihm beinahe geglaubt, doch er kannte Posey gut genug, um zu wissen, daß er ihm vertrauen konnte. Folglich mußte Merchant lügen. Ein alter Gestapo-Trick, dachte er. Man ließ das Opfer glauben, der Ankläger wisse bereits genau Bescheid. »Warum fragen Sie mich dann überhaupt?«

»Weil ich feststellen möchte, ob Ihre Aussagen der Wahrheit entsprechen.«

»Werde ich eines Verbrechens bezichtigt?« fragte Pitt.

»Ich habe die Aufgabe, eventuelle Diamantenschmuggler dingfest zu machen, ehe die Steine in irgendwelche Schwarzschleifereien in Europa oder dem Nahen Osten gelangen. Da Sie ungebeten hierhergekommen sind, muß ich mir Gedanken über Ihre Motive machen.«

In einem der Glasschränke konnte Pitt das Spiegelbild des Postens sehen. Er stand unmittelbar rechts hinter ihm und hielt die automatische Waffe quer vor der Brust. »Da Sie wissen, wer ich bin, und angeblich vertrauliche Dokumente über meinen Auftrag auf den Queen-Charlotte-Islands in Händen haben, können Sie doch nicht ernsthaft annehmen, daß ich mich hier als Diamantenschmuggler betätigen will.« Pitt stand auf. »War schön, mit Ihnen zu plaudern, aber ich wüßte nicht, weshalb ich mich hier noch länger aufhalten sollte.«

»Sosehr ich es bedaure, aber ich muß Sie vorerst hier festhalten«, sagte Merchant schroff und unumwunden.

»Dazu haben Sie kein Recht.«

»Da Sie unter Vortäuschung falscher Tatsachen auf Privatbesitz eingedrungen sind, habe ich durchaus die Befugnis, Sie vorübergehend festzuhalten.«

Nicht gut, dachte Pitt. Wenn Merchant tiefer schürfte und herausfand, daß er die beiden Dorsett-Schwestern kannte und auf der *Polar Queen* gewesen war, konnte er sich durch keine noch so raffinierte Lüge aus der Affäre ziehen. »Was ist mit Stokes? Nachdem Sie doch wissen wollen, daß er ein Mountie ist, können Sie mich doch ihm übergehen.«

»Ich überstelle Sie lieber seinen Vorgesetzten«, sagte Merchant. Er klang regelrecht fröhlich. »Aber zuvor möchte ich Sie etwas genauer unter die Lupe nehmen.«

Damit war für Pitt klar, daß er das Minengelände nicht lebend verlassen würde. »Darf Stokes wieder wegfliegen?«

»Sobald er die unnötigen Reparaturarbeiten an seinem Flugzeug beendet hat. Ich verfolge seine primitiven Ausspähungsversuche mit großem Vergnügen.«

»Es versteht sich wohl von selbst, daß er Meldung erstatten wird, wenn man mich hier festhält.«

»Das versteht sich von selbst.«

Draußen vor dem Hangar sprang knatternd ein Flugzeugmotor an. Stokes wurde demnach gezwungen, ohne seinen Passagier zu starten. Wenn er etwas unternehmen wollte, so wurde Pitt klar, mußte es in den nächsten dreißig Sekunden geschehen. Er bemerkte den auf dem Schreibtisch stehenden Aschenbecher, in dem mehrere Zigarettenkippen lagen, und nahm an, daß Merchant rauchte. Er hob die Hände, so als gebe er sich geschlagen.

»Sie haben doch sicher nichts dagegen, daß ich eine Zigarette rauche, wenn ich schon gegen meinen Willen hier festgehalten werde.«

»Keineswegs«, sagte Merchant und schob den Aschenbecher über den Schreibtisch. »Vielleicht leiste ich Ihnen sogar Gesellschaft.«

Pitt, der schon seit Jahren nicht mehr rauchte, tat so, als wollte er in die offene Brusttasche seines Hemdes greifen. Er ballte die rechte

Hand zur Faust, umfaßte sie mit der Linken, riß dann blitzschnell den linken Ellenbogen nach hinten und rammte ihn dem Posten unter Einsatz seines ganzen Körpergewichts in den Bauch. Der Mann keuchte vor Schmerzen und krümmte sich vornüber.

Merchant reagierte bewundernswert schnell. Mit einer einzigen, fließenden Bewegung, die auf viel Übung hindeutete, zog er eine Neun-Millimeter-Automatik aus dem Gürtelholster und löste die Sicherung. Doch ehe er die Waffe über den Schreibtisch hinweg in Anschlag bringen konnte, blickte er schon in den Lauf des Schnellfeuergewehrs, das Pitt dem Posten entrissen und jetzt auf Merchants Nase gerichtet hatte. Der Chef des Sicherheitsdienstes hatte das Gefühl, in einen dunklen, ausweglosen Tunnel zu blicken.

Langsam legte er seine Pistole auf den Schreibtisch. »Das wird Ihnen gar nichts nützen«, sagte er bissig.

Pitt nahm die Automatik und steckte sie in die Jackentasche. »Tut mir leid, daß ich nicht zum Abendessen bleiben kann, aber ich will meinen Flug nicht verpassen.«

Dann war er aus der Tür, sprintete quer durch den Hangar und warf das Gewehr in einen Abfallbehälter. Als er aus dem Tor kam und an den Wachen vorbeimußte, die die Maschine umringten, verfiel er in leichten Trab. Sie musterten ihn argwöhnisch, nahmen aber offenbar an, daß ihr Chef ihn hatte gehen lassen. Jedenfalls machten sie keine Anstalten, ihn aufzuhalten. In diesem Augenblick gab Stokes Gas, und das Wasserflugzeug setzte sich in Bewegung. Pitt sprang auf einen Schwimmer, konnte trotz des Fahrtwindes die Luke aufreißen und warf sich in den Frachtraum.

Stokes war erstaunt, als Pitt auf den Copilotensitz glitt. »Herr im Himmel! Wo kommen Sie denn her?«

»War viel Verkehr auf dem Weg zum Flughafen«, sagte Pitt, sobald er wieder zu Atem kam.

»Die haben mich gezwungen, ohne Sie zu starten.«

»Was ist aus Ihrem Undercover-Agenten geworden?«

»Ist nicht aufgetaucht. Die Maschine war zu gut bewacht.«

»Sie werden es nicht gern hören, aber Dorsetts Sicherheitschef, ein ekelhafter kleiner Wichser namens John Merchant, hat Sie als Mountie-Schnüffler von der Kriminalpolizei enttarnt.«

»Soviel zu meiner Tarnung als Buschpilot«, murmelte Stokes und zog den Steuerknüppel zurück.

Pitt zog das Seitenfenster auf, streckte den Kopf in den Propellerwind hinaus und schaute zurück. Die Wachmänner rannten wie aufgescheuchte Ameisen durcheinander. Dann sah er etwas anderes, und er spürte, wie sich sein Magen zusammenkrampfte. »Ich glaube, die sind sauer auf mich.«

»Haben Sie vielleicht was Falsches gesagt?«

Pitt zog das Fenster wieder zu. »Ich haben einen Wachmann zusammengeschlagen und dem Sicherheitschef die Pistole geklaut.«

»Das dürfte reichen.«

»Sie wollen uns mit einem der Hubschrauber verfolgen. Die sind mit Bordkanonen bestückt.«

»Ich kenne den Typ«, sagte Stokes nervös. »Sie sind gut vierzig Knoten schneller als der alte Bus hier. Die haben uns lange vor Shearwater eingeholt.«

»Vor Zeugen können Sie uns nicht abschießen«, sagte Pitt. »Wie weit ist es bis zur nächsten Siedlung auf Moresby Island?«

»Das ist Mason Broadmoors Dorf. Es liegt am Black Water Inlet, etwa sechzig Kilometer nördlich von hier. Wenn wir es bis dorthin schaffen, bevor sie uns einholen, kann ich inmitten der Fischfangflotte des Dorfes landen.«

Pitt spürte, wie sein Adrenalinspiegel stieg. Mit funkelnden Augen schaute er Stokes an. »Dann nichts wie hin.«

20

Pitt und Stokes wurde rasch klar, daß sie so gut wie keine Chance hatten. Ihnen blieb kaum etwas anderes übrig, als nach dem Start zunächst weiter in Richtung Süden zu fliegen, dann auf Gegenkurs zu gehen und die nördlich gelegene Insel Moresby anzusteuern. Der mit Dorsetts Wachmannschaften bemannte Helikopter vom Typ McDonnel Douglas Defender brauchte lediglich senkrecht aufzusteigen, sobald er aus dem Hangar geschoben war, auf Nord-

kurs zu gehen und sich hinter das langsamere Wasserflugzeug zu hängen, dann wäre die Jagd vorbei, noch bevor sie recht begonnen hatte. Der Fahrtmesser der de Havilland Beaver stand bei hundertsechzig Knoten, doch Stokes kam sich vor wie in einem Segelflugzeug, als sie die schmale Wasserstraße zwischen den beiden Inseln überflogen.

»Wo sind sie?« fragte er, ohne den Blick von der niedrigen, mit Riesen-Lebensbäumen und Kiefern bestandenen Bergkette unmittelbar vor ihnen und dem etwa hundert Meter unter ihnen liegenden Wasser zu wenden.

»Einen halben Kilometer hinter uns, und sie holen rasch auf«, antwortete Pitt.

»Bloß einer?«

»Vermutlich meinen sie, wir wären eine leichte Beute, und haben den anderen Hubschrauber daheim gelassen.«

»Ohne den Luftwiderstand und die zusätzliche Belastung durch die Schwimmer wären wir ihnen ebenbürtig.«

»Haben Sie irgendwelche Waffen in diesem Oldtimer?« fragte Pitt.

»Das verstößt gegen die Vorschriften.«

»Ein Jammer, daß Sie keine Schrotflinte in den Schwimmern versteckt haben.«

»Im Gegensatz zu den Ordnungshütern bei Ihnen in den Staaten, die sofort schweres Geschütz einsetzen, fuchteln wir nicht gern mit Schußwaffen herum. Es sei denn, es handelt sich um eine lebensgefährliche Situation.«

Pitt warf ihm einen ungläubigen Blick zu. »Und als was würden Sie diesen Schlamassel bezeichnen?«

»Eine unvorhergesehene Schwierigkeit«, antwortete Stokes gleichmütig.

»Dann haben wir lediglich die Neunmillimeterautomatik, die ich geklaut habe. Und das gegen zwei schwere Maschinengewehre«, sagte Pitt schicksalsergeben. »Wissen Sie, ich habe vor zwei Jahren mal ein Rettungsfloß in die Rotorblätter eines Hubschraubers geworfen und ihn damit vom Himmel geholt.«

Stokes, der nicht begreifen konnte, woher Pitt diese Ruhe nahm,

drehte sich um und starrte ihn ungläubig an. »Tut mir leid. Bis auf zwei Schwimmwesten ist der Frachtraum leer.«

»Die ziehen nach Steuerbord und bringen sich in Schußposition. Wenn ich ›jetzt‹ sage, fahren Sie die Landeklappen aus und nehmen das Gas zurück.«

»Wenn ich die Mühle bei dieser Höhe überziehe, fang' ich sie nie wieder ab.«

»Lieber in den Bäumen landen als eine Kugel in den Kopf kriegen und in Brand geschossen werden.«

»So hab' ich das noch gar nicht gesehen«, sagte Stokes grimmig.

Pitt verfolgte gespannt, wie der blauschwarze Helikopter zu dem Wasserflugzeug aufschloß, bis er neben ihm schwebte wie ein Falke, der seine Beute belauert. Er war so nahe, daß Pitt den Gesichtsausdruck des Piloten und des Copiloten erkennen konnte. Beide grinsten. Pitt öffnete das Seitenfenster, zog die Pistole und hielt sie so, daß sie durch den Rahmen verdeckt wurde.

»Keine Vorwarnung über Funk?« sagte Stokes ungläubig. »Keine Aufforderung, daß wir umkehren sollen?«

»Die Jungs meinen es ernst. Ohne einen Befehl von jemandem aus der Firmenleitung von Dorsett Consolidated würden die es nicht wagen, einen Mountie umzubringen.«

»Die können doch nicht davon ausgehen, daß sie ungeschoren davonkommen.«

»Probieren werden sie's aber mit Sicherheit«, sagte Pitt ruhig, ohne den Bordschützen aus den Augen zu lassen. »Machen Sie sich bereit.« Er war nicht allzu zuversichtlich. Ihr einziger Vorteil, wenn es überhaupt einer war, bestand darin, daß der Defender eher für Bodenangriffe als für den Luftkampf geeignet war.

Stokes klemmte den Steuerknüppel zwischen die Knie, umfaßte mit einer Hand die Hebel für die Landeklappen und legte die andere an den Gasregler. Verwundert fragte er sich, wieso er derart viel Vertrauen in einen Mann setzte, den er noch keine zwei Stunden kannte. Die Antwort war ganz einfach. In all den Jahren, die er bei den Mounties war, hatte er nur wenige Männer erlebt, die selbst in einer ausweglosen Situation so wirkten, als wären sie absolut Herr der Lage.

»Jetzt!« rief Pitt, erhob sich und eröffnete im selben Atemzug mit der Automatik das Feuer.

Stokes stieß die Hebel für die Landeklappen bis zum Anschlag nach unten und riß das Gas zurück. Durch den Luftwiderstand der Schwimmer und der Landeklappen wurde die von keinerlei Motorkraft mehr getriebene alte Beaver abrupt abgebremst, als wäre sie in eine Wolke aus Klebstoff geflogen.

Fast im selben Augenblick hörte Stokes, wie ein Maschinengewehr losratterte und Kugeln in die eine Tragfläche einschlugen. Er vernahm aber auch das helle Knallen von Pitts Pistole. Das ist kein Kampf, dachte er, als er die Maschine, die jeden Moment abzuschmieren drohte, hektisch herumriß. Das ist, als ob der Spielmacher einer Schülerelf mutterseelenallein gegen eine gesamte Profimannschaft antritt. Doch plötzlich und unerwartet hörte der Beschuß auf. Die Nase des Flugzeugs kippte weg, und er schob den Gashebel nach vorn, um die Maschine wieder etwas in den Griff zu bekommen.

Stokes warf einen kurzen Blick zur Seite, während er das Wasserflugzeug abfing und mehr Gas gab. Der Helikopter hatte abgedreht. Die Plexiglaskanzel war von mehreren Kugeln durchlöchert, und dahinter hing der Kopilot seitlich zusammengesackt in seinem Sitz. Überrascht stellte Stokes fest, daß die Beaver nach wie vor auf das Steuer reagierte. Noch verblüffter aber war er, als er Pitts Miene sah. Die schiere Enttäuschung sprach daraus.

»Verdammt!« murmelte Pitt. »Ich hab' vorbeigeschossen.«

»Was reden Sie da? Sie haben den Kopiloten getroffen.«

Pitt, der wütend auf sich selbst war, starrte ihn an. »Ich habe auf den Rotorkopf gezielt.«

»Das war perfektes Timing«, lobte ihn Stokes. »Woher haben Sie gewußt, wann genau Sie mir das Zeichen geben und schießen müssen?«

»Der Pilot hat aufgehört zu grinsen.«

Stokes beließ es dabei. Noch waren sie nicht aus dem Schneider. Broadmoors Dorf war noch dreißig Kilometer entfernt.

»Die setzen zum nächsten Versuch an«, sagte Pitt.

»Noch mal können wir den gleichen Trick nicht anwenden.«

Pitt nickte. »Einverstanden. Der Pilot rechnet damit. Diesmal ziehen Sie den Steuerknüppel zurück und fliegen einen Immelmann-Turn.«

»Was ist denn ein Immelmann-Turn?«

Pitt schaute ihn nur an. »Das wissen Sie nicht? Um Gottes willen, wie lange fliegen Sie denn schon?«

»Alles in allem dürften es etwa einundzwanzig Stunden sein.«

»Na, das ist ja große Klasse«, stöhnte Pitt. »Ziehen Sie die Kiste zu einem halben Looping hoch und fliegen Sie an der höchsten Stelle eine halbe Rolle, so daß Sie in entgegengesetzter Richtung wieder rauskommen.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich das hinkriege.«

»Gibt's bei den Mounties keine Profis, die was vom Fliegen verstehen?«

»Für diesen Auftrag stand keiner zur Verfügung«, sagte Stokes steif. »Glauben Sie, Sie können den Hubschrauber diesmal an einer entscheidenden Stelle treffen?«

»Nur wenn ich unglaubliches Schwein habe«, erwiderte Pitt. »Ich habe nur noch drei Schuß.«

Diesmal zögerte der Pilot des Defender nicht. Er flog sein wehrloses Opfer aus leicht überhöhter Position schräg von hinten an. Ein wohlgeplanter Angriff, der Stokes kaum eine Chance zu einem Ausweichmanöver ließ.

»Jetzt!« brüllte Pitt. »Drücken Sie die Nase runter, damit wir mehr Schwung kriegen, und dann ziehen Sie sie hoch in den Looping.«

Stokes' Unerfahrenheit kostete sie wertvolle Sekunden. Er hatte die Maschine kaum zum Looping hochgezogen und wollte gerade zur halben Rolle ansetzen, als die 7,62-Millimeter-Geschosse durch die dünne Aluminiumhaut des Wasserflugzeugs schlugen. Die Windschutzscheibe zerbarst in tausend Trümmer, als die Kugeln ins Instrumentenbrett prasselten. Dann suchte sich der Pilot des Defender ein anderes Ziel und beharkte Cockpit und Rumpf der Maschine. Dieser Fehler war es, der die Beaver rettete. Er hätte den Motor in Brand schießen sollen.

Pitt feuerte seine letzten drei Schuß ab, warf sich dann nach vorn

und rollte sich ein, um ein möglichst kleines Ziel abzugeben. Doch er wußte genau, daß es reines Wunschdenken war.

Erstaunlicherweise hatte Stokes den Immelmann-Turn geschafft, wenn auch viel zu spät, aber jetzt entfernte sich die Beaver von dem Helikopter, ehe der Pilot die Maschine um hundertachtzig Grad herumziehen konnte. Benommen und ungläubig schüttelte Pitt den Kopf. Er hatte lediglich etliche Schnitte davongetragen, als ihm die Splitter der zerborstenen Windschutzscheibe ins Gesicht geflogen waren. Ansonsten war er unverletzt. Die Beaver flog noch, der Sternmotor, der einzige Teil der Maschine, der nicht von Kugeln durchsiebt war, lief ruhig und mit voller Drehzahl. Dann fiel ihm Stokes ein, und er sah sich um.

»Alles in Ordnung?«

Stokes drehte sich langsam um und schaute Pitt mit glasigen Augen an. »Ich glaube, die Mistkerle haben mich um meine Pension gebracht«, murmelte er. Er hustete und hatte plötzlich Blut auf den Lippen, das über sein Kinn lief und auf die Brust tropfte. Dann verlor er das Bewußtsein und sackte vornüber in den Hosenträgergurt.

Pitt übernahm das Handrad für den Kopiloten und zog das Wasserflugzeug in eine scharfe Hundertachtziggradkurve, so daß es wieder Kurs auf Mason Broadmoors Dorf nahm. Die jähe Kehrtwende hatte den Helikopterpiloten überrascht, so daß der nächste Feuerstoß hinter dem Heck des Flugzeugs ins Leere ging.

Pitt wischte das Blut weg, das ihm ins Auge gelaufen war, und zog kurz Bilanz. Das Flugzeug hatte über hundert Treffer abbekommen, aber Steuerung und Instrumente waren unbeschädigt, und der schwere 400er Wasp-Motor lief nach wie vor auf allen Zylindern.

Was nun?

Im ersten Augenblick hatte er gute Lust, den Helikopter zu rammen. Nach altbewährter Art auf sie mit Gebrüll, dachte Pitt. Aber viel konnte er damit nicht erreichen. Der Defender war viel wendiger als die behäbige Beaver mit den sperrigen Schwimmern. Er kam sich vor wie eine langsame Kobra, die gegen einen Mungo antreten mußte, ein Kampf, den der Mungo stets gewann. Nur gegen die Klapperschlange zog der Mungo den kürzeren. Nichts als ver-

rückte Ideen, dachte Pitt, doch als er etwa einen halben Kilometer rechts vor sich einen niedrigen Felsgrat entdeckte, hatte er plötzlich einen geradezu göttlichen Einfall.

Ein Pfad führte durch die Douglaskiefern auf die Felsen zu. Pitt drückte die Maschine unter die Baumwipfelhöhe, so daß seine Flügelspitzen die Nadeln an den oberen Zweigen streiften. Es war ein wahnwitziges, selbstmörderisches Manöver. Doch der Pilot des Defender ließ sich dadurch täuschen, brach den dritten Angriff ab, folgte dem Wasserflugzeug in sicherer Höhe und wartete darauf, daß es zerschellte.

Pitt ließ den Gashebel auf vollem Anschlag, ergriff mit beiden Händen das Handrad und konzentrierte sich auf die vor ihm aufragenden Felsen. Der Wind pfiff durch die zerborstene Windschutzscheibe, so daß er den Kopf zur Seite drehen mußte, um etwas sehen zu können. Glücklicherweise blies der Luftzug auch das Blut und die Tränen weg, die ihm aus den zusammengekniffenen Augen quollen.

Er flog jetzt zwischen den Bäumen hindurch. Nun durfte er sich keinen Fehler leisten, kein Verschätzen. Er mußte genau im richtigen Moment reagieren. Eine Zehntelsekunde hin oder her entschied über Leben und Tod. Die Felsen kamen auf die Maschine zugerast, wie von eigener Kraft getrieben. Pitt konnte sie deutlich sehen: graubraune, gezackte Blöcke mit schwarzen Streifen. Er wußte, ohne hinzuschauen, daß der Höhenmesser nahezu auf Null und die Nadel am Drehzahlmesser tief im roten Bereich stand. Das alte Mädchen jagte mit Höchstgeschwindigkeit in ihr Verderben.

»Unten bleiben!« schrie er in den Wind, der durch das zertrümmerte Cockpitfenster pfiff. »Zwei Meter Höhe!«

Und dann, kaum daß er Zeit zum Ausweichen hatte, waren die Felsen da. Er zog den Steuerknüppel eine Idee an, gerade so viel, daß sich die Nase der Maschine ein Stück hob und die Propellerspitzen knapp über den Kamm hinwegwirbelten, nur Zentimeter vom Boden entfernt. Im nächsten Moment hörte er einen lauten Knall und ein metallisches Knirschen, als die Aluminiumschwimmer gegen die Felsen prallten und abgerissen wurden. Anmutig wie ein Falke, der von der Fessel befreit wird, schoß die Beaver in die

Luft. Ohne die schweren, sperrigen Schwimmer, die den Luftwiderstand des Flugzeuges nahezu verdoppelt hatten, war die Maschine viel wendiger und um dreißig Knoten schneller. Von der alten Behäbigkeit war nichts mehr zu spüren. Sie reagierte auf jeden Steuereinschlag und gewann rasch an Höhe.

Jetzt, dachte Pitt, und ein teuflisches Grinsen umspielte seinen Mund, jetzt zeig' ich euch einen Immelmann-Turn. Er zog das Flugzeug zu einem halben Looping hoch, riß es in eine halbe Rolle und hielt unmittelbar auf den Helikopter zu. »Mach dein Testament, du Pfeife!« schrie er in den heulenden Wind und das Dröhnen des Motors. »Hier kommt der Rote Baron.«

Viel zu spät erkannte der Hubschrauberpilot, was Pitt vorhatte. Es gab keine Ausweichmöglichkeit mehr, kein Entrinnen. Daß ihn das alte, ramponierte Wasserflugzeug angreifen würde, damit hatte er zuallerletzt gerechnet. Doch da war es, eindeutig auf Kollisionskurs und fast zweihundert Knoten schnell, eine Geschwindigkeit, die er nie für möglich gehalten hätte, und es kam genau auf ihn zugedonnert. Er flog eine Reihe hektischer Ausweichmanöver, doch der Pilot des alten Wasserflugzeugs sah sie alle voraus und hielt weiter auf ihn zu. Er drückte die Nase des Helikopters nach unten, auf seinen Widersacher zu, und unternahm einen letzten, verzweifelten Versuch, die bereits durchsiebte Beaver vor dem drohenden Rammstoß abzuschießen.

Pitt sah, wie der Helikopter vornüberkippte, er sah das Mündungsfeuer der Maschinengewehre, hörte, wie die Geschosse in den großen Sternmotor einschlugen. Öl quoll plötzlich unter der Motorhaube hervor und spritzte auf die Auspuffstutzen, so daß die Maschine eine dichte blaue Qualmwolke hinter sich herzog. Pitt riß die Hand hoch und schützte seine Augen vor dem siedendheißen Öl, das ihm vom Fahrtwind ins Gesicht geschleudert wurde.

Das letzte, was sich ihm einprägte, war die grimmige Miene des Hubschrauberpiloten unmittelbar vor dem Aufprall, als er sich mit dem Unvermeidlichen abfand.

Propeller und Motor des Wasserflugzeugs bohrten sich knapp hinter dem Cockpit breitseits in den Helikopter, zerfetzten die Außenhaut in tausend Trümmer und rissen den Heckausleger mit

dem Seitenrotor ab. Durch den plötzlichen Ausfall des Drehmomentausgleichs driftete die Zelle des Hubschraubers jählings zur Seite ab. Er drehte sich ein paarmal hilflos um die Hochachse und stürzte dann wie ein Stein fünfhundert Meter in die Tiefe. Die Maschine, ein bis zur Unkenntlichkeit geborstener Haufen schwelender Trümmer, ging nicht sofort in Flammen auf, wie es im Kino immer dargestellt wird. Fast zwei Minuten verstrichen, ehe die ersten Flammen züngelten und das Wrack in einem grellen Feuerball explodierte.

Der zertrümmerte Propeller der Beaver schälte sich ab wie ein Feuerrad an Silvester. Die Motorabdeckung schepperte und klapperte wie ein Burggespenst und drohte jeden Moment davonzufliegen. Dann fraßen die Kolben, und der Motor blieb abrupt stehen, als hätte Pitt die Zündung abgestellt. Er wischte sich das Öl aus den Augen. Soweit er über die bloßliegenden Zylinderköpfe hinweg erkennen konnte, erstreckte sich ringsum ein Meer von Baumwipfeln. Die Beaver wurde gefährlich langsam, drohte jeden Moment abzuschmieren, doch da sie noch auf das Steuer reagierte, versuchte er eine weiche Landung in den Baumwipfeln.

Fast hätte er es geschafft. Doch die Spitze der rechten Tragfläche prallte gegen einen siebzig Meter hohen Riesen-Lebensbaum, so daß die Maschine jählings herumgerissen wurde, abkippte und zwischen die dichtstehenden Stämme stürzte. Die linke Tragfläche verhedderte sich in den Zweigen eines weiteren hohen Lebensbaumes und wurde abgerissen. Die rote Maschine verschwand unter einem dichten Dach aus grünen Kiefernnadeln. Unmittelbar vor der zertrümmerten Maschine ragte der gut einen halben Meter dicke Stumpf einer Föhre auf. Die Propellernabe hatte sich mitten in den Baum gebohrt, worauf der Stamm umgestürzt war, den Motor aus der Verankerung gerissen und das Heck der Maschine zertrümmert hatte. Das übriggebliebene Cockpit hatte den feuchten Waldboden durchpflügt, ehe es schließlich steckengeblieben war.

Ein paar Minuten lang herrschte Grabesstille am Waldboden. Pitt saß da wie vom Donner gerührt, unfähig, sich zu bewegen. Benommen starrte er nach vorn, wo einst die Windschutzscheibe gewesen war. Er bemerkte, daß der Motor fehlte, und er fragte sich,

wo er geblieben sein mochte. Dann kam er allmählich wieder zur Besinnung, und er drehte sich um und wollte Stokes untersuchen.

Der Mountie bekam einen Hustenanfall, schüttelte dann matt den Kopf, war aber zumindest wieder halbwegs bei Besinnung. Verständnislos starrte er über das Instrumentenbrett hinweg auf die ins Cockpit hängenden Kiefernzweige. »Wieso sind wir plötzlich mitten im Wald?« murmelte er.

»Sie haben das Beste verschlafen«, versetzte Pitt, während er vorsichtig seine diversen Prellungen betastete.

Pitt wußte auch ohne langjähriges Medizinstudium, daß Stokes dem Tode geweiht war, wenn er nicht schleunigst in ein Krankenhaus kam. Er zog kurzerhand den Reißverschluß der altmodischen Fliegerkombination herunter, knöpfte das Hemd des Mounties auf und tastete nach der Wunde. Links des Brustbeins, knapp unterhalb der Schulter wurde er fündig. Die Wunde war so klein und blutete wenig, daß er sie fast übersehen hätte. Die kann nicht von einer Kugel stammen, sagte er sich sofort. Vorsichtig untersuchte er sie und stieß prompt auf einen scharfen Metallsplitter. Verdutzt schaute er zum Fensterrahmen. Er war bis zur Unkenntlichkeit zerbeult. Offenbar hatte eins der Geschosse ein Stück Aluminium abgerissen, das Stokes' Brust getroffen und sich in den linken Lungenflügel gebohrt hatte. Einen Zentimeter weiter, und es hätte das Herz erwischt.

Stokes hustete und spie einen Klumpen geronnenen Blutes aus dem Fenster. »Komisch«, sagte er. »Ich hab' immer gedacht, daß ich eines Tages bei einer Verfolgungsjagd auf dem Highway umkomme oder in einer dunklen Gasse.«

»Pech gehabt.«

»Sieht es sehr schlimm aus?«

»Ein Metallsplitter in der Lunge«, erklärte Pitt. »Haben Sie Schmerzen?«

»Eine Art dumpfes Pochen, mehr nicht.«

Pitt löste sich langsam aus seinem Sitz und trat hinter Stokes. »Halten Sie durch. Ich bringe Sie hier raus.«

Zehn Minuten später hatte Pitt die zerbeulte Einstiegsluke aufgetreten. Danach trug er Stokes vorsichtig hinaus und ließ ihn so

sanft wie möglich auf dem Waldboden nieder. Es fiel ihm nicht leicht, und als er es endlich geschafft hatte, ließ er sich keuchend und um Atem ringend neben dem Mountie ins Moos sinken. Stokes hatte mehrmals schmerzhaft das Gesicht verzogen, aber nicht ein einziges Mal gestöhnt. Jetzt schloß er die Augen, als verlöre er wieder die Besinnung.

Pitt ohrfeigte ihn, bis er wieder zu sich kam. »Laß mich ja nicht hängen, Mann. Ich brauche dich noch. Du mußt mir den Weg zu Mason Broadmoors Dorf weisen.«

Stokes schlug die Augen auf und schaute Pitt fragend an, als wäre ihm gerade etwas eingefallen. »Der Hubschrauber«, stieß er hustend aus. »Was ist aus den Mistkerlen geworden, die uns beschossen haben?«

Pitt blickte zu der Rauchwolke, die hinter ihnen aus dem Wald aufstieg, und grinste. »Die sind jetzt Grillfleisch.«

21

Pitt hatte erwartet, daß er sich im Januar in derart nördlichen Breiten durch meterhoch verschneites Gelände vorankämpfen müßte. Doch nur eine dünne Schneeschicht bedeckte den Boden, und die war seit dem letzten Unwetter größtenteils schon wieder weggeschmolzen. Er zog Stokes auf einem improvisierten Travois hinter sich her, einer Vorrichtung, mit der einst die amerikanischen Prärieindianer ihre Lasten befördert hatten. Zurücklassen konnte er ihn nicht, und über die Schultern laden wollte er ihn sich nicht, weil er dabei innerlich hätte verbluten können. Also band er mit Hilfe der Frachtsicherungsriemen, die er aus dem Flugzeugwrack organisiert hatte, zwei abgestorbene Aste zusammen, spannte eine Plane darüber, befestigte oben ein aus den Sitzgurten angefertigtes Zuggeschirr und schnallte Stokes auf dem primitiven Zugschlitten fest. Dann warf er sich das Geschirr über und schleppte den verletzten Mountie durch die Wälder. Stunde um Stunde verstrich, die Sonne ging unter, und die Nacht brach an, und immer weiter

kämpfte er sich durch die Dunkelheit in Richtung Norden, orientierte sich anhand des Kompasses, den er aus dem Instrumentenbrett der Maschine ausgebaut hatte – ein Notbehelf, auf den er vor Jahren schon einmal zurückgegriffen hatte, als er quer durch die Sahara hatte marschieren müssen.

Etwa alle zehn Minuten fragte er Stokes: »Sind Sie noch da?«

»Ich bin wach«, erwiderte der Mountie mit schwacher Stimme.

»Vor mir liegt ein seichter Fluß, der nach Westen fließt.«

»Dann sind wir am Wolf Creek. Sie müssen ihn überqueren und sich nach Nordwesten halten.«

»Wie weit ist es noch bis Broadmoors Dorf?«

»Zwei, drei Kilometer«, murmelte Stokes mühsam.

»Reden Sie gefälligst mit mir, verstanden?«

»Sie klingen wie meine Frau.«

»Sie sind verheiratet?«

»Seit zehn Jahren, mit einer großartigen Frau. Wir haben fünf Kinder.«

Pitt rückte das Zuggeschirr zurecht, das ihm in die Brust geschnitten hatte, und schleppte Stokes durch den Fluß. Nachdem er sich einen Kilometer weit durchs Unterholz geschlagen hatte, stieß er auf einen kaum sichtbaren Pfad, der genau in die Richtung führte, in die er wollte. Er war teilweise zugewachsen, aber man kam verhältnismäßig gut voran – nach dem mühsamen Marsch durch den dichten, mit allerlei Gestrüpp zugewucherten Wald war das ein Geschenk des Himmels.

Zweimal dachte er, er wäre vom Weg abgekommen, doch er ging einfach in dieselbe Richtung weiter und stieß nach etlichen Metern wieder auf den Pfad. Trotz der Eiseskälte schwitzte er vor Anstrengung. Er durfte sich keine Ruhepause gönnen. Wenn Stokes seine Frau und die fünf Kinder wiedersehen wollte, mußte Pitt weitermarschieren. Er führte ein etwas einseitiges Gespräch mit dem Mountie, da er unter allen Umständen verhindern wollte, daß er durch den Wundschock ins Koma fiel. Pitt war so damit beschäftigt, einen Fuß vor den anderen zu setzen und sich weiterzuschleppen, daß er nichts anderes mehr wahrnahm.

Stokes flüsterte etwas, aber Pitt konnte ihn nicht verstehen. Er

drehte sich um, spitzte die Ohren und blieb stehen. »Soll ich anhalten?« fragte Pitt.

»Riechen Sie das... ?« Stokes konnte kaum noch flüstern.

»Was?«

»Rauch.«

Dann roch es auch Pitt. Er atmete tief durch. Irgendwo vor ihnen brannte ein Holzfeuer. Er war müde, hundemüde, aber er legte sich wieder ins Geschirr und torkelte weiter. Kurz darauf hörte er einen kleinen Benzinmotor knattern – eine Kettensäge. Der Holzgeruch wurde immer stärker, und dann sah er den Rauch, der in der Morgendämmerung über den Baumwipfeln aufstieg. Sein Herz hämmerte vor Anstrengung, aber er dachte nicht daran, so kurz vor dem Ziel aufzugeben.

Die Sonne ging auf, blieb dann aber hinter dunkelgrauen Wolken verborgen. Ein leichter Nieselregen setzte ein, als er auf eine Lichtung taumelte und das Meer vor sich liegen sah, dazu einen kleinen Hafen und eine Reihe von Blockhäusern mit Wellblechdächern. Rauch stieg aus den gemauerten Schornsteinen auf. Hohe Totempfähle mit kunstvoll geschnitzten Tier- und Menschengestalten ragten da und dort auf. Etliche Fischerboote, deren Crews an den Motoren herumbastelten oder die Netze flickten, schaukelten sanft neben einem Schwimmdock in der Dünung. In einem offenen Schuppen standen mehrere Kinder und sahen einem Mann zu, der einen mächtigen Stamm mit einer Kettensäge bearbeitete. Zwei Frauen plauderten miteinander, während sie die Wäschen aufhängten. Eine von ihnen entdeckte Pitt, deutete auf ihn und schrie den anderen etwas zu.

Erschöpft sank Pitt in die Knie, als ein gutes Dutzend Menschen auf ihn zustürmte. Ein Mann mit langem, glattem Haar und einem runden Gesicht kniete sich neben Pitt und legte ihm den Arm um die Schultern. »Jetzt wird alles gut«, sagte er teilnehmend. Er winkte drei Männern zu, die Stokes umstanden, und erteilte ihnen einen knappen Befehl. »Tragt ihn ins Versammlungshaus.«

Pitt schaute den Mann an. »Sie sind nicht zufällig Mason Broadmoor, oder?«

Die kohlschwarzen Augen musterten ihn neugierig. »Doch, ja, der bin ich.«

»Junge«, sagte Pitt, ehe er todmüde zu Boden sackte, »bin ich froh, Sie zu sehen.«

Das nervöse Gekicher eines kleinen Mädchens riß Pitt aus dem Halbschlaf. Trotz aller Müdigkeit hatte er nur vier Stunden geruht. Er kam zu sich, starrte die Kleine einen Moment lang an, schenkte ihr ein strahlendes Lächeln und verdrehte die Augen. Sie rannte davon und schrie nach ihrer Mutter.

Er befand sich in einem anheimelnden Raum mit einem kleinen Herd, der köstliche Hitze abstrahlte, und lag in einem Bett aus Bären- und Wolfsfellen. Er mußte unwillkürlich lächeln, als er daran dachte, wie Mason Broadmoor mitten in diesem abgelegenen, aber von den Errungenschaften der Zivilisation durchaus nicht unbeleckten Indianerdorf gestanden und über sein Satellitentelefon ein Rettungsflugzeug angefordert hatte, das Stokes in ein Krankenhaus auf dem Festland bringen sollte.

Pitt hatte sich das Telefon ausgeliehen und sich mit der Mountie-Dienststelle in Shearwater in Verbindung gesetzt. Als er Stokes' Namen genannt hatte, war er sofort mit Inspektor Pendleton verbunden worden, der Pitt genauestens über die Ereignisse des Vortages befragt hatte. Zu guter Letzt hatte Pitt ihm in etwa erklärt, wo sich die Absturzstelle befinden mußte, damit die Mounties einen Suchtrupp losschicken und die in den Schwimmern eingebauten Kameras bergen konnten. Falls sie den Aufprall überstanden hatten.

Noch ehe Pitt einen Teller Fischsuppe hatte auslöffeln können, den ihm Broadmoors Frau aufgedrängt hatte, war das Wasserflugzeug eingetroffen. Zwei Sanitäter und ein Arzt hatten Stokes untersucht und Pitt versichert, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach durchkommen werde. Erst nachdem die Maschine wieder gestartet war, um zum nächsten Krankenhaus auf dem Festland zu fliegen, war Pitt dankbar auf Broadmoors Angebot eingegangen, hatte sich ins Familienbett fallen lassen und war sofort eingeschlafen.

Broadmoors Frau kam aus dem Wohnraum, in dem sich auch die

Küche befand. Irma Broadmoor war eine anmutige, selbstsichere Frau, etwas füllig zwar, aber wieselflink, mit ausdrucksvollen, kaffeebraunen Augen und einem Mund, der stets zu lächeln schien. »Wie geht es Ihnen, Mr. Pitt? Ich dachte, Sie schlafen wenigstens noch drei Stunden.«

Pitt überzeugte sich, daß er Hemd und Hose noch anhatte, ehe er die Decke zurückwarf und die bloßen Füße auf den Boden setzte. »Tut mir leid, daß ich Sie und Ihren Mann aus Ihrem Bett vertrieben habe.«

Sie lachte. Es klang hell und angenehm. »Es ist kurz nach Mittag. Sie schlafen erst seit acht Uhr.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft.«

»Sie müssen hungrig sein. Ein Teller Fischsuppe ist nicht genug für einen großen Mann wie Sie. Worauf haben Sie denn Appetit?«

»Eine Büchse Bohnen würde völlig ausreichen.«

»Daß die Leute in den Wäldern des Nordens ständig ums Lagerfeuer sitzen und Bohnen aus der Büchse essen, ist nichts als ein Märchen. Ich werde Ihnen ein Lachssteak grillen. Hoffentlich mögen Sie Lachs.«

»Aber ja doch.«

»Sie können unterdessen mit Mason reden. Er ist draußen und arbeitet.«

Pitt zog seine Socken und die Wanderstiefel an, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und stellte sich der Welt. Er fand Broadmoor in dem offenen Schuppen, wo er gerade den fünf Meter langen Stamm eines Riesenlebensbaumes bearbeitete, der waagrecht auf vier schwarzen Sägeböcken lag. Broadmoor machte sich mit einem runden, glockenförmigen Holzhammer und einem ausgekehlten Meißel, einem sogenannten Hohlbeitel, daran zu schaffen. Der Werk war noch nicht so weit gediehen, daß Pitt sich die fertige Schnitzerei hätte vorstellen können. Er sah lediglich, daß es sich offenbar um Tierköpfe handelte, die bislang erst grob herausgehauen waren.

Broadmoor blickte auf, als Pitt näher kam. »Gut geschlafen?«

»Ich wußte gar nicht, daß Bärenfelle so weich sind.«

Broadmoor lächelte. »Erzählen Sie’s nicht weiter, sonst sind sie innerhalb eines Jahres ausgerottet.«

»Ed Posey hat mir erzählt, daß Sie Totempfähle schnitzen. Ich habe noch nie gesehen, wie einer hergestellt wird.«

»In meiner Familie werden sie schon seit Generationen geschnitzt. Totempfähle entstanden einst, weil die Indianer des Nordwestens keine Schrift besaßen. Daher überlieferte man Familiengeschichten und Sagen durch Symbole und Wappenzeichen, Tiergestalten normalerweise, die man in Riesen-Lebensbäume schnitzte.«

»Haben sie auch eine religiöse Bedeutung?« fragte Pitt.

Broadmoor schüttelte den Kopf. »Es sind keine Götterdarstellungen, und sie wurden auch nie als solche verehrt. Aber man achtet sie als eine Art Schutzgeister.«

»Was stellen die Symbole auf diesem Pfahl dar?«

»Das ist ein Erinnerungspfahl, eine Art Denkmal, wie man bei Ihnen sagen würde. Ich schnitze ihn zu Ehren meines Onkels, der letzte Woche von uns gegangen ist. Wenn die Arbeit vollendet ist, werden die Abbildungen seine persönlichen Wappentiere darstellen, den Adler und den Bären, dazu die Gestalt des Verstorbenen im traditionellen Stil der Haida. Anschließend feiern wir ein Fest. Da wird er an einer Ecke des Hauses seiner Witwe aufgestellt.«

»Als geachteter Meisterschnitzer sind Sie vermutlich monatelang ausgebucht.«

Bescheiden zuckte Broadmoor die Achseln. »Fast zwei Jahre.«

»Wissen Sie, warum ich hier bin?« fragte Pitt unverhofft, als Broadmoor gerade mit dem Hammer ausholte, um den Holzbeitel ins Holz zu treiben.

Der Totemschnitzer legte das Werkzeug weg, bedeutete Pitt, er solle ihm folgen, und ging hinunter zum Hafen, wo er neben einem kleinen, ins Wasser hinausreichenden Bootshaus stehenblieb. Er öffnete das Tor und ging hinein. Innerhalb eines U-förmigen Docks trieben zwei kleine Fahrzeuge.

»Vermieten Sie etwa Jet-Skier?« fragte Pitt.

Broadmoor lächelte. »Watercraft heißt so was heutzutage.«

Pitt musterte die beiden schnittigen Duo 300 Wetjets von Mastercraft Boats. Es waren Zweisitzer, Hochleistungsmaschinen, die über und über mit den kunterbunten Tiersymbolen der Haida

bemalt waren. »Die sehen ja fast so aus, als könnten sie fliegen.«

»Im Wasser können sie das auch. Ich habe die Motoren frisiert, so daß sie fünfzehn PS mehr leisten. Sie schaffen fast fünfzig Knoten.« Plötzlich wechselte Broadmoor das Thema. »Ed Posey sagte, daß Sie mit akustischen Meßgeräten auf die Insel Kunghit wollten. Meiner Meinung nach müßten diese Fahrzeuge für Ihre Zwecke genau das richtige sein.«

»Sie wären ideal. Leider ist mein Hydrophon schwer beschädigt worden, als ich mit Stokes abgestürzt bin. Damit bleibt mir nur ein Ausweg: Ich muß die Mine von nahem erkunden.«

»Was hoffen Sie dort zu entdecken?«

»Mit welchen Fördermethoden Dorsett Diamanten abbaut.«

Broadmoor hob einen Kiesel vom Strand auf und warf ihn weit hinaus in das tiefgrüne Wasser. »Die Firma hat etliche Wachboote, die in den Gewässern rund um die Insel patrouillieren«, sagte er schließlich. »Sie sind mit Bordwaffen bestückt und haben schon Fischer angegriffen, die sich zu weit vorgewagt haben.«

»Anscheinend hat man mir in den Amtsstuben der kanadischen Regierung nicht alles gesagt, was ich wissen müßte«, sagte Pitt, der Posey insgeheim verfluchte.

»Ich nehme an, die haben sich gedacht, daß Sie der Sicherheitsdienst nicht behelligen wird, da Sie offiziell die Erlaubnis zu Feldforschungen haben.«

»Stokes erwähnte, daß man Ihren Bruder angegriffen und sein Boot verbrannt hat.«

Broadmoor deutete zu dem Schuppen zurück, in dem er an dem Totempfahl gearbeitet hatte. »Hat er Ihnen auch gesagt, daß sie meinen Onkel umgebracht haben?«

Pitt schüttelte langsam den Kopf. »Nein, tut mir leid.«

»Ich habe ihn gefunden. Er hatte sich an zwei Benzinkanistern festgebunden und trieb acht Kilometer weit draußen im Meer. Das Wasser war eisig, und er ist an Unterkühlung gestorben. Alles, was man von seinem Fischerboot fand, war ein Stück vom Ruderhaus.«

»Sie glauben, daß Dorsetts Sicherheitsdienst ihn ermordet hat?«

»Ich weiß, daß sie ihn ermordet haben«, sagte Broadmoor, dessen Augen vor Wut blitzten.

»Was ist mit der Polizei?«

Broadmoor schüttelte den Kopf. »Inspektor Stokes und seine Leute wurden nur der Form halber zu Ermittlungen abgestellt. Nachdem Arthur Dorsetts Geologen über sämtliche Inseln hergefallen waren und schließlich die reichen Diamantenvorkommen auf Kunghit entdeckt hatten, setzte er seine ganze Macht und seinen Reichtum ein, um der Regierung das Land buchstäblich abzuluchsen. Wen kümmert's, daß die Insel für uns Haida heiliger Stammesboden ist. Jetzt darf mein Volk sie ohne ausdrückliche Genehmigung nicht einmal mehr betreten, und selbst beim Fischfang müssen wir uns vier Kilometer von der Küste fernhalten. Bei Mißachtung dürfen uns die Mounties, die eigentlich zu unserem Schutz da sind, festnehmen.«

»Allmählich begreife ich, weshalb der Sicherheitschef der Mine so wenig Respekt vor dem Gesetz hat.«

»Merchant, ›der schmucke John‹, wie er genannt wird«, sagte Broadmoor, und aus seiner Miene sprach der pure Haß. »Glück gehabt, daß Sie entkommen sind. Sonst wären Sie wahrscheinlich einfach verschwunden. Viele Männer haben schon versucht, auf der Insel und in der näheren Umgebung Diamanten zu suchen. Keinen hat man je wieder gesehen.«

»Haben die Haida von den reichen Diamantenfunden etwas abbekommen?« fragte Pitt.

»Bislang hat man uns nur angeschmiert«, antwortete Broadmoor. »Ob etwas vom Erlös der Diamanten an uns gehen wird, ist inzwischen eher eine juristische als eine politische Frage. Wir haben jahrelang verhandelt, weil wir ein Stück vom Kuchen abbekommen wollten, aber Dorsetts Anwälte haben uns vor Gericht immer wieder hingehalten.«

»Ich kann kaum glauben, daß sich die kanadische Regierung von Arthur Dorsett Vorschriften machen läßt.«

»Das Land liegt wirtschaftlich darnieder. Die Politiker verschließen die Augen vor Schmiergeldzahlungen und Korruption, hätscheln zugleich aber jedes noch so absonderliche Projekt, das

Geld in die Staatskasse bringt.« Er schwieg einen Moment und schaute Pitt in die Augen, als versuchte er dort etwas zu erkennen. »Und was haben Sie vor, Mr. Pitt? Wollen Sie die Mine stillegen?«

Pitt nickte. »Genau. Vorausgesetzt, ich kann beweisen, daß die dort praktizierten Fördermethoden die Schallwellen verursachen, die für den Tod so vieler Menschen und Meerestiere verantwortlich sind.«

Broadmoor schaute ihn an. »Ich werde Sie auf das Minengelände bringen.«

Pitt dachte kurz über das Angebot nach. »Sie haben Frau und Kinder. Warum zwei Menschenleben riskieren? Wenn Sie mich auf die Insel bringen, lass' ich mir schon was einfallen, wie ich unbemerkt über die Abraumhalde komme.«

»Das geht nicht. Die haben hochmoderne Alarmanlagen. Da kommt nicht mal ein Eichhörnchen durch, wie die vielen kleinen Kadaver beweisen, mit denen die Halde übersät ist. Dazu kommen Hunderte von anderen Tieren, die auf der Insel lebten, ehe Dorsetts Bergbaufirma die einstmals sehr schöne Landschaft verwüstete. Außerdem sind da noch die deutschen Schäferhunde, die jeden Eindringling und Diamantenschmuggler aus hundert Metern Entfernung wittern.«

»Bleibt immer noch der Tunnel.«

»Da kommen Sie alleine niemals durch.«

»Das Risiko nehme ich auf mich. Lieber so, als daß auch Ihre Frau zur Witwe wird.«

»Sie verstehen mich nicht«, sagte Broadmoor geduldig, doch seine Augen sprühten förmlich vor Rachedurst. »Mein Dorf wird von der Förderfirma dafür bezahlt, daß es ihre Küche mit frischem Fisch versorgt. Einmal pro Woche fahren meine Nachbarn und ich nach Kunghit und liefern unseren Fang ab. Wir verladen die Fische am Kai auf Karren und bringen sie durch den Tunnel zur Kantine. Der Chef koch setzt uns ein Frühstück vor, gibt uns das Geld – nicht annähernd so viel, wie der Fang wert ist -, und danach brechen wir wieder auf. Sie haben schwarzes Haar. Wenn Sie sich als Fischer verkleiden und den Kopf einziehen, könnten Sie als Haida durchgehen. Die Posten achten vor allem darauf, daß keine Diamanten

aus dem Camp geschmuggelt werden. Da wir nur Fische anliefern, ohne etwas mitzunehmen, sind wir nicht verdächtig.«

»Gibt's denn für Ihr Volk keine gutbezahlten Jobs in der Mine?«

Broadmoor zuckte die Achseln. »Wer den Fischfang und die Jagd aufgibt, verliert seine Unabhängigkeit. Das Geld, das wir mit unseren Lieferungen verdienen, fließt in eine neue Schule für unsere Kinder.«

»Es gibt da ein kleines Problem. Der schmucke John Merchant. Wir konnten einander auf Anhieb nicht ausstehen. Und er hat mein Gesicht aus nächster Nähe gesehen.«

Broadmoor winkte lässig ab. »Sie brauchen keine Angst zu haben, daß Merchant Sie wiedererkennt. Der denkt nicht daran, sich im Tunnel oder in der Küche herumzutreiben und seine teuren italienischen Schuhe dreckig zu machen. Bei diesem Wetter verläßt er so gut wie nie sein Büro.«

»Vom Küchenpersonal werde ich aber nicht allzuviel erfahren«, sagte Pitt. »Kennen Sie vielleicht vertrauenswürdige Bergleute, die Näheres über die Fördermethoden berichten könnten?«

»Sämtliche Schürfer sind Chinesen, die von Verbrechersyndikaten illegal eingeschleust wurden. Keiner kann Englisch. Ihre einzige Hoffnung ist ein alter Bergbauingenieur, der Dorsett Consolidated von Herzen haßt.«

»Können Sie an ihn rankommen?«

»Ich weiß nicht einmal, wie er heißt. Er arbeitet auf Nachtschicht und frühstückt gerade, wenn wir unseren Fisch anliefern. Wir haben uns ein paarmal bei einer Tasse Kaffee unterhalten. Er findet die Arbeitsbedingungen alles andere als angenehm. Bei unserem letzten Gespräch hat er behauptet, im vergangenen Jahr wären über zwanzig chinesische Arbeiter in der Mine umgekommen.«

»Ich würde gern zehn Minuten mit ihm allein Zusammensein. Er könnte uns vielleicht helfen, dieses rätselhafte akustische Phänomen zu klären.«

»Ich kann aber nicht garantieren, daß er da ist, wenn wir mit unserer Lieferung eintreffen«, sagte Broadmoor.

»Ich muß es darauf ankommen lassen«, sagte Pitt nachdenklich. »Wann liefern Sie den nächsten Fang?«

»In ein paar Stunden müßten die letzten Boote einlaufen. Heute abend verstauen wir den Fang in Kisten, packen ihn auf Eis und fahren morgen in aller Frühe nach Kunghit.«

Pitt fragte sich, ob er körperlich oder geistig schon wieder so weit hergestellt war, daß er sein Leben erneut aufs Spiel setzen konnte. Doch dann dachte er an die vielen Toten, die er auf dem Kreuzfahrtschiff gesehen hatte, und er wußte ganz genau, was er tun mußte.

22

Sechs kleine, kunterbunt bemalte Fischerboote, auf deren Decks die Holzkisten mit den auf Eis gepackten Fischen gestapelt waren, liefen Rose Harbour an. Leise tuckerten die Dieselmotoren vor sich hin, und aus den hohen Auspuffstutzen drangen dünne Abgaswolken. Über dem Wasser hing ein Dunstschleier, der ihm eine graugrüne Farbe verlieh. Halbrund stand die Sonne im Osten am Horizont, und der Wind strich mit weniger als fünf Knoten über das Meer. Die See war ruhig, und nur gelegentlich spritzte Gischt über den Bug der Boote, die gemächlich durch die sanfte Dünung pflügten.

Broadmoor kam zu Pitt. Dieser hatte sich am Heck niedergelassen und beobachtete die Möwen, die über dem Kielwasser des Bootes durch die Luft karriolten und auf einen Leckerbissen hofften. »Wird Zeit für Ihren Auftritt, Mr. Pitt.«

Pitt konnte Broadmoor beim besten Willen nicht dazu bewegen, ihn Dirk zu nennen. Er nickte und tat so, als schnitzte er eine Nase aus der halbfertigen Maske, die der Haida ihm geliehen hatte. Er trug eine Hose aus gelbem Ölzeug, deren Träger er über den dicken, von Irma Broadmoor gestrickten Pullover gestreift hatte, und eine Pudelmütze, die er bis auf die dichten schwarzen Augenbrauen heruntergezogen hatte. Da Indianer bekanntlich kaum Bartstoppeln haben, hatte er sich noch einmal tüchtig rasiert. Ohne aufzublicken, schrappte er mit der stumpfen Seite des Messers über die Maske

und betrachtete lediglich aus den Augenwinkeln den langen Kai - nicht etwa ein kleiner Pier, sondern ein mit Pollern bestückter Anlegesteg für richtig große Schiffe -, der immer höher aufragte, als die Boote in den Hafen einliefen. Auf der einen Seite des Kais stand ein großer, auf Schienen rollender Kran zum Be- und Entladen von Hochseedampfern.

Ein eindrucksvolles Schiff mit ungewöhnlich elegantem Umriß und abgerundeten Aufbauten, wie Pitt sie noch bei keiner Luxusjacht gesehen hatte, war am Kai vertäut. Dem hypermodernen Doppelrumpf aus Fiberglas nach zu urteilen, war sie sowohl schnell als auch komfortabel. Sie sah aus, als könnte sie mit mehr als achtzig Knoten durch das Wasser pflügen. Aufgrund von Giordinos Beschreibung mußte es sich bei dieser hochseetüchtigen» raumschiffartigen Konstruktion um das Boot handeln, das sich mit hoher Fahrt von dem Frachter *Mentawai* entfernt hatte. Pitt hielt Ausschau nach dem Namen und dem Heimathafen, die normalerweise am Heckspiegel stehen, doch der wunderschöne, saphirblaue Schiffskörper trug keinerlei Schriftzug.

Die meisten Eigner verweisen voller Stolz auf den Namen und Heimathafen ihres Schiffs, dachte Pitt. Aber er konnte sich durchaus vorstellen, weshalb Arthur Dorsett seine Jacht nicht kennzeichnen wollte.

Sein Interesse war geweckt, und er starrte unverhohlen auf die Fenster mit den dicht zugezogenen Vorhängen. Das Deck wirkte leer und verlassen. Zu dieser frühen Morgenstunde waren weder die Besatzung noch die Passagiere auf den Beinen. Er wollte gerade den Blick von der Jacht wenden und sich auf die Handvoll uniformierter Wachposten konzentrieren, die am Kai standen, als eine Tür aufging und eine Frau an Deck trat.

Sie war atemberaubend – groß, amazonenhaft und hinreißend schön. Mit einer jähen Kopfbewegung warf sie die langen, ungekämmten rotblonden Haare aus dem Gesicht. Sie trug einen kurzen Überwurf und sah aus, als wäre sie gerade aufgestanden. Die vollen Brüste wirkten seltsam unproportioniert und waren vollständig von dem Umhang bedeckt, so daß man nicht einmal den Ansatz eines Dekolletes sah. Sie strahlte eine unbändige Wildheit

aus, eine Unerschrockenheit, die Pitt an eine Tigerin erinnerte, die ihr Revier erkundet. Ihr Blick schweifte über die kleine Fischfangflotte hinweg und fiel dann auf Pitt, der sie unverhohlen anstarrte.

Normalerweise hätte Pitt sich einen Teufel darum geschert, wäre aufgestanden, hätte die Mütze heruntergerissen und sich verbeugt. Aber da er sich als Indianer ausgeben mußte, schaute er sie lediglich mit ausdrucksloser Miene an und grüßte sie mit einem knappen, respektvollen Kopfnicken. Sie wandte sich ab, als wäre er nichts als ein totes Stück Holz, worauf ein uniformierter Steward nahte und ihr auf einem Silbertablett eine Tasse Kaffee anbot. Dann erschauderte sie kurz in der kühlen Morgenluft und zog sich in den Salon zurück.

»Ganz schön beeindruckend, was?« sagte Broadmoor lächelnd, als er Pitts ehrfürchtige Miene sah.

»Ich muß zugeben, daß ich noch nie so eine Frau gesehen habe.«

»Boudicca Dorsett, eine der drei Töchter von Arthur. Ein paarmal im Jahr kreuzt sie unverhofft mit ihrer schicken Jacht hier auf.«

Das ist also die dritte Schwester, dachte Pitt. Perlmutters Worten zufolge war sie ziemlich rücksichtslos, dazu hart und kalt wie Gletschereis. Nachdem er Dorsetts dritte Tochter zu Gesicht bekommen hatte, konnte Pitt kaum glauben, daß Maeve demselben Schoß entstammte wie Deirdre und Boudicca. »Zweifellos, um die Sklavenarbeiter zu höherer Leistung anzutreiben und die Ausbeute zu zählen.«

»Weder noch«, erwiderte Broadmoor. »Boudicca leitet den Sicherheitsdienst des Unternehmens. Ich habe gehört, daß sie eine Mine nach der anderen besucht und auf personelle und organisatorische Schwächen überprüft.«

»Dann dürfte der schmucke John Merchant vermutlich besonders wachsam sein, wenn sie da ist und seine Sicherheitsvorkehrungen unter die Lupe nimmt«, sagte Pitt. »Er wird sich alle Mühe geben, seine Chefin zu beeindrucken, und noch mehr darauf achten, daß die Wachen auf Zack sind.«

»Um so vorsichtiger müssen wir sein«, pflichtete Broadmoor ihm bei. Er deutete mit dem Kopf zu den Wachmännern, die am Kai

warteten, um die Fischerboote zu untersuchen. »Sehen Sie sich das an. Sechs Mann. Normalerweise sind es nie mehr als zwei. Der mit dem Medaillon um den Hals ist für den Kai zuständig. Crutcher heißt er. Ein mieser Kerl.«

Pitt warf einen prüfenden Blick auf die Wachen, um festzustellen, ob einer der Männer darunter war, die Stokes' Wasserflugzeug umstellt hatten. Inzwischen war Ebbe, so daß er zum Kai aufblicken mußte. Am meisten beunruhigte ihn der Gedanke, daß ihn der Posten wiedererkennen könnte, den er in John Merchants Büro niedergestreckt hatte. Glücklicherweise sah er kein vertrautes Gesicht.

Die Wachmänner hatten die Waffen über die Schulter gehängt, so daß die Mündungen nach vorn, auf die Fischer, gerichtet waren. Alles nur Schau und Einschüchterungsmanöver, wie Pitt rasch feststellte. Vor den Augen der Seeleute auf einem in der Nähe ankernden Frachter würden sie niemanden erschießen. Als Broadmoors Rudergänger das Fischerboot vorsichtig an die Dalben steuerte, trat Crutcher, ein arrogant und abgebrüht wirkender junger Mann, der nicht älter als sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahre sein konnte, an den Rand des Kais. Broadmoor warf eine Leine aus, die auf den Kampfstiefeln des Wachmanns landete.

»Hallo, da oben. Wie war's, wenn Sie uns vertäuen?«

Der arrogante junge Mann trat die Leine beiseite, so daß sie wieder ins Boot fiel. »Vertäut euch doch selber«, versetzte er.

Ein verkrachter Special-Forces-Mann, dachte Pitt, als er sich die Leine schnappte. In Windeseile kletterte er über eine Leiter zum Kai hinauf, schlang sie um einen kleinen Poller und streifte dabei absichtlich Crutcher.

Crutcher holte aus und versetzte Pitt einen ordentlichen Tritt mit dem Stiefel. Dann packte er ihn an den Hosenträgern und schüttelte ihn heftig durch. »Du stinkender Fischkopf, benimm dich gefälligst.«

Broadmoor erstarrte. Es war ein Trick. Die Haida waren ein friedliches Volk, das nicht so leicht aufbrauste. Doch er befürchtete, daß Pitt sich losreißen und dem unverschämten Posten eine knallen könnte.

Aber Pitt fiel nicht darauf herein. Er reagierte gelassen, rieb sich die schmerzende Stelle am Hintern und warf Crutcher einen unergründlichen Blick zu. Wie zum Gruß nahm er die Pudelmütze ab, so daß die dichten schwarzen Haare zum Vorschein kamen, die er eingeölt und glattgestriegelt hatte, bis sie sich nicht mehr lockten. Dann zuckte er unbekümmert die Achseln, gab sich aber respektvoll.

»'tschuldigung. Ich hab' nicht aufgepaßt.«

»Du kommst mir nicht bekannt vor«, sagte Crutcher mit kaltem Tonfall.

»Ich hab' die Fahrt schon mindestens zwanzigmal gemacht«, sagte Pitt ruhig. »Ich hab' Sie schon oft gesehen. Sie heißen Crutcher. Vor drei Wochen haben Sie mir einen Schlag in den Magen verpaßt, weil ich die Fische zu langsam ausgeladen habe.«

Der Wachmann musterte Pitt einen Moment lang, dann lachte er kurz auf. Es klang wie das Husten eines Schakals. »Wenn du mir noch mal in die Quere kommst, tret' ich dir in den Arsch, daß du quer über den Kanal fliegst.«

Pitt schenkte ihm einen freundlichen, schicksalsergebenen Blick und sprang wieder an Deck. Die übrigen Fischerboote steuerten jetzt die freien Anlegestellen zwischen den Versorgungsschiffen an. Wo nicht genügend Platz war, wurden sie nebeneinander und hintereinander vertäut, worauf die Besatzung des äußeren Bootes die Fracht über das Deck des am Kai liegenden hinweg an Land brachte. Pitt mischte sich unter die Fischer und reichte die Kisten mit den gefangenen Lachsen zu einem Mann aus Broadmoors Besatzung hinauf, der sie auf flachen, an eine kleine, achträdrige Zugmaschine angekoppelten Karren verstaute. Es war Schwerstarbeit, und schon nach kurzer Zeit taten ihm Arme und Rücken weh. Pitt biß die Zähne zusammen. Er wußte, daß er sich keine Schwäche anmerken lassen durfte, weil die Wachen sofort Verdacht geschöpft hätten, wenn er die mit Eis und Fischen gefüllten Kisten nicht ebenso mühelos herumschleppte wie die Haida.

Zwei Stunden später waren die Karren beladen. Daraufhin saßen vier Wachmänner und sämtliche Fischer auf, und der Schleppzug rollte in Richtung Bergwerkskantine los. Am Tunneleingang wur-

den sie angehalten und in ein kleines Gebäude getrieben, wo sie sich bis auf die Unterwäsche ausziehen mußten. Dann durchsuchte man ihre Kleidung und röntgte jeden. Bis auf einen Fischer, der aus Gedankenlosigkeit ein großes Messer im Stiefel stecken hatte, durften alle passieren. Pitt fand es seltsam, daß man ihm das Messer wiedergab und ihn zum Boot zurückschickte, statt es einfach sicherzustellen. Die anderen durften sich anziehen, auf die Karren steigen und zum Grubengelände fahren.

»Normalerweise müßte man doch meinen, daß sie einen beim Verlassen des Geländes nach versteckten Diamanten durchsuchen, aber nicht beim Betreten«, sagte Pitt.

»Machen Sie auch«, erklärte Broadmoor. »Wenn wir aus der Mine kommen, müssen wir die gleiche Prozedur noch mal über uns ergehen lassen. Dieses Durchleuchten beim Betreten ist nur eine Warnung, daß es sich nicht lohnt, eine Handvoll Diamanten zu schlucken und sie herauszuschmuggeln.«

Der durch die Abraumhalde führende Betontunnel war einen halben Kilometer lang, etwa fünf Meter hoch und zehn Meter breit, groß genug selbst für schwere Lastwagen, mit denen man Arbeiter und Geräte zwischen Mine und Kai hin und her transportierte. Lange Reihen von Neonröhren sorgten für die nötige Beleuchtung. Auf halber Strecke zweigten Nebentunnel ab, die etwa halb so groß wie der Hauptgang waren.

»Wo führen die hin?« fragte Pitt Broadmoor.

»Die gehören zum Sicherheitssystem. Sie führen rund um die ganze Anlage und stecken voller elektronischer Spürgeräte.«

»Wachposten, Waffen, dazu zahllose Alarmanlagen. Ein Riesenaufwand, möchte man meinen, bloß um zu verhindern, daß ein paar Diamanten vom Gelände geschmuggelt werden.«

»Dafür würde auch die Hälfte reichen. Aber man möchte nicht, daß illegale Arbeiter aufs Festland flüchten. Das wurde mit den korrupten kanadischen Beamten so vereinbart.«

Rege Betriebsamkeit herrschte rundum, als sie den Tunnel auf der anderen Seite verließen und auf das eigentliche Minengelände kamen. Der Schlepperfahrer bog auf eine Asphaltstraße ab, die um eine riesige Grube herumführte – der alte Vulkanschlot. Dann steu-

erte er einen niedrigen, an eine Nissenhütte erinnernden Betonbau an und hielt an einer langen Laderampe.

Ein Mann in einem pelzbesetzten Mantel, unter dem er eine weiße Kochkluft trug, öffnete die Tür zu einem Lagerhaus, in dem die Nahrungsmittel aufbewahrt wurden. Er winkte Broadmoor zu. »Schön, Sie zu sehen, Mason. Sie kommen gerade recht. Wir haben nur noch zwei Kisten Kabeljau.«

»Wir haben so viel Fisch mitgebracht, daß Ihre Arbeiter Schuppen davon kriegen.« Broadmoor wandte sich um und sagte leise zu Pitt: »Dave Anderson leitet die Küche für die Schürfer. Ein anständiger Kerl, trinkt aber zuviel Bier.«

»Der Tiefkühlraum ist offen«, sagte Anderson. »Paßt auf, daß ihr die Kisten richtig stapelt. Beim letztenmal sind Flundern zwischen den Lachs geraten. So was ruiniert mir den Speiseplan.«

»Ich habe Ihnen was Besonderes mitgebracht. Fünfzig Kilo Elchsteaks.«

»Sie sind in Ordnung, Mason. Wegen Ihnen kaufe ich auch keinen gefrorenen Fisch auf dem Festland«, erwiderte der Koch mit einem breiten Lächeln. »Wenn ihr die Kisten verstaut habt, könnt ihr alle in die Kantine kommen. Bis dahin haben meine Jungs das Frühstück fertig. Sobald ich mir euren Fang angesehen habe, stell' ich euch einen Scheck aus.«

Nachdem die Holzkisten mit den Fischen im Tiefkühlraum verstaut waren, marschierten die Haida-Fischer, gefolgt von Pitt, in die warme Kantine. Sie stellten sich an der Serviertheke an und bekamen Eier mit Würstchen und Pfannkuchen vorgesetzt. Als sie sich an einem riesigen Behälter Kaffee holten, blickte Pitt sich um und musterte die an den anderen Tischen sitzenden Männer. Die vier in eine Wolke aus Zigarettenqualm gehüllten Wachmänner unterhielten sich in der Nähe der Tür. Ansonsten befanden sich hauptsächlich chinesische Schürfer in dem Saal, annähernd hundert Mann, die frisch von der Nachtschicht kamen. Etwas abseits, in einer Art privatem Speiseraum, saßen zehn Männer, die Pitt für Ingenieure und Aufseher hielt, um einen runden Tisch.

»Wer von denen ist der unzufriedene Angestellte?« fragte er Broadmoor.

Broadmoor deutete mit dem Kopf zu der Tür, die in die Küche führte. »Er wartet draußen bei den Müllcontainern.«

Pitt starrte den Indianer an. »Wie haben Sie das denn gedeichselt?«

Broadmoor lächelte verschmitzt. »Wir Haida können uns auch ohne Glasfaserkabel verständigen.«

Pitt hakte nicht nach. Dazu war jetzt keine Zeit. Unauffällig ging er zur Küche, ohne die Wachen aus dem Auge zu lassen. Keiner der Köche oder Küchengehilfen blickte auf, als er sich zwischen den Öfen und Spülbecken hindurch zum Hinterausgang begab und draußen die Treppe hinunterstieg. Die großen, eisernen Müllcontainer rochen nach fauligem Gemüse.

Pitt blieb in der klaren, kalten Luft stehen, ohne genau zu wissen, was ihn erwartete.

Eine hoch aufgeschossene Gestalt trat hinter einem Container hervor und kam auf ihn zu. Der Mann trug einen gelben Overall, dessen Beine unterhalb der Knöchel mit Erde verkrustet waren, einer eigenartig bläulichen Erde. Er hatte einen Schutzhelm auf dem Kopf, und das Gesicht war durch eine Art Atemmaske mit Luftfilter verdeckt. Ein Bündel klemmte unter seinem Arm. »Soviel ich weiß, interessieren Sie sich für unser Bergwerk«, sagte er leise.

»Ja. Ich heiße -«

»Namen spielen keine Rolle. Wir haben nicht viel Zeit, wenn Sie die Insel mit den anderen Fischern verlassen wollen.« Er holte das Bündel unter dem Arm hervor, rollte es auf und reichte Pitt einen Overall, eine Atemmaske und einen Schutzhelm. »Ziehen Sie das an und folgen Sie mir.«

Pitt schwieg und tat, wie ihm geheißen. Er glaubte nicht, daß es sich um eine Falle handelte. Wenn er aufgeflogen wäre, hätte ihn das Sicherheitspersonal jederzeit festnehmen können, seit er den Fuß an Land gesetzt hatte. Pflichtschuldig zog er den Reißverschluß an der Vorderseite des Overalls hoch, schnallte den Kinnriemen des Schutzhelms fest, rückte die Atemmaske zurecht und folgte dem Mann, der ihm, wie er hoffte, die Ursache des mysteriösen Massensterbens zeigen konnte.

23

Pitt begleitete den geheimnisvollen Bergbauingenieur über eine Straße in ein modernes, aus Fertigteilen errichtetes Gebäude, in dem sich eine Reihe von Aufzügen befanden, mit denen die Arbeiter in den Schacht einfuhren. Mit den beiden größeren wurden die chinesischen Arbeiter befördert, der kleinere Fahrstuhl dahinter war ausschließlich dem Führungspersonal vorbehalten. Es war ein Otis-Lift, technisch auf dem allerneuesten Stand. Ruhig, geräuschlos und ohne daß man das Gefühl hatte zu fallen, glitt er nach unten.

»Wie tief fahren wir?« fragte Pitt, dessen Stimme durch die Atemmaske gedämpft wurde.

»Fünfhundert Meter«, erwiderte der Bergmann.

»Wozu die Schutzmasken?«

»Weil Kunghit Island infolge des Vulkanausbruchs in grauer Vorzeit mit lauter Bimsstein durchsetzt ist. Durch die Erschütterungen beim Abbau kann Bimsstaub aufgewirbelt werden, und der richtet in der Lunge allerhand Schaden an.«

»Ist das der einzige Grund?« fragte Pitt.

»Nein«, erwiderte der Ingenieur. »Ich will Ihr Gesicht nicht sehen. Falls jemand Verdacht schöpfen sollte, überstehe ich so den Lügendetektortest, dem wir uns auf Geheiß des Sicherheitschefs regelmäßig unterziehen müssen.«

»Der schmucke John Merchant«, sagte Pitt lächelnd.

»Kennen Sie John?«

»Wir sind uns begegnet.«

Der andere zuckte die Achseln, gab aber keinen Kommentar ab.

Als sie sich dem Boden des Schachtes näherten, drang ein seltsames Summen an Pitts Ohren. Bevor er sich danach erkundigen konnte, blieb der Fahrstuhl stehen, und die Tür glitt auf. Er wurde durch einen Stollen zu einem Aussichtsbalkon geführt, unter dem sich fünfzig Meter tief eine riesige Abbaugrube erstreckte. Dort unten sah es ganz und gar nicht so aus, wie man sich ein Bergwerk vorstellte. Nirgendwo erzgefüllte Loren, die von kleinen E-Loks über

schmale Gleise gezogen wurden, weder Bohrmaschinen noch Sprengstoff, keinerlei Bagger oder Bulldozer. Das hier, so wurde Pitt klar, war ein mit viel Geld ausgestattetes, nach neuesten technischen Erkenntnissen aufgezogenes und durchorganisiertes Unternehmen, in dem Menschen nur mehr als Hilfsarbeiter gebraucht wurden. Alles andere erledigten Computer. Das einzige schwere Gerät, das es hier zu sehen gab, war die große Stahlkonstruktion über der Grube, an der die Förderkörbe mit der diamanthaltigen Blauerde nach oben gehievt und in die Gebäude transportiert wurden, in denen man die Steine herausschürfte.

Der Ingenieur drehte sich um und schaute ihn mit seinen grünen Augen an. »Mason hat nicht verraten, wie Sie heißen oder wofür Sie stehen. Und ich will es auch nicht wissen. Er hat lediglich gesagt, daß Sie den Ursprung der tödlichen Schallwellen aufspüren wollen, die sich unter Wasser fortpflanzen.«

»Das stimmt. Da draußen auf See und entlang der Küsten sind unzählige Meerestiere und Hunderte von Menschen unter rätselhaften Umständen ums Leben gekommen.«

»Und Sie glauben, daß dieser Schall von hier ausgeht?«

»Ich glaube, daß die Mine auf Kunghit nur einer von vier Ausgangspunkten ist.«

Der Ingenieur nickte wissend. »Die Kommandeurinseln im Beringmeer, die Osterinsel und Gladiator Island in der Tasmansee sind die drei anderen.«

»Haben Sie geraten?«

»Ich weiß es. Dort wird mit den gleichen Ultraschallwellen geschürft wie hier.« Der Ingenieur deutete über die Grube hinweg. »Früher haben wir Stollen in den Berg getrieben und so die großen Diamantvorkommen erschlossen. Etwa auf die gleiche Art, wie man einer Goldader folgt. Aber nachdem Dorsetts Wissenschaftler und Ingenieure eine neue Abbautechnik entwickelt haben, mit der man bei wesentlich geringerem Zeitaufwand viermal so viele Steine fördern kann, hat man die alte Methode innerhalb kürzester Zeit aufgegeben.«

Pitt beugte sich über das Geländer und blickte auf den Grund der Grube hinab. Große, roboterartige Fahrzeuge rammten lange Ge-

stänge in die Blauerde. Dann entstand eine Art Vibration, die sich auf Pitts Beine übertrug und seinen ganzen Körper erschütterte. Fragend schaute er den Ingenieur an.

»Der diamanthaltige Felsboden wird durch extrem starke, pulsierende Schallwellen aufgebrochen.« Der Ingenieur hielt inne und deutete auf einen großen Betonbau, an dem sich keinerlei Fenster befanden. »Sehen Sie das Gebäude auf der Südseite der Grube?«

Pitt nickte.

»Ein Kernkraftwerk. Man braucht gewaltige Energiemengen, um die zehn bis zwanzig Schallimpulse pro Sekunde zu erzeugen, die nötig sind, um den felsenharten Boden zu durchdringen und aufzubrechen.«

»Des Rätsels Lösung.«

»Wie das?« fragte der Ingenieur.

»Der durch diese Geräte erzeugte Schall breitet sich ins Meer aus. Wenn es zu einer Konvergenz mit den Wellen kommt, die von den anderen Dorsettschen Minen rund um den Pazifik ausgestrahlt werden, wird der Schall so stark, daß er jegliches Leben innerhalb eines großen Gebietes vernichten kann.«

»Bislang eine ganz interessante Theorie. Aber etwas fehlt noch.«

»Sie glauben nicht daran?«

Der Ingenieur schüttelte den Kopf. »Die Schallwellen, die da unten erzeugt werden, könnten auf drei Kilometer Entfernung nicht einmal eine Sardine umbringen. Die Ultraschallbohrer arbeiten mit einer Frequenz von sechzig- bis achtzigtausend Hertz beziehungsweise Schwingungen pro Sekunde. In diesem Frequenzbereich werden Schallwellen vom Salz im Meer absorbiert, ehe sie sich groß ausbreiten können.«

Pitt musterte den Ingenieur. Er wollte ergründen, woher er kam, doch abgesehen von den grünen Augen und ein paar grauen Haarsträhnen, die unter dem Schutzhelm hervorhingen, konnte er lediglich feststellen, daß er etwa genauso groß wie er, aber etwa zehn Kilo schwerer war. »Woher soll ich wissen, daß Sie mich nicht in die Irre führen?«

Pitt konnte das verkniffene Lächeln hinter der Atemschutz-

maske nicht sehen, aber er spürte es. »Kommen Sie mit«, sagte der Ingenieur. »Ich zeige Ihnen des Rätsels Lösung.« Er geleitete Pitt zurück zum Fahrstuhl, stieg mit ihm ein und reichte ihm einen Schallschutzhelm, bevor er auf den Knopf drückte. »Nehmen Sie den Schutzhelm ab und setzen Sie den hier auf. Sorgen Sie dafür, daß er eng anliegt, sonst bekommen Sie Schwindelanfälle. Er enthält ein kleines Funkgerät, so daß wir uns unterhalten können, ohne daß wir schreien müssen.«

»Wo fahren wir hin?« fragte Pitt.

»In einen Vortriebstollen unter der eigentlichen Grube. Durch den erkunden wir, wo sich die größten Lagerstätten befinden.«

Die Tür ging auf, und sie traten in einen aus dem Vulkangestein gehauenen und mit massiven Holzstützen gesicherten Stollen. Pitt nahm unwillkürlich die Hände hoch und preßte sie an die Schläfen. Die Geräusche drangen zwar nur gedämpft durch, aber er spürte ein seltsames Vibrieren am Trommelfell.

»Können Sie mich hören?« fragte der Ingenieur.

»Ich höre Sie«, antwortete Pitt über das kleine Helmmikrofon. »Aber es summt ziemlich.«

»Daran werden Sie sich gewöhnen.«

»Was ist das?«

»Kommen Sie. Noch hundert Meter durch diesen Stollen, dann zeig' ich Ihnen, was Ihrer Theorie noch fehlt.«

Pitt marschierte hinter dem Ingenieur her, bis sie zu einem Nebenstollen kamen, der durch keinerlei Stützholz gesichert war. Das Vulkangestein an den Wänden des tunnelartigen Gangs war so glatt, als hätte es ein gigantisches Bohrgerät abgeschliffen.

»Eine sogenannte Thurston-Röhre«, sagte Pitt. »Ich habe auf der Hauptinsel von Hawaii mal eine gesehen.«

»Manche Laven, die stark basalthaltigen zum Beispiel, bilden dünne Ströme, die man *Pahoehoe* nennt. Sie fließen seitlich ab und haben eine glatte Oberfläche«, erklärte der Ingenieur. »Wenn die Lava sich der Erdoberfläche nähert, kühlt sie ab, worauf die tieferen, wärmeren Ströme nachquellen, bis sie sich einen Weg nach draußen gebahnt haben. Dadurch entstehen Kammern beziehungsweise Röhren, wie wir sie nennen. Und diese Lufttaschen bilden

Resonanzkörper für die Ultraschallwellen, mit denen weiter oben das Gestein abgebaut wird.«

»Was passiert, wenn ich den Helm abnehme?«

Der Ingenieur zuckte die Achseln. »Nur zu, aber das wird Ihnen nicht bekommen.«

Pitt hob den Schallschutzhelm ein Stück an, bis seine Ohren nicht mehr bedeckt waren. Nach etwa einer halben Minute verlor er jegliche Orientierung und mußte sich an der Wand abstützen, um nicht hinzufallen. Anschließend wurde ihm furchtbar übel. Der Ingenieur streckte den Arm aus und stülpte ihm den Helm wieder über den Kopf. Dann legte er den Arm um Pitts Taille und hielt ihn aufrecht.

»Zufrieden?« fragte er.

Pitt atmete tief durch. Das Schwindelgefühl und die Übelkeit legten sich nach kurzer Zeit. »Ich mußte den Schmerz am eigenen Leib erfahren. Jetzt habe ich eine ungefähre Vorstellung davon, was die armen Teufel erdulden mußten, bevor sie starben.«

Der Ingenieur geleitete ihn zum Fahrstuhl zurück. »Alles andere als angenehm. Je tiefer wir graben, desto schlimmer wird es. Als ich einmal ohne Gehörschutz hierhergekommen bin, hatte ich eine Woche lang Kopfschmerzen.«

Als der Aufzug nach oben fuhr, hatte Pitt sich wieder vollkommen erholt. Nur seine Ohren klingelten noch. Jetzt wußte er Bescheid. Er kannte die Ursache des akustischen Todes. Er wußte, weshalb die Schallwellen sich so verheerend auswirkten. Er wußte, wie man sie unterbinden konnte – und dieses Wissen beflügelte ihn.

»Jetzt verstehe ich. Die Luftkammern in der Lava sind der Resonanzkörper, durch die die Ultraschallimpulse auf den Fels übertragen werden und ins Meer abstrahlen, so daß gewaltige Energie freigesetzt wird.«

»Das ist die Lösung.« Der Ingenieur nahm den Helm ab und fuhr mit der Hand durch seine schütteren grauen Haare. »Die Resonanz plus die Stärke der Schallwellen erzeugt eine unglaubliche Energie, mehr als genug, um alles Leben zu vernichten.«

»Warum riskieren Sie Ihren Arbeitsplatz und möglicherweise Ihr Leben, um mir das zu zeigen?«

Der Ingenieur schaute ihn mit glühenden Augen an und schob die Hände tief in die Hosentaschen seines Overalls. »Ich arbeite nicht gern für Leute, denen ich nicht trauen kann. Männer wie Arthur Dorsett schaffen nur Ärger und Elend – Sie können es förmlich an ihm riechen, falls Sie ihm jemals begegnen sollten. Das ganze Unternehmen hier stinkt, genau wie seine anderen Förderstätten. Die armen chinesischen Arbeiter werden angetrieben, bis sie umfallen. Sie kriegen gute Verpflegung, verdienen aber keinen Cent und müssen achtzehn Stunden am Tag in der Grube schuften. In den letzten zwölf Monaten sind zwanzig bei Unfällen umgekommen, weil sie zu müde waren, um zu reagieren und dem schweren Gerät auszuweichen. Wozu müssen wir vierundzwanzig Stunden am Tag Diamanten schürfen, wenn es weltweit einen Überschuß an diesen verdammten Steinen gibt? Sosehr man sich auch an De Beers' Monopolstellung stoßen mag, eins muß man ihnen lassen: Sie halten die Fördermenge bewußt niedrig, damit die Preise hoch bleiben. Nein, Dorsett plant irgend etwas Oberfaules, um den Markt zu schädigen. Ich würde einen Jahreslohn dafür geben, wenn ich wüßte, was in seinem teuflischen Hirn vorgeht. Jemand wie Sie, dem das ganze Ausmaß des Schreckens klar ist, den wir hier verursachen, kann vielleicht etwas gegen Dorsett unternehmen, ehe er weitere hundert Unschuldige umbringt.«

»Was hält Sie davon ab, die Sache auffliegen zu lassen?« fragte Pitt.

»Leichter gesagt, als getan. Jeder Wissenschaftler und Ingenieur in leitender Funktion hat einen knallharten Vertrag unterschrieben. Keine Leistung, kein Lohn. Und wenn wir klagen, inszenieren Dorsetts Anwälte eine solche Vernebelungsaktion, daß kein Mensch mehr durchblickt. Ebensowenig nutzt es, wenn die Mounties etwas von dem Gemetzel an den chinesischen Arbeitern und von dem Vertuschungsmanöver erfahren. Erstens kann Dorsett behaupten, er hätte von nichts gewußt, und zweitens wird er garantiert dafür sorgen, daß wir uns alle wegen gemeinschaftlicher fahrlässiger Tötung vor Gericht verantworten müssen. Tatsache ist, daß wir die Insel laut Dienstplan in vier Wochen verlassen sollen. Wir haben den Auftrag, die Mine eine Woche vorher stillzulegen. Erst dann erhalten wir unseren Lohn und werden weggebracht.«

»Warum besorgen Sie sich kein Boot und setzen sich gleich ab?«

»Daran haben wir auch schon gedacht. Bis unser Betriebsleiter genau das probiert hat«, sagte der Ingenieur langsam. »Laut den Briefen, die wir von seiner Frau bekommen haben, ist er nicht zu Hause angekommen, und er wurde nie mehr gesehen.«

»Dorsett führt ein strenges Regiment.«

»Wie ein lateinamerikanischer Drogenbaron.«

»Warum will er die Mine stillegen, wenn sie nicht erschöpft ist?«

»Ich habe keine Ahnung. Dorsett hat die Daten vorgegeben. Offensichtlich plant er etwas, in das er seine Lohnknechte nicht einzuweihen gedenkt.«

»Woher will Dorsett wissen, daß keiner von Ihnen redet, sobald Sie auf dem Festland sind?«

»Jeder weiß, daß wir alle ins Gefängnis wandern, wenn einer von uns redet.«

»Und die chinesischen Arbeiter?«

Mit ausdruckslosem Blick starrte er Pitt über die Atemschutzmaske hinweg an. »Ich habe den Verdacht, daß man sie in der Mine zurücklassen wird.«

»Begraben?«

»Wer Dorsett kennt, weiß, daß er den Lakaien vom Sicherheitsdienst den Auftrag erteilen würde, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.«

»Sind Sie dem Mann mal begegnet?« fragte Pitt.

»Einmal, aber das hat mir gereicht. Seine Tochter, der Männerkiller, ist genauso schlimm wie er.«

»Boudicca.« Pitt lächelte verkrampft. »Ist das ihr Spitzname? Männerkiller?«

»Stark wie ein Ochse ist die«, sagte der Ingenieur. »Ich habe gesehen, wie sie ein ausgewachsenes Mannsbild mit einem Arm hochgehoben hat.«

Ehe Pitt weitere Fragen stellen konnte, war der Fahrstuhl oben im Hauptgebäude angelangt. Der Ingenieur ging nach draußen und warf einen Blick auf einen vorbeifahrenden Ford-Kleinbus. Pitt folgte ihm, als er um die Kantine herumging und hinter den Müllcontainern stehenblieb.

Der Ingenieur deutete mit dem Kopf auf Pitts Overall. »Das Zeug gehört einem Geologen, der mit einer Grippe im Bett liegt. Ich muß es zurückbringen, bevor er es vermißt und Fragen stellt.«

»Klasse«, murmelte Pitt. »Vermutlich habe ich mir über die Atemmaske die Grippe geholt.«

»Ihre Indianerfreunde sind bereits zu den Booten zurückgekehrt.« Der Ingenieur deutete zur Laderampe. Der Schlepper mit den Karren war weg. »Der Kleinbus, der gerade an dem Gebäude mit den Aufzügen vorbeigefahren ist, befördert unser Personal. Er müßte in ein paar Minuten zurückkommen. Halten Sie ihn an und sagen Sie dem Fahrer, daß er Sie durch den Tunnel bringen soll.«

Pitt schaute den Ingenieur zweifelnd an. »Meinen Sie nicht, daß er mich fragt, warum ich nicht mit den anderen Haida aufgebrochen bin?«

Der Ingenieur holte ein Notizbuch und einen Stift aus der Hosentasche seines Overalls und kritzelte ein paar Worte darauf. Er riß das Blatt ab, faltete es zusammen und reichte es Pitt. »Geben Sie ihm das hier. Damit kommen Sie garantiert durch. Ich muß wieder an meinen Arbeitsplatz, ehe die Gorillas des schmucken John Verdacht schöpfen.«

Pitt schüttelte ihm die Hand. »Ich bin dankbar für Ihre Hilfe. Sie haben ein großes Risiko auf sich genommen, als Sie einen wildfremden Menschen in die Geheimnisse von Dorsett Consolidated eingeweiht haben.«

»Wenn ich verhindern kann, daß weiterhin unschuldige Menschen ums Leben kommen, war es das Risiko wert.«

»Viel Glück«, sagte Pitt.

»Ihnen auch.« Der Ingenieur wollte weggehen. Dann fiel ihm noch etwas ein, und er drehte sich wieder um. »Noch eins, bloß aus Neugier. Ich habe neulich gesehen, wie der Kampfhubschrauber ein Wasserflugzeug verfolgt hat. Er ist nicht mehr zurückgekommen.«

»Ich weiß«, sagte Pitt. »Er hat einen Berg gerammt und ist verbrannt.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich war in dem Wasserflugzeug.«

Der Ingenieur warf ihm einen merkwürdigen Blick zu. »Und was ist aus Malcolm Stokes geworden?«

Pitt wurde mit einemmal klar, daß er den Undercover-Agenten vor sich hatte, den Stokes erwähnt hatte. »Ein Metallsplitter hat sich in seine Lunge gebohrt. Aber er wird's überleben und seine Pension genießen können.«

»Freut mich für ihn. Malcolm ist tüchtig. Er hat eine großartige Familie.«

»Eine Frau und fünf Kinder«, sagte Pitt. »Das hat er mir aber erst nach dem Absturz erzählt.«

»Sie sind also mit knapper Not davongekommen, haben aber gleich wieder Kopf und Kragen riskiert.«

»Nicht besonders schlau, was?«

Der Ingenieur lächelte. »Nein, vermutlich nicht.« Dann wandte er sich ab, ging zu dem Gebäude, in dem sich die Aufzüge befanden, und verschwand.

Fünf Minuten später tauchte der Kleinbus auf, und Pitt hielt ihn an. Der Fahrer, der die gleiche Uniform trug wie das Wachpersonal, musterte Pitt argwöhnisch. »Wo kommst du denn her?« fragte er.

Achselzuckend reichte Pitt ihm den zusammengefalteten Zettel.

Der Fahrer las ihn, knüllte ihn zusammen und warf ihn auf den Boden. »Na schön, setz dich. Ich bring dich zum Kontrollpunkt auf der anderen Seite vom Tunnel.«

Pitt nahm hinter dem Fahrer Platz, als dieser die Tür schloß und den Gang einlegte, bückte sich dann unauffällig und hob den zusammengeknüllten Zettel auf.

Darauf stand:

Der Haida-Fischer war auf dem Klo und wurde von seinen Freunden versehentlich zurückgelassen. Sehen Sie bitte zu, daß er zum Kai kommt, bevor die Fischerboote ablegen.

C. Cussler

Leitender Ingenieur

24

Der Fahrer hielt vor dem Wachhaus, wo Pitt zum zweitenmal an diesem Morgen von Kopf bis Fuß durchleuchtet wurde. Der für die Untersuchung verantwortliche Arzt nickte, als er die Checkliste abhakte.

»Keine Diamanten im Leib, Großer«, sagte er und unterdrückte ein Gähnen.

»Wer braucht die schon?« versetzte Pitt gleichgültig. »Steine kann man nicht essen. Sie sind der Fluch des weißen Mannes. Indianer bringen einander wegen Diamanten nicht um.«

»Du bist spät dran, stimmt's? Deine Stammesbrüder sind schon vor zwanzig Minuten durchgekommen.«

»Ich bin eingeschlafen«, sagte Pitt und schlüpfte hastig in seine Kleidung.

Dann stürmte er los und rannte zum Kai. Fünfzig Meter vor dem Ende des Anlegers wurde er langsamer und blieb dann ratlos und betroffen stehen. Die Fischfangflotte der Haida war bereits gute fünf Kilometer draußen im Kanal. Er war allein und wußte nicht, wohin.

Gegenüber der Dorsettschen Jacht lag ein schwerer Frachter am Kai, der gerade die letzte Ladung löschte. Er drückte sich um die auf großen Holzkufen ruhenden Container herum, die aus den Laderäumen gehievt wurden, mischte sich unter die Schauerleute und versuchte zur Gangway zu gelangen. Er hatte bereits die Hand am Geländer und den Fuß auf der untersten Stufe, doch weiter kam er nicht.

»Stehengeblieben, Fischer«, ertönte unmittelbar hinter ihm eine ruhige Stimme. »Hast wohl dein Boot verpaßt, was?«

Langsam drehte Pitt sich um und erstarrte, während sein Herz einen Takt schneller schlug. Crutcher, dieser Sadist, lehnte an einer Kiste, die eine große Pumpe enthielt, und rauchte lässig einen Zigarrenstumpen. Neben ihm stand ein Wachmann, der die Mündung seines M-1-Sturmgewehrs auf Pitts Leib angelegt hatte. Es war der Posten, den Pitt in Merchants Büro niedergeschlagen hatte. Pitts

Puls ging noch schneller, als der schmucke John Merchant höchstpersönlich hinter dem Wachmann hervortrat und ihn mit kaltem Blick musterte, einem Blick, aus dem das ganze Machtbewußtsein des Mannes sprach, der hier Herr über Leben und Tod war.

»Nun denn, Mr. Pitt, Sie sind ein hartnäckiger Mann.«

»Ich hab' ihn sofort wiedererkannt, als er in den Kleinbus gestiegen ist.« Der Posten grinste genüßlich, trat einen Schritt vor und rammte Pitt den Lauf seiner Waffe in den Bauch. »Ein kleines Dankeschön für den Schlag, den du mir verpaßt hast, als ich nicht drauf vorbereitet war.«

Pitt krümmte sich vor Schmerz zusammen, als sich die Mündung der Waffe tief in seine Flanke bohrte. Er blickte zu dem grinsenden Posten auf und stieß mit zusammengebissenen Zähnen hervor: »Ein Nichtsnutz, wie er im Buche steht.«

Der Posten hob die Waffe und wollte Pitt erneut schlagen, doch Merchant hielt ihn zurück. »Das reicht, Elmo. Du kannst ihn dir vornehmen, nachdem er erklärt hat, weshalb er hier immer wieder einzudringen versucht.« Mit bedauernder Miene schaute er Pitt an. »Sie müssen Elmo entschuldigen. Er hat instinktiv das Bedürfnis, Leuten weh zu tun, denen er nicht traut.«

Verzweifelt dachte Pitt über eine Fluchtmöglichkeit nach. Aber es gab keinen Ausweg, es sei denn, er sprang ins eisige Wasser und starb an Unterkühlung, wenn er nicht – was weitaus wahrscheinlicher war – vorher von Elmos Schnellfeuergewehr zu Fischfutter zerschrotet wurde.

»Sie müssen eine lebhafte Phantasie haben, wenn Sie mich für gefährlich halten«, murmelte Pitt, der vor allem Zeit gewinnen wollte.

Merchant nahm sich in aller Ruhe eine Zigarette aus einem Goldetui und zündete sie mit einem dazu passenden Feuerzeug an. »Seit unserer letzten Begegnung habe ich mich genau über Sie erkundigt, Mr. Pitt. Sie als gefährlich zu bezeichnen wäre, gelinde gesagt, eine Untertreibung. Sie sind nicht unbefugt auf das Betriebsgelände von Dorsett Consolidated eingedrungen, um Fische und Seetang zu untersuchen. Sie sind aus einem anderen, zwielichtigeren Grund hier. Ich kann nur hoffen, daß Sie Ihre Anwesenheit erklären können,

und zwar plausibel und ohne weitere Hinhaltemanöver und Schauspielerei.«

»Schade, daß ich Sie enttäuschen muß«, stieß Pitt zwischen zwei tieferen Atemzügen hervor. »Aber ich fürchte, Sie werden nicht zu Ihrem miesen Verhör kommen.«

Merchant ließ sich nicht so leicht täuschen. Aber er wußte, daß Pitt kein gemeiner Diamantenschmuggler war. Leicht beunruhigt stellte er fest, daß Pitt offenbar keinerlei Angst hatte. Er war neugierig, wenn auch etwas nervös. »Ich muß offen zugeben, daß ich mehr von Ihnen erwartet hätte als einen billigen Bluff.«

Pitt blickte suchend zum Himmel auf. »Jeden Moment müßte eine mit Luft-Boden-Raketen bestückte Düsenjägerstaffel vom Flugzeugträger *Nimitz* über uns hinwegdonnern.«

»Ein in Diensten einer obskuren US-Behörde stehender Beamter soll einen Angriff auf kanadischem Boden befehlen können? Das glaube ich nicht.«

»Was mich angeht, haben Sie recht«, sagte Pitt. »Aber mein Chef, Admiral James Sandecker, hat durchaus die nötigen Beziehungen, um einen Luftangriff zu veranlassen.«

Einen Moment lang dachte Pitt, Merchant nehme ihm die Geschichte ab. Der Sicherheitschef wirkte zunächst unschlüssig. Dann grinste er, trat einen Schritt vor und schlug Pitt mit dem Handrücken heftig auf den Mund. Pitt torkelte zurück. Er spürte, wie ihm das Blut aus den Lippen quoll.

»Das Risiko gehe ich ein«, sagte Merchant spöttisch. Mit angewiderter Miene wischte er einen Blutspritzer von seinem Lederhandschuh. »Keine Geschichten mehr. Ab jetzt reden Sie nur noch, wenn ich von Ihnen eine Antwort hören will.« Er wandte sich an Crutcher und Elmo. »Führt ihn in mein Büro. Wir werden unser Gespräch dort fortsetzen.«

Crutcher drückte Pitt die flache Hand ins Gesicht, so daß er quer über den Kai torkelte. »Ich glaube, wir gehen lieber zu Fuß zu Ihrem Büro, Sir. Unser neugieriger Freund könnte ein bißchen Bewegung brauchen. Vielleicht wird er dann mürbe...«

»Einen Moment!« ertönte eine scharfe Stimme von der Jacht. Boudicca Dorsett hatte sich über die Reling gebeugt und beobach-

tete das Geschehen auf dem Kai. Sie trug einen kurzen Faltenrock, weiße Strümpfe, einen weißen Rollkragenpulli und darüber eine Strickjacke. Ihre Beine steckten in hohen, kalbsledernen Reitstiefeln. Sie warf die langen Haare über die Schulter zurück und deutete auf die Gangway, die vom Kai zum Promenadendeck der Jacht führte. »Bringt den Eindringling an Bord.«

Merchant und Crutcher warfen sich einen nachsichtigen Blick zu, ehe sie Pitt an Bord der Jacht trieben. Elmo stieß ihm das Sturmgewehr ins Kreuz und drängte ihn brutal durch eine Teakholztür in den großen Salon.

Boudicca saß auf der Kante eines Schreibtisches, der aus Treibholz gezimmert war und eine Platte aus italienischem Marmor hatte. Ihr Rock, der sich über den Beinen spannte, war bis zur Schenkelmitte hochgerutscht. Sie war eine kräftige Frau, beinahe maskulin in ihren Bewegungen, und doch besaß sie eine gewisse Sinnlichkeit, strahlte Reichtum und Lebensart aus. Sie war es gewohnt, Männer einzuschüchtern, daher runzelte sie die Stirn, als sie sah, daß Pitt sie kühl und abschätzig musterte.

Ein erstklassiger Auftritt, stellte Pitt fest. Die meisten Männer waren vor Ehrfurcht erstarrt. Merchant, Crutcher und Elmo zum Beispiel konnten den Blick nicht von ihr wenden. Doch Pitt dachte nicht daran, nach ihrer Pfeife zu tanzen. Er tat so, als interessiere er sich nicht für ihre offenkundigen Reize, und ließ den Blick über die luxuriöse Einrichtung und Ausstattung des Salons schweifen.

»Hübsch haben Sie's hier«, sagte er gelassen.

»Halt den Mund, wenn du vor Ms. Dorsett stehst«, versetzte Elmo, hob die Waffe und wollte Pitt einen Kolbenhieb versetzen.

Pitt fuhr herum, stieß das herabsausende Gewehr mit einer Hand beiseite und rammte die andere knapp über dem Schritt in Elmos Bauch. Der Wachmann stöhnte vor Schmerz und Wut auf, krümmte sich vornüber, ließ die Waffe fallen und preßte beide Hände auf den Unterleib.

Ehe jemand reagieren konnte, hob Pitt das Gewehr vom dicken Teppichboden des Salons auf und reichte es dem verdutzten Merchant. »Ich habe es satt, mich ständig von diesem sadistischen Kretin traktieren zu lassen. Nehmen Sie ihn bitte an die Kandare.«

Dann wandte er sich an Boudicca. »Ich weiß, daß es ein bißchen früh ist, aber ich könnte trotzdem einen Drink gebrauchen. Gibt's auf dieser schwimmenden Villa vielleicht einen Tequila?«

Boudicca blieb ruhig und gelassen, musterte Pitt aber neugierig. Sie schaute zu Merchant. »Wo kommt er her?« wollte sie wissen. »Wer ist dieser Mann?«

»Er hat sich als Fischer ausgegeben und unser Sicherheitspersonal genarrt. In Wahrheit ist er ein amerikanischer Agent.«

»Weshalb schnüffelt er in dieser Mine herum?«

»Um das zu erfahren, wollte ich ihn gerade in mein Büro bringen lassen, als Sie uns an Bord gerufen haben.«

Als sie aufstand, überragte sie sämtliche Männer im Salon. Ihre Stimme wurde unglaublich tief und sinnlich, und mit kühlem Blick wandte sie sich an Pitt. »Ihren Namen bitte. Außerdem will ich wissen, was Sie hier zu suchen haben.«

»Sein Name lautet -« begann Merchant.

»Ich will es von *ihm* hören«, fiel sie ihm ins Wort.

»Sie sind also Boudicca Dorsett«, sagte Pitt, ohne auf ihre Frage einzugehen. »Jetzt kenne ich endlich alle drei.«

Sie blickte ihn einen Moment lang forschend an. »Alle drei?«

»Arthur Dorsetts bezaubernde Töchter«, antwortete Pitt.

Ihre Augen funkelten vor Wut. Sie trat zwei Schritte nach vorn, ergriff Pitts Oberarme, drückte zu, beugte sich vor und preßte ihn an die Wand des Salons. Ohne mit der Wimper zu zucken, starrte sie ihn mit ihren schwarzen Augen aus nächster Nähe an. Sie sagte nichts, erhöhte nur den Druck und schob ihn langsam hoch, bis seine Füße kaum mehr den Boden berührten.

Pitt machte sich schwer und spannte den Bizeps an, der sich anfühlte, als wäre er in einem Schraubstock eingeklemmt, der immer fester angezogen wurde. Er konnte kaum glauben, daß jemand über derartige Kräfte verfügt, von einer Frau ganz zu schweigen. Seine Muskeln schmerzten, als würden sie zu Brei zermalmt. Er biß die Zähne zusammen und preßte die blutenden Lippen aufeinander, um nicht aufzuschreien. Da die Blutzufuhr unterbunden war, wurden seine Hände bereits weiß und gefühllos, als Boudicca ihn endlich freigab und zurücktrat.

»Nun denn. Bevor ich Ihnen den Hals umdrehe, sollten Sie mir lieber verraten, wer Sie sind und weshalb Sie das Bergbauunternehmen meiner Familie ausspionieren.«

Pitt mußte sich einen Moment erholen, bis der Schmerz nachließ und er seine Hände und Unterarme wieder spüren konnte. Er war wie betäubt von der unmenschlichen Kraft dieser Frau. »Behandelt man so einen Mann, der Ihre Schwestern vor dem sicheren Tod gerettet hat?« japste er schließlich.

Sie zuckte zusammen, riß die Augen auf und schaute ihn fragend an. »Was reden Sie da? Woher kennen Sie meine Schwestern?«

»Ich heiße Dirk Pitt«, sagte er langsam. »Mein Freund und ich haben Maeve und Deirdre in der Antarktis vor dem Erfrierungstod beziehungsweise vor dem Ertrinken gerettet.«

» Sie ?« Sie spie das Wort förmlich aus.» Sie sind der Mann von der National Underwater and Marine Agency?«

»Genau der.« Pitt ging zu der großzügig ausgestatteten Bar, nahm eine Serviette und wischte sich das Blut von der aufgeplatzten Lippe. Merchant und Crutcher wirkten wie vom Donner gerührt, so als hätten sie all ihre Ersparnisse aufs falsche Pferd gesetzt.

Merchant warf Boudicca einen fassungslosen Blick zu. »Er lügt offensichtlich.«

»Soll ich sie Ihnen beschreiben?« fragte Pitt leichthin. »Maeve ist groß, blond und hat unglaublich blaue Augen. Vom Typ natürlich und naturverbunden.« Er hielt inne und deutete auf das Porträt einer jungen, blonden Frau in einem altmodischen Kleid, die eine Halskette mit einem wachteleigroßen Diamanten trug. »Da hängt ein Bild von ihr.«

»Voll daneben.« Boudicca grinste höhnisch. »Das ist zufällig ein Porträt meiner Urururgroßmutter.«

»Tut nichts zur Sache«, sagte Pitt. Er gab sich gleichgültig, doch er konnte kaum den Blick von dem Porträt lösen, das eine unglaubliche Ähnlichkeit mit Maeve hatte. »Deirdre wiederum hat braune Augen, rote Haare und geht wie ein Fotomodell.«

Nach einer langen Pause sagte Boudicca: »Er muß der sein, für den er sich ausgibt.«

»Das erklärt aber noch lange nicht, warum er hier ist«, hakte Merchant nach.

»Das habe ich Ihnen doch schon bei unserer letzten Begegnung gesagt«, versetzte Pitt. »Ich bin hergekommen, weil ich die Auswirkungen der Chemikalien und Abwässer untersuchen soll, die von der Mine ins Meer geleitet werden.«

Merchant lächelte verkniffen. »Eine phantasievolle Geschichte, aber weit von der Wahrheit entfernt.«

Pitt durfte sich keine Nachlässigkeit erlauben. Er befand sich in gefährlicher Gesellschaft – diese Leute waren verschlagen und mit allen Wassern gewaschen. Bislang hatte er sich durchmogeln können, weil er ihre Reaktionen richtig vorausgesehen hatte, aber es war nur mehr eine Frage von Minuten, bis Boudicca ihm auf die Schliche kommen würde. Es war unvermeidlich – sie wußte bereits so viel, daß sie sich alles Weitere selbst zusammenreimen konnte. Seiner Meinung nach hatte er die Lage besser im Griff, wenn er sich an die Tatsachen hielt.

»Na schön, wenn Sie denn unbedingt die Wahrheit wissen wollen. Ich bin hier, weil die Ultraschallimpulse, mit denen Sie Diamanten schürfen, durch Resonanz zu starken Schallwellen anschwellen, die sich unter Wasser Tausende von Kilometern weit fortpflanzen. Unter bestimmten Bedingungen kommt es zu einer Konvergenz mit den Schallwellen der von den anderen Förderstätten rund um den Pazifik ausgehenden Wellen, so daß im betroffenen Gebiet alles Leben vernichtet wird. Damit sage ich Ihnen natürlich nichts Neues.«

Er hatte Boudicca aus dem Gleichgewicht gebracht. Sie starrte Pitt an, als käme er von einem fremden Stern. »Sie haben vielleicht Ideen«, sagte sie zögernd. »Sie hätten zum Film gehen sollen.«

»Habe ich mir auch schon überlegt«, sagte Pitt. »Aber ich habe weder das Talent von James Wood, noch seh' ich aus wie Mel Gibson.« Auf einem gläsernen Regalbrett an der golden verspiegelten Bar entdeckte er eine Flasche Herradura Silver und goß sich einen Kurzen ein. Ohne Boudicca und die anderen zu beachten, suchte er sich Limonen und einen Salzstreuer, feuchtete mit der Zunge die Mulde zwischen Daumen und Zeigefinger an und streute Salz dar-

auf. Dann kippte er den Tequila, leckte das Salz ab und saugte die Limone aus. »So, jetzt kann's von mir aus weitergehen. Wie gesagt, Ms. Dorsett, Sie wissen besser als ich, welchen Horror diese Todeswellen anrichten. Um ein Haar wären ihnen sogar Ihre Schwestern zum Opfer gefallen. Ich kann es mir also schenken, mich zum Narren zu machen und Sie eigens darüber aufzuklären.«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wovon Sie sprechen.« Sie wandte sich an Merchant und Crutcher. »Dieser Mann ist gefährlich. Ein Sicherheitsrisiko für Dorsett Consolidated Mining. Schaffen Sie ihn von meinem Boot. Danach können Sie mit ihm machen, was Sie für nötig halten, Hauptsache, er belästigt uns nicht mehr.«

Pitt versuchte es ein letztes Mal. »Garret Converse, der Filmschauspieler, und seine chinesische Dschunke, die *Tz'u-hsi.* Sogar ein David Copperfield wäre stolz darauf gewesen, wie Sie Converse und seine gesamte Besatzung samt dem Boot haben verschwinden lassen.« Er erzielte genau die Reaktion, die er erwartet hatte. Sie war jetzt nicht mehr so selbstsicher und arrogant wie zuvor.

Boudicca wirkte mit einemmal gedankenverloren, und Pitt holte zum entscheidenden Stoß aus. »Die *Mentawai* haben Sie doch sicher auch nicht vergessen. Das war leider schlampige Arbeit. Sie haben die Zünder falsch eingestellt und ein Prisenkommando von der *Rio Grande* mit in die Luft gejagt, das sich an Bord des vermeintlich verlassenen Schiffes umsehen wollte. Unglücklicherweise wurde Ihre Jacht gesehen, als sie sich vom Tatort entfernte, so daß sie später identifiziert werden konnte.«

»Eine überaus faszinierende Geschichte.« Boudicca klang höhnisch, doch ihre Miene verriet, daß ihr alles andere als wohl zumute war. »Geradezu fesselnd, könnte man sagen. Sind Sie fertig, Mr. Pitt, oder gibt's auch noch einen Schluß?«

»Einen Schluß?« Pitt seufzte. »Der ist leider noch nicht geschrieben. Aber ich glaube, man kann jetzt schon sagen, daß die Dorsett Consolidated Mining Limited sehr bald der Vergangenheit angehören wird.«

Er war einen Schritt zu weit gegangen. Boudicca geriet außer sich. Wutentbrannt und mit verkniffener Miene baute sie sich unmittelbar vor Pitt auf. »Niemand kann meinen Vater aufhalten.

Weder Gerichte noch Regierungen. Nicht in den nächsten siebenundzwanzig Tagen. Und bis dahin haben wir die Minen aus freien Stücken stillgelegt.«

»Warum nicht gleich, wenn Sie dadurch weiß Gott wie viele Lebewesen retten können?«

»Nicht eine Minute, bevor wir bereit sind.«

»Bereit wozu?«

»Schade, daß Sie Maeve nicht fragen können.«

»Warum Maeve?«

»Deirdre sagt, sie hätte sich mit dem Mann, der sie gerettet hat, angefreundet.«

»Sie ist in Australien«, sagte Pitt.

Boudicca schüttelte den Kopf und zeigte die Zähne. »Maeve ist in Washington. Sie arbeitet dort als Agentin für unseren Vater und versorgt ihn mit allen Erkenntnissen, die man bei der NUMA über die tödlichen Schallwellen zusammengetragen hat. Nichts geht über eine getreue Verwandte, die im Lager des Feindes sitzt und einen vor Schwierigkeiten bewahrt.«

»Ich habe sie offenbar falsch eingeschätzt«, sagte Pitt barsch. »Mir gegenüber hat sie so getan, als wäre der Schutz der Meeresfauna ihre Lebensaufgabe.«

»Ihre moralischen Bedenken verflogen rasch, als sie erfuhr, daß mein Vater zur Sicherheit ihre Zwillingssöhne in seine Gewalt gebracht hat.«

»Sie meinen doch nicht etwa als Geiseln?« Allmählich lichtete sich der Nebel. Pitt wurde immer klarer, daß Arthur Dorsetts Machenschaften mit bloßer Habgier nicht mehr zu erklären waren. Der Mann war ein blutrünstiger Halsabschneider, ein gewissenloser Verbrecher, der seine eigene Familie als Schachfiguren einsetzte.

Boudicca nickte John Merchant zu, ohne auf Pitts Bemerkung einzugehen. »Sorgen Sie dafür, daß er beseitigt wird.«

»Bevor wir ihn bei den anderen begraben«, sagte Crutcher erwartungsvoll, »werden wir ihm gut zureden, damit er uns alles erzählt, was er bisher absichtlich ausgelassen hat.«

»Dann werde ich also erst gefoltert und dann hingerichtet«, sagte

Pitt leichthin und goß sich einen weiteren Tequila ein, während er fieberhaft Fluchtpläne schmiedete, aber einen nach dem anderen wieder verwarf.

»Sie haben Ihr eigenes Todesurteil unterzeichnet, als Sie hierherkamen«, sagte Boudicca. »Wenn es so wäre, wie Sie sagen, und die Führungskräfte der NUMA tatsächlich den Verdacht hegen, daß unsere Fördermethoden die tödlichen Schallwellen im Ozean erzeugen, dann hätten Sie nicht heimlich auf unser Werksgelände vordringen und uns ausspionieren müssen. In Wahrheit haben Sie die Lösung des Rätsels erst innerhalb der letzten Stunde erfahren und sie noch nicht an Ihre Vorgesetzten in Washington weitergeleitet. Meinen Glückwunsch, Mr. Pitt. Wie Sie sich durch unsere Sicherheitsvorkehrungen gestohlen haben und auf das Minengelände gelangt sind, das war meisterhaft. Allein hätten Sie das niemals geschafft. Aber Sie werden uns alles erklären, sobald Mr. Merchant Sie überzeugt hat, daß es besser ist, wenn Sie Ihre Geheimnisse mit uns teilen.«

Die hat mich am Wickel, dachte Pitt zerknirscht. »Sie bestellen aber Maeve und Deirdre schöne Grüße von mir.«

»So, wie ich meine Schwestern kenne, haben sie Sie vermutlich schon vergessen.«

»Deirdre vielleicht, aber Maeve nicht. Nachdem ich euch jetzt alle kennengelernt habe, wird mir klar, daß sie die Anständigste von euch ist.«

Pitt war selbst überrascht, als er Boudiccas haßerfüllten Blick sah. »Maeve ist die Außenseiterin. Sie hatte seit jeher nicht viel mit der Familie zu schaffen.«

Pitt grinste sie direkt fröhlich und herausfordernd an. »Das kann ich gut verstehen.«

Boudicca, die durch die hohen Absätze ihrer Stiefel noch größer wirkte, stand auf und starrte auf Pitt herab. Der spöttische Ausdruck in seinen grün schillernden Augen reizte sie zur Weißglut. »Wenn wir die Mine stillgelegt haben, werden Maeve und ihre Bastardsöhne nicht mehr unter uns weilen.« Sie drehte sich um und funkelte Merchant an. »Schafft diesen Abschaum von meinem Boot«, sagte sie. »Ich will ihn nie wieder sehen.«

»Das werden Sie auch nicht, Ms. Dorsett«, erwiderte Merchant und gab Crutcher mit einer Handbewegung zu verstehen, daß er Pitt aus dem Salon bringen solle. »Das war das letztemal, das verspreche ich Ihnen.«

Merchant und Crutcher nahmen ihren Gefangenen in die Mitte, führten ihn, gefolgt von Elmo, die Gangway hinab und gingen mit ihm über den Kai auf einen bereitstehenden Kleinbus zu. Die Dieselmotoren der Kräne erzeugten einen ohrenbetäubenden Lärm, als sie an den großen Containern mit Versorgungsgütern und technischem Gerät vorbeikamen, die gerade von einem Frachter entladen wurden. Daher hörte Pitt auch nichts, sondern sah nur, wie Crutcher plötzlich zu Boden sank. Er ging in die Hocke, um sich zu schützen, und bekam gerade noch mit, wie Merchant die Augen verdrehte und umfiel wie ein Sack. Mehrere Schritte dahinter lag Elmo leblos am Kai.

Die ganze Aktion, angefangen von dem tödlichem Hieb, der Elmos Genick gebrochen hatte, bis zu dem Schlag auf Merchants Schädel, hatte keine zehn Sekunden gedauert.

Mason Broadmoor, der einen schweren Schraubenschlüssel in der rechten Hand hatte, ergriff mit der linken Pitts Arm. »Schnell, springen Sie!«

Pitt war verdutzt. »Wohin?«

»Vom Kai, Sie Dummkopf.«

Pitt brauchte keine weitere Aufforderung. Fünf rasche Schritte, dann flogen sie beide durch die Luft und landeten ein paar Meter vor dem Bug des Frachters im Meer. Pitt war durch das eiskalte Wasser zunächst wie gelähmt, doch dann setzte das Adrenalin neue Kräfte frei, und er schwamm neben Broadmoor her.

»Was nun?« japste er, eine Dunstwolke über das kalte Wasser hauchend. Er schüttelte sich das Wasser aus den Haaren.

»Die Jet-Skier«, antwortete Broadmoor, nachdem er seine Nase freigeblasen hatte. »Wir haben sie heimlich vom Fischerboot gebracht und unter dem Pier versteckt.«

»Die waren auf dem Boot? Ich habe sie gar nicht gesehen.«

»In einem geheimen Laderaum, den ich eigenhändig eingebaut habe«, sagte Broadmoor grinsend. »Nur für den Fall, daß man sich

schleunigst aus dem Staub machen muß. Man kann ja nie wissen.« Er schwamm zu einem der Duo 300 Wetjets, die neben einem Betonpfeiler dümpelten, und bestieg ihn. »Sie wissen doch, wie man Jet-Ski fährt?«

»Als ob ich auf einem zur Welt gekommen wäre«, sagte Pitt, zog sich daran hoch und nahm rittlings darauf Platz.

»Wenn wir im Schutz des Frachters bleiben, haben wir etwa einen halben Kilometer Deckung, ehe man uns vom Kai aus beschießen kann.«

Die frisierten Motoren röhrten auf, als sie den Anlasser drückten. Broadmoor übernahm die Führung, und Pitt folgte knapp einen Meter dahinter, als sie wie von der Kanone geschossen unter dem Kai hervorpreschten. Sie rissen ihre Wasserflitzer hart herum und fegten haarscharf am Bug des Frachters vorbei, so daß sie durch dessen Rumpf gedeckt waren. Die Motoren beschleunigten mühelos. Pitt blickte nicht ein einziges Mal zurück. Er drückte den Gashebel bis zum Anschlag durch und beugte sich tief über den Lenker, darauf gefaßt, daß jeden Augenblick ein Kugelhagel auf sie einprasseln konnte. Doch sie kamen ungeschoren davon und waren bereits außer Reichweite, als John Merchants Sicherheitspersonal auf sie aufmerksam wurde.

Zum zweitenmal innerhalb von knapp drei Tagen befand Pitt sich auf der Flucht von Dorsetts Mine in Richtung Moresby Island. Das blaugrüne Wasser huschte unter ihm vorbei. Die kunterbunten Haida-Motive auf den Jet-Skiern funkelten in der strahlenden Sonne. Pitt spürte, wie seine Sinne durch die Gefahr geschärft und seine Reaktionen schneller wurden.

Aus der Luft wirkte die Durchfahrt zwischen den Inseln kaum breiter als ein großer Fluß. Doch vom Wasser aus gesehen, bildete Moresby mit seinen baumbestandenen, felsigen Bergen nur einen schmalen Streifen am Horizont.

Pitt war beeindruckt von der Stabilität des V-förmig geschnittenen Wetjets und dem Drehmoment des frisierten, leistungsstarken Motors, der den Wasserflitzer mit infernalisch tiefem Röhren und nahezu ohne jede Erschütterung durch die leichte Dünung trieb. Schnell und wendig waren sie, und die Antriebsschrauben lieferten

einen geradezu unglaublichen Schub. Diese Maschinen, dachte Pitt, haben es wahrhaft in sich. Er konnte nur schätzen, wie schnell sie fuhren, nahm aber an, daß sie mit annähernd sechzig Knoten über das Meer fegten. Es war fast so, als raste man mit einem schweren Motorrad übers Wasser.

Er pflügte durch Broadmoors Kielwasser, schloß zu ihm auf, bis sie buchstäblich Seite an Seite über die See dahinflitzten, und schrie: »Wenn sie uns verfolgen, sind wir erledigt!«

»Keine Sorge!« brüllte Broadmoor zurück. »Die Patrouillenboote hängen wir ab!«

Pitt drehte sich um und blickte zu der immer kleiner werdenden Insel zurück. Er fluchte leise vor sich hin, als er den Defender-Helikopter hinter der Abraumhalde aufsteigen sah. Keine Minute später befand er sich über dem Kanal und nahm die Verfolgung auf.

»Den Hubschrauber können wir aber nicht abhängen!« schrie er Broadmoor zu.

Ganz im Gegensatz zu Pitt, der mit grimmiger Miene auf seinem Jet-Ski saß, wirkte Mason Broadmoor so begeistert wie ein Junge, der sich auf das bevorstehende Wettrennen freut. Seine Augen funkelten, sein brauner Teint war vor Erregung gerötet. Er stand jetzt auf seiner Maschine und blickte zu dem Helikopter zurück. »Die dumme Mistbande hat keine Chance!« rief er grinsend. »Häng dich einfach an mich ran!«

Sie überholten die heimkehrende Fischfangflotte, doch Broadmoor riß seine Maschine jäh herum, hielt Abstand zu den Booten und steuerte Moresby Island an. Die Küste war nur noch ein paar hundert Meter entfernt, und der Helikopter hatte inzwischen bis auf einen Kilometer aufgeholt. Pitt sah die Wogen, die an den Felsen zu Füßen eines steil aufragenden, gezackten Kliffs aufgischteten, und er fragte sich, ob Broadmoor Selbstmord begehen wollte, als er mit seinem Jet-Ski auf die kochenden Brecher zuhielt. Dann wandte er sich von dem Helikopter ab und setzte sein ganzes Vertrauen in den Totempfahlschnitzer. Er hängte sich unmittelbar an seinen Vordermann und hielt sich in dessen schäumendem Kielwasser, als sie mitten durch die tobenden Fluten preschten, die sich an den Klippen vor der Küste brachen.

Pitt hatte den Eindruck, als steuerten sie direkt auf das meerumtoste Kliff zu. Er umklammerte die Handgriffe, stemmte die Beine in die gummierten Fußmulden und hielt sich mit aller Kraft fest, damit er nicht abgeworfen wurde. Vor sich sah er lediglich eine riesige Gischtwand, doch dahinter tosten die Brecher. Plötzlich hatte er die *Polar Queen* vor Augen, wie sie steuerlos auf die blanken Felsen einer antarktischen Insel zugetrieben war. Aber diesmal befand er sich nicht an Bord eines Ozeandampfers – er hockte auf einem Fliegenschiß im Meer. Er raste trotzdem weiter hinter Broadmoor her, auch wenn er immer mehr davon überzeugt war, daß der Indianer dem Wahnsinn anheimgefallen war.

Broadmoor fegte um einen mächtigen Felsen herum. Pitt klemmte sich dahinter, fuhr die Kurve steil an, rutschte ein Stück zurück und lehnte sich hinaus, damit die Innenkante des Rumpfes etwas mehr belastet wurde. Dann zog er die Kiste unmittelbar hinter Broadmoor durch die Spitzkehre. Sie schössen über einen mächtigen Wellenkamm hinweg und rasten am nächsten Brecher empor.

Der Helikopter hing fast über ihnen, doch der Pilot starrte fassungslos auf die beiden Männer hinab, die auf selbstmörderischem Kurs zwischen den Klippen hindurchrasten. Er war so verblüfft, daß er sich nicht einmal in Position brachte und seine 7,62-Millimeter-Kanonen einsetzte. Mittlerweile war das Kliff gefährlich nahe, so daß er die Maschine nach oben ziehen mußte. Er legte sie zwar sofort steil in die Kurve und hielt erneut Ausschau nach den beiden Jet-Ski-Fahrern, doch zehn entscheidende Sekunden lang hatte er sie aus den Augen verloren. Er kreiste ein weiteres Mal über dem Wasser, doch seine Beute war verschwunden.

Pitt war felsenfest davon überzeugt, daß seine letzte Stunde geschlagen hatte, daß sie nach spätestens hundert Metern an dem steil aufragenden Kliff zerschellen würden. Noch konnte er ausweichen, aber dann nahm ihn vermutlich der Helikopter unter Beschuß. Er ließ sein Leben Revue passieren, blieb aber eisern auf Kurs. Und dann sah er es.

Ein schmaler Spalt tat sich am Fuß des Kliffs auf, ein Nadelöhr, allenfalls zwei Meter breit. Broadmoor preschte hindurch und war verschwunden.

Pitt folgte ihm unverzagt, aber er hätte schwören können, daß die Handgriffe den Fels gestreift hatten. Dann befand er sich in einer tiefen Höhle mit einer hohen, spitz zulaufenden Decke. Broadmoor bremste seine Maschine ab, hielt neben einer Felsenzunge und sprang ab. Dann zog er seine Jacke aus, schnappte sich ein Büschel von dem abgestorbenen Riementang, der in der Höhle trieb, und stopfte sie aus. Pitt begriff sofort, welche Kriegslist der Indianer plante. Er stellte den Motor ab und tat es ihm gleich.

Als die Jacken so weit ausgestopft waren, daß sie zumindest annähernd menschlichen Körpern ähnelten, wurden sie am Höhleneingang ins Wasser geworfen. Pitt und Broadmoor sahen zu, wie sie hin und her trieben, bis sie von der zurückflutenden See immer weiter hinaus in die Brandung getragen wurden.

»Ob die sich wohl täuschen lassen?« fragte Pitt.

»Garantiert«, antwortete Broadmoor im Brustton der Überzeugung. »Das Kliff hängt etwas über, so daß man den Höhleneingang aus der Luft unmöglich sehen kann.« Er legte die Hand ans Ohr und horchte nach dem Helikopter. »In spätestens zehn Minuten fliegen sie zurück und erzählen dem schmucken John Merchant, falls er bis dahin wieder bei Bewußtsein ist, daß wir uns an den Felsen den Schädel eingerannt haben.«

Broadmoor hatte recht. Die in der Höhle widerhallenden Rotorgeräusche wurden leiser und verklangen schließlich. Er überprüfte die Treibstofftanks der Jet-Skier und nickte zufrieden. »Wenn wir mit halber Kraft fahren, müßte der Sprit gerade bis zu meinem Dorf reichen.«

»Ich schlage vor, daß wir bis Sonnenuntergang warten«, sagte Pitt. »Könnte ja sein, daß der Hubschrauberpilot einer von der argwöhnischen Sorte ist. Kannst du uns auch bei Dunkelheit nach Hause lotsen?«

»Mit Zwangsjacke und verbundenen Augen, wenn's sein muß«, versetzte Broadmoor. »Wenn wir um Mitternacht aufbrechen, liegen wir um drei Uhr morgens im Bett.«

Mehrere Minuten lang saßen sie schweigend da, erschöpft von dem harten Ritt über den Kanal und der mörderischen Verfolgungsjagd, und horchten auf die donnernde Brandung vor der

Höhle. Schließlich klappte Broadmoor den Sitz seines WetJets auf, griff in das kleine Fach darunter und holte eine in Leinwand eingeschlagene Zweiliterflasche heraus. Er zog den Korkstöpsel und reichte sie Pitt.

»Brombeerwein. Marke Eigenbau. – Trink, Freund Pitt.«

Pitt nahm einen tüchtigen Schluck und verzog das Gesicht. »Du meinst Brombeerschnaps, stimmt's?«

»Ich muß zugeben, daß er nicht schlecht reinhaut.« Er lächelte Pitt an, als der ihm die Flasche reichte. »Hast du in der Mine alles erfahren, was du wissen wolltest?«

»Ja. Der Ingenieur, den du kennst, hat mir die Lösung des Rätsels gezeigt.«

»Freut mich. Dann war es ja die Mühe wert.«

»Du hast einen hohen Preis dafür bezahlt. Die Bergwerksgesellschaft wird euch keinen Fisch mehr abkaufen.«

»Ich bin mir sowieso wie eine Hure vorgekommen, weil ich von Dorsett Geld genommen habe«, sagte Broadmoor angewidert.

»Nur zum Trost! Vielleicht interessiert es dich, daß Boudicca Dorsett behauptet hat, ihr Papa würde die Mine in einem Monat ohnehin stillegen.«

»Mein Volk wird sich darüber freuen, wenn es denn stimmen sollte«, sagte Broadmoor und reichte Pitt die Flasche. »Darauf müssen wir noch einen trinken.«

»Ich stehe tief in deiner Schuld«, sagte Pitt leise. »Du hast Kopf und Kragen riskiert, als du mir zur Flucht verhelfen hast.«

»Das war mir die Sache wert, zumal ich Merchant und Crutcher eins über den Schädel ziehen konnte.« Broadmoor lachte. »So wohl war mir noch nie zumute. Ich muß mich eher bei dir bedanken.«

Pitt streckte den Arm aus und schüttelte Broadmoor die Hand. »Deine unbeschwerte Art wird mir fehlen.«

»Fährst du wieder heim?«

»Nach Washington. Bericht darüber erstatten, was ich hier herausgefunden habe.«

»Für jemand, der vom Festland stammt, bist du ganz in Ordnung, Freund Pitt. Falls du mal ein zweites Zuhause brauchen solltest – in meinem Dorf bist du jederzeit willkommen.«

»Man kann nie wissen«, sagte Pitt ergriffen. »Durchaus möglich, daß ich eines Tages darauf zurückkomme.«

Sie verließen die Höhle erst lange nach Einbruch der Dunkelheit, da sie auf keinen Fall einem Dorsettschen Patrouillenboot begegnen wollten. Broadmoor hängte sich eine an einer Kette befestigte Stiftlampe um und ließ das Licht über seinen Rücken baumeln.

Pitt, der durch den Brombeerwein tüchtig gestärkt war, folgte dem dünnen Lichtstrahl durch die Brandung und um die Felsen. Er konnte nur staunen, wie mühelos Broadmoor sich in der Dunkelheit zurechtfand.

Er kochte vor Wut, wenn er an Maeve dachte, deren Vater ihre Zwillingssöhne in seine Gewalt gebracht hatte und sie dazu zwang, für ihn zu spionieren. Es versetzte ihm förmlich einen Stich in Herz - ein Gefühl, das er seit Jahren nicht mehr empfunden hatte. Das Bild einer anderen Frau erstand vor seinem inneren Auge. Und dann wurde ihm klar, daß man zwei Frauen aus unterschiedlichen Lebensabschnitten durchaus gleichzeitig lieben konnte, eine Lebende und eine Tote.

Er war hin und her gerissen zwischen Liebe und Haß, zugleich aber fest entschlossen, Arthur Dorsett Einhalt zu gebieten, was immer es auch kosten mochte. Schließlich umfaßte er die Handgriffe des Jet-Skis, bis seine Knöchel im Licht der schmalen Mondsichel weiß schimmerten, und pflügte durch die hoch aufgeschleuderte Fontäne von Broadmoors Kielwasser.

25

Fast den ganzen Nachmittag über blies der Wind stetig aus Nordost. Eine frische Brise, doch die Wellen waren nicht höher als einen Meter, und nur gelegentlich sah man eine Schaumkrone. Der Wind trieb eine dichte Regenwand vor sich her, die auf die See einprasselte, als würde sie von Millionen von Heringen aufgewühlt, so daß man keine fünf Kilometer Sicht hatte. Scheußliches Wetter, hätten die meisten Matrosen gesagt. Ein britischer Seemann wie Ian Bris-

coe indessen, der schon in jungen Jahren auf diversen Schiffen durch die naßkalte Nordsee gepflügt war, kam sich bei diesem Wetter vor wie zu Hause.

Im Gegensatz zu seinen Schiffsoffizieren, die lieber im Trockenen blieben, stand Briscoe mitten im gischtenden Regen auf der Brückennock und spähte über den Bug voraus, als hielte er Ausschau nach einem Geisterschiff, das nicht am Radarschirm auftauchte. Er stellte fest, daß das Barometer hielt und das Thermometer mehrere Grad über Null anzeigte. Er fühlte sich pudelwohl in seinem Ölzeug, auch wenn ab und zu ein dicker Tropfen über seinen sorgfältig gestutzten roten Bart hinablief und ihm in den Hals rann.

Nach einem zweiwöchigen Zwischenstopp in Vancouver, wo es an einem Manöver der kanadischen Marine teilgenommen hatte, befand sich Briscoes Schiff, die HMS *Bridlington,* ein Zerstörer der 42er Klasse, auf der Rückfahrt nach England, sollte aber, wie jedes britische Schiff, das den Pazifik überquerte, zuvor noch Hongkong anlaufen. Die ehemalige Kronkolonie war zwar nach Ablauf des neunundneunzigjährigen Pachtvertrages im Jahre 1997 an China zurückgefallen, aber für die Briten war es eine Ehrensache, ab und zu Flagge zu zeigen und die neuen Herren daran zu erinnern, wer die Finanzmetropole Asiens gegründet hatte.

Die Tür zum Steuerhaus ging auf, und der Zweite Offizier, Lieutenant Samuel Angus, beugte sich heraus. »Würden Sie bitte mal reinkommen, Sir. Vorausgesetzt, Sie können sich ein paar Minuten von den tobenden Elementen losreißen.«

»Warum kommen Sie nicht raus, mein Junge?« brüllte Briscoe durch den Wind. »Verweichlicht seid ihr. Das ist der Jammer mit euch jungen Leuten. Ihr wißt gar nicht, wie großartig schweres Wetter sein kann.«

»Bitte, Captain«, drängte Angus. »Unser Radar hat ein näher kommendes Flugzeug erfaßt.«

Briscoe begab sich auf die Brücke. »Das ist doch nichts Ungewöhnliches. Fliegen doch ständig Flugzeuge über uns weg.«

»Ein Helikopter, Sir? Mehr als zweieinhalb tausend Kilometer vom amerikanischen Festland entfernt, und ohne daß sich zwischen hier und Hawaii irgendein Kriegsschiff befindet?«

»Der verdammte Trottel hat sich wahrscheinlich verfranst«, knurrte Briscoe. »Funken Sie den Piloten an und fragen Sie ihn, ob wir ihm die Position durchgeben sollen.«

»Ich war so frei, Sir, und habe mich bereits mit ihm in Verbindung gesetzt«, erwiderte Angus. »Er spricht nur Russisch.«

»Haben wir jemand, der ihn verstehen kann?«

»Den Bordarzt, Sir, Surgeon Lieutenant Rudolph. Er kann fließend Russisch.«

»Holen Sie ihn auf die Brücke.«

Drei Minuten später trat ein kleiner Mann mit blonden Haaren vor Briscoe, der auf dem erhöhten Kapitänsstuhl saß und hinaus in den Regen spähte. »Sie wollen mich sprechen, Captain?«

Briscoe nickte kurz. »Da draußen kurvt ein russischer Hubschrauber herum. Gehen Sie ans Funkgerät und finden Sie raus, warum er über der offenen See rumfliegt.«

Lieutenant Angus besorgte einen Kopfhörer, stöpselte ihn an und reichte ihn Rudolph. »Die Verbindung steht. Sie brauchen bloß zu reden.«

Rudolph stülpte sich den Kopfhörer über die Ohren und sprach in das Mikrofon. Briscoe und Angus warteten geduldig, während er eine offenbar ziemlich einseitige Unterredung mit dem Hubschrauberpiloten führte. Schließlich wandte er sich an den Kapitän. »Der Mann ist furchtbar aufgeregt, redet wirres Zeug. Soweit ich ihn verstehen kann, kommt er von einer russischen Walfangflotte.«

»Dann ist er also dienstlich hier.«

Rudolph schüttelte den Kopf. »Er sagte ein ums andere Mal: ›Sie sind alle tot‹, und will wissen, ob wir auf der *Bridlington* einen Helikopterlandeplatz haben. Wenn ja, möchte er an Bord kommen.«

»Kommt nicht in Frage«, knurrte Briscoe. »Teilen Sie ihm mit, die Royal Navy gestattet es nicht, daß fremde Flugzeuge auf den Schiffen Ihrer Majestät landen.«

Rudolph gab gerade die Meldung durch, als man Rotorengeräusche hörte und der Hubschrauber, der allenfalls zwanzig Meter über dem Meer flog, plötzlich Steuerbord voraus in Sicht kam. »Er klingt, als würde er jeden Moment durchdrehen. Er will auf jeden Fall hier landen, und es ist ihm wurscht, ob wir ihn abschießen.«

»Verdammt!« stieß Briscoe wütend aus. »Hat mir gerade noch gefehlt, daß mir ein Terrorist das Schiff in die Luft jagt.«

»Ist aber nicht wahrscheinlich, daß sich ein Terrorist ausgerechnet über dem Ozean herumtreibt«, sagte Angus.

»Ja, ja, und der kalte Krieg ist seit zehn Jahren vorbei. Ich weiß, ich weiß.«

»Meiner Ansicht nach«, sagte Rudolph, »ist der Pilot außer sich vor Angst. Seinem Tonfall nach zu schließen, stellt er keine Gefahr für uns dar.«

Briscoe saß einen Moment lang schweigend da, dann drückte er auf einen Knopf der Bordsprechanlage. »Radar, habt ihr die Lauscher ausgefahren?«

»Ja, Sir«, klang es zurück.

»Irgendwelche Schiffe in der Nähe?«

»Ich sehe ein großes Schiff und vier kleinere auf zwo-sieben-zwo Grad. Entfernung etwa fünfundneunzig Kilometer.«

Briscoe unterbrach die Verbindung und drückte auf einen anderen Knopf. »Funkraum?«

»Sir?«

»Sehen Sie zu, ob Sie eine russische Walfangflotte erreichen können, die fünfundneunzig Kilometer westlich von uns liegt. Falls Sie einen Dolmetscher brauchen, steht Ihnen unser Bordarzt zur Verfügung.«

»Das dürfte ich mit meinen dreißig russischen Vokabeln grade noch hinkriegen«, antwortete der Funkoffizier aufgeräumt.

Briscoe wandte sich an Rudolph. »Na schön, sagen Sie ihm, daß wir ihm Landeerlaubnis erteilen.«

Rudolph gab die Meldung durch, und dann sahen sie alle zu, wie der Hubschrauber querab von Steuerbord auf sie zuhielt und im flachen Gleitflug zur Landung auf der kurz vor dem Heck gelegenen Hubschauberplattform ansetzte.

Briscoe erkannte auf den ersten Blick, daß der Pilot nicht genügend gegen den kräftigen Wind steuerte und die Maschine kaum im Griff hatte. »Der Trottel fliegt, als hätte er Nervenflattern«, blaffte Briscoe. Er wandte sich an Angus. »Lassen Sie die Fahrt vermindern und sorgen Sie dafür, daß unser Besucher von einem bewaff-

neten Empfangskomitee begrüßt wird.« Dann fügte er noch hinzu: »Wenn er meinem Schiff auch nur einen Kratzer zufügt, lassen Sie ihn erschießen.«

Angus grinste freundlich, zwinkerte Rudolph hinter dem Rücken des Captain zu und befahl dem Rudergänger, die Fahrt zu vermindern. Die beiden Männer mochten sich zwar über den Kapitän amüsieren, aber mit Ungehorsam oder Unbotmäßigkeit hatte das nichts zu tun. Briscoe galt als barscher alter Seebär, wurde aber von der gesamten Besatzung verehrt, weil er auf seine Männer aufpaßte und sein Schiff in Schuß hielt. Außerdem wußten sie sehr wohl, daß es nur wenige Kapitäne in der Königlich Britischen Marine gab, die lieber auf See dienten, als sich in den Admiralsrang befördern zu lassen.

Bei dem Besucher handelte es sich um die kleinere Version eines russischen Marinehubschraubers vom Typ Ka-2 Helix, der hauptsächlich zur Beförderung leichter Lasten und zur Luftaufklärung eingesetzt wurde. Diese Maschine, die der Fangflotte zum Aufspüren der Wale diente, sah aus, als müßte sie dringend gewartet werden. Öl sickerte unter der Rotorverkleidung hervor, der Anstrich war verblichen und blätterte teilweise ab.

Die britischen Seeleute, die im Schutz der stählernen Schotten warteten, sahen mit Schaudern, wie der hin und her taumelnde Helikopter knapp drei Meter über dem stampfenden Deck einschwebte. Der Pilot drosselte den Motor zu früh, so daß die Maschine hart aufsetzte, wie betrunken wieder hochfederte, mit voller Wucht auf den Rädern landete und schließlich wie ein geprügelter Hund stehenblieb. Der Pilot stellte den Motor ab, und die Rotorblätter kamen allmählich zum Stillstand.

Der Pilot schob die Einstiegsluke auf, starrte zu der riesigen Radarkuppel der *Bridlington* und wandte sich dann den fünf Seeleuten zu, die mit angeschlagenen automatischen Waffen auf ihn zukamen. Er sprang auf das Deck und musterte sie neugierig, wurde dann grob an den Armen gepackt und durch eine offene Luke gedrängt. Die Seeleute geleiteten ihn über einen breiten Aufgang drei Decks nach oben und bogen dann in einen Gang ein, der zur Offiziersmesse führte.

Der Erste Offizier des Schiffes, Lieutenant Commander Roger Avondale, der sich dem Empfangskomitee angeschlossen hatte, stellte sich mit Lieutenant Angus neben dem kleinen Trupp auf. Surgeon Lieutenant Rudolph wartete an Briscoes Seite. Er musterte das Gesicht des russischen Piloten, sah die schreckgeweiteten Pupillen und die Müdigkeit, die aus seinem Blick sprach.

Briscoe nickte Rudolph zu. »Fragen Sie ihn, wie, zum Teufel, er auf die Idee kommt, er könnte einfach auf einem fremden Kriegsschiff landen, wenn ihm danach zumute ist.«

»Vielleicht erkundigen Sie sich auch, warum er alleine fliegt«, fügte Avondale hinzu. »Unwahrscheinlich, daß er ohne Begleitung Ausschau nach Walen hält.«

Rudolph wandte sich an den Piloten, worauf es zu einem raschen Wortwechsel kam, der gut drei Minuten dauerte. Schließlich drehte sich der Bordarzt um und sagte: »Er heißt Fjodor Gorimykin und ist der für das Aufspüren der Wale zuständige Chefpilot bei einer Walfangflotte mit Heimathafen Nikolajewsk. Seiner Aussage zufolge waren er, sein Kopilot und ein Beobachter auf Erkundungsflug für die Fangschiffe -«

»Fangschiffe?« fragte Angus.

»Schnelle, etwa sechzig Meter lange Schiffe, von denen aus die mit Sprengstoff bestückten Harpunen auf die Wale abgefeuert werden«, erklärte Briscoe. »Anschließend wird der Wal mit Luft vollgepumpt, damit er an der Oberfläche treibt, mit einer Funkboje versehen, die einen Peilton aussendet, und zurückgelassen. Unterdessen setzt das Fangschiff die Jagd fort, kehrt später zur Beute zurück und schleppt sie zum Fabrikschiff.«

»Vor ein paar Jahren habe ich in Odessa mit dem Kapitän eines Fabrikschiffes ein paar getrunken«, sagte Avondale. »Er lud mich an Bord ein. Es war ein riesiges Schiff, fast zweihundert Meter lang, mit allen Schikanen ausgestattet – modernste Verarbeitungsanlagen, Labors, sogar eine eigene Krankenstation samt Personal. Sie können einen bis zu hundert Tonnen schweren Wal über eine Rampe an Bord hieven, ziehen ihm die Haut ab, wie man eine Banane schält, sieden den Speck in einem großen Drehkessel und lassen das Öl aus. Alles, was übrigbleibt, wird gemahlen und als

Fisch- oder Knochenmehl in Säcke abgepackt. Der ganze Vorgang dauert kaum länger als eine halbe Stunde.«

»Ein Wunder, daß man überhaupt noch Wale fängt, nachdem sie schon beinahe ausgerottet waren«, murmelte Angus.

»Hören wir lieber, was der Mann zu erzählen hat«, versetzte Briscoe unwirsch.

»Da er keine Wale aufspüren konnte«, fuhr Rudolph fort, »kehrte er zum Fabrikschiff zurück, der *Aleksandr Gortschakow.* Nach der Landung, so schwört er, hätten sie festgestellt, daß die ganze Besatzung tot war. Desgleichen die Männer auf den Fangschiffen.«

»Und was ist aus seinem Kopiloten und dem Beobachter geworden?« hakte Briscoe nach.

»Er sagt, er habe die Nerven verloren und sei ohne sie losgeflogen.«

»Wo wollte er denn hin?«

Rudolph fragte den Russen und wartete auf dessen Antwort. »So weit wie möglich von diesen Totenschiffen weg, solange sein Sprit reicht.«

»Fragen Sie ihn, woran seine Bordkameraden gestorben sind.«

Nach einem weiteren kurzen Wortwechsel zuckte Rudolph die Achseln. »Er weiß es nicht. Er weiß lediglich, daß sie schmerzverzerrte Gesichter hatten und offenbar an ihrem eigenen Erbrochenen gestorben sind.«

»Eine phantastische Geschichte, das muß man ihm lassen«, stellte Avondale fest.

»Wenn er nicht aussähe, als wäre ihm eine ganze Horde Gespenster über den Weg gelaufen«, sagte Briscoe, »würde ich meinen, der Mann ist ein heilloser Lügner.«

Avondale schaute den Kapitän an. »Wollen wir ihm Glauben schenken, Sir?«

Briscoe dachte einen Moment lang nach, dann nickte er. »Lassen Sie zehn Knoten mehr Fahrt machen. Danach funken Sie das Oberkommando der Pazifikflotte an. Erstatten Sie Bericht und teilen Sie mit, daß wir unseren Kurs ändern und uns umsehen.«

Bevor die Befehle ausgeführt werden konnten, meldete sich

eine vertraute Stimme über Lautsprecher. »Brücke, hier spricht Radar.«

»Schießen Sie los, Radar«, versetzte Briscoe.

»Captain, es geht um die Schiffe, nach denen wir Ausschau halten sollten.«

»Ja, was ist mit ihnen?«

»Nun ja, Sir, sie bewegen sich nicht von der Stelle, verschwinden aber nach und nach vom Schirm.«

»Funktionieren Ihre Geräte richtig?«

»Ja, Sir, ganz bestimmt.«

Briscoe runzelte verdutzt die Stirn. »Erklären Sie bitte, was Sie mit ›verschwinden‹ meinen.«

»Genau das, Sir«, antwortete der Radaroffizier. »Kommt mir fast so vor, als ob die Schiffe da draußen sinken.«

Die *Bridlington* erreichte das Gebiet, in dem die russische Fangflotte zuletzt gesichtet worden war, entdeckte aber keinerlei Schiffe. Briscoe befahl eine Suchaktion, und nachdem man eine ganze Weile hin und her gefahren war, stieß man auf einen großen Ölteppich, umgeben von Treibgut, das teils weit im Meer verstreut war, teils auf engstem Raum zusammenklumpte. Der russische Hubschrauberpilot stürmte an die Reling, deutete auf einen Gegenstand im Wasser und schrie gequält auf.

»Was plappert er da?« schrie Avondale von der Brückennock aus zu Rudolph.

Er sagt, sein Schiff ist verschwunden, alle seine Kameraden sind verschwunden, sein Kopilot und sein Beobachter sind verschwunden.«

»Worauf deutet er da?« fragte Briscoe.

Rudolph beugte sich über die Reling und blickte dann wieder auf. »Eine Schwimmweste mit dem Aufdruck *Aleksandr Gortschakow.«*

»Ich sehe eine treibende Leiche«, meldete Angus, der mit seinem Fernglas Ausschau hielt. »Nein, es sind vier. Aber nicht mehr lange. Ich erkenne Rückenflossen. Sie werden von Haien umkreist.«

»Verpassen Sie der verdammten Mörderbande ein paar Schuß aus unseren BOFORS«, befahl Briscoe. »Ich möchte, daß die Leichen unversehrt sind, damit man sie untersuchen kann. Lassen Sie Boote zu Wasser. Sie sollen soviel Treibgut wie möglich bergen. Irgendwo sitzt bestimmt jemand, der für jedes Beweismittel dankbar ist, das wir zusammentragen.«

Als die beiden Vierzig-Millimeter-BOFORS-Kanonen das Feuer auf die Haie eröffneten, wandte sich Avondale an Angus. »Verdammt merkwürdige Geschichte, wenn du mich fragst. Was hältst du davon?«

Angus drehte sich um und grinste den Ersten Offizier unsicher an. »Scheint fast so, als hätten sich die Wale endlich gerächt, nachdem sie zweihundert Jahre lang abgeschlachtet wurden.«

26

Pitt saß seit fast zwei Monaten wieder am Schreibtisch in seinem Büro, starrte vor sich hin und spielte mit dem Sea-Hawk-Tauchermesser herum, das er als Brieföffner benutzte. Wortlos wartete er auf eine Antwort von Admiral Sandecker, der ihm gegenübersaß.

Er war an diesem Morgen, einem Sonntag, in aller Frühe in Washington eingetroffen und sofort zur verlassenen NUMA-Zentrale gefahren, wo er die nächsten sechs Stunden lang einen Bericht verfaßt hatte, in dem er ausführlich schilderte, was er auf Kunghit Island entdeckt hatte, und einige Vorschläge einbrachte, wie man diesem akustischen Phänomen begegnen könne. Der Text las sich enttäuschend nüchtern, wenn man bedachte, welchen Entbehrungen und Gefahren er in den letzten paar Tagen ausgesetzt war. Jetzt konnten sich seiner Meinung nach andere, qualifiziertere Männer mit dem Problem befassen und zusehen, daß sie zu einer vernünftigen Lösung kamen.

Er drehte seinen Stuhl herum, blickte durchs Fenster hinaus auf den Potomac und hatte wieder Maeve vor Augen, ihre furchtsam verzweifelte Miene, als sie auf dem Deck der *Ice Hunter* gestanden

hatte. Er war wütend auf sich, weil er sie im Stich gelassen hatte. Er war überzeugt davon, daß Deirdre ihr an Bord der *Ice Hunter* eröffnet hatte, ihr Vater habe ihre Kinder entführt; Maeve hatte sich an den einzigen Mann wenden wollen, dem sie trauen konnte, und er hatte nicht erkannt, wie verzweifelt sie gewesen war. Davon allerdings hatte Pitt in seinem Bericht nichts erwähnt.

Sandecker schlug den Aktenordner zu und legte ihn auf Pitts Schreibtisch ab. »Ein bemerkenswertes Stück Arbeit. Ein Wunder, daß Sie nicht umgekommen sind.«

»Ich hatte ein paar hervorragende Helfer«, sagte Pitt ernst.

»Sie haben alles getan, was Sie in dieser Sache tun konnten. Hiermit befehle ich, daß Sie und Giordino zehn Tage Urlaub nehmen. Gehen Sie nach Hause und basteln Sie an Ihren Oldtimern.«

»Hab ich nichts dagegen einzuwenden«, sagte Pitt und massierte die Blutergüsse an seinen Oberarmen.

»Sie sind mit knapper Not davongekommen. Dorsett und seine Töchter sind demnach ziemlich harte Nüsse.«

»Mit Ausnahme von Maeve«, sagte Pitt leise. »Sie ist die Außenseiterin.«

»Ich glaube, sie ist derzeit in unserer biologischen Abteilung, arbeitet mit Roy Van Fleet zusammen.«

»Ja, ich weiß. Sie untersuchen die Auswirkungen der Ultraschallwellen auf die Meeresfauna.«

Sandecker schaute Pitt prüfend an, musterte jede Falte in dem wettergegerbten, aber noch immer jungenhaft wirkenden Gesicht. »Können wir ihr trauen? Möglicherweise gibt sie unsere Erkenntnisse an ihren Vater weiter.«

Pitt schaute ihn mit treuherzigem Blick an. »Maeve hat nichts mit ihren Schwestern gemein.«

Sandecker merkte, daß Pitt keine Lust hatte, über Maeve zu sprechen, und wechselte das Thema. »Apropos Schwestern. Hat Boudicca Ihnen gegenüber irgendeine Andeutung gemacht, weshalb ihr Vater seine Förderstätten in ein paar Wochen stillzulegen gedenkt?«

»Nicht die geringste.«

Versonnen rollte Sandecker eine Zigarre zwischen den Fingern.

»Da sich keins der Dorsettschen Bergwerke auf dem Boden der USA befindet, können wir keine Sofortmaßnahmen ergreifen, um weitere Todesfälle zu verhindern.«

»Legen Sie eine der vier Minen still«, sagte Pitt. »Damit nehmen sie den Schallwellen die tödliche Wirkung.«

»Wir haben keinerlei Handhabe. Es sei denn, wir schicken eine Staffel B-1-Bomber los, und darauf läßt sich der Präsident nicht ein.«

»Es muß doch international gültige Gesetzte für Mord auf hoher See geben«, sagte Pitt.

Sandecker schüttelte den Kopf. »Keine, die man in diesem Fall anwenden könnte. Dorsett profitiert davon, daß es keine internationale Polizeitruppe und Gerichtsbarkeit gibt. Gladiator Island ist reiner Familienbesitz, und es dürfte mindestens ein Jahr dauern, bis wir die Russen dazu überredet haben, die Mine vor der sibirischen Küste stillzulegen. Solange Dorsett hohe Regierungsbeamte schmiert, bleiben seine Minen in Betrieb.«

»Dann hätten wir noch die Kanadier«, sagte Pitt. »Wenn man die Mounties gewähren ließe, würden sie die Mine schon morgen stilllegen, weil Dorsett illegale Immigranten als Sklavenarbeiter einsetzt.«

»Und warum machen sie dann keine Razzia in der Mine?«

Pitt mußte an Inspektor Stokes' Aussage über die Beamten und Parlamentarier denken, die in Dorsetts Sold standen. »Aus den gleichen Gründen. Gekaufte Helfershelfer und schlaue Anwälte.«

»Geld bringt Geld«, sagte Sandecker schwerfällig. »Dorsett ist zu reich und zu gut abgesichert, als daß man ihm mit herkömmlichen Mitteln beikommen könnte. Der Mann wird von einer schier unglaublichen Habgier getrieben.«

»Diese Schwarzseherei sieht Ihnen gar nicht ähnlich, Admiral. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie vor Arthur Dorsett die Flinte ins Korn werfen.«

Sandecker blickte ihn an wie eine Viper kurz vor dem Zuschlagen. »Wer hat denn was von Flinte ins Korn werfen gesagt?«

Pitt genoß es, wenn er seinen Chef ein bißchen triezen konnte. Keinen Moment lang hatte er angenommen, daß Sandecker einer

Auseinandersetzung aus dem Weg gehen würde. »Was gedenken Sie zu unternehmen?«

»Ich kann nicht mit Waffengewalt in ein Firmengelände eindringen, weil dabei möglicherweise Hunderte Unschuldiger umkämen. Und irgendwelche Sondereinheiten, die man aus der Luft absetzen könnte, um sämtliche Förderstätten stillzulegen, stehen mir nicht zur Verfügung. Bleibt also nur ein Ausweg.«

»Und der wäre?« bohrte Pitt.

»Wir wenden uns an die Öffentlichkeit«, sagte Sandecker, ohne eine Miene zu verziehen. »Ich berufe morgen früh eine Pressekonferenz ein und stelle Arthur Dorsett als das schlimmste Ungeheuer dar, das seit Attila, dem Hunnenkönig, auf die Menschheit losgelassen wurde. Ich gebe die Ursache dieses Massensterbens preis und weise ihm die ganze Schuld zu. Danach stifte ich ein paar Kongreßabgeordnete dazu an, Druck aufs Außenministerium auszuüben, damit man von dort aus auf die kanadische, chilenische und russische Regierung einwirkt und verlangt, daß sie die auf ihrem Boden liegenden Förderstätten schließen. Anschließend lehnen wir uns zurück und warten ab, was dabei rauskommt.«

Pitt bedachte Sandecker mit einem langen, bewundernden Blick, dann grinste er. Der Admiral wagte sich in schwieriges Fahrwasser vor, ohne sich auch nur im geringsten um die Folgen zu scheren. »Sie würden es mit dem Teufel persönlich aufnehmen, wenn er Ihnen krumm käme.«

»Sie müssen schon entschuldigen – ich mußte einfach Dampf ablassen. Sie wissen so gut wie ich, daß es keine Pressekonferenz geben wird. Solange wir keine handfesten Beweise vorlegen können, erreichen wir damit gar nichts, außer daß ich auf kürzestem Weg im Irrenhaus lande. Männer wie Arthur Dorsett können eine Menge wegstecken. Sie sind Geschöpfe einer Welt, in der Habgier zu Macht führt. Das Erbärmliche dabei ist, daß diese Männer mit ihrem Reichtum weder etwas anfangen können noch ihn an die Bedürftigen weitergeben.« Sandecker schwieg einen Moment und zündete genüßlich seine Zigarre an. »Ich weiß noch nicht, wie ich's mache, aber ich schwöre einen heiligen Eid, daß ich den Drecksack drankriege, daß ihm Hören und Sehen vergeht.«

Maeve machte gute Miene zum bösen Spiel. Am Anfang hatte sie ständig geweint, sobald sie allein in dem kleinen, im Kolonialstil gebauten Haus in Georgetown war, das Mittelsmänner ihres Vaters für sie gemietet hatten. Panische Angst erfaßte sie, wenn sie daran dachte, was ihren beiden Jungs auf Gladiator Island zustoßen könnte. Sie wollte ihnen beistehen, sie in Sicherheit bringen, doch sie war machtlos. Sie träumte sogar, daß sie bei ihnen wäre. Doch sobald sie aufwachte, stellte sich wieder der alte Alptraum ein. Gegen die schier unerschöpflichen Mittel und Möglichkeiten ihres Vaters kam sie niemals an. Selbst jetzt, davon war sie überzeugt, wurde sie vom Sicherheitsdienst ihres Vaters auf Schritt und Tritt beobachtet, auch wenn sie bislang noch keinen Beschatter entdeckt hatte.

Roy Van Fleet und seine Frau Robin, die Maeve unter ihre Fittiche genommen hatte, hatten sie zu einer Party eingeladen, die vom wohlhabenden Besitzer eines privaten Meeresforschungsunternehmens gegeben wurde. Sie hatte keine Lust hinzugehen. Aber Robin hatte sie gedrängt, hatte behauptet, sie müsse sich auch mal amüsieren, und wollte von einer Absage nichts wissen. Von den Qualen, die Maeve durchlitt, hatte sie keine Ahnung.

»Jede Menge High-Society und Politiker«, hatte Robin ihr vorgeschwärmt. »Das dürfen wir uns nicht entgehen lassen.«

Maeve schminkte sich, kämmte ihr Haar zurück und band es zu einem Knoten. Dann zog sie ein braunes Kleid aus Seidenchiffon und besticktem Tüll mit einem perlenbesetzten Oberteil und einem kurzen, hoch angesetzten Volantrock an, der einige Zentimeter über dem Knie endete. Sie hatte in Sydney ein Heidengeld dafür ausgegeben, und es seinerzeit ziemlich schick gefunden. Jetzt war sie sich nicht mehr so sicher. Sie scheute plötzlich davor zurück, auf einer Party in Washington allzuviel Bein zu zeigen.

»Zum Teufel damit«, sagte sie sich, als sie vor dem hohen Wandspiegel stand. »Hier kennt mich eh keiner.«

Sie spähte durch die Gardinen hinaus auf die Straße. Eine dünne Schneeschicht lag am Boden, doch die Fahrbahn war frei. Es war zwar kalt, aber die Temperatur lag über dem Gefrierpunkt. Sie goß sich ein Glas Wodka auf Eis ein, zog einen knöchellangen schwarzen Mantel an und wartete darauf, daß die Van Fleets sie abholten.

Pitt zeigte am Eingang des Clubhauses die Einladungskarte vor, die er beim Admiral abgestaubt hatte, und wurde durch die herrlichen Holztüren eingelassen, in die die Porträts berühmter Golfspieler eingeschnitzt waren. Er legte an der Garderobe seinen Mantel ab und wurde in einen großen, mit dunklem Walnußholz getäfelten Ballsaal geschickt. Einer der besten Innenarchitekten von Washington hatte den Raum so gestaltet, daß man den Eindruck hatte, man befinde sich unter Wasser. Phantasievoll gestaltete Fische aus Pappmache baumelten von der Decke, und versteckte Scheinwerfer erzeugten ein angenehmes, blaugrünes Leuchten.

Der Gastgeber, seines Zeichens Vorstandsvorsitzender von Deep Abyss Engineering, seine Frau sowie die anderen Führungskräfte des Unternehmens waren in Reih und Glied angetreten und begrüßten die Gäste. Pitt ging ihnen aus dem Weg und steuerte sofort die schummrige Bar in der Ecke an, wo er sich einen Tequila auf Eis und eine Limone bestellte. Dann lehnte er sich mit dem Rücken an die Bar und sah sich um.

In dem Raum befanden sich etwas zweihundert Menschen. Ein Orchester spielte ein Potpourri beliebter Filmmelodien. Er erkannte mehrere Kongreßabgeordnete und vier, fünf Senatoren, alle in Ausschüssen, die sich mit Ozeanologie und Umweltpolitik befaßten. Viele Männer hatten weiße Smokingjacken an. Die meisten aber trugen den üblichen schwarzen Abendanzug, manche mit leuchtend gemusterten Kummerbunden und Fliegen. Pitt zog den alten Stil vor. Er trug einen Frack mit Weste und einer schweren Goldkette über der Brust, an der eine Taschenuhr hing, die einst seinem Urgroßvater gehört hatte, einem Dampflokführer bei der Santa Fe Railroad.

Die weiblichen Gäste – neben den Angestellten hauptsächlich Ehefrauen, dazwischen aber auch ein paar Geliebte – waren elegant gekleidet; manche trugen lange Abendgarderobe, andere kürzere Röcke mit Brokat- oder Paillettenjäckchen. Pitt erkannte immer sofort, ob es sich um Ehe- oder um Liebespaare handelte. Die Verheirateten standen wie alte Freunde beieinander, die Ledigen betatschten einander fortwährend.

Pitt hielt sich bei Cocktailpartys immer etwas abseits, da er keine

Lust hatte, sich in die Menge zu stürzen und höfliche Konversation zu treiben. Er langweilte sich rasch und blieb selten länger als eine Stunde, ehe er wieder in sein Apartment über dem Flugzeughangar zurückkehrte. Aber nicht heute abend. Heute war er auf der Suche. Sandecker hatte ihm mitgeteilt, daß Maeve mit den Van Fleets herkommen wollte. Er suchte die Tische und die überfüllte Tanzfläche ab, sah sie aber nirgendwo.

Entweder hatte sie es sich in letzter Minute anders überlegt, oder sie war noch nicht da, dachte er. Da er seit jeher nichts davon hielt, um die Gunst hinreißender, aber von diversen Verehrern umschwärmter Frauen zu buhlen, fiel seine Wahl auf eine eher unscheinbare Mittdreißigerin, die etwa soviel wog wie er. Sie saß allein an einem Eßtisch und war begeistert, als ein gutaussehender Fremder zu ihr kam und sie zum Tanzen aufforderte. Die Frauen, die von anderen Männern übersehen wurden, diejenigen, die in Sachen Schönheit zu kurz gekommen waren, so hatte Pitt festgestellt, waren oft die klügsten und interessantesten. Diese hier entpuppte sich als hohe Beamtin im Außenministerium und unterhielt ihn mit allerlei Interna über außenpolitische Beziehungen. Anschließend tanzte er mit zwei weiteren Frauen, die von anderen Männern ebenfalls verschmäht wurden. Die eine war Privatsekretärin des Gastgebers, die andere die rechte Hand eines Senators, der dem ozeanographischen Ausschuß vorsaß. Nachdem er seine durchaus angenehme Pflicht getan hatte, kehrte Pitt auf einen weiteren Tequila an die Bar zurück.

In diesem Augenblick kam Maeve in den Ballsaal.

Bei ihrem bloßen Anblick, so stellte Pitt überrascht fest, überlief ihn ein angenehmer, warmer Schauder. Es war, als verschwömme der Raum samt allen Anwesenden in einer Art grauem Dunst, so daß Maeve allein und strahlend dastand.

Er kam wieder zur Besinnung, als sie vor den Van Fleets das Begrüßungsspalier abschritt, kurz stehenblieb und den Blick über die dichtgedrängten Partygäste schweifen ließ. Sie hatte die langen blonden Haare zurückgekämmt und zu einem Knoten aufgesteckt, so daß ihr Gesicht mit den großartigen Wangenknochen voll zur Geltung kam. Unsicher hob sie eine Hand und legte sie mit leicht

gespreizten Fingern an die Brust. Sie trug ein kurzes Kleid, das die langen, anmutigen Beine betonte und ihre perfekte Figur unterstrich. Sie ist grandios, dachte er begehrlich. Anders konnte man es nicht ausdrücken. Elegant und anmutig stand sie da wie eine sprungbereite Antilope.

»Na, das ist ja ein süßes junges Ding«, sagte der Barkeeper und starrte zu Maeve.

»Ganz meine Meinung«, erwiderte Pitt.

Dann gingen sie und die Van Fleets zu einem Tisch, setzten sich und nannten einem Kellner ihre Wünsche. Maeve hatte kaum Platz genommen, als etliche Männer, teils jung, teils so alt, daß sie ihr Großvater hätten sein können, zu ihr kamen und sie zum Tanz aufforderten. Höflich, aber bestimmt wies sie alle ab. Sie ließ sich durch nichts erweichen, wie Pitt belustigt feststellte. Die Männer gaben rasch auf und zogen davon wie Schuljungen, die einen Korb bekommen haben. Die Van Fleets entschuldigten sich, während sie noch auf den ersten Gang warteten, und begaben sich auf die Tanzfläche. Maeve saß allein da.

»Das ist eine ganz Wählerische«, meinte der Barkeeper.

»Wird Zeit, daß der erste Sturm eingreift«, sagte Pitt und stellte das leere Glas auf den Tresen.

Er nahm den direkten Weg quer über die Tanzfläche zwischen den sich wiegenden Paaren hindurch, ohne auch nur einen Schritt auszuweichen. Ein korpulenter Mann, den Pitt als Senator aus Nevada erkannte, rempelte ihn an. Der Senator wollte etwas sagen, doch Pitt brachte ihn mit einem vernichtenden Blick zum Schweigen.

Maeve beobachtete aus reiner Langeweile die Leute, als ihr, ohne daß sie sich dessen recht bewußt war, ein Mann auffiel, der entschlossen auf sie zukam. Zuerst schenkte sie ihm kaum Beachtung, dachte, es sei lediglich ein weiterer Fremder, der mit ihr tanzen wollte. Ein andermal, an einem anderen Ort, hätte sie sich ob dieser Gunstbezeugungen geschmeichelt gefühlt, aber jetzt war sie in Gedanken zwanzigtausend Kilometer weit weg. Erst als der aufdringliche Kerl an ihren Tisch trat, die Hände auf das blaue Tischtuch legte und sich zu ihr beugte, erkannte sie ihn. Maeves Gesicht strahlte vor Freude auf.

»Oh, Dirk, ich dachte schon, ich würde Sie nie wieder sehen«, stieß sie atemlos aus.

»Ich wollte Sie um Entschuldigung dafür bitten, daß ich mich nicht von Ihnen verabschiedet habe, als Al und ich unverhofft von der *Ice Hunter* aufbrechen mußten.«

Sein Verhalten überraschte und erfreute sie. Sie hatte gemeint, er mache sich nichts aus ihr. Aber jetzt erkannte sie an seiner Miene, daß dem nicht so war. »Sie konnten ja nicht wissen, wie sehr ich Sie gebraucht hätte«, sagte sie so leise, daß man es bei der Musik kaum hören konnte.

Er ging um den Tisch herum und setzte sich neben sie. »Jetzt weiß ich es«, sagte er ernst.

Sie wich seinem Blick aus. »Sie können sich nicht einmal annähernd vorstellen, wie tief ich in der Klemme stecke.«

Pitt ergriff Maeves Hand. Es war das erstemal, daß er sie bewußt berührte. »Ich habe ein nettes Gespräch mit Boudicca geführt«, sagte er und grinste etwas spöttisch. »Sie hat mir alles erzählt.«

Sie schien jegliche Haltung zu verlieren. »Sie? Mit Boudicca? Wie ist das möglich?«

Er stand auf zog sie sanft hoch. »Warum tanzen wir nicht eine Runde? Alles Weitere erzähle ich Ihnen später.«

Und dann, wie durch ein Wunder, hielt er sie in den Armen, zog sie an sich, und sie reagierte und schmiegte sich eng an ihn. Er schloß für einen Moment die Augen und atmete den Duft ihres Parfüms ein, und sie nahm das männlich herbe Aroma seines Rasierwassers wahr – Pitt benutzte ein Eau de Cologne -, das sie an klare Bergseen erinnerte. Sie tanzten Wange an Wange, als das Orchester Henry Mancinis »Moon River« spielte.

Maeve sang leise den Text mit. *»Moon River, wider than a mile. I'm crossing you in style someday.«* Plötzlich erstarrte sie und schob ihn etwas von sich weg. »Sie wissen über meine Söhne Bescheid?«

»Wie heißen sie?«

»Sean und Michael.«

»Ihr Vater hält Sean und Michael als Geiseln auf Gladiator Island fest und erpreßt Sie. Sie müssen ihm alles berichten, was die NUMA über dieses Massensterben im Meer herausfindet.«

Maeve starrte ihn verwirrt an, doch ehe sie eine Frage stellen konnte, zog er sie wieder an sich. Kurz darauf hörte er sie leise schluchzen und spürte, wie sie sich an ihn lehnte. »Ich schäme mich so. Ich weiß nicht mehr ein noch aus.«

»Denken Sie nur an jetzt und heute«, sagte er zärtlich. »Alles andere erledigt sich von allein.«

Die Erleichterung und Freude darüber, daß sie mit ihm zusammen war, halfen ihr, die düsteren Gedanken vorübergehend zu verdrängen, und leise murmelte sie wieder den Text von »Moon River« mit. *»We're after the same rainbow's end, waitin' round the bend, my huckleberry friend, Moon River and me.«* Sie lehnte sich in seinen Armen zurück, der um ihre Taille lag, und lächelte ihn unter Tränen an. »Das sind Sie.«

Er warf ihr einen schiefen Blick zu. »Wer?«

»Dieser Freund, Dirk Pitt. Sie sind das wahre Ebenbild von Huckleberry Finn. Ständig auf dem großen Strom unterwegs, immer auf der Suche nach etwas Neuem, Unbekanntem, das Sie hinter der nächsten Biegung des Flusses erwarten könnte.«

»Ich glaube, man kann schon sagen, daß der alte Huck und ich ein paar Gemeinsamkeiten haben.«

Sie blieben auf der Tanzfläche, hielten einander im Arm, als die Band eine Pause einlegte und die anderen Paare zu ihren Tischen zurückkehrten. Weder sie noch er störten sich an den amüsierten Blicken, die man ihnen zuwarf. Maeve wollte sagen: »Ich möchte von hier weg«, aber sie hatte ihre Zunge nicht ganz im Zaum, so daß herauskam: »Ich möchte dich.«

Am liebsten wäre sie vor Scham im Boden versunken, kaum daß es ausgesprochen war. Sie spürte, wie sie zutiefst errötete, und war dankbar für ihren dunklen, sonnengebräunten Teint. Was mußte der arme Mann bloß von ihr halten? fragte sie sich betreten.

Er lächelte übers ganze Gesicht. »Sagen Sie den Van Fleets gute Nacht. Ich hole mein Auto und erwarte Sie – erwarte dich – vor dem Club. Ich hoffe, du bist warm angezogen.«

Die Van Fleets warfen sich wissende Blicke zu, als sie ihnen mitteilte, daß sie mit Pitt aufbrechen wolle. Sie hatte Herzklopfen, als sie quer durch den Ballsaal lief, an der Garderobe ihren Mantel ab-

holte und durch die Tür zur Vortreppe eilte. Er stand neben einem niedrigen roten Wagen und gab dem Parkwächter gerade ein Trinkgeld. Das Auto sah aus, als gehörte es eher auf eine Rennpiste. Keinerlei Polsterung, von den beiden Schalensitzen einmal abgesehen. Die zwei winzigen, abgerundeten Klarsichtscheiben vor dem Cockpit boten allenfalls minimalen Schutz vor dem Fahrtwind. Stoßstangen gab es auch nicht, und die Kotflügel erinnerten Maeve eher an Motorradschutzbleche. Der Ersatzreifen hing rechts außen an der Karosserie, zwischen Vorderrad und Tür.

»Fährst du mit so was tatsächlich herum?« fragte sie.

»Jawoll«, antwortete er.

»Was ist das?«

»Ein AJ2X Allard«, erwiderte Pitt und hielt ihr die winzige Aluminiumtür auf.

»Sieht alt aus.«

»Wurde 1952 in England gebaut, mindestens 27 Jahre vor deiner Geburt. Die Allards mit ihren schweren amerikanischen V-8-Motoren haben seinerzeit die Sportwagenrennen beherrscht, bis der Mercedes 300 SL kam.«

Maeve zwängte sich in das enge Cockpit. Sie stellte fest, daß der Wagen keinen Tachometer hatte, sondern nur einen Drehzahlmesser und vier Armaturen, an denen man Kühlwasser-, Motor- und Öltemperatur sowie den Öldruck ablesen konnte. »Kommen wir damit auch heil an?« fragte sie zweifelnd.

»Nicht gerade wie auf Mamas Couch, aber dafür fast so schnell wie der Schall«, sagte er lachend.

»Er hat ja nicht mal ein Verdeck.«

»Ich fahre nicht bei Regen.« Er reichte ihr ein Seidentuch. »Für deine Haare. Kann ziemlich zugig werden, wenn man offen fährt. Und vergiß nicht, dich anzuschnallen. Die Beifahrertür fliegt in scharfen Linkskurven leicht auf.«

Während Maeve das Tuch unter dem Kinn verknotete, klemmte Pitt sich ans Steuer. Er drehte den Zündschlüssel um, drückte die Kupplung und legte den ersten Gang ein. Ruhig und leise, ohne Motorengeheul oder quietschende Reifen, steuerte er den Wagen über die Auffahrt des Clubs.

»Wie informierst du deinen Vater über den Stand der Dinge bei der NUMA?« fragte er wie beiläufig.

Sie schwieg einen Moment lang, konnte ihn nicht ansehen. »Einer von Vaters Helfershelfern kommt bei mir vorbei«, sagte sie schließlich. »Er ist als Pizzalieferant verkleidet.«

»Nicht ausgefallen, aber schlau«, sagte Pitt, während er einen nagelneuen Cadillac STS musterte, der unmittelbar hinter dem Eingangstor an der Auffahrt des Country Clubs stand. Drei dunkle Gestalten saßen darin, zwei vorne, eine auf dem Rücksitz. Er blickte in den Rückspiegel und sah, wie die Scheinwerfer des Cadillac angingen und der Wagen ihnen in sicherem Abstand folgte. »Wirst du überwacht?«

»Man hat mir gesagt, daß man mich genau im Auge behalten würde, aber bislang habe ich noch niemanden entdeckt.«

»Dann paßt du nicht besonders auf. Ein Wagen verfolgt uns.«

Sie ergriff seinen Arm. »Dieses Auto sieht ziemlich schnell aus. Warum hängst du die nicht einfach ab?«

»Abhängen?« versetzte er. Er warf ihr einen Blick zu, sah, daß ihre Augen vor Erregung funkelten. »Der Wagen hinter uns ist ein Cadillac STS mit einem dreihundert PS starken Motor, der über zweihundertsechzig Kilometer pro Stunde leistet. Das alte Mädchen hier hat auch einen Cadillac-Motor. Mit Doppelvergaser und einer von Alexander getunten Nockenwelle.«

»Sagt mir überhaupt nichts«, erwiderte sie schnippisch.

»Ich will damit sagen«, fuhr er fort, »daß dieses Auto vor achtundvierzig Jahren ziemlich schnell war. Es ist immer noch schnell, aber mehr als zweihundertzehn Stundenkilometer schafft es nicht, und auch die nur mit Rückenwind. Was wiederum heißt, daß der Cadillac sowohl stärker als auch schneller ist als wir.«

»Aber du mußt ihn doch irgendwie abschütteln können.«

»Das schon, aber ich weiß nicht, ob es dir gefällt.«

Pitt wartete, bis sie über eine Kuppe kamen, und trat dann das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Da sie vorübergehend außer Sicht waren, hatte er auf diese Weise mindestens fünf Sekunden Vorsprung gewonnen. Der kleine, rote Wagen reagierte sofort und raste über die asphaltierte Straße dahin, daß die Alleebäume, deren

kahle, nackte Äste die Fahrbahn wie ein Gitternetz überspannten, im Scheinwerferlicht nur so vorbeihuschten. Maeve kam sich vor, als stürzte sie in einen tiefen Brunnenschacht.

Pitt warf einen Blick in den kleinen, auf der Motorhaube angebrachten Rückspiegel. Er hatte schätzungsweise hundertfünfzig Meter gutgemacht, ehe der Cadillac über die Kuppe kam und der Fahrer begriff, daß er ihn abhängen wollte. Damit hatte er jetzt insgesamt rund dreihundert Meter Vorsprung. Aber Pitt war klar, daß ihn der viel schnellere Cadillac in spätestens vier, fünf Minuten einholen würde.

Die schnurgerade Landstraße führte durch eine noble, unmittelbar an Washington angrenzende Gegend von Virginia, in der es zahlreiche Gestüte und Reitclubs gab. Um diese Zeit herrschte so gut wie kein Verkehr, so daß Pitt mühelos zwei langsamere Wagen überholen konnte. Der Fahrer des Cadillac drückte mächtig auf die Tube und holte mit jedem Kilometer weiter auf. Pitts Hände lagen ruhig und locker am Lenkrad. Er hatte keine Angst. Die Männer in dem Verfolgerwagen wollten weder ihm noch Maeve etwas zuleide tun. Es ging nicht um Leben und Tod. Er empfand vielmehr eine Art Hochgefühl, als die Nadel des Drehzahlmessers in den roten Bereich kroch und er über die nahezu leere Landstraße dahinraste, die sich vor ihm erstreckte, und der heulende Fahrtwind und das heisere Röhren der beiden großen, seitlich unter dem Allard angebrachten Auspuffrohre an sein Ohr drangen.

Er wandte für einen kurzen Moment den Blick von der Straße und schaute zu Maeve. Sie war in den Sitz gepreßt und hatte den Kopf leicht zurückgelegt, als atmete sie die über die Windschutzscheibe strömende Luft ein. Sie hatte die Augen halb geschlossen und die Lippen leicht geöffnet, was den Eindruck lustvoller Ekstase erweckte. Woran es auch liegen mochte, am Nervenkitzel, am dröhnenden Lärm oder an der Geschwindigkeit, sie war jedenfalls nicht die erste Frau, die dem erregenden Reiz des Abenteuers erlag. Und außerdem sehnten sich diese Frauen immer nach einem tüchtigen Mann, mit dem sie diese Stimmung teilen konnten.

Solange sie noch nicht in den Außenbezirken der Hauptstadt waren, konnte Pitt wenig mehr tun, als das Gaspedal durchzutreten

und darauf zu achten, daß die Räder immer unmittelbar neben dem Mittelstreifen blieben. Da der Wagen keinen Tachometer hatte, konnte er die Geschwindigkeit lediglich schätzen. Aber er nahm an, daß sie etwa hundertneunzig bis zweihundert Stundenkilometer fuhren. Das alte Auto gab sein Bestes.

Maeve, die vom Sicherheitsgurt gehalten wurde, drehte sich um. »Sie holen auf!« schrie sie ihm durch den Lärm zu.

Pitt warf einen kurzen Blick in den Rückspiegel. Der Verfolger war bis auf hundert Meter herangekommen. Der Fahrer war nicht schlecht, fand er. Reagierte genauso schnell wie er selbst. Dann konzentrierte er sich wieder auf die Straße.

Sie kamen jetzt in eine Wohngegend. In den engen, von Häusern gesäumten Nebenstraßen hätte Pitt den Cadillac vielleicht abhängen können, aber das kam nicht in Frage. Viel zu gefährlich. Selbst zu so später Stunde konnten noch Leute unterwegs sein, die mit ihrem Hund Gassi gingen, und er dachte nicht daran, unschuldige Menschen über den Haufen zu fahren.

Es konnte nur noch ein, zwei Minuten dauern, bis der Verkehr dichter wurde und er langsamer fahren mußte. Aber im Augenblick war die Straße noch frei, und so raste er weiter dahin. Dann huschte ein Warnschild vorbei – ein Hinweis auf eine Baustelle auf der Landstraße, die an der nächsten Kreuzung nach Westen abzweigte. Pitt kannte die Straße. Sie zog sich rund fünf Kilometer weit über Land, hatte zahlreiche scharfe Kurven und endete auf dem Highway, der an der CIA-Zentrale in Langley vorbeiführte.

Er nahm den rechten Fuß vom Gaspedal und trat voll auf die Bremse. Dann riß er das Lenkrad nach links und stellte den Allard quer, so daß er quietschend und mit qualmenden Reifen über den Asphalt schlitterte. Kurz bevor der Wagen stehenblieb, griffen die Hinterräder wieder, und der Allard schoß in die schmale Straße, die durch die stockdunkle Landschaft führte.

Pitt mußte sich jetzt voll und ganz aufs Fahren konzentrieren. Die alten Monoblockscheinwerfer leuchteten die Straße nicht so weit aus wie moderne Halogenlampen, so daß er den Streckenverlauf eher erahnen mußte, als daß er ihn sah. Pitt liebte Kurven. Er bremste nicht ab, sondern driftete mit dem Wagen hindurch, rich-

tete ihn dann wieder aus und raste in Ideallinie auf die nächste Biegung zu.

Jetzt war der Allard in seinem Element. Der Cadillac war zwar für einen Serienwagen recht hart gefedert, aber von der Aufhängung her konnte er mit dem viel leichteren, eigens für Rennen gebauten Sportwagen nicht mithalten. Pitt liebte den Allard über alles. Er hatte ein sicheres Gespür für das Verhalten des Autos, und er genoß seine schlichte Bauweise und die geschmeidige Kraft des schweren Motors. Den Mund zu einem knappen Grinsen verzogen, raste er wie der Teufel über die Landstraße. Er driftete durch die Kurven, ohne die Bremse auch nur anzutippen, und nur vor Haarnadelkurven schaltete er kurz herunter. Der Fahrer des Cadillac hielt unerbittlich mit, verlor aber mit jeder weiteren Kurve mehr Boden.

Dann blinkten vor ihnen die gelben Lichter der Baustellenabsicherung. Neben der Fahrbahn war ein offener Graben, in dem Rohre verlegt wurden, aber Pitt stellte erleichtert fest, daß die Straße nicht völlig gesperrt war. Ohne den Fuß vom Gas zu nehmen, schoß er über die etwa hundert Meter lange, nur mit Erdreich und Splitt befestigte Piste. Er freute sich diebisch, als er die riesige Staubwolke sah, die er aufgewirbelt hatte, wußte er doch, daß sie den Verfolger weiter aufhalten würde.

Nachdem sie noch zwei Minuten mit halsbrecherischer Geschwindigkeit durch die Nacht gerast waren, deutete Maeve rechts nach vorn. »Ich sehe Scheinwerfer«, sagte sie.

»Das ist der Highway«, stellte Pitt fest. »Jetzt hängen wir sie endgültig ab.«

Die Kreuzung war frei, der nächste Wagen mindestens einen halben Kilometer entfernt. Mit qualmenden Rädern zog Pitt den Wagen scharf nach links, weg von der Stadt.

»Fahren wir nicht in die falsche Richtung?« schrie Maeve über das Quietschen der Reifen hinweg.

»Paß mal auf«, sagte Pitt, dann riß er das Lenkrad zurück, bremste sacht ab, wendete gemächlich und fuhr in entgegengesetzter Richtung weiter. Er kam an der Einmündung der Landstraße vorbei, bevor die Scheinwerfer des Cadillac in Sicht waren, gab dann Gas und fuhr auf die Lichter der Hauptstadt zu.

»Und was sollte das Ganze?« fragte Maeve.

»So was nennt man eine falsche Fährte legen«, sagte er aufgeräumt. »Wenn die Bluthunde so schlau sind, wie ich glaube, sehen sie meine Reifenspuren und fahren in die entgegengesetzte Richtung.«

Sie drückte seinen Arm und kuschelte sich an ihn. »Und was hast du zum krönenden Abschluß parat?«

»Nachdem ich dich mit meinem Können beeindruckt habe, werde ich dich jetzt mit meinem Charme becircen.«

Sie warf ihm einen verschmitzten Blick zu. »Und was ist, wenn mir vor Angst jede Begierde vergangen ist?«

»Ich kann in deinen Kopf gucken und erkennen, daß dem nicht so ist.«

Maeve lachte. »Seit wann kannst du denn Gedanken lesen?«

Pitt zuckte die Achseln und sagte leichthin: »Es ist eine Gabe. In meinen Adern fließt Zigeunerblut.«

»Du bist ein Zigeuner?«

»Laut unserem Stammbaum waren meine Vorfahren väterlicherseits Zigeuner. Sie sind im siebzehnten Jahrhundert von Spanien nach England ausgewandert.«

»Und jetzt liest du aus der Hand und sagst die Zukunft voraus.«

»Eigentlich wirkt sich mein Erbteil eher etwas anders aus, bei Vollmond zum Beispiel.«

Sie schaute ihn argwöhnisch an, schluckte den Köder aber. »Und was geschieht bei Vollmond?«

Er drehte sich um und sagte mit einem kaum wahrnehmbaren Grinsen: »Dann zieh' ich los und raube Hühner.«

27

Maeve starrte argwöhnisch in die Dunkelheit, als Pitt über eine unbefestigte Straße am Rande des Washington International Airport fuhr. Er steuerte einen uralten und offenbar leerstehenden Flugzeughangar an. Ringsum war kein anderes Gebäude zu sehen. Ihr

wurde immer unwohler zumute, und als Pitt unter den schummrigen, gelblichen Lampen an einem hohen Laternenmast anhielt, rutschte sie unwillkürlich ein Stück tiefer in den Sitz.

»Wo bringst du mich hin?« wollte sie wissen.

Er blickte sie an, als verstünde er die Frage nicht recht. »Na, zu mir natürlich.«

Sie verzog das Gesicht und schaute ihn mit mißbilligender Miene an. »In diesem alten Schuppen wohnst du?«

»Was du hier siehst, ist ein historisches Bauwerk, als Wartungshalle für eine Fluggesellschaft errichtet, die längst das Zeitliche gesegnet hat.«

Er holte eine kleine Fernbedienung aus der Manteltasche und tippte eine Zahlenkombination ein. Eine Sekunde später fuhr eine Tür hoch, hinter der sich, so jedenfalls kam es Maeve vor, ein gähnender Höllenschlund auftat, pechschwarz und unheilverheißend. Der Wirkung halber schaltete Pitt die Scheinwerfer aus, fuhr in die Dunkelheit hinein, schloß per Fernbedienung die Tür und blieb dann sitzen.

»Na, was sagst du jetzt?« fragte er neckend.

»Ich würde am liebsten um Hilfe schreien«, erwiderte Maeve, die zusehends verwirrter wurde.

»‘tschuldigung.« Pitt gab eine weitere Zahlenkombination ein, und das Innere das Hangars erstrahlte im gleißenden Licht zahlreicher Neonlampen, die in regelmäßigen Abständen an der gewölbten Decke angebracht waren.

Maeve sperrte vor Staunen den Mund auf, als sie all die unschätzbaren kostbaren Beispiele großer Ingenieurskunst sah, die glitzernde Kollektion klassischer Automobile, die Flugzeuge und den alten amerikanischen Eisenbahnwaggon. Sie erkannte zwei Rolls-Royces und ein großes Daimler-Kabriolett, doch die amerikanischen Wagen, die Packards, Pierce Arrows, Stutzes und Cords sagten ihr ebensowenig wie die europäischen Autos, die hier ausgestellt waren, darunter ein Hispano-Suiza, ein Bugatti, ein Isotta Fraschini, ein Talbot Lago und ein Delahaye. Bei den beiden Flugzeugen, die von der Decke hingen, handelte es sich um eine alte Ford-Trimotor und eine Messerschmitt Me 262, ein Jagdflugzeug

aus dem Zweiten Weltkrieg. Es war eine atemberaubende Sammlung. Nur die auf einem rechteckigen Podest stehende schmiedeeiserne Badewanne, an der ein Außenbordmotor befestigt war, schien nicht recht hierher zu passen.

»Gehören die alle dir?« stieß sie gepreßt aus.

»Ich hatte die Wahl. Entweder das oder Frau und Kinder«, flachste er.

Sie wandte sich um und legte kokett den Kopf zur Seite. »Du bist noch nicht zu alt für Frau und Kinder. Du hast bloß noch nicht die Richtige gefunden.«

»Das trifft's vermutlich.«

»Pech in der Liebe?«

»Der Pittsche Fluch.«

Sie deutete auf einen dunkelblauen Pierce-Arrow-Wohnwagen. »Wohnst du da drin?«

Er lachte und wies nach oben. »Dort, über der eisernen Wendeltreppe, ist meine Wohnung. Aber wenn du zu faul zum Hochsteigen bist, kannst du auch mit dem Aufzug fahren.«

»Ich kann etwas Bewegung brauchen«, sagte sie.

Er geleitete sie über die reich verzierte, schmiedeeiserne Wendeltreppe nach oben. Hinter einer Tür befand sich eine Art Wohn- und Arbeitszimmer voller Regale, auf denen zahllose Bücher über Seefahrt und Meeresforschung sowie in Glaskästen aufbewahrte Modelle von Schiffen standen, die Pitt im Laufe seiner Arbeit bei der NUMA entdeckt und erkundet hatte. Die Tür auf der einen Seite des Raumes führte in ein geräumiges Schlafzimmer, das wie die Kapitänskajüte eines alten Segelschiffs eingerichtet war. Sogar ein altes Ruderrad gab es hier, das als Kopfteil des Bettes diente. Der Durchgang am anderen Ende des Raumes führte in eine Küche samt Eßecke. Auf Maeve machte die Wohnung einen angenehm männlichen Eindruck.

»Hier also ist Huckleberry Finn hingezogen, nachdem er das Hausboot auf dem großen Strom verlassen hat«, sagte sie, streifte die Schuhe ab, ließ sich auf einer Ledercouch nieder und schlug die Beine unter.

»Genaugenommen bin ich meistens auf dem Wasser. Ich halte

mich weit weniger in dieser Wohnung auf, als mir lieb ist.« Er zog seinen Mantel aus und band die Fliege auf. »Darf ich dir etwas zu trinken anbieten?«

»Gegen einen Brandy hätte ich nichts einzuwenden.«

»Da fällt mir gerade was ein. Ich habe dich von der Party entführt, bevor du etwas zu essen bekommen hast. Ich kann aber schnell was für dich zurechtzaubern.«

»Der Brandy reicht vollauf. Den Bauch kann ich mir auch morgen noch vollschlagen.«

Er goß Maeve einen Remy Martin ein und setzte sich zu ihr auf die Couch. Sie sehnte sich nach ihm, wollte sich in seine Arme schmiegen, ihn einfach berühren, doch sie war innerlich zu aufgewühlt. Ein jähes Schuldgefühl erfaßte sie, als sie sich vorstellte, wie ihre Kinder unter dem brutalen Jack Ferguson leiden mochten. Der Gedanke war zu ungeheuerlich, als daß sie ihn einfach verdrängen konnte. Es war, als schnürte ihr jemand die Brust ein, und ihr ganzer Körper fühlte sich taub und kraftlos an. Sie sehnte sich nach Sean und Michael, die sie immer noch als ihre Babys sah. Sich auf ein sexuelles Abenteuer einzulassen kam ihr fast wie ein Verbrechen vor. Am liebsten hätte sie vor Verzweiflung aufgeschrien. Sie stellte den Brandy auf den Couchtisch und fing hemmungslos an zu weinen.

Pitt legte den Arm um sie. »Die Kinder?« fragte er.

Sie nickte schluchzend. »Tut mir leid. Ich wollte dir nichts vormachen.«

Die weibliche Gefühlswelt war für Pitt, ganz im Gegensatz zu den meisten Männern, noch nie ein großes Rätsel gewesen, und er reagierte auch nicht irritiert oder fassungslos, wenn Tränen flössen. Das mitunter gefühlsbetonte Verhalten von Frauen weckte in ihm eher Mitempfinden als Unbehagen. »Wenn eine Frau hin und her gerissen ist zwischen der Sorge um ihren Nachwuchs und ihrem Sexualtrieb, behält die Mutterliebe immer die Oberhand.«

Maeve würde nie begreifen, wie Pitt so verständnisvoll sein konnte. Er kam ihr geradezu unmenschlich vor. Auf jeden Fall war er anders als jeder Mann, den sie bislang gekannt hatte. »Ich bin außer mir vor Angst. In meinem ganzen Leben bin ich mir noch nie so hilflos vorgekommen.«

Er stand auf und kam mit einer Schachtel Papiertücher zurück. »Tut mir leid, daß ich dir kein Taschentuch anbieten kann, aber so was führe ich dieser Tage nicht mehr.«

»Macht es dir nichts aus... daß ich dich enttäuscht habe?«

Pitt lächelte, als Maeve ihre Augen abtupfte und sich laut schneuzte. »Einen Hintergedanken hatte ich schon.«

Fragend riß sie die Augen auf. »Du willst gar nicht mit mir ins Bett gehen?«

»Ich würde sofort meinen Hormonspiegel untersuchen lassen, wenn's nicht so wäre. Aber das ist nicht der einzige Grund, weshalb ich dich hergebracht habe.«

»Ich verstehe nicht recht.«

»Ich brauche deine Hilfe, sonst hauen meine Pläne nicht hin.«

»Was für Pläne?«

Er schaute sie an, als verstünde er nicht recht, weshalb sie ihm diese Frage stellte. »Mich auf Gladiator Island schleichen, deine Jungs schnappen und dann die Biege machen natürlich.«

Maeve fuhrwerkte fahrig und nervös mit den Händen herum. »Das würdest du tun?« stieß sie aus. »Du würdest dein Leben für mich riskieren?«

»Und für deine Söhne«, fügte Pitt in entschiedenem Ton hinzu.

»Aber warum?«

Am liebsten hätte er ihr gesagt, daß sie zauberhaft sei und entzückend und daß er die zärtlichsten Gefühle für sie hege, doch er brachte es einfach nicht über sich, wie ein liebestoller Teenager zu klingen. Statt dessen gab er ihr, wie es seine Art war, eine flapsige Antwort.

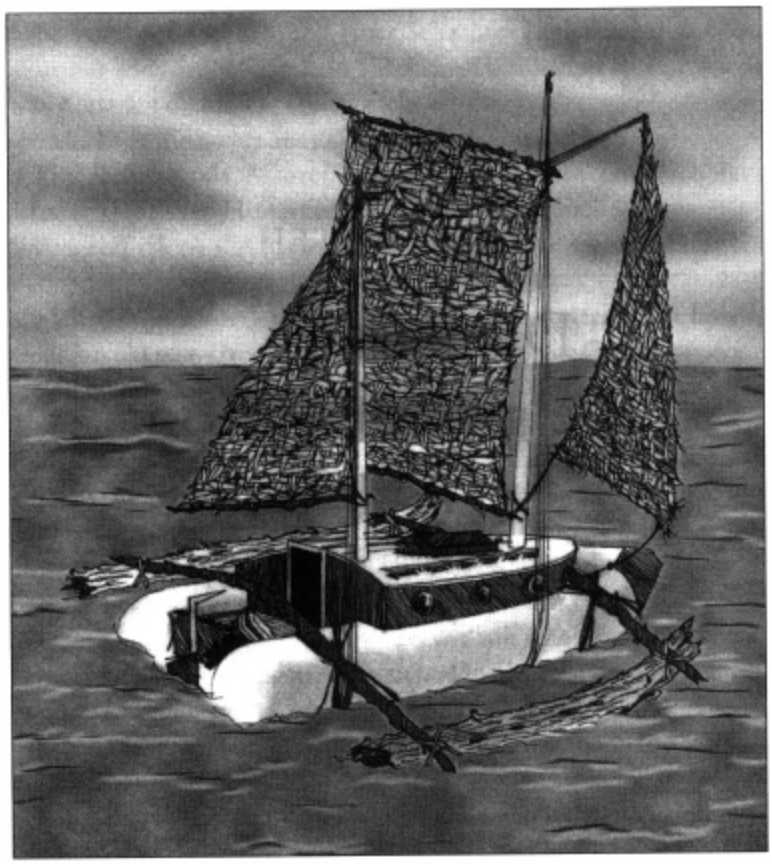
»Warum? Weil Admiral Sandecker mir zehn Tage freigegeben hat und ich es nicht ausstehen kann, wenn ich untätig herumhocke.«

Ihre Wangen waren noch naß, doch jetzt lächelte sie wieder und zog ihn an sich. »Das ist nicht mal gut gelogen.«

»Woher kommt es nur«, sagte er, kurz bevor er sie küßte, »daß die Frauen mich immer durchschauen?«

DRITTER TEIL

Diamanten...
die große Illusion



Die Marvelous Maeve

30. Januar 2 000
Gladiator Island, Tasmansee

28

Das Dorsettsche Herrenhaus stand am sogenannten Sattel der Insel, genau zwischen den beiden untätigen Vulkanen. Von der Vorderseite aus hatte man freien Blick auf die Lagune, die aufgrund der Diamantenförderung im Lauf der Jahre zu einem belebten Hafen geworden war. Die zwei Minen in den beiden Vulkanschloten wurden nahezu seit dem Tag, an dem Charles und Mary Dorsett nach ihrer Hochzeit aus England zurückgekommen waren, ununterbrochen ausgebeutet. Manche behaupteten, daß damals der Aufstieg der Familie begonnen habe, doch andere, die es besser wußten, vertraten die Meinung, in Wahrheit sei das Imperium gegründet worden, als Betsy Fletcher die ungewöhnlichen Steine fand und sie ihren Kindern zum Spielen gab.

Die ursprüngliche Unterkunft, ein Blockhaus mit einem Dach aus Palmwedeln, einem sogenannten Palapa-Dach, war von Anson Dorsett abgerissen worden. Er hatte das große Herrenhaus entworfen und errichtet, das später mehrmals umgebaut worden war und in dem jetzt Arthur Dorsett residierte. Es war nach klassischem Vorbild gebaut – ein zentraler Innenhof, umgeben von Veranden, über die man zu den dreißig Zimmern im Inneren gelangte, alle im britischen Kolonialstil ausgestattet und möbliert. Die einzigen neueren Errungenschaften, die ins Auge fielen, waren eine große Satellitenschüssel, die aus einem prachtvollen Garten aufragte, und ein moderner Swimmingpool im Innenhof.

Arthur Dorsett legte den Telefonhörer auf, trat aus seinem Arbeitszimmer und ging zum Pool, wo Deirdre im String-Bikini auf einem Liegestuhl fläzte und ihre geschmeidige Haut einer Dosis Tropensonne aussetzte.

»Du solltest dich vor meinen Führungskräften lieber nicht so sehen lassen«, sagte er barsch.

Langsam hob sie den Kopf und blickte an ihrem Leib hinab. »Ist doch nichts dabei. Ich hab' doch mein Oberteil an.«

»Und dann wundern sich die Weiber, wenn sie vergewaltigt werden.«

»Du willst doch bestimmt nicht, daß ich in einem Sack herumlaufe«, sagte sie schnippisch.

»Ich habe gerade mit Washington telefoniert«, sagte er. »Deine Schwester ist offenbar verschwunden.«

Deirdre setzte sich erschreckt auf, hob eine Hand und schirmte die Augen vor der Sonne ab. »Sind deine Quellen zuverlässig? Ich habe für ihre Beschattung die besten Leute engagiert, lauter ehemalige Secret-Service-Agenten. Ich hab' sie persönlich ausgewählt.«

»Es wurde bestätigt. Sie haben den Auftrag verpfuscht, haben sie bei einer wilden Überlandfahrt verloren.«

»Maeve ist nicht schlau genug, um Profis abzuschütteln.«

»Soweit ich erfahren habe, hat ihr jemand geholfen.«

Sie zog einen Flunsch. »Laß mich raten: Dirk Pitt.«

Dorsett nickte. »Der Mann ist überall. Boudicca hatte ihn auf Kunghit am Wickel, aber er konnte ihr wieder entwischen.«

»Ich habe gleich gespürt, daß er gefährlich ist. Schon als er Maeve gerettet hat. Wie gefährlich er wirklich ist, hätte mir spätestens klarwerden müssen, als er meine Pläne zunichte gemacht hat. Wie du weißt, wollte ich die *Polar Queen* per Hubschrauber verlassen, nachdem ich sie auf Kollisionskurs mit der Felseninsel gebracht hatte. Hinterher dachte ich, wir wären ihn los. Ich hätte nie geglaubt, daß er plötzlich ohne jede Vorwarnung auf unserer kanadischen Förderstätte auftaucht.«

Dorsett winkte einer hübschen kleinen Chinesin zu, die an einer Säule unter dem Verandadach stand. Sie trug ein Seidenkleid, das seitlich lang geschlitzt war. »Bring mir einen Gin«, trug er ihr auf. »Einen großen. Ich kann mickrige Drinks nicht ausstehen.«

Deirdre hob ein hohes, leeres Glas. »Noch einen Rum Collins.«

Das Mädchen eilte von dannen, um die Getränke zu holen. Deirdre ertappte ihren Vater dabei, wie er das Hinterteil des Mädchens

betrachtete, und verdrehte die Augen. »Also wirklich, Papa. Du wirst doch nicht mit dem Hauspersonal ins Bett gehen! Von einem Mann in deiner Position, mit deinem Reichtum, erwartet die Welt mehr Klasse.«

»Es gibt ein paar Dinge, die mit Klasse nichts zu tun haben«, sagte er streng.

»Was machen wir nun mit Maeve? Offensichtlich hat sie Dirk Pitt und seine Freunde von der NUMA eingespannt, um mit ihrer Hilfe wieder an die Zwillinge zu kommen.«

Dorsett riß sich von der davontrippelnden chinesischen Dienerin los. »Er mag durchaus ein findiger Mann sein, aber er wird feststellen, daß er auf Gladiator Island nicht so leicht eindringen kann wie auf Kunghit.«

»Maeve kennt die Insel besser als wir alle. Sie wird einen Weg finden.«

»Selbst wenn sie an Land gelangen sollten« – er hob einen Finger und deutete durch den Torbogen hinaus in die Richtung der Minen -, »kommen sie nicht weiter als zweihundert Meter ans Haus heran.«

Deirdre lächelte diabolisch. »Mir scheint, wir sollten ihnen einen herzlichen Empfang bereiten.«

»Keinen herzlichen, meine liebe Tochter. Jedenfalls nicht hier, nicht auf Gladiator Island.«

»Du hast also einen anderen Plan.« Es war eher eine Feststellung als eine Frage.

Er nickte. »Mit Maeves Unterstützung werden sie sich zweifellos eine List einfallen lassen, wie sie unsere Sicherheitsvorkehrungen überwinden können. Leider werden sie keine Gelegenheit haben, sie anzuwenden.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Wir fangen sie auf dem Vormarsch ab, wie die Militärs sagen würden, bevor sie unsere Gestade erreichen.«

»Ich muß schon sagen, mein Vater ist ein scharfsinniger Mann.« Sie stand auf und umarmte ihn. Dabei stieg ihr sein Eau de Cologne in die Nase, das sie schon als kleines Mädchen gemocht hatte. Es war eine besondere Marke, die er sich eigens aus Deutschland kom-

men ließ, ein strenger Moschusgeruch, der sie an lederne Aktenkoffer, Direktionsräume und an den Duft teurer Anzugstoffe erinnerte.

Widerwillig, zugleich aber wütend über das wachsende Verlangen nach seinem eigen Fleisch und Blut, stieß er sie von sich. »Ich möchte, daß du den Einsatz leitest. Boudicca wird, wie üblich, die Ausführung übernehmen.«

»Ich wette meinen Anteil an Dorsett Consolidated, daß du weißt, wo sie stecken.« Sie lächelte ihn schelmisch an. »Wie sieht der Zeitplan aus?«

»Ich vermute, daß Mr. Pitt und Maeve Washington bereits verlassen haben.«

Sie blinzelte ihn gegen die Sonne an. »So schnell?«

»Da Maeve in den letzten zwei Tagen nicht zu Hause gewesen und Pitt nicht in seinem Büro bei der NUMA aufgetaucht ist, versteht sich wohl von selbst, daß sie beisammen sind. Und zwar auf dem Weg hierher, die Zwillinge holen.«

»Sag mir, wo ich ihnen eine Falle stellen soll«, sagte sie und schaute ihn mit funkelnden Katzenaugen an. Sie war überzeugt, daß er Bescheid wußte. »Auf dem Flughafen oder im Hotel? In Honolulu, Auckland oder Sydney?«

Er schüttelte den Kopf. »Nichts dergleichen. So leicht werden sie's uns nicht machen. Die fliegen weder mit Linienmaschinen, noch steigen sie in abgeschiedenen Herbergen ab. Sie werden sich aus der kleinen Luftflotte der NUMA bedienen, vermutlich einen Transportjet nehmen und den hiesigen Stützpunkt ihrer Behörde nutzen.«

»Ich wußte gar nicht, daß die Amerikaner in Neuseeland oder Australien einen festen Stützpunkt für ozeanographische Forschungen haben.«

»Haben sie auch nicht«, erwiderte Dorsett. »Aber sie haben ein Forschungsschiff hier, die *Ocean Angler,* die mit einem Tiefseeforschungsprojekt im Bounty Trough befaßt ist, westlich von Neuseeland. Wenn alles plangemäß verläuft, werden Pitt und Maeve morgen um diese Zeit in Wellington eintreffen und sich zu dem im Hafen liegenden NUMA-Schiff begeben.«

Deirdre starrte ihren Vater mit unverhohlener Bewunderung an. »Woher weißt du das alles?«

Er lächelte selbstgefällig. »Ich habe einen Informanten bei der NUMA, dem ich viel Geld dafür bezahle, daß er mich über jede Entdeckung unterseeischer Edelsteinvorkommen auf dem laufenden hält.«

»Du willst also, daß Boudicca mit ihren Leuten das Forschungsschiff abfängt, entert und verschwinden läßt.«

»Das wäre nicht ratsam«, entgegnete Dorsett. »Boudicca sagt, Dirk Pitt hat irgendwie herausbekommen, daß unsere Jacht und damit auch sie etwas mit der Beseitigung der Wracks zu tun haben. Wenn wir ein Forschungsschiff der NUMA versenken, wissen die ganz genau, daß wir dahinterstecken. Nein, wir müssen die Sache behutsam angehen.«

»Vierundzwanzig Stunden sind schnell vorbei.«

»Wenn du nach dem Mittagessen aufbrichst, bist du abends in Wellington. John Merchant und sein Greiftrupp werden dich in unserem Magazin am Rand der City erwarten.«

»Ich dachte, Merchant hat auf Kunghit einen Schädelbruch erlitten.«

»Nur einen Haarriß. Seitdem sinnt er wie wahnsinnig auf Rache. Er hat darauf bestanden dabeizusein.«

»Und du und Boudicca?« fragte Deirdre.

»Wir kommen mit der Jacht rüber und müßten bis Mitternacht dasein«, antwortete Dorsett. »Damit bleiben uns noch zehn Stunden, um sämtliche Vorbereitungen unter Dach und Fach zu bringen.«

»Das heißt, daß wir sie uns bei Tageslicht greifen müssen.«

Dorsett packte Deirdre so fest an der Schulter, daß sie zusammenzuckte. »Ich verlasse mich darauf, Tochter, daß du dich durch nichts aufhalten läßt.«

»Es war eben ein Fehler zu glauben, daß wir Maeve trauen können«, sagte Deirdre vorwurfsvoll. »Du hättest dir doch denken können, daß sie ihren Bälgern bei der erstbesten Gelegenheit hinterhereilt.«

»Die Nachrichten, die sie uns bis zu ihrem Verschwinden zu-

kommen ließ, waren durchaus nützlich«, beharrte er ungehalten. Fehleinschätzungen einzugestehen fiel Arthur Dorsett nicht leicht.

»Wenn Maeve nur auf Seymour Island draufgegangen wäre. Dann hätten wir jetzt nicht diesen Schlammassel.«

»Sie ist nicht an allem schuld«, sagte Dorsett. »Sie wußte zum Beispiel nicht, daß Pitt auf Kunghit eindringen wollte. Er hat dort seine Fühler ausgestreckt, aber selbst wenn er etwas erfahren haben sollte, kann er uns nichts anhaben.«

Trotz dieses kleinen Rückschlags war Arthur Dorsett nicht sonderlich besorgt. Seine Minen befanden sich auf Inseln, die so abgelegen waren, daß organisatorischer Widerstand unmöglich war. Inzwischen kam sein ganzer Apparat auf Touren. Die Sicherheitsvorkehrungen waren verschärft, damit kein Journalist auch nur in die Nähe der Förderstätten gelangte. Dorsetts Anwälte schoben Überstunden, um jeglichen juristischen Anfechtungen mit rechtlichen Mitteln zu begegnen. Die Leute in seiner Presseabteilung arbeiteten unterdessen an aller Veröffentlichungen, in denen die Geschichte über angebliche Todesfälle und verschwundene Schiffe im Pazifik als pure Panikmache der Umweltschützer bezeichnet wurden. Zugleich versuchten sie anderen die Schuld in die Schuhe zu schieben, den amerikanischen Militärs vor allem, die vermutlich wieder geheime Experimente durchführten.

Dorsett konnte daher beruhigt in die Zukunft sehen. »Wenn wir die Minen in dreiundzwanzig Tagen stillegen, wird sich der von Admiral Sandecker angezettelte Aufruhr in Wohlgefallen auflösen.«

»Es darf aber nicht so aussehen, als würden wir unsere Schuld eingestehen, wenn wir die Minen schließen. Sonst können wir uns nicht mehr retten vor lauter Anzeigen der Umweltschützer und der Angehörigen der Opfer.«

»Keine Sorge, liebe Tochter. Den Beweis zu erbringen, daß durch unsere Fördermethoden Ultraschallwellen entstehen, die sich unter Wasser fortpflanzen und bei einer Konvergenz alles Leben töten, dürfte so gut wie unmöglich sein. Wissenschaftliche Untersuchungen ziehen sich für gewöhnlich monatelang hin. Aber in drei Wochen gibt’s für die Wissenschaftler nichts mehr zu untersuchen.

Ich habe dafür gesorgt, daß unsere Diamantenförderanlagen bis auf die letzte Mutter und Schraube demontiert werden. Der akustische Tod, wie man die Sache inzwischen beharrlich bezeichnet, wird Schnee von gestern sein.«

Die kleine Chinesin kehrte mit einem Tablett zurück und reichte ihnen die Drinks. Dann zog sie sich lautlos wie ein Geist in den Schatten auf der Veranda zurück.

»Und nun? Was willst du mit Sean und Michael machen, nachdem uns ihre Mutter verraten hat?«

»Ich werde dafür sorgen, daß sie sie nie wiedersieht.«

»Welch ein Jammer«, sagte Deirdre, während sie das eiskalte Glas über ihre Stirn rollte.

Dorsett kippte den Gin weg, als wäre es Wasser. Er senkte das Glas und schaute sie an. »Ein Jammer? Wen soll ich denn bejammern, Maeve oder die Zwillinge?«

»Weder noch.«

»Wen dann?«

Deirdre zauberte ein satanisches Grinsen auf ihre ebenmäßigen Züge. »Die zahllosen Frauen auf der Welt, die feststellen müssen, daß ihre Diamanten so wertlos sind wie gewöhnliches Glas.«

»Wir werden den Steinen ihren Reiz nehmen«, sagte Dorsett lachend. *»Das* verspreche ich dir.«

29

Wellington, so stellte Pitt mit einem Blick aus dem Fenster der NUMA-Maschine fest, war eine der herrlichsten Hafenstädte der Welt. Zum viertenmal innerhalb von zehn Jahren führte ihn sein Weg in die an einer weiten, von einer Unzahl kleiner Inseln übersäten Bucht gelegene Hauptstadt von Neuseeland, die von niedrigen Bergen, allen voran dem Mount Victoria, und üppig grüner Vegetation umgeben war. Und selten hatte er sie bei schönem Wetter erlebt, ohne vereinzelte Regenschauer und böigen Wind. Admiral Sandecker hatte Pitts Plan nur widerwillig und unter

schweren Bedenken abgesegnet. Er hielt Arthur Dorsett für einen überaus gefährlichen Mann, einen habgierigen Psychopathen, der ohne das geringste Unrechtsbewußtsein tötete. Doch er war Pitt und Giordino entgegengekommen und hatte ihnen die Erlaubnis erteilt, mit Maeve in einem Flugzeug der NUMA nach Neuseeland zu fliegen und dort das Kommando über ein Forschungsschiff zu übernehmen, das ihnen als fester Stützpunkt bei der geplanten Rettungsaktion dienen sollte – allerdings unter der strengen Auflage, daß kein Menschenleben gefährdet werden durfte. Pitt hatte sich bereitwillig darauf eingelassen, wußte er doch, daß nur sie drei Kopf und Kragen riskierten, sobald die *Ocean Angler* in sicherer Entfernung vor Gladiator Island lag. Er hatte vor, mit einem Tauchboot in die Lagune einzudringen, dort zu landen, Maeve wieder zu ihren Söhnen zu verhelfen und dann auf das Schiff zurückzukehren. Ein Plan ohne besondere Raffinessen, dachte er leicht verwirrt. Sobald sie an Land waren, hing alles von Maeve ab.

Er warf einen Blick zur anderen Seite des Cockpits, wo Giordino saß und den Gulfstream-Jet flog. Sein untersetzter Freund war so ruhig und gelassen, als läge er an einem Sandstrand unter Palmen. Seit sie sich am ersten Tag in der Grundschule über den Weg gelaufen waren und prompt geprügelt hatten, waren sie dicke Freunde. Sie hatten auf der Highschool in derselben Football-Mannschaft gespielt, Giordino als Tackle, Pitt als Quarterback, und waren später gemeinsam auf die Luftwaffenakademie gegangen. Pitt hatte unverfroren die Beziehungen seines Vaters ausgenutzt – George Pitt war Senator des Staates Kalifornien – und dafür gesorgt, daß sie beisammenblieben. Folglich waren Dirk und Al in derselben Flugschule ausgebildet worden und hatten zwei Einsatzzeiten bei derselben Staffel in Vietnam gedient. Was Frauen anging, hatten sie allerdings wenig Gemeinsamkeiten. Während sich Giordino auf allerlei Liebesabenteuer einließ, fühlte sich Pitt in einer festen Beziehung wohler.

Pitt stand auf, ging nach hinten in die Passagierkabine und blickte auf Maeve hinab. Sie hatte auf dem langen, eintönigen Flug von Washington nach Neuseeland ab und zu unruhig geschlafen, und ihr Gesicht wirkte müde und abgespannt. Auch jetzt, da sie die Augen

geschlossen hatte, wälzte sie sich auf der schmalen Liege ständig hin und her, was darauf hindeutete, daß sie wieder nicht in traumlos tiefen Schlummer gesunken war. Er streckte die Hand aus und berührte sie sanft. »Wir landen gleich in Wellington«, sagte er.

Langsam schlug sie die tintenblauen Augen auf. »Ich bin wach«, murmelte sie verschlafen.

»Wie fühlst du dich?« fragte er zärtlich und besorgt.

Sie richtete sich auf und nickte energisch. »Zu allem bereit.«

Giordino fuhr die Landeklappen aus und setzte das Flugzeug so weich auf, daß die Reifen nur beim ersten Bodenkontakt kurz aufqualmten. Er steuerte von der Lande- auf die Rollbahn und hielt auf den Parkbereich für Privatmaschinen auf der Durchreise zu. »Siehst du ein Fahrzeug der NUMA?« schrie er nach hinten zu Pitt.

Die vertrauten Farben, Türkis und Weiß, waren nirgendwo in Sicht. »Muß sich verspätet haben«, sagte Pitt. »Oder wir sind zu früh dran.«

»Der alte Chronometer am Instrumentenbrett sagt, eine Viertelstunde zu früh«, erwiderte Giordino.

Ein kleiner Pick-up setzte sich vor sie, und der auf der Ladefläche stehende Einweiser bedeutete Giordino, daß er ihm zu einer freien Stelle in einer Reihe teurer Privatjets folgen sollte. Giordino bremste, als die Flügelspitzen auf gleicher Höhe mit denen der anderen Maschinen waren, und stellte dann die Triebwerke ab.

Pitt öffnete die Passagiertür und klappte eine kleine Treppe aus. Maeve folgte ihm nach draußen, wo sie ein paar Schritte auf und ab ging, um ihre Gelenke und Muskeln zu lockern, die nach dem langen Flug steif und verspannt waren. Sie schaute sich nach ihrem fahrbaren Untersatz um. »Ich dachte, jemand vom Schiff wollte uns abholen«, sagte sie gähnend.

»Sie müßten schon unterwegs sein.«

Giordino reichte die Reisetaschen heraus, verschloß die Maschine und ging dann gemeinsam mit Pitt und Maeve unter den Tragflächen in Deckung, als ein heftiger Regenschauer über dem Flughafen niederging. Ebenso schnell, wie es gekommen war, zog das Unwetter wieder über die Bucht ab, und die Sonne brach durch die mächtigen weißen Wolkentürme. Ein paar Minuten später fuhr

ein Toyota-Kleinbus mit der Aufschrift *Harbor Shuttle* durch die Pfützen und blieb stehen. Der Fahrer stieg aus und kam zu der Maschine getrabt. Er war schlank, hatte ein freundliches Gesicht und war gekleidet wie ein Freizeitcowboy.

»Ist einer von Ihnen Dirk Pitt?«

»Hier bin ich«, meldete sich Pitt.

»Carl Marvin. ‘tschuldigung, daß ich zu spät komme. Beim Bordbus der *Ocean Angler* haben die Batterien schlappgemacht, so daß ich mir erst ein Fahrzeug vom Hafenmeister borgen mußte. Ich hoffe, Sie hatten keine Unannehmlichkeiten.«

»Keineswegs«, sagte Giordino säuerlich. »Wir haben unterdessen den Taifun genossen.«

Der Spott entging dem Fahrer. »Ich hoffe, Sie mußten nicht zu lange warten.«

»Nicht mehr als zehn Minuten«, sagte Pitt.

Marvin lud ihr Gepäck hinten in den Kleinbus und fuhr los, sobald seine Passagiere Platz genommen hatten. »Der Kai, an dem das Schiff liegt, ist nicht weit vom Flughafen entfernt«, sagte er aufgeräumt. »Lehnen Sie sich einfach zurück und genießen Sie die Fahrt.«

Pitt und Maeve saßen nebeneinander, hielten Händchen wie zwei Teenager und redeten leise miteinander. Giordino hatte es sich eine Sitzreihe vor ihnen, also unmittelbar hinter dem Chauffeur, bequem gemacht. Er betrachtete fast die ganze Fahrt über eine Luftaufnahme von Gladiator Island, die Admiral Sandecker ihnen vom Pentagon besorgt hatte.

Nach kurzer Zeit bogen sie von der Hauptstraße ab und kamen in das belebte, in unmittelbarer Nähe der Innenstadt gelegene Hafenviertel. Frachter aus aller Herren Länder, hauptsächlich allerdings Schiffe asiatischer Reedereien, lagen an den langen, von mächtigen Lagerhäusern gesäumten Kais. Keiner achtete auf den Fahrer, der in einem undurchsichtigen Zickzackkurs zwischen den Gebäuden, Schiffen und riesigen Lastkränen hindurchfuhr. Er hingegen wandte immer wieder den Blick von der Fahrbahn ab und musterte die Passagiere im Rückspiegel.

»Die *Ocean Angler* liegt gleich hinter dem nächsten Lager-

haus«, sagte er und deutete vage durch die Windschutzscheibe nach vorn.

»Ist sie klar zum Auslaufen, sobald wir an Bord sind?« fragte Pitt.

»Die Besatzung erwartet Sie bereits, so daß wir unmittelbar nach Ihrer Ankunft auslaufen können.«

Nachdenklich betrachtete Giordino den Hinterkopf des Fahrers. »Welche Aufgabe haben Sie an Bord?« fragte er.

»Ich?« sagte Marvin, ohne sich umzudrehen. »Ich bin Kameramann beim Filmteam.«

»Wie schmeckt Ihnen der Dienst unter Kapitän Dempsey?«

»Ein prima Mann. Hat viel Verständnis für die Wissenschaftler und ihre Arbeit.«

Giordino blickte auf und sah, daß Marvin in den Rückspiegel schielte. Er lächelte, bis Marvin sich wieder auf das Fahren konzentrierte. Dann kritzelte er im Schutz der Sitzlehne etwas auf die Quittung für das Flugbenzin, das sie in Honolulu vor dem Weiterflug nach Wellington getankt hatten. Er knüllte das Blatt zusammen und warf es beiläufig nach hinten, auf Pitts Schoß.

Pitt, der mit Maeve ins Gespräch vertieft war, hatte den kurzen Wortwechsel zwischen Giordino und dem Fahrer nicht mitbekommen. Unauffällig entfaltete er den Zettel und las die Nachricht.

DER TPY IST NICHT ECHT.

Pitt beugte sich nach vorn und wandte sich, ohne den Fahrer argwöhnisch zu mustern, im Plauderton an Giordino. »Weshalb bist du bloß so ein Miesmacher?«

Giordino drehte sich um und erwiderte ganz leise: »Unser Freund ist nicht von der *Ocean Angler.«*

»Ich bin ganz Ohr.«

»Hat gesagt, Dempsey wäre der Kapitän.«

»Paul Dempsey kommandiert doch die *Ice Hunter.* Joe ROSS ist der Kapitän der *Angler.«*

»Und noch eine Ungereimtheit. Vor unserem Aufbruch in die Antarktis sind doch Rudi Gunn, du und ich die geplanten Forschungsprojekte der NUMA durchgegangen und haben das entsprechende Personal eingeteilt.«

»Und?«

»Unser Freund da vorn spricht nicht nur einen falschen texanischen Akzent, er will auch Kameramann beim Filmteam der *Ocean Angler* sein. Kapierst du?«

»Verstehe«, murmelte Pitt. »Bei diesem Projekt haben wir kein Filmteam eingesetzt. An Bord sind nur Sonartechniker und ein Trupp Geophysiker, die den Meeresboden erkunden sollen.«

»Und diese Type chauffiert uns geradewegs ins Verderben«, sagte Giordino nach einem Blick aus dem Fenster auf ein unmittelbar vor ihnen liegendes Lagerhaus, über dessen Tor ein großes Schild mit der Aufschrift *Dorsett Consolidated Mining Ltd.* prangte.

Ihre Befürchtungen bestätigten sich, als der Fahrer den Bus durch die offene Einfahrt steuerte, vorbei an zwei Männern, die die Uniform des Sicherheitsdienstes von Dorsett Consolidated trugen. Die Posten folgten dem Bus ins Innere und drückten auf den Schalter, mit dem das Tor elektrisch geschlossen wurde.

»Wenn ich's mir recht überlege, würde ich meinen, man hat uns reingelegt«, sagte Pitt.

»Wie lautet der Schlachtplan?« fragte Giordino, der jetzt nicht mehr mit gedämpfter Stimme sprach.

Für lange Debatten war keine Zeit. Der Bus rollte immer tiefer in das dunkle Lagerhaus. »Wir schmeißen den guten Carl raus, und dann nichts wie weg.«

Giordino ließ sich das nicht zweimal sagen. Ehe sich der Mann, der sich Carl Marvin nannte, versah, hatte er ihn in den Schwitzkasten genommen, zerrte ihn vom Lenkrad weg, riß die Tür auf und warf ihn hinaus.

Pitt sprang auf den Fahrersitz, als hätten sie es zuvor geprobt, und trat das Gaspedal durch. Keinen Augenblick zu spät schoß der Bus vorwärts und raste durch einen Trupp Bewaffneter, die wie von einem Wirbelwind erfaßt zur Seite geschleudert wurden. Zwei Paletten voller Pappkartons mit japanischen Küchengeräten standen unmittelbar vor ihnen. Pitt rammte sie, ohne eine Miene zu verziehen. Pappefetzen und Einzelteile von Toastern, Mixern und Kaffeemaschinen flogen durch die Luft, als hätte eine Granate eingeschlagen.

Pitt driftete quer durch einen breiten Gang zwischen hohen, mit allerlei Handelsgütern gefüllten Regalen, hielt auf ein großes Metalltor zu und duckte sich über das Lenkrad. Mit einem lauten Scheppern flog die Tür aus der Halterung, und der Bus donnerte aus dem Lagerhaus auf den Verladekai, wo Pitt gerade noch das Steuer herumreißen konnte, ehe sie den Fuß eines turmhoch aufragenden Frachtkrans streiften.

Dieser Teil des Hafens war wie ausgestorben. Nirgendwo lagen Schiffe am Kai, die ihre Ladung löschten oder übernahmen. Dafür stand plötzlich quer über der Stichstraße, die vom Pier wegführte, eine hölzerne Absperrung, auf der etliche Männer eines mit Reparaturarbeiten am Kai betrauten Bautrupps hockten und Brotzeit machten. Pitt drückte auf die Hupe und steuerte mit aller Kraft dagegen, um den Arbeitern auszuweichen, die wie erstarrt zu dem auf sie zukommenden Fahrzeug blickten. Um ein Haar wäre Pitt an der Absperrung vorbeigekommen, doch im letzten Moment verfing sich die äußerste Spitze der hinteren Stoßstange an einer Stütze, so daß die ganze Barriere herumgerissen wurde und die Männer auf den Kai geschleudert wurden.

»'tschuldigung!« brüllte Pitt im Vorbeirasen aus dem Fenster.

Er bedauerte jetzt, daß er nicht besser aufgepaßt hatte, zumal ihm - mit einiger Verspätung – klar wurde, daß der falsche Fahrer allerlei Umwege eingeschlagen hatte, um sie in die Irre zu führen. Ein Trick, der nur zu gut funktioniert hatte. Er hatte keine Ahnung, wie er wieder auf die Schnellstraße in Richtung Stadt gelangen konnte.

Ein langer Sattelzug stieß aus einer Nebenstraße und versperrte ihnen den Fluchtweg. Hektisch riß Pitt das Lenkrad herum und versuchte in wilden Schlangenlinien an dem Hindernis vorbeizukommen. Ein lauter Knall ertönte, gefolgt von einem Klirren und einem metallischen Kreischen, als der Bus an der Schnauze des Lasters vorbeischrammte und seitlich ausbrach. Pitt steuerte dagegen, bis er das schleudernde Fahrzeug, dessen ganze rechte Seite eingedrückt und aufgerissen war, wieder im Griff hatte. Wütend schlug er auf das Lenkrad ein, als er sah, daß Flüssigkeit auf die geborstene Windschutzscheibe spritzte. Durch den Aufprall war der Kühler samt den zum Motor führenden Schläuchen aus der Verankerung

gerissen worden. Und es war nicht der einzige Schaden. Der rechte Vorderreifen war geplatzt und die vordere Radaufhängung gebrochen.

»Mußt du denn alles rammen, was dir in die Quere kommt?« fragte Giordino gereizt. Er hockte auf der unbeschädigten Seite des Busses am Boden und hatte die kräftigen Arme um Maeve geschlungen.

»Reine Gedankenlosigkeit«, versetzte Pitt. »Ist jemand verletzt?«

»Nur blaue Flecken«, antwortete Maeve wacker. »Aber so viele, daß ich dich wegen Mißhandlung verklagen könnte.«

Giordino rieb die anschwellende Beule an seinem Kopf und warf Maeve einen trübsinnigen Blick zu. »Dein alter Herr ist ein hinterlistiger Teufel. Er hat gewußt, daß wir kommen, und wollte eine Überraschungsfete schmeißen.«

»Irgend jemand bei der NUMA wird von ihm ausgehalten.« Pitt schaute kurz zu Maeve. »Du nicht, hoffe ich.«

»Ich nicht«, versetzte Maeve.

Giordino ging nach hinten und hielt durch das Rückfenster Ausschau nach eventuellen Verfolgern. Zwei schwarze Kleinbusse kurvten um den beschädigten Laster herum und nahmen die Jagd auf. »Wir haben Hunde auf unserer Fährte.«

»Die Guten oder die Bösen?« fragte Pitt.

»Ich überbringe ja ungern traurige Kunde, aber weiße Hüte haben sie nicht auf.«

»Nennst du das etwa eine eindeutige Identifizierung?«

»Wie war's damit: Sie haben das Firmenzeichen von Dorsett Consolidated Mining auf den Türen.«

»Du hast mich überzeugt.«

»Wenn sie noch näher kommen, kann ich sie nach ihrem Führerschein fragen.«

»Vielen Dank, aber ich habe einen Rückspiegel.«

»Wenn man bedenkt, wieviel Schaden wir angerichtet haben, möchte man doch meinen, daß sich mittlerweile etliche Polizeiwagen an uns gehängt haben müßten«, grummelte Giordino. »Warum tun die nicht ihre Pflicht und fahren im Hafen Streife? Ich fände es

nur gerecht, wenn du wegen deiner rücksichtslosen Fahrweise festgenommen werden würdest.«

»Wie ich Papa kenne«, sagte Maeve, »hat er ihnen einen Tag bezahlten Urlaub spendiert.«

Der ungekühlte Motor lief rasch heiß, so daß dicke Dampfwolken unter der Haube hervordrangen. Zudem konnte Pitt das beschädigte Fahrzeug kaum mehr steuern. Plötzlich tat sich vor dem Bus eine schmale Durchfahrt zwischen zwei Lagerhäusern auf. Pitt vertraute ein letztes Mal auf sein Glück und raste in die Gasse. Pech gehabt. Viel zu spät bemerkte er, daß er auf einem verlassenen Pier gelandet war, von dem aus es nicht mehr weiterging.

»Ende der Fahnenstange«, sagte Pitt.

Giordino drehte sich um und schaute wieder nach hinten. »Die Verfolger wissen es. Sie haben angehalten und genießen ihren Triumph.«

»Maeve?«

Maeve ging nach vorn. »Ja?« sagte sie ruhig.

»Wie lange kannst du die Luft anhalten?«

»Ich weiß es nicht. Eine Minute vielleicht.«

»Al? Was machen sie?«

»Kommen mit ziemlich fies aussehenden Keulen auf den Bus zu.«

»Die wollen uns lebend«, sagte Pitt. »Okay, Freunde, setzt euch hin und haltet euch fest.«

»Was hast du vor?« fragte Maeve.

»Wir, meine Liebste. Wir gehen nämlich gemeinsam baden. Al, mach die Fenster auf. Ich möchte, daß die Karre sinkt wie ein Stein.«

»Hoffentlich ist das Wasser halbwegs warm«, sagte Giordino, während er das Fenster öffnete. »Ich kann kaltes Wasser nicht ausstehen.«

»Atme ein paarmal tief durch«, sagte Pitt zu Maeve, »damit dein Blut möglichst viel Sauerstoff aufnimmt. Atme aus, ehe wir über die Kante gehen, und hol dann tief Luft.«

»Wetten, daß ich unter Wasser weiter schwimmen kann als du«, erklärte sie mit ungebrochenem Mut.

»Jetzt kannst du's beweisen«, erwiderte er voller Bewunderung. »Du darfst keine Zeit verlieren. Sobald der Bus vollgelaufen ist, steigst du rechts aus dem Fenster und schwimmst unter den Pier.«

Pitt griff hinter den Fahrersitz, zog seine Reisetasche auf, entnahm ihr ein Nylonbündel und stopfte es sich vorn in die Hose, so daß sie sich geradezu unanständig ausbeulte.

»Was machst du da?« fragte Maeve.

»Das ist meine Wundertüte für den Notfall«, erwiderte Pitt. »Die nehme ich immer mit.«

»Sie sind gleich da«, vermeldete Giordino ruhig.

Pitt schlüpfte in eine Lederjacke, zog den Reißverschluß bis zum Kragen zu, drehte sich um und ergriff das Lenkrad. »Okay, mal sehen, ob wir von den Preisrichtern ein paar gute Noten kriegen.«

Er ließ den Motor aufheulen und schaltete die Getriebeautomatik auf L. Der zerschrottete Bus spie eine Dampfwolke aus, durch die Pitt kaum etwas erkennen konnte, schoß mit flatternden Vorderrädern los und holte Anlauf. Keinerlei Geländer umgab den Pier, lediglich ein niedriger Balken, eine Art Bordstein, der den Lastwagen beim Zurückstoßen als Orientierungshilfe diente. Die Vorderräder prallten mit voller Wucht dagegen und wurden endgültig abgerissen. Das radlose Chassis schürfte über das Holz, die Hinterreifen drehten kreischend und qualmend durch und schoben den demolierten Bus schließlich über die Kante des Piers.

Wie in Zeitlupe hing der Bus in der Luft, kippte dann vornüber und schlug klatschend im Wasser auf. Das laute Zischen, als der überhitzte Motor jählings untertauchte, war Pitts letzter bewußter Eindruck von der Außenwelt. Dann wurde die Windschutzscheibe eingedrückt, und das Wasser schoß durch die offene Beifahrertür herein.

Der Bus tat einen kleinen Satz, verharrte einen Moment und versank dann in den grünen Fluten der Bucht. Als die Männer von Dorsetts Sicherheitsdienst zur Pierkante stürzten und hinunterblickten, sahen sie nur noch eine Dampfwolke, eine Unzahl blubbernder Blasen und einen sich langsam ausbreitenden Ölteppich. Ringwellen pflanzten sich nach außen fort und schwappten um die Stützpfeiler des Piers. Erwartungsvoll suchten sie das Was-

ser ab, hielten Ausschau nach auftauchenden Köpfen, aber nichts deutete darauf hin, daß dort unten jemand überlebt hatte.

Pitts Schätzung nach mußte das Wasser mindestens fünfzehn Meter tief sein, wenn an den Kais schwere Frachter anlegen konnten. Der Bus sank vornüber in den Schlick am Grund des Hafens und wirbelte eine dicke und immer dichter werdende Schlammwolke auf. Er stieß sich vom Lenkrad ab, schwamm nach hinten und überzeugte sich davon, daß Maeve und Giordino nicht verletzt waren und durch ein Fenster hatten aussteigen können. Dann zwängte er sich hinaus und schwamm in die dunkle Schlammwolke. Sobald er hindurch war, stellte er fest, daß die Sicht besser war als erwartet, die Wassertemperatur allerdings um ein bis zwei Grad niedriger. Vermutlich wegen der steigenden Flut, durch die allerdings auch die trübe Brühe im Hafen verdünnt wurde. Er schätzte, daß er etwa zwanzig Meter weit sehen konnte.

Verschwommen erkannte er Maeve und Giordino, die etwa vier Meter vor ihm mit kräftigen Zügen durch die Fluten schwammen. Er schaute nach oben, sah aber nur die düsteren Wolkenschatten auf dem Wasser liegen. Dann wurde das Wasser plötzlich deutlich dunkler, und er wußte, daß er unter dem Pier war, im Schutz der Stützpfeiler. Im Zwielicht verlor er die beiden anderen aus den Augen. Mittlerweile schmerzte seine Lunge, und er hatte kaum noch Luft. Er machte ein paar Schwimmzüge, ließ sich dann vom Auftrieb nach oben tragen und hielt die Hand über den Kopf, damit er sich nicht den Schädel verletzte, falls irgendwo scharfe Gegenstände herausragten. Inmitten einer schwimmenden Müllhalde tauchte er schließlich auf. Er atmete ein paarmal tief die salzige Luft ein, drehte sich dann um und sah Maeve und Giordino dicht hinter sich Wasser treten.

Sie schwammen zu ihm, und seine Hochachtung vor Maeve wurde noch größer, als er sie lächeln sah. »Angeber«, flüsterte sie, damit Dorsetts Männer sie nicht hören konnten. »Ich wette, du wärst fast ertrunken, bloß um mich abzuhängen.«

»Ein bißchen Ehrgeiz darf man als alter Mann wohl noch haben«, murmelte Pitt.

»Ich glaube nicht, daß uns einer gesehen hat«, brummte Gior-

dino. »Ich war schon fast unter dem Pier, eh' ich aus der Schlammwolke aufgetaucht bin.«

Pitt deutete nach vorn, in Richtung Hafen. »Wenn wir unter dem Pier bleiben und so lange schwimmen, bis wir irgendwo ungesehen raufklettern können, haben wir eine Chance.«

»Was hältst du davon, wenn wir uns an Bord des erstbesten Schiffes begeben?« fragte Giordino.

Maeve wirkte skeptisch. Ihr langes blondes Haar trieb hinter ihr im Wasser wie sattgelbes Röhricht auf einem Teich. »Wenn uns die Leute meines Vaters auf die Schliche kommen, werden sie Mittel und Wege finden, daß uns die Besatzung ausliefert.«

Giordino schaute sie an. »Meinst du nicht, daß uns die Crew festhalten und allenfalls den hiesigen Behörden übergeben würde?«

Pitt schüttelte den Kopf, daß die Wassertropfen nach allen Seiten davonflogen. »Wenn du Kapitän eines Schiffes oder Chef der Hafenpolizei wärst – wem würdest du eher glauben? Drei Leuten, die wie halb ersoffene Ratten vor dir stehen, oder jemandem, der Arthur Dorsett vertritt?«

»Uns vermutlich nicht«, mußte Giordino zugeben.

»Wenn wir bloß irgendwie zur *Ocean Angler* gelangen könnten!«

»Dort erwarten sie uns zuallererst«, sagte Maeve.

»Wenn wir erst an Bord sind, müssen sich Dorsetts Männer auf eine heftige Keilerei gefaßt machen, falls sie uns da wieder runterholen wollen«, versicherte ihr Pitt.

»Ein müßiger Gedanke«, grummelte Giordino. »Wir haben nicht die leiseste Ahnung, wo die *Ocean Angler* liegt.«

Pitt warf seinem Freund einen vorwurfsvollen Blick zu. »Ich kann deine ewige Miesepeterei nicht ausstehen.«

»Hat sie einen türkisfarbenen Rumpf und weiß gestrichene Aufbauten, so wie die *Ice Hunter?«* fragte Maeve.

»Sämtliche Schiffe der NUMA tragen die gleichen Farben«, erwiderte Giordino.

»Dann hab' ich sie gesehen. Sie liegt am Pier sechzehn.«

»Ich geb's auf. Wo, bitte schön, ist Pier sechzehn?«

»Von uns aus der vierte in Richtung Norden«, erwiderte Pitt.

»Woher willst du das wissen?«

»Anhand der Schilder an den Lagerhäusern. Ich habe gesehen, daß ich an Nummer neunzehn vorbeigefahren und dann bei Nummer zwanzig abgebogen bin.«

»Nachdem wir nun unsere Position festgestellt haben und wissen, wohin wir uns wenden müssen, sollten wir uns lieber sputen«, meinte Giordino. »Wenn die auch nur halbwegs was in der Birne haben, schicken sie Taucher runter und suchen den Bus nach Leichen ab.«

»Haltet euch von den Pfeilern fern«, warnte Pitt. »Unter der Meeresoberfläche sind sie dicht mit Muscheln bewachsen. Und deren Schalen können rasiermesserscharf sein.«

»Schwimmst du deswegen in einer Lederjacke?« fragte Maeve.

»Man kann nie wissen, wem man begegnet«, erwiderte Pitt trocken.

Ohne einen Orientierungspunkt konnten sie nicht einschätzen, wie weit es bis zum Schiff war. Sie schonten ihre Kräfte und schwammen in Brustlage langsam, aber stetig durch das Labyrinth der Pfeiler, so daß sie von Dorsetts Männern oben auf dem Kai nicht gesehen werden konnten. Sie erreichten Pier zwanzig, unterquerten die Hauptverkehrsader des Hafengeländes, die sämtliche Verladekais miteinander verband, und wandten sich dann in Richtung Norden, auf Pier sechzehn zu. Fast eine Stunde verging, ehe Maeve den türkisfarbenen Schiffskörper entdeckte, der sich im Wasser unter dem Kai spiegelte.

»Wir haben’s geschafft!« rief sie überglücklich.

»Freu dich nicht zu früh«, warnte Pitt sie. »Könnte sein, daß es oben auf dem Kai von den Gorillas deines Vaters nur so wimmelt.«

Der Schiffsrumpf war nur zwei Meter von den Pfeilern entfernt. Pitt schwamm los, bis er sich unmittelbar unter der Gangway befand. Dann streckte er die Arme aus, hielt sich an einer Querstrebe der Stützpfosten fest und zog sich aus dem Wasser. Er kletterte an den schräg ansteigenden Pfeilern empor, schob vorsichtig den Kopf über die Kante des Kais und suchte die unmittelbare Umgebung ab.

Der Bereich um die Gangway war menschenleer, aber an der Zufahrt zum Pier stand ein Kleinbus des Dorsettschen Sicherheits-

dienstes. Er zählte vier Männer, die sich auf der Freifläche zwischen diversen Containerstapeln und mehreren neben einem anderen Schiff geparkten Autos, das vor der *Ocean Angler* vertäut war, postiert hatten.

Er zog den Kopf wieder ein und wandte sich an Maeve und Giordino. »Unsere Freunde bewachen die Zufahrt zum Pier. Sie sind etwa achtzig Meter entfernt. Ehe sie uns aufhalten können, müßten wir an Bord sein.«

Jede weitere Debatte war überflüssig. Pitt zog die beiden anderen zu der Querstrebe hoch, auf der er stand. Dann kletterten sie auf sein Zeichen hin über den als Bordstein dienenden Balken, wichen einem Poller aus, an dem die Belegleinen des Schiffes vertäut waren, und stürmten, angeführt von Maeve, über die Gangway auf das Deck.

Pitts Instinkte begannen auf Hochtour zu arbeiten, sobald er auf dem vermeintlich sicheren Schiff war. Er hatte sich schwer verrechnet, und der Fehler ließ sich nicht wiedergutmachen. Er wußte es, als er sah, daß die Männer, die den Pier bewacht hatten, langsam und in aller Ruhe auf die *Ocean Angler* zukamen, als unternähmen sie einen Spaziergang im Park. Sie benahmen sich ganz so, als hätten sie erwartet, daß ihre Opfer auf dem Schiff Zuflucht suchen würden. Er wußte, daß etwas oberfaul war, als er den Blick auf das menschenleere Deck schweifen ließ. Auf einem auslaufbereiten Schiff hätte es Lebenszeichen von der Besatzung geben müssen. Die Tauchroboter, die Sonargeräte und die große Winde, an der Forschungsapparaturen in die Tiefe gelassen wurden, waren gesichert und ordentlich vertäut. Es war höchst ungewöhnlich, daß kein einziger Wissenschaftler oder Ingenieur an seinen kostbaren Geräten herumbastelte. Und als die Tür zu einem auf die Brücke führenden Aufgang geöffnet wurde und eine vertraute Gestalt auf das Deck trat, wußte er, daß das Undenkbare eingetreten war.

»Schön, Sie wiederzusehen, Mr. Pitt«, sagte John Merchant. »Sie geben aber auch niemals auf, was?«

30

Im ersten Moment war Pitt außer sich vor Wut und Verzweiflung, als er sich das ganze Ausmaß ihrer Niederlage eingestehen mußte. Er hatte schwer daran zu kauen, daß sie sich so mühelos hatten in die Falle locken lassen, daß Maeve sich nun in der Gewalt ihres Vaters befand und daß man ihn und Giordino höchstwahrscheinlich ermorden würde.

Es war leider nur zu offensichtlich, daß Dorsetts Männer von ihrem Spion bei der NUMA einen Hinweis erhalten hatten, vor ihnen auf der *Ocean Angler* gewesen waren, den Kapitän und die Besatzung durch eine List vorübergehend außer Gefecht gesetzt und das Schiff gerade so lange in ihre Gewalt gebracht hatten, um Pitt und die anderen in die Falle zu locken. Es war so eindeutig zu erwarten gewesen, daß Arthur Dorsett etwas Ungewöhnliches unternehmen würde, eine Art Auffangmanöver nur für den Fall, daß Pitt und Giordino ihm entwischen und irgendwie an Bord gelangen sollten. Pitt hatte das Gefühl, daß er es hätte vorhersehen und sich einen anderen Plan hätte einfallen lassen müssen, aber er hatte den schlauen Diamantenkönig unterschätzt. Pitt war einfach nicht auf die Idee gekommen, daß er ein ganzes Schiff kapern könnte, das nur einen Steinwurf von einer Großstadt entfernt am Pier lag.

Als er all die Uniformierten, einige mit Schlagstock, andere mit Gummigeschoßgewehr im Anschlag, aus ihren Verstecken auftauchen sah, wußte er, daß er jede Hoffnung fahren lassen konnte. Wenn auch nicht endgültig. Nicht, solange Giordino bei ihm war. Er warf ihm einen Blick zu, um festzustellen, wie er auf den furchtbaren Schock reagierte. Giordino wirkte, soweit er das erkennen konnte, leicht gelangweilt, als müßte er eine dröge Unterrichtsstunde absitzen. Von Schreck keine Spur. Er musterte Merchant, als wollte er seine Maße für einen Sarg nehmen, worin er, wie Pitt feststellte, John Merchant merkwürdig ähnelte, da dieser ihn ebenfalls mit abschätzigem Blick betrachtete.

Pitt legte den Arm um Maeve, die zusehends den Mut verlor. Sie war wachsbleich, hatte die Augen weit aufgerissen und starrte mit

trostlosem Blick vor sich hin, so als hätte sie bereits mit dem Leben abgeschlossen. Sie senkte den Kopf, vergrub das Gesicht in den Händen und ließ die Schultern hängen. Um sich hatte sie keine Angst, aber ihr graute vor dem, was ihr Vater den Jungs antun würde, nachdem sie ihn so offensichtlich hintergangen hatte.

»Was habt ihr mit der Besatzung gemacht?« wollte Pitt von Merchant wissen. Er bemerkte den Verband an dessen Hinterkopf.

»Wir haben die fünf Besatzungsmitglieder, die noch an Bord sind, dazu überredet, in ihren Quartieren zu bleiben.«

Pitt schaute ihn fragend an. »Nur fünf?«

»Ja. Die anderen wurden zu einer Party eingeladen, die Mr. Dorsett ihnen zu Ehren im besten Hotel von Wellington veranstaltet hat. Ein Hoch auf die wackeren Erforscher der Tiefen und dergleichen mehr. Als Bergbauunternehmen hat Dorsett Consolidated reges Interesse an allen auf dem Meeresboden entdeckten Mineralienvorkommen.«

»Sie waren ja bestens vorbereitet«, sagte Pitt kalt. »Wer von der NUMA hat Ihnen denn verraten, daß wir kommen?«

»Ein Geologe. Ich weiß nicht, wie er heißt, aber er hält Mr. Dorsett über Ihre unterseeischen Bergbauprojekte auf dem laufenden. Er ist nur einer von vielen Zuträgern, die die Firma weltweit mit Interna aus Wirtschaft und Regierungsapparaten versorgen.«

»Ein firmeneigener Spionagering.«

»Und ein sehr guter dazu. Wir haben Ihre Spur von dem Moment an verfolgt, als Sie in Washington gestartet sind.«

Die Wachen, die sie alle drei umstellten, machten keine Anstalten, sie zu fesseln. »Keine Fußeisen, keine Handschellen?« fragte Pitt.

»Meine Männer haben den Befehl, sich nur an Ms. Dorsett schadlos zu halten, falls Sie einen Fluchtversuch unternehmen sollten.« Merchants Zähne schimmerten in der Sonne, als er die schmalen Lippen zu einem leichten Lächeln verzog. »Mein Wunsch ist das selbstverständlich nicht. Der Befehl kommt von Ms. Boudicca Dorsett.«

»Ein richtiges Schätzchen«, sagte Pitt in ätzendem Tonfall. »Ich wette, sie hat als Kind ihre Puppen gequält.«

»Für Sie hat sie sich etwas Hochinteressantes einfallen lassen, Mr. Pitt.«

»Was macht der Kopf?«

»Die Verletzung war nicht annähernd schwer genug, um mich davon abzuhalten, herzufliegen und *Sie* in Empfang zu nehmen.«

»Ich halt's vor Spannung nicht mehr aus. Wohin werden wir gebracht?«

»Mr. Dorsett wird in Kürze eintreffen. Sie werden sich alle auf seine Jacht begeben.«

»Ich dachte, die schwimmende Villa liege vor Kunghit.«

»Da war sie bis vor einigen Tagen auch.« Merchant lächelte, nahm seine Brille ab und putzte die Gläser sorgfältig mit einem kleinen Tuch. »Die Dorsettsche Jacht verfügt über vier mit einem Wasserstrahlantrieb verbundene Turbodieselmotoren, die insgesamt achtzehntausend Pferdestärken leisten und dem achtzig Tonnen schweren Schiff eine Reisegeschwindigkeit von einhundertzwanzig Stundenkilometern ermöglichen. Sie werden feststellen, daß Mr. Dorsett einen einzigartig guten Geschmack hat.«

»In Wahrheit ist der Typ so interessant wie das Adreßbuch eines Klosterbruders«, konterte Giordino. »Was gönnt er sich denn zu seinem Vergnügen? Außer Diamanten zählen, meine ich.«

Einen Moment lang erstarb Merchants Lächeln, und er funkelte Giordino wütend an. Dann fing er sich jedoch wieder und musterte ihn mit ausdrucksloser Miene.

»Humor, meine Herren, kann teuer werden. Wie Ms. Dorsett Ihnen bestätigen wird, hat ihr Vater kein Verständnis für Satire, Witz und Hintersinn. Ich wage zu behaupten, daß Sie morgen um diese Zeit herzlich wenig zu lachen haben werden.«

Arthur Dorsett war ganz anders, als Pitt ihn sich vorgestellt hatte. Er war davon ausgegangen, daß einer der reichsten Männer der Welt, der drei wunderschöne Töchter hatte, einigermaßen gut aussehen und eine gewisse Lebensart besitzen würde. Doch der Mann, der jetzt im altbekannten Salon der Jacht vor ihm stand, wirkte wie ein Troll aus der nordischen Sagenwelt, der gerade aus seinem Erdloch gekrochen war.

Dorsett war einen halben Kopf größer als Pitt und doppelt so breit. Er war kein Mann, der sich am Schreibtisch wohl fühlte. Pitt sah, woher Boudicca die schwarzen, ausdruckslosen Augen hatte. Dorsetts Gesicht war wettergegerbt, und die groben, vernarbten Hände deuteten darauf hin, daß er keine Angst davor hatte, sie sich schmutzig zu machen. An dem langen, ungepflegten Schnurrbart hingen noch ein paar Speisereste. Doch das, was Pitt an einem Mann von Dorsetts internationalem Ansehen am unpassendsten fand, waren die Zähne, die aussahen wie die Elfenbeintasten eines alten Klaviers, vergilbt und angeschlagen. Bei geschlossenem Mund wären sie nicht weiter aufgefallen, aber komischerweise standen Dorsetts Lippen immer leicht offen, selbst wenn er nicht redete.

Er hatte sich vor dem Schreibtisch mit der Marmorplatte aufgebaut. Links von ihm stand Boudicca, die Jeans und ein am Bauch verknotetes Hemd trug, das seltsamerweise am Hals zugeknöpft war. Auf einem mit gemusterter Seide bezogenen Sessel zu seiner Rechten saß Deirdre, modisch und schick wie immer in Rollkragenpulli, karierter Bluse und dazu passendem Rock. Dorsett verschränkte die Arme, setzte sich auf die Schreibtischkante, ließ aber einen Fuß am Boden und grinste wie eine boshafte alte Hexe. Die unheimlichen Augen musterten Pitt und Giordino eingehend, so als wollte er sie mit seinem stechenden Blick von Kopf bis Fuß abtasten. Er wandte sich an Merchant, der hinter Maeve stand, die Hand an der Automatik, die unter seinem Tweedsakko in einem Schulterholster steckte.

»Prima gemacht, John.« Er strahlte. »Sie haben jeden Schritt vorausgesehen.« Er zog die buschigen Augenbrauen hoch und starrte die beiden Männer an, die naß und triefend vor ihm standen, blickte dann zu Maeve, deren Haare feucht und strähnig an Stirn und Wangen klebten, grinste infernalisch und wandte sich an Merchant. »Lief aber nicht ganz wie erwartet, was? Die sehen ja aus, als wären sie in einen Graben gefallen.«

»Nur eine kleine Verzögerung. Sie wollten uns sozusagen auf dem Wasserweg entkommen«, sagte Merchant leichthin. Seine ganze Selbstsicherheit und Aufgeblasenheit spiegelte sich in seinem Blick. »Letzten Endes sind sie mir geradewegs in die Arme gelaufen.«

»Irgendwelche Schwierigkeiten mit den Wachleuten im Hafen?«

»Sie ließen mit sich reden und gingen auf unser Angebot ein«, erwiderte Merchant aufgeräumt. »Nachdem Ihre Jacht neben der *Ocean Angler* angelegt hatte, wurden die fünf Besatzungsmitglieder freigelassen. Ich bin recht zuversichtlich, daß jede von seiten der NUMA angestrebte Klage an der Gleichgültigkeit der hiesigen Behörden scheitern wird. Dieses Land ist Dorsett Consolidated zu tiefem Dank verpflichtet. Immerhin leisten wir einen erklecklichen Beitrag zu seiner Wirtschaftskraft.«

»Sie und Ihre Männer haben ein Lob verdient!« Dorsett nickte beifällig. »Jeder Beteiligte darf mit einer großzügigen Prämie rechnen.«

»Sehr freundlich von Ihnen, Sir«, schnurrte Merchant.

»Lassen Sie uns jetzt bitte allein.«

Merchant warf Pitt und Giordino einen mißtrauischen Blick zu. »Diese Männer darf man nicht aus den Augen lassen«, wandte er ein. »Ich rate Ihnen dringend, keinerlei Risiko einzugehen.«

»Meinen Sie etwa, sie könnten versuchen, die Jacht in ihre Gewalt zu bringen?« Dorsett lachte. »Zwei wehrlose Männer gegen ein Dutzend Bewaffneter? Oder haben Sie Angst, daß sie über Bord springen und an Land schwimmen könnten?« Dorsett deutete durch das Fenster auf die schmale Landzunge von Cape Farewell am nordwestlichen Zipfel der Südinsel von Neuseeland, von der sich die Jacht mit hoher Fahrt entfernte. »Vierzig Kilometer durch haiverseuchte Gewässer? Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Ich habe die Aufgabe, Sie und Ihr Unternehmen zu schützen«, sagte Merchant, löste die Hand vom Pistolengriff, knöpfte sein Sportsakko zu und ging ruhigen Schrittes zur Tür. »Ich nehme sie ernst.«

»Ich weiß Ihre Arbeit zu würdigen«, versetzte Dorsett unwirsch und kurz angebunden.

Sobald Merchant weg war, stellte Maeve ihren Vater zur Rede. »Sag mir auf der Stelle, wie es Sean und Michael geht. Ich will hören, daß ihnen dein verkommener Betriebsleiter nichts angetan hat.«

Wortlos trat Boudicca einen Schritt vor und streckte die Hand

aus. Pitt dachte zunächst, sie wolle Maeve besänftigen, doch sie schlug mit voller Kraft zu. Die Ohrfeige brachte ihre Schwester beinahe zu Fall. Sie torkelte zurück und wurde von Pitt aufgefangen, während Giordino sich zwischen die beiden Frauen stellte.

Giordino, der nur halb so groß wie Boudicca war, verrenkte sich fast den Hals, als er zu ihr aufschaute. Der Anblick wirkte besonders grotesk, weil er dabei ihren gewaltigen Busen überwinden mußte. »Toller Empfang, was?« sagte er scherzend.

Pitt kannte den Blick, den sein Freund Boudicca zuwarf. Giordino war ein scharfer Beobachter, was Gesichter und Wesenszüge anging. Er sah irgend etwas, irgendeine Absonderlichkeit, die Pitt entgangen war. Giordino wollte ein Risiko eingehen, das seiner Meinung nach gerechtfertigt war. Mit einem verschmitzten Grinsen musterte er Boudicca von oben bis unten. »Ich biete dir eine Wette an«, sagte er zu ihr.

»Eine Wette?«

»Ja. Ich wette, daß du dir weder die Achselhöhlen noch die Beine rasierst.«

Einen Moment lang schwiegen alle, wenn auch eher aus Neugier als vor Schreck. Dann verzog Boudicca wutentbrannt das Gesicht und holte mit geballter Faust weit aus. Giordino stand ungerührt da. Er rechnete mit dem Schlag, machte aber keinerlei Anstalten, ihm auszuweichen oder ihn abzublocken.

Boudicca verpaßte Giordino einen schweren Treffer, schwerer als beim olympischen Boxkampf üblich. Ihre geballte Faust erwischte ihn an Wange und Unterkiefer. Es war ein gewaltiger. Schlag, ein mächtiger Schwinger, den man von einer Frau nicht erwartete und der die meisten Männer zu Boden gestreckt hätte. Von wegen zu Boden gestreckt – vermutlich wäre fast jeder, der Boudiccas ungezähmte Wut zu spüren bekommen hätte, mindestens vierundzwanzig Stunden lang bewußtlos gewesen. Giordino wurde herumgerissen, trat einen Schritt zurück, schüttelte kurz den Kopf und spie einen Zahn auf den Teppichboden. Dann baute er sich unbegreiflicherweise wieder vor ihr auf, so daß er genau unter ihrem ausladenden Busen stand. Er schaute sie nur nachdenklich an, ohne jede Feindseligkeit oder Rachsucht. »Wenn du auch nur

das geringste Gefühl für Anstand und Fairneß hättest, war' ich jetzt am Zug.«

Boudicca stand staunend und fassungslos da und massierte ihre schmerzende Hand. Ihr unbeherrschter Zorn legte sich und wich einer eiskalten Wut. Sie wirkte wie eine Klapperschlange unmittelbar vor dem tödlichen Biß. »Sie sind vielleicht dumm«, versetzte sie kühl.

Dann griff sie plötzlich zu und legte die Hände um Giordinos Hals. Er stand da, hatte die Hände zu Fäusten geballt, machte aber keinerlei Anstalten, sie hochzureißen und ihr Einhalt zu gebieten. Jegliche Farbe wich aus seinem Gesicht, und seine Augen quollen aus den Höhlen, aber er setzte sich immer noch nicht zur Wehr. Ohne jede Bosheit starrte er sie an.

Pitt erinnerte sich nur zu genau, wie kräftig Boudicca zupacken konnte – er hatte immer noch blaue Flecken an den Armen. Da er nicht recht wußte, was er von Giordinos ungewöhnlicher Teilnahmslosigkeit halten sollte, rückte er ein Stück von Maeve ab und wollte Boudicca gerade gegen die Kniescheibe treten, als ihr Vater sie anschrie.

»Laß ihn los!« blaffte Arthur Dorsett. »Mach dir an dieser Ratte nicht die Hände schmutzig.«

Giordino stand nach wie vor ungerührt und wie versteinert da, als Boudicca die Hände von seinem Hals löste, einen Schritt zurücktrat und ihre zerschrammten Knöchel rieb.

»Beim nächstenmal«, fauchte sie, »wird mein Vater nicht dabeisein und deine dreckige Haut retten.«

»Hast du schon mal daran gedacht, ins Profilager zu wechseln?« entgegnete Giordino heiser und betastete vorsichtig die Würgemale an seinem Hals. »Ich kenne einen Zirkus, der jemand für sein Monstrositätenkabinett sucht.«

Pitt legte die Hand auf Giordinos Schulter. »Hören wir uns erst mal an, was Mr. Dorsett zu sagen hat, bevor du zur Revanche antrittst.«

»Sie sind klüger als Ihr Freund«, sagte Dorsett.

»Nur wenn es um Schadensbegrenzung oder den Umgang mit Kriminellen geht.«

»Ist das etwa Ihre Meinung? Halten Sie mich für einen gewöhnlichen Kriminellen?«

»Ja, unbedingt, schließlich haben Sie Hunderte von Menschen auf dem Gewissen.«

Dorsett zuckte ungerührt die Achseln und setzte sich an seinen Schreibtisch. »Bedauerlich, aber unvermeidbar.«

Pitt konnte seinen Zorn auf Dorsett kaum bezähmen. »Der Tod unschuldiger Frauen, Männer und Kinder läßt sich durch nichts rechtfertigen.«

»Warum sich von ein paar Toten um den Schlaf bringen lassen, solange in der dritten Welt Jahr für Jahr Millionen von Menschen an Hunger, Krankheiten oder Kriegen zugrunde gehen?«

»Muß an meiner Erziehung liegen«, sagte Pitt. »Meine Mutter hat mich gelehrt, daß das Leben ein Geschenk ist.«

»Leben ist eine Ware, mehr nicht«, erwiderte Dorsett verächtlich. »Menschen sind wie Werkzeuge, die man benutzt und anschließend wegwirft oder zerstört, wenn sie ihren Zweck erfüllt haben. Ich habe Menschen wie Sie immer bedauert, Männer, die sich mit Moral oder Prinzipien abplagen. Sie sind dazu verdammt, einer Chimäre hinterherzujagen, dem Glauben an eine ideale Welt, die es nie gegeben hat und niemals geben wird.«

Pitt war mittlerweile klargeworden, daß er es mit einem Wahnsinnigen zu tun hatte. »Auch Sie jagen einer Chimäre hinterher, und Sie werden dabei untergehen.«

Dorsett lächelte grimmig. »Sie irren sich, Mr. Pitt. Ich werde meine Pläne in die Tat umsetzen, ehe mein letztes Stündlein schlägt.«

»Sie haben eine ziemlich krankhafte und verquere Einstellung zum Leben.«

»Bislang bin ich damit gut klargekommen.«

»Warum unterbinden Sie eigentlich nicht einfach die Fördermethoden, die zu diesem Massensterben draußen auf dem Meer führen?«

»Weil ich mehr Diamanten fördern will, aus welchem Grund denn sonst?« Dorsett musterte Pitt, als betrachtete er eine ausgefallene Bakterienkultur in einem Reagenzglas. »In wenigen Wochen

werde ich Millionen von Frauen glücklich machen, weil ich ihnen die kostbaren Steine zu einem Preis anbieten werde, den jeder Bettelmann bezahlen kann.«

»Aber bestimmt nicht aus reiner Menschenfreundlichkeit.«

»Diamanten sind nichts anderes als komprimierter Kohlenstoff. Sie haben nur eine nützliche Eigenschaft, sie sind der härteste Stoff, den es gibt. Ohne Diamanten kann man weder Werkzeuge herstellen noch Felsen durchbohren. Wissen Sie eigentlich, daß der Begriff ›Diamant‹ aus dem Griechischen stammt, Mr. Pitt? Es bedeutet soviel wie unbezwingbar. Die alten Griechen, und später auch die Römer, trugen sie zum Schutz vor wilden Tieren und allerlei anderen Feinden. Die Frauen indes schätzten die Steine weitaus weniger als ihre modernen Geschlechtsgenossinnen. Man trug sie zum Schutz vor bösen Geistern und benutzte sie dazu, die eheliche Treue auf die Probe zu stellen. Doch was die Schönheit angeht, sind sie keineswegs einzigartig. Bergkristallen kann man das gleiche Feuer entlocken.«

Dorsetts Miene änderte sich nicht, als er über Diamanten sprach, doch die pochende Ader seitlich an seinem Hals verriet, wie sehr ihn das Thema faszinierte. Er sprach, als hätte er sich mit einemmal in eine höhere Sphäre aufgeschwungen, die außer ihm nur wenige erreichen konnten.

»Wissen Sie, daß Erzherzog Ferdinand von Österreich 1477 den ersten diamantenen Verlobungsring anfertigen ließ und ihn Maria von Burgund schenkte? Oder daß der Glaube, wonach der Mittelfinger der linken Hand über eine ›Liebesader‹ direkt mit dem Gehirn verbunden ist, auf die alten Ägypter zurückgeht?«

Pitt starrte ihn mit unverhohlener Verachtung an. »Ich weiß nur, daß in südafrikanischen, russischen und australischen Lagerhäusern massenhaft unbearbeitete Steine herumliegen. Man hält sie zurück, um den Wert künstlich zu steigern. Außerdem weiß ich, das das von De Beers geleitete Kartell sein Monopol ausnutzt, um die Preise festzusetzen. Wie also sollte ein Mann das gesamte Syndikat herausfordern und einen jähen, drastischen Preisverfall auf dem Diamantenmarkt verursachen können?«

»Das Kartell wird mir entgegenkommen«, sagte Dorsett verächt-

lich. »In der Vergangenheit hat das Kartell jedesmal die Preise radikal herabgesetzt, sobald ein Diamantenproduzent, sei es ein Privatmann oder eine Nation, das Monopol umgehen und die Steine auf dem freien Markt vertreiben wollte. Der Abtrünnige, der damit nicht konkurrieren konnte, mußte bald feststellen, daß seine Lage aussichtslos war, und reumütig in den Schoß des Kartells zurückkehren. Ich rechne damit, daß das Kartell in meinem Fall ebenso verfahren wird. Bis man begreift, daß ich Millionen von Steinen zu Billigstpreisen auf den Markt werfe, weil es mir gar nicht ums Geldverdienen geht, ist es zu spät für Gegenmaßnahmen. Dann wird der Markt bereits zusammengebrochen sein.«

»Und was springt für Sie heraus, wenn Sie einen kaputten Markt beherrschen?«

»Es geht mir nicht darum, den Markt zu beherrschen, Mr. Pitt. Ich will ihn ein für allemal vernichten.«

Pitt bemerkte, daß Dorsett ihn nicht direkt anschaute, sondern den Blick unverwandt auf einen Punkt hinter seinem Kopf gerichtet hatte, als gäbe es dort etwas, was nur er sehen konnte. »Wenn ich Sie recht verstehe, sägen Sie also den Ast ab, auf dem Sie sitzen.«

»So klingt es, nicht wahr?« Dorsett fuchtelte mit dem Finger vor Pitt herum. »Genau das sollen alle denken, selbst meine engsten Geschäftspartner und meine eigenen Töchter. In Wahrheit jedoch gedenke ich dadurch sehr viel Geld zu verdienen.«

»Wie das?« fragte Pitt, dessen Interesse geweckt war.

Dorsett verzog den Mund zu einem teuflischen Grinsen und bleckte die häßlichen Zähne. »Des Rätsels Lösung lautet: Es geht nicht um Diamanten, sondern um den Markt für sogenannte Buntedelsteine.«

»Mein Gott, jetzt verstehe ich, worauf das Ganze hinausläuft«, sagte Maeve, als hätte sie soeben eine Offenbarung erlebt. »Du willst eine Monopolstellung auf dem Buntedelsteinmarkt erringen.«

Maeve fing an zu zittern, teils aus Angst, aber auch, weil sie in ihrer nassen Kleidung erbärmlich fror. Pitt zog seine durchweichte Lederjacke aus und legte sie ihr um die Schultern.

Dorsett nickte. »Jawohl, liebe Tochter. In den letzten zwanzig

Jahren hat dein kluger alter Vater die von ihm geförderten Diamanten gehortet und zugleich heimlich Anteile an großen Buntedelsteinminen in aller Welt gekauft. Über eine ganze Reihe kompliziert verschachtelter Tarn- und Tochterfirmen beherrsche ich mittlerweile etwa achtzig Prozent des Marktes.«

»Mit Buntedelsteinen«, sagte Pitt, »meinen Sie vermutlich Rubine und Smaragde.«

»In der Tat, und dazu eine Vielzahl anderer Edelsteine, darunter Saphire, Topase, Turmaline und Amethyste. Die meisten sind viel seltener als Diamanten. Neue Vorkommen zu finden wird immer schwieriger. Das gilt zum Beispiel für den Tsavorit, den roten Beryll oder roten Smaragd und den mexikanischen Feueropal. Viele Edelsteine sind so rar, daß sie inzwischen von Sammlern begehrt und nur noch selten zu Schmuck verarbeitet werden.«

»Und warum sind Buntedelsteine nicht ebenso teuer wie Diamanten?« fragte Pitt.

»Weil es das Kartell immer wieder fertiggebracht hat, die Preise für Buntedelsteine zu drücken«, erwiderte Dorsett hitzig. »Vier Jahrzehnte lang hat De Beers gewaltige Geldsummen zur Erforschung und Beobachtung der internationalen Märkte aufgewandt. Man hat Millionen für Werbemaßnahmen ausgegeben und den Eindruck erzeugt, Diamanten seien von ewigem Wert. Um trotz wachsenden Angebots die Preise zu halten, hat De Beers eine künstliche Nachfrage nach Diamanten erzeugt. Und um auch die Männer als Kunden zu gewinnen, gaukelte man ihnen vor, sie müßten den Frauen zum Beweis ihrer Liebe Diamanten schenken, und startete eine schlaue Werbekampagne, die in dem Spruch gipfelte ›Diamanten sind unvergängliche« Er schritt jetzt im Salon auf und ab und gestikulierte mit beiden Händen. »Da das Geschäft mit Buntedelsteinen von Tausenden von unabhängigen Produzenten bestritten wird, die sich alle gegenseitig Konkurrenz machen, gab es keine einheitliche Organisation, die den Markt hätte ankurbeln können. Der Handel hat unter dem mangelnden Konsumentenbewußtsein gelitten. All das gedenke ich zu ändern, sobald die Diamantenpreise in den Keller gefallen sind.«

»Dann steigen Sie also mit vollem Engagement ein.«

»Ich werde die Buntedelsteine nicht nur fördern«, erklärte Dorsett, »sondern sie im Gegensatz zu De Beers auch verarbeiten und über meine Einzelhandelskette, das House of Dorsett, vertreiben. Saphire, Smaragde und Rubine mögen zwar nicht von ewigem Wert sein, aber wenn ich meine Pläne verwirklicht habe, wird sich jede Frau, die sie trägt, wie eine Göttin vorkommen. Schmuck und Geschmeide werden eine neue Pracht erlangen. Schon Benvenuto Cellini, ein berühmter Goldschmied der Renaissance, erklärte, daß Rubine und Smaragde herrlicher seien als Diamanten.«

Es war ein atemberaubender Plan, und Pitt dachte zunächst über die möglichen Konsequenzen nach, ehe er fragte: »Jahrzehntelang haben sich Frauen einreden lassen, daß Diamanten ein Zeichen der Verehrung und lebenslanger Treue sind. Glauben Sie wirklich, daß sich diese Sehnsucht nach Diamanten einfach auf andere Edelsteine übertragen läßt?«

»Wieso nicht?« Dorsett war überrascht, daß Pitt Zweifel anmeldete. »Mit Diamanten besetzte Verlobungsringe kamen erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Mode. Man muß lediglich dafür sorgen, daß sich die Haltung der Konsumenten entsprechend ändert. Ich habe eine überaus kreative Werbeagentur mit Niederlassungen in über dreißig Ländern an der Hand, die bereit ist, eine internationale Anzeigenkampagne zu starten, sobald ich das Kartell in den Ruin getrieben habe. Wenn ich fertig bin, wird edler Schmuck nur mehr mit bunten Steinen besetzt werden. Diamanten werden lediglich noch für die Fassung und als Hintergrundauflage verwendet werden.«

Pitts Blick schweifte von Boudicca zu Deirdre und dann zu Maeve. »Wie die meisten Männer kann ich weibliche Gefühle und Gedanken schlecht beurteilen, aber ich weiß, daß es nicht leicht sein wird, die Mädels davon zu überzeugen, daß Diamanten nicht ihre besten Freunde sind.«

Dorsett lachte trocken. »Die Männer sind es doch, die den Frauen Edelsteine kaufen. Und sosehr sie ihre Liebsten auch beeindrucken wollen, sie achten eher auf wahre Werte. Wenn man ihnen klarmacht, daß Rubine und Smaragde fünfzigmal seltener sind als Diamanten, werden sie sie kaufen.«

»Stimmt das?« Pitt war skeptisch. »Ist ein Smaragd wirklich fünfzigmal seltener als ein vergleichbarer Diamant?«

Dorsett nickte heftig. »Und wenn die Smaragdvorkommen erschöpft sind, was eines Tages der Fall sein wird, wird diese Kluft noch viel größer werden. Der rote Smaragd beispielsweise, der nur in ein, zwei Minen im amerikanischen Bundesstaat Utah gefördert wird, ist heute schon so selten, daß einer dieser Steine mit über einer Million Diamanten aufgewogen werden müßte.«

»Wenn Sie einen Markt erobern wollen und zugleich den anderen zerstören, muß es Ihnen doch um mehr als nur den bloßen Profit gehen.«

»Nicht um den bloßen Profits mein lieber Pitt. Es geht um Gewinnspannen, wie es sie in der menschlichen Geschichte noch nie gegeben hat. Wir sprechen hier von zig Milliarden Dollar.«

Pitt reagierte skeptisch, als er diese atemberaubende Summe hörte. »So viel Geld können Sie gar nicht verdienen, es sei denn, Sie verdoppeln die Preise für Buntedelsteine.«

»Vervierfachen kommt der Wahrheit schon näher. Selbstverständlich wird diese Preiserhöhung nicht über Nacht erfolgen, sondern allmählich und im Laufe der Jahre.«

Pitt trat unmittelbar vor Dorsett und blickte aus nächster Nähe zu ihm auf. »Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie unbedingt den König Midas spielen wollen«, sagte er ruhig und gelassen. »Mit den Diamantenpreisen können Sie von mir aus machen, was Sie wollen. Aber hören Sie um Gottes willen damit auf, Ihre Minen mit Ultraschall auszubeuten. Rufen Sie Ihre Betriebsleiter an und befehlen Sie ihnen, diese Fördermethoden einzustellen. Machen Sie es gleich, bevor noch jemand zu Tode kommt.«

Eine eigenartige Stille trat ein. Alle blickten zu Dorsett, rechneten mit einem Wutausbruch. Er musterte Pitt eine Zeitlang und wandte sich dann an Maeve.

»Dein Freund ist ungeduldig. Er kennt mich nicht, weiß nicht um meine Entschlossenheit.« Dann schaute er wieder Pitt an. »Der Schlag gegen das Diamantenkartell wird am zweiundzwanzigsten Februar erfolgen, in einundzwanzig Tagen also. Wenn er gelingen soll, brauche ich jedes Gramm, jedes Karat, das meine Minen bis da-

hin hergeben. Für weltweite Berichterstattung in der Presse ist gesorgt, die Anzeigenplätze in den Printmedien und die entsprechenden Werbezeiten im Fernsehen sind gebucht. Die Planung kann und wird nicht mehr geändert werden. Wenn dabei ein paar Lumpen drauf gehen, kann man auch nicht helfen.«

Geistige Umnachtung, dachte Pitt. Nur so ließ sich die abgrundtiefe Boshaftigkeit beschreiben, die aus Dorsetts kohlschwarzen Augen sprach. Geistige Umnachtung und keinerlei Schuldbewußtsein. Ein Mann ohne jedes Gewissen. Pitt spürte, wie es ihn bei seinem bloßen Anblick kalt überlief. Er fragte sich, für wie viele Tote Arthur Dorsett verantwortlich sein mochte, lange bevor er mittels Ultraschall Diamanten gefördert hatte. Wie viele Menschen hatten sterben müssen, weil sie ihm im Weg gewesen waren? Mit einem jähen Schaudern erkannte er, daß dieser Mann ein ausgesprochener Psychopath war, einem Serienmörder vergleichbar.

»Sie werden für Ihre Verbrechen büßen müssen, Dorsett«, sagte Pitt ruhig, aber mit eiskaltem Unterton. »Sie werden mit Sicherheit büßen für all die Schmerzen und das Leid, das Sie verursacht haben.«

»Und wer wird dieser Racheengel sein, der mich zur Rechenschaft zieht?« versetzte Dorsett höhnisch. »Sie vielleicht? Oder Mr. Giordino? Ich glaube nicht, daß es so etwas wie eine himmlische Gerechtigkeit gibt. Das wäre doch sehr abwegig. Eins weiß ich genau, Mr. Pitt: Sie werden es nicht mehr erleben.«

»Die Zeugen per Kopfschuß erledigen und die Leichen über Bord werfen – ist das Ihre übliche Tour?«

»Sie und Mr. Giordino per Kopfschuß erledigen?« Arthur Dorsett sprach in einem völlig ungerührten, gefühllosen Tonfall. »Nicht so grob und ordinär, aber auch nicht so gnädig. Ins Meer werfen? Ja, dazu bin ich fest entschlossen. Auf jeden Fall werde ich dafür sorgen, daß Sie und Ihr Freund eines langsamen und schmerzhaften Todes sterben werden.«

31

Nachdem sie etwa dreißig Stunden lang mit unglaublicher Geschwindigkeit durchs Meer gepflügt waren, tuckerten die schweren Turbodiesel jetzt nur mehr leise vor sich hin, und die Jacht wurde langsamer und trieb schließlich in der leichten Dünung. Längst war die neuseeländische Küste achteraus verschwunden. Blitze zuckten durch Wolken im Norden und im Westen, und dumpfer Donner grollte am Horizont. Im Süden und im Osten gab es weder Wolken noch Donner. Dort war der Himmel blau und klar.

Pitt und Giordino waren die ganze Nacht und den halben Tag in einer Vorratskammer hinter dem Maschinenraum eingesperrt gewesen. Selbst wenn sie die Knie bis unters Kinn hochzogen, hatten sie kaum genügend Platz zum Sitzen. Pitt war die meiste Zeit über wach geblieben und hatte mit geschärften Sinnen auf das Geräusch der Motoren und das dumpfe Klatschen der Wellen gelauscht. Giordino hatte einmal die Beherrschung verloren und die Tür aus den Angeln gerissen, war aber prompt auf vier Wachposten gestoßen, die ihm die Mündungen ihrer automatischen Waffen in den Bauch gedrückt hatten. Er hatte sich geschlagen gegeben, war kurzerhand zu Boden gesackt und eingeschlafen, ehe die Tür wieder eingehängt war.

Pitt war wütend. Er gab sich die Schuld an ihrer Notlage und übte harte Selbstkritik. Aber eigentlich konnte man ihm nichts vorwerfen. Wie hätte er John Merchant durchschauen sollen? Er hatte sich überrumpeln lassen, weil er nicht bedacht hatte, wie versessen die Dorsetts darauf waren, Maeve wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Er und Giordino waren lediglich Randfiguren. Für Arthur Dorsett waren sie wenig mehr als ein kleines Ärgernis, durch das er sich sein wahnwitziges Streben nach noch mehr Reichtum nicht verdrießen ließ.

Die Verbissenheit, mit der sie einen derart komplizierten Plan in die Tat umgesetzt hatten, nur um eine Tochter einzufangen und die Männer der NUMA auszuschalten, hatte etwas Unheimliches und Bedrohliches an sich. Pitt fragte sich gerade, warum man ihn und

Giordino überhaupt am Leben gelassen hatte, als die beschädigte Tür aufging und John Merchant hämisch grinsend auf der Schwelle stand. Pitt warf unwillkürlich einen Blick auf seine Doxa-Uhr. Es war zwanzig Minuten nach elf.

»Wird Zeit, daß Sie sich an Bord Ihres Bootes begeben«, erklärte er freundlich.

»Steigen wir um?« fragte Pitt.

»Sozusagen.«

»Ich hoffe bloß, daß der Service dort besser ist«, sagte Giordino träge. »Sie werden sich selbstverständlich um das Gepäck kümmern.«

Merchant tat Giordinos Einwurf mit einem kurzen Achselzucken ab. »Bitte etwas Beeilung, meine Herren. Mr. Dorsett mag es nicht, wenn man ihn warten läßt.«

Umringt von einem Trupp Wachtposten, die mit allerlei schmerzhaften, aber nicht tödlichen Waffen ausgerüstet waren, wurden sie auf das Achterdeck geleitet. Beide Männer blinzelten in das schwächer werdende Sonnenlicht. Kurz darauf fielen die ersten Regentropfen, die der aufkommende Wind vor den anrückenden Wolken herblies.

Dorsett saß im Schütze eines Überdaches an einem Tisch, auf dem etliche Silberschalen mit köstlichen Speisen aufgebaut waren. Zwei uniformierte Stewards standen ihm zur Seite – der eine schenkte ihm beim geringsten Zeichen, daß sein Glas nachgefüllt werden sollte, Wein ein, der andere tauschte das benutzte Besteck aus. Boudicca und Deirdre, die links und rechts von ihrem Vater saßen, blickten nicht einmal von ihrem Essen auf, als Pitt und Giordino vor die hochherrschaftliche Tafel geführt wurden. Pitt hielt Ausschau nach Maeve, konnte sie aber nirgendwo entdecken.

»Ich bedaure sehr, daß Sie uns bereits verlassen müssen«, sagte Dorsett und biß in eine mit Kaviar beladene Scheibe Toast. »Ein Jammer, daß Sie nicht zum Brunch bleiben können.«

»Wissen Sie nicht, daß man Kaviar boykottieren soll?« erwiderte Pitt. »Der Stör ist durch ständiges Überfischen fast ausgestorben.«

Dorsett zuckte teilnahmslos die Achseln. »Dann kostet er halt ein paar Dollar mehr.«

Pitt drehte sich um und blickte über die weite See, die unter dem nahenden Sturm zusehends bedrohlicher wirkte. »Man hat uns gesagt, daß wir in ein anderes Boot umsteigen sollen.«

»Und das sollen Sie auch.«

»Wo ist es?«

»Es liegt längsseits.«

»Verstehe«, sagte Pitt leise. »Jetzt wird mir alles klar. Sie wollen uns aussetzen.«

Dorsett rieb sich mit einer Serviette Speisereste vom Mund – er sah etwa so weltmännisch aus wie ein Automechaniker, der sich die öligen Hände abwischt. »Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Ihnen ein so kleines Boot zur Verfügung stelle, noch dazu ohne Motor, wie ich hinzufügen möchte, aber etwas anderes habe ich nicht zu bieten.«

»Ein Sadist sind Sie also auch noch. Sie ergötzen sich beim Gedanken an unser Leid.«

Giordino warf einen Blick zu den beiden leistungsstarken Speedbooten, die am Oberdeck aufgebockt waren. »Ihre Großzügigkeit ist geradezu überwältigend.«

»Sie sollten dankbar sein, daß ich Ihnen überhaupt eine Überlebenschance lasse.«

»In einem Meeresgebiet ausgesetzt, in dem keinerlei Schiffe verkehren, noch dazu unmittelbar vor einem aufziehenden Sturm.« Pitt zog eine finstere Miene. »Sie könnten uns wenigstens Papier und Schreibzeug geben, damit wir ein Testament machen können.«

»Das Gespräch ist beendet. Leben Sie wohl, Mr. Pitt und Mr. Giordino. Bon voyage.« Dorsett nickte Merchant zu. »Führen Sie dieses NUMA-Gesocks zu dem Boot.«

Merchant deutete auf eine offene Pforte in der Reling.

»Was denn, weder Konfetti noch Luftschlangen?« grummelte Giordino.

Pitt trat an die Bordwand und schaute hinab aufs Wasser. Eine Art kleines Schlauchboot schaukelte neben der Jacht auf den Wellen. Etwa drei Meter lang und zwei Meter breit. Der V-förmige Fiberglasrumpf wirkte recht stabil, aber im Innenraum fanden mit Mühe und Not vier Mann Platz, da die aufgeblasenen Neopren-

Schwimmkörper fast das halbe Boot ausfüllten. Einst war es mit einem Motor bestückt gewesen, doch den hatte man abmontiert. Aus einer Konsole in der Mitte baumelten noch die Anschlußkabel. An der einen Bordwand kauerte eine Gestalt, die Pitts Lederjacke trug.

Pitt packte die kalte Wut. Er ergriff Merchant am Kragen seiner Seglerjacke und schleuderte ihn wie eine Strohpuppe zur Seite. Ehe ihn jemand aufhalten konnte, stürmte er zum Speisetisch. »Nicht auch noch Maeve«, sagte er mit schneidender Stimme.

Dorsett lächelte, doch seine Miene blieb so feindselig wie zuvor. »Sie hat den Namen ihrer Vorfahrin angenommen, nun soll sie auch das gleiche Schicksal erdulden wie sie.«

»Du Mistkerl!« fuhr Pitt ihn voller Haß an. »Du verkommenes Unge...!« Weiter kam er nicht. Einer von Merchants Männern rammte ihm den Kolben seines automatischen Gewehrs knapp oberhalb der Niere in die Seite.

Pitt hätte vor Schmerz fast die Besinnung verloren, doch die blanke Wut hielt ihn auf den Beinen. Er stürzte nach vorn, packte mit beiden Händen das Tischtuch und riß es mit einem gewaltigen Ruck hoch. Gläser, Messer, Gabeln, Löffel, Servierschalen und Teller voll erlesener Speisen flogen unter lauten Scheppern quer übers Deck. Dann hechtete Pitt über den Tisch auf Dorsett zu. Er hatte nicht vor, ihn totzuschlagen oder zu erwürgen. Er wußte, daß er nur eine einzige Chance hatte, den Mann schwer zu verletzen. Er streckte die Zeigefinger aus und stieß mit beiden Händen zu, ehe ihn die Wachmänner unter sich begruben. Boudicca, außer sich vor Zorn, holte zu einem heftigen Handkantenhieb auf Pitts Hals aus, erwischte ihn aber nur an der Schulter. Einer von Pitts Fingern verfehlte das Ziel und schrammte über Dorsetts Stirn. Der andere aber traf ins Schwarze, und er hörte einen gellenden Schmerzensschrei. Dann prasselten von allen Seiten Schläge auf ihn ein, bis er nichts mehr spürte und in ein tiefes, schwarzes Loch fiel.

Als Pitt erwachte, dachte er, er sei in einem finsteren Höllenschlund oder in einer Höhle tief unter der Erde. Zumindest aber auf dem Grund einer Felsengrotte, in der ewige Dunkelheit herrschte. Ver-

zweifelt versuchte er sich herauszutasten, aber es war, als torkelte er durch ein Labyrinth. Gefangen in einem Alptraum, dachte er benommen, dazu verdammt, für immer durch schwarze Irrgänge zu streifen. Dann, einen Moment lang nur, erblickte er plötzlich in weiter Ferne schummriges Licht. Er streckte den Arm aus und sah, wie es größer wurde, Konturen annahm. Es waren dunkle Wolken, die über den Himmel jagten.

»Gelobt sei der Herr, Lazarus ist von den Toten auferstanden.« Giordinos Stimme war weit weg, als stünde er auf der anderen Seite einer Großstadtstraße und riefe ihm mitten im Verkehrslärm etwas zu. »Und grade rechtzeitig zur Rückkehr ins Reich der Toten, wenn mein Blick auf das Wetter nicht trügt.«

Sobald er bei vollem Bewußtsein war, wünschte sich Pitt wieder in das grausige Labyrinth zurück. Jeder Quadratzentimeter seines Körpers tat ihm weh. Er hatte das Gefühl, als habe man ihm von den Knien aufwärts sämtliche Knochen gebrochen. Er versuchte, sich aufzusetzen, hielt aber auf halber Höhe inne und stöhnte vor Schmerz. Maeve strich ihm über die Wange und legte ihm den Arm um die Schultern. »Wenn du dich nicht bewegst, tut's nicht so weh.«

Er blickte zu ihr auf. Mitfühlend und liebevoll schaute sie ihn mit ihren großen, tiefblauen Augen an. Er konnte ihre Zuneigung förmlich spüren – ein feines Gespinst, wie von Zauberhand gefertigt, das sich auf ihn legte und seine Schmerzen linderte.

»Tja, ich hab' die ganze Sache gewaltig vermasselt, was?« murmelte er.

Langsam schüttelte sie den Kopf und ließ die langen blonden Haare über sein Gesicht streichen. »Nein, nein, das stimmt nicht. Ihr beide seid nur wegen mir hier.«

»Merchants Jungs haben dich mächtig in die Mangel genommen, bevor sie dich von der Jacht geworfen haben. Du siehst aus, als hätten die Los Angeles Dodgers mit dir Aufschläge geübt.«

Pitt richtete sich mühsam auf. »Was ist mit Dorsett?«

»Ich glaube, du hast ihm ein Auge kaputtgemacht. Wenn er 'ne Klappe überzieht, sieht er aus wie ein echter Pirat. Fehlen bloß noch der Säbelschmiß und der Haken.«

»Boudicca und Deirdre haben ihn im Verlauf des Handgemenges in den Salon getragen«, sagte Maeve. »Ich weiß nicht, was Merchant mit dir angestellt hätte, wenn ihm klargeworden wäre, wie schwer Vater verletzt ist.«

Pitt sah sich mit zugeschwollenen Augen um und ließ den Blick über die weite, unruhige See schweifen. »Sind sie weg?«

»Wollten uns noch über den Haufen fahren, bevor sie vor dem Sturm das Weite gesucht haben«, sagte Giordino. »Glücklicherweise haben die Neopren-Schwimmkörper unseres Floßes – und ohne Motor kann man es kaum anders bezeichnen – den Bug der Jacht abgefedert. Aber wir wären um ein Haar gekentert.«

Pitt richtete den Blick wieder auf Maeve. »Dann treiben wir also im Meer. Genau wie deine Urururgroßmutter. Betsy Fletcher.«

Sie warf ihm einen erstaunten Blick zu. »Woher weißt du das ? Ich hab's dir jedenfalls nicht erzählt.«

»Ich mach' mich immer schlau über die Frauen, mit denen ich bis an mein Lebensende zusammenbleiben möchte.«

»Wird ein ziemlich kurzes Vergnügen«, sagte Giordino und deutete mit grimmiger Miene nach Nordwesten. »Wenn man mir im Meteorologenkurs auf der Abendschule nichts Falsches beigebracht hat, nennt man das, was da vor uns aufzieht, einen Taifun. Jedenfalls in diesen Breitengraden. Im Indischen Ozean wird es als Zyklon bezeichnet.«

Der Anblick, der sich Pitt bot, als er hinaus über die See spähte, war alles andere als ermutigend – dunkel dräuende Wolken, zuckende Blitze, gefolgt von bedrohlich grollendem Donner, dazu ein deutlich auffrischender Wind. Viel Zeit blieb ihnen nicht mehr. Die Sonne war bereits verschwunden, und das Meer wurde grau. In wenigen Minuten würden die Elemente über sie hereinbrechen.

Pitt zögerte nicht länger. »Zuallererst basteln wir uns einen Treibanker.« Er wandte sich an Maeve. »Dazu brauchen wir meine Lederjacke, ein Tau und alles, was sich als Strömungswiderstand eignet, damit wir bei schwerer See nicht kentern.«

Wortlos schlüpfte sie aus der Jacke und reichte sie ihm. Giordino kramte unterdessen in einem kleinen Stauraum unter einer Sitzbank herum und brachte einen rostigen Wurf haken zum Vorschein,

an dem zwei Nylonleinen befestigt waren, die eine etwa fünf Meter lang, die andere drei. Pitt breitete die Jacke aus, packte alle ihre Schuhe hinein, den Wurfhaken, dazu einige alte Motorteile und etliche verrostete Werkzeuge, die Giordino aus dem Stauraum hervorholte. Dann zog er den Reißverschluß hoch, verknotete die Ärmel um den offenen Taillenbund und den Kragen und befestigte das Bündel an der kürzeren Nylonleine. Er warf es über die Bordwand, sah zu, wie es im Wasser versank, und band die Leine dann an der freistehenden Konsole mit den nutzlosen Instrumenten zur Bedienung des abmontierten Außenbordmotors fest.

»Legt euch auf den Boden«, befahl Pitt, während er die verbliebene Leine um die Steuerkonsole band. »Das wird ein wilder Ritt. Schlingt euch die Leine um die Hüfte und verknotet das lose Ende, damit wir das Boot nicht verlieren, falls wir kentern und in die See geschleudert werden.«

Er warf einen letzten Blick über die Neopren-Schwimmkörper hinweg auf die bedrohlichen Wogen, die vom Horizont heranrollten. Die See war wunderschön und häßlich zugleich. Blitze zuckten durch die lila-schwarzen Wolken, und der Donner grollte wie tausend Trommelwirbel. Erbarmungslos rückte das Unwetter näher. Keine zehn Minuten später brach der Sturm mit voller Wucht über sie herein, begleitet von sintflutartigem Regen, wahren Sturzbächen, die brodelnd aufs Meer prasselten und ihnen jede Sicht raubten. Der Wind heulte wie tausend Furien und fegte die schweren Tropfen mit solcher Wucht vor sich her, daß sie wie Hagelkörner auf der Haut brannten.

Gischt flog von den Kämmen der zunächst etwa drei Meter hohen Wellen, die sich jedoch binnen kürzester Zeit bis zu sieben Meter hoch auftürmten und aus allen Richtungen gegen das Boot anbrandeten. Immer lauter heulte der Wind, und die Sturzseen, die sich auf das kleine Boot und seine hilflosen Insassen zuwälzten, wurden zusehends wilder und furchterregender. Wie ein Korken tanzte das schlingernde und schwankende Boot über die Wogenkämme, bevor es ins nächste Wellental hinabstürzte. Himmel und Meer wirkten wie eine einzige graue Wand, so daß sie nicht mehr wußten, wo die Wellen aufhörten und die Wolken anfingen.

Wie durch ein Wunder wurde der Treibanker nicht weggerissen. Er erfüllte seine Aufgabe, lieferte den erhofften Wasserwiderstand und bewahrte sie davor, daß das Boot in der tobenden See umschlug und seine Insassen in die mörderischen Fluten geschleudert wurden, aus denen es kein Entrinnen gab. Die grauen Wogen brachen über sie herein und füllten den Innenraum mit kochender Gischt, die sie bis auf die Haut durchnäßte, das Boot zugleich aber auch tiefer ins Wasser drückte und ihm zusätzliche Stabilität verlieh. Durch das ständige Schlingern und Stampfen wurde das Seewasser im Boot um sie herumgewirbelt, so daß sie sich vorkamen, als würden sie durch einen Mixer geschleudert.

In gewisser Weise waren die Ausmaße des kleinen Bootes ein Segen. Dank der luftgefüllten Neopren-Kammern auf beiden Seiten schwamm es wie ein Korken. So heftig der Sturm auch toben mochte, der stabile Rumpf würde nicht in Stücke brechen, und wenn der Treibanker hielt, würde es auch nicht kentern. Er war zäh und robust wie die Palmen, die sich im Sturmwind biegen, ohne abzuknicken. Dennoch kamen ihnen die nächsten Minuten, in denen sie verbissen ums nackte Überleben kämpften, wie ein ganzer Tag vor, und Pitt konnte kaum glauben, daß der Taifun sie nicht längst vernichtet hatte. Es gab kein Wort, keinen Begriff, mit dem sich ihr Elend hätte beschreiben lassen.

Unaufhörlich ergossen sich die Wassermassen über sie, so daß sie hustend und keuchend um Atem rangen, bis das Boot von der nächsten Welle erfaßt und auf den Kamm gerissen wurde. Sie brauchten nicht zu schöpfen, da sie das Gewicht des Wassers im Innenraum vor dem Kentern bewahrte. Aber sie hatten alle Hände voll zu tun: im einen Moment mußten sie sich mit aller Macht festklammern, damit sie nicht über die Schwimmkörper getrieben wurden, im nächsten galt es, sich für die wilde Fahrt hinab ins Wellental zu wappnen, um nicht in die Luft geschleudert zu werden.

Pitt und Giordino hatten Maeve in die Mitte genommen und jeweils einen Arm schützend um sie geschlungen, während sie sich mit der anderen Hand festhielten und die Füße an der Bootswand abstützten. Jedem von ihnen war klar, daß es keine Rettung gab, wenn einer über Bord geschleudert wurde. Sie würden ihn rasch aus

den Augen verlieren, denn durch den Regen hatten sie nur wenige Meter Sicht, und in dieser aufgewühlten See konnte kein Mensch lange überleben.

Als ein heller Blitz über den Himmel zuckte, warf Pitt einen kurzen Blick auf Maeve. Sie sah aus, als wäre sie felsenfest überzeugt, daß man sie der Hölle überantwortet habe und eine der ersten Höllenqualen die Seekrankheit sei. Pitt wünschte, er könnte er ihr ein paar tröstende Worte sagen, doch bei dem heulenden Wind hätte sie ihn nie und nimmer gehört. Er verfluchte Dorsett und seine ganze Sippschaft. Herrgott, wie schrecklich mußte es für sie sein, einen Vater und zwei Schwestern zu haben, die sie so sehr haßten, daß sie ihre Kinder geraubt hatten und sie selbst ermorden wollten, nur weil sie tüchtig und anständig war und mit ihren kriminellen Machenschaften nichts zu tun haben wollte. Es war grauenhaft, ein entsetzliches Unrecht. Sie darf nicht sterben, sagte er sich, nicht, solange ich noch am Leben bin. Er ergriff ihre Schulter und drückte zärtlich zu. Dann drehte er sich zu Giordino um.

Giordino verzog keine Miene. Die scheinbare Gelassenheit, mit der er diese Hölle ertrug, beruhigte Pitt. Komme, was da kommen mag, besagte sein Blick. Dieser Mann hatte ein geradezu grenzenloses Durchhaltevermögen. Pitt wußte, daß Giordino schier unfaßbare Widerstandskraft aufbieten konnte, daß er eher das Bewußtsein verlieren und sterben würde, als Maeve und das Boot preiszugeben. Niemals würde er vor der See kapitulieren.

Wie durch Gedankenübertragung blickte Giordino auf, um festzustellen, wie es Pitt erging. Es gibt Männer, dachte er, die stehen Todesängste aus, wenn sie den Teufel sehen, der ihre arme Seele holen will. Andere wieder fallen der Hoffnungslosigkeit anheim und blicken untertänig zu ihm auf, damit er sie vom Elend dieser Welt erlöse. Pitt gehörte nicht zu ihnen. Er konnte dem Teufel ins Augen sehen und ihm ins Gesicht spucken.

Der Mann, mit dem Giordino seit dreißig Jahren befreundet war, sah aus, als könnte es von ihm aus ewig so weitergehen. Giordino wunderte sich nicht mehr über Pitts innere Stärke und Kraft, die er in brenzligen Situationen zeigte. Bei Not und Gefahr schien Pitt förmlich aufzublühen. Er schien die mit voller Wucht anbrandenden

Wellen gar nicht wahrzunehmen, wirkte keineswegs so, als warte er auf das Ende oder habe das Gefühl, er sei der tobenden See hilflos ausgeliefert. Seltsam abgeklärt, geradezu geistesabwesend, blickte er in die Regenwand und die Gischt, die ihm ins Gesicht klatschte, fast so, als säße er am heimischen Herd hoch oben in seiner Wohnung über dem Flugzeughangar. Im Wasser, so hatte Giordino schon wiederholt festgestellt, wenn sie im oder auf dem Meer gewesen waren, war Pitt absolut in seinem Element.

Die Dunkelheit brach herein. Es begann eine qualvolle, nicht enden wollende Nacht. Sie waren bis auf die Haut durchnäßt und wie betäubt von dem eisigen Wasser. Wie tausend Messerstiche bohrte sich die Kälte in ihr Fleisch.

Die Morgendämmerung kam und erlöste sie von dem schrecklichen Gefühl, immer nur das Donnern der Wogen zu hören, ohne sie sehen zu können. Als die Sonne trüb hinter den wilden Wolkenfetzen am Himmel aufging, klammerten sie sich noch mit allerletzter Kraft ans Leben. Sie sehnten den Tag herbei, doch als er endlich anbrach, fiel lediglich ein eigenartiges graues Licht auf die schreckliche See, so daß sie aussah wie in einem alten Schwarzweißfilm.

Trotz der tobenden Elemente war die Luft heiß und drückend, salzgeschwängert und so dick, daß man sie kaum atmen konnte. Sie verloren jedes Zeitgefühl, obwohl Pitts alte Doxa und Giordinos Aqualand, die bis zu einer Tiefe von zweihundert Metern wasserdicht waren, noch liefen. In Maeves kleine Digitaluhr hingegen war Feuchtigkeit eingedrungen, und bald darauf war sie stehengeblieben.

Als der Sturm mit aller Kraft über sie herfiel, hatte Maeve den Kopf am Boden der Schwimmkörper vergraben und gebetet. Sie hatte darum gebetet, ihre Jungs wiedersehen zu dürfen, mit ihnen noch schöne Stunden verleben zu dürfen, damit sie sie nach ihrem Tod in liebevollem Andenken behielten und sich nicht nur noch vage daran erinnerten, daß sie auf hoher See verschollen war. Daß ihr Schicksal in den Händen ihres Vaters lag, quälte sie. Zuerst hatte sie sich gefürchtet wie in ihrem ganzen Leben noch nicht. Sie hatte das Gefühl gehabt, vor Angst schier ersticken zu müssen. Doch die-

ses Gefühl legte sich allmählich, als sie merkte, daß die beiden Männerarme, die sie an Rücken und Schulter umfaßten, keinen Moment lang schwach wurden. Es war, als übertrüge sich ihre ganze Kraft und Selbstbeherrschung auf sie. Sie faßte neuen Mut, schöpfte wieder Hoffnung und glaubte allmählich, daß sie vielleicht doch noch die nächste Morgendämmerung erleben würde.

Pitt war bei weitem nicht so zuversichtlich. Er war sich wohl bewußt, daß seine und Giordinos Kräfte schwanden. Und daß Erschöpfung und Unterkühlung ihre schlimmsten Feinde waren. Einer mußte nachlassen, entweder der Sturm oder sie. Der ständige Kampf gegen die Fluten, die sie zu ertränken drohten, hatten ihnen das Letzte abverlangt. Sie hatten von vornherein so gut wie keine Chance gehabt, und jetzt konnten sie jeden Moment zusammenbrechen. Und dennoch wollte er nicht einsehen, daß alles vergebens gewesen sein sollte. Er klammerte sich ans Leben, bot seine letzten Kraftreserven auf und hielt sich fest, als die nächste Woge über ihm zusammenschlug. Doch er wußte, daß der Tod immer näher rückte.

32

Doch Pitt, Maeve und Giordino starben nicht.

Am frühen Abend ließ der Wind nach, und kurz darauf wurde auch die aufgewühlte See ruhiger. Der Taifun hatte unverhofft seinen Kurs geändert und raste jetzt in Richtung Südosten, auf die Antarktis zu. Die Windgeschwindigkeit hatte merklich nachgelassen, von rund hundertfünfzig auf knapp unter sechzig Kilometer pro Stunde, und die Wellen gingen nur noch drei Meter hoch. Es nieselte nur noch leicht, und dann hing lediglich noch ein Dunstschleier über der wogenden Dünung. Kurz bevor sich die Dunkelheit auf die See senkte, tauchte plötzlich eine Möwe auf, kreiste über dem kleinen Boot und stieß einen schrillen Schrei aus, so als wundere sie sich, daß es sich noch immer über Wasser hielt.

Eine Stunde später war der Himmel klar und wolkenlos, und der Wind blies so schwach, daß man gerade noch eine Jolle hätte segeln

können. Es kam ihnen vor, als wäre der Sturm nur ein böser Traum gewesen, aus dem sie beim ersten Tageslicht erwacht waren. Und dennoch hatten sie im Krieg mit den Elementen erst eine Schlacht gewonnen. Die tobende See und der fauchende Wind hatten sie nicht in die Tiefe reißen können. Was der gewaltige Wirbelsturm mit seiner mörderischen Wut nicht zerstören konnte, das belohnte er mit Milde.

Es schien geradezu übernatürlich, dachte Maeve. Wenn ihnen der Tod vorherbestimmt gewesen wäre, hätten sie den Sturm nicht überstanden. Aber sie hatten überlebt, und dafür mußte es einen Grund geben, sagte sie sich.

Die drei erschöpften und zerschlagenen Insassen des kleinen Bootes wechselten kein Wort. Sie genossen die Ruhe nach dem Sturm, waren müde bis auf die Knochen und so kaputt, daß ihnen alles gleichgültig war. Schließlich schliefen sie einfach ein.

Dann wurde die See unter den letzten Nachwirkungen des Sturms wieder etwas kabbelig, doch am nächsten Morgen lag sie so glatt und ruhig da wie ein Mühlenteich. Der Dunst hatte sich längst verzogen, so daß man freie Sicht bis zum Horizont hatte. Nun, da sie mit schierer Kraft nichts hatte bewirken können, setzte die See ihnen mit anderen Mitteln zu. Beim Aufwachen hatten sie die Sonnenstrahlen noch genossen, die sie achtundvierzig Stunden lang schmerzlich vermißt hatten, doch jetzt brannten sie unerbittlich auf sie herab.

Pitt versuchte sich aufzusetzen, zuckte aber sofort vor Schmerzen zusammen. Die Verletzungen, die John Merchants Männer ihm zugefügt hatten, waren unter dem Ansturm der Wellen nicht gerade besser geworden. Er blickte mit zusammengekniffenen Augen auf das in der Sonne gleißende Wasser und zog sich ganz langsam hoch. Jetzt konnten sie nur noch im Boot sitzen und warten. Aber worauf? Daß ein Schiff am Horizont auftauchte und auf sie zuhielt? Eine müßige Hoffnung, denn sie trieben durch ein nahezu unbefahrenes Seegebiet, weitab von allen Schiffahrtswegen.

Arthur Dorsett hatte sie mit Bedacht hier ausgesetzt. Falls sie den Taifun wie durch ein Wunder überleben sollten, würden ihnen Hunger und Durst den Rest geben. Pitt wollte nicht zulassen, daß

sie starben, nicht nach allem, was sie durchgemacht hatten. Er legte ein Rachegelübde ab: Er schwor, daß er überleben würde, und sei es nur, um Arthur Dorsett zu töten. Er hatte den Tod verdient wie kaum ein anderer. Und er gelobte, daß er keine Gnade würde walten lassen, daß er sich über seine üblichen Regeln von Anstand und Moral hinwegsetzen würde, falls er Arthur Dorsett jemals wiedersehen sollte. Und er vergaß auch Boudicca und Deirdre nicht. Sie würden ebenfalls für alles büßen, was sie Maeve angetan hatten.

»Es ist so ruhig«, sagte Maeve. Sie klammerte sich an Pitt, und er spürte, wie sie zitterte. »Ich komme mir vor, als würde der Sturm in meinem Kopf weitertoben.«

Pitt rieb sich das verkrustete Salz aus den Augen und stellte befriedigt fest, daß die Schwellung allmählich zurückging. Er blickte in ihre tiefblauen Augen hinab, die noch vom Schlaf verhangen und von Erschöpfung gezeichnet waren. Er sah, wie sie aufleuchteten, als sie ihn anschaute. »Die Venus steigt aus den Wogen«, sagte er leise.

Sie setzte sich auf und schüttelte das salzverkrustete Haar aus. »Ich komme mir ganz und gar nicht vor wie eine Venus«, sagte sie lächelnd. »Und ich sehe bestimmt nicht aus wie sie.« Sie zog ihren Pullover hoch und betastete vorsichtig die roten Striemen, die die scheuernde Sicherheitsleine an ihrer Taille hinterlassen hatte.

Giordino schlug ein Auge auf. »Wenn ihr zwei nicht sofort ruhig seid und mich schlafen laßt, ruf ich den Hoteldirektor an und beschwere mich.«

»Wir wollen nur kurz in den Pool springen und anschließend auf der Veranda frühstücken«, versetzte sie strahlend. »Warum kommst du nicht mit?«

»Ich laß mir lieber vom Zimmerservice was bringen«, nölte Giordino, als hätte ihn das Sprechen schon zu Tode erschöpft.

»Nachdem anscheinend alle bester Dinge sind«, sagte Pitt, »schlage ich vor, daß wir uns allmählich ums Überleben kümmern.«

»Besteht irgendeine Aussicht, daß wir gerettet werden?« fragte Maeve.

»Null«, antwortete Pitt. »Du kannst davon ausgehen, daß uns dein Vater im abgelegensten Teil des Meeres ausgesetzt hat. Admi-

ral Sandecker und die Jungs von der NUMA haben keine Ahnung, was uns zugestoßen ist. Und falls doch, wissen sie nicht, wo sie nach uns suchen sollen. Auf Hilfe von anderen können wir uns jedenfalls nicht verlassen, wenn wir unsere Rente erleben wollen.«

Zuallererst holten sie den Treibanker ein und wickelten ihre Schuhe, die Werkzeuge und die anderen Gerätschaften aus Pitts Lederjacke. Anschließend machten sie Bestandsaufnahme und untersuchten jeden einzelnen Gegenstand, so nutzlos er ihnen auch vorkommen mochte, auf seine künftige Verwendbarkeit. Schließlich holte Pitt das Päckchen hervor, das er in seinen Hosenbund geschoben hatte, bevor er den Bus ins Wasser gesteuert hatte.

»Was hast du im Boot gefunden?« fragte er Giordino.

»Nicht mal genug Werkzeug, um ‘ne Scheunentür einzuhängen. Im Stauraum waren alles in allem drei Schraubenschlüssel unterschiedlicher Größe, ein Schraubenzieher, eine Benzinpumpe, vier Zündkerzen, diverse Schrauben und Muttern, ein paar Lappen, ein hölzernes Paddel, eine Nylonpersenning und ein neckisches kleines Dingens, das uns auf dieser Fahrt noch viel Freude bereiten wird.«

»Was ist es denn?«

Giordino hielt eine kleine Luftpumpe hoch. »Das hier, zum Aufpumpen der Schwimmkörper.«

»Wie lang ist das Paddel?«

»Knapp über einen Meter.«

»Kaum groß genug, um ein Segel daran aufzuziehen«, sagte Pitt.

»Stimmt, aber wenn wir’s an der Konsole festbinden, können wir’s als Zeltstange benutzen und die Persenning drüberspannen. Dann haben wir zumindest Schatten.«

»Nicht zu vergessen, daß wir mit der Persenning Wasser auffangen können, falls es mal regnen sollte«, wandte Maeve ein.

Pitt schaute sie an. »Hast du irgendwas bei dir, was sich als nützlich erweisen könnte?«

»Sie schüttelte den Kopf. »Nur meine Kleidung. Mein monströses Schwesterherz hat mir nicht einmal einen Lippenstift gelassen, als sie mich aufs Boot gestoßen hat.«

»Rat mal, wen sie meint«, murmelte Giordino.

Pitt öffnete das wasserdichte Päckchen und holte ein Schweizer

Offiziersmesser, einen uralten, zerschrammten Pfadfinderkompaß, eine kleine Streichholzschachtel, eine Erste-Hilfe-Ausrüstung, kaum größer als eine Zigarettenschachtel, und eine Taschenpistole heraus, eine 6,35-Millimeter-Mauser-Automatik mit Reservemagazin.

Maeve starrte auf die kleine Waffe. »Du hättest John Merchant und meinen Vater erschießen können.«

»Eher hätte Pickett die Höhen von Gettysburg genommen. Da standen viel zu viele Wachposten herum.«

»Ich fand, daß du mächtig gut bestückt gewirkt hast«, sagte sie schelmisch lächelnd. »Hast du immer eine Survival-Ausrüstung dabei?«

»Seit meiner Pfadfinderzeit.«

»Wen willst du denn hier draußen erschießen?«

»Nicht wen, sondern was. Einen Vogel zum Beispiel, falls einer nahe genug vorbeifliegt.«

»Du würdest auf einen wehrlosen Vogel schießen?«

Pitt schaute sie an. »Nur ausnahmsweise, weil ich nämlich nicht gern verhungere.«

Während Giordino Luft in die Schwimmkörper pumpte und anschließend das Sonnensegel aufzog, nahm Pitt sich jeden Quadratzentimeter des Bootes vor, suchte nach Löchern und Abschürfungen in der Neoprenhaut der Schwimmer und überprüfte den Rumpf auf eventuelle Schäden. Er ging über Bord und strich mit der Hand über den Boden, entdeckte aber keinerlei Riß oder Bruchstelle. Ihr schwimmender Untersatz war schätzungsweise vier Jahre alt und hatte den Dorsetts offenbar als Beiboot gedient, wenn die Jacht mangels Anlegesteg draußen vor der Küste vor Anker gehen mußte. Erleichtert stellte Pitt fest, daß es zwar nicht mehr neuwertig, ansonsten aber in ausgezeichnetem Zustand war. Der einzige Nachteil war, daß der Außenbordmotor nicht mehr am Heck hing.

Er kletterte wieder an Bord und beschäftigte sie den ganzen Tag über mit allerlei kleinen Aufgaben, damit sie nicht fortwährend an ihre Notlage und den zunehmenden Durst dachten. Pitt wollte unbedingt dafür sorgen, daß sie den Mut nicht verlören. Er machte

sich keine Illusionen darüber, wie lange sie aushallen konnten. Einmal waren er und Giordino fast sieben Tage lang ohne Wasser durch die Sahara marschiert. Dort herrschte trockene Hitze; hier hingegen sog einem die schwüle Feuchtigkeit das Leben förmlich aus dem Leib.

Giordino zog die Nylonpersenning als Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen auf. Er spannte sie über das an der Instrumentenkonsole befestigte Paddel und band sie mit kurzen Schnüren, die er von der Nylonleine abschnitt, am Schwimmkörper fest. Die eine Seite ließ er schräg abfallen, damit das Regenwasser, das sie möglicherweise auffangen konnten, in eine Kühlbox geleitet wurde, die Maeve unter einem Sitz gefunden hatte. Sie schrubbte den Schmutz von der lange nicht benutzten Kiste und sorgte, so gut es ging, für Ordnung im Innenraum, damit das Boot etwas wohnlicher wurde. Pitt zwirbelte unterdessen ein Stück Nylonleine auf und flocht aus den Fasern eine Angelschnur.

Die einzige Nahrungsquelle im Umkreis von mindestens zweitausend Kilometern waren Fische. Wenn sie keine fingen, mußten sie verhungern. Er bog den Dorn an seiner Gürtelschnalle zu einem Angelhaken zurecht und befestigte ihn an der Schnur. Das andere Ende band er um das Mittelstück eines Schraubenschlüssels, so daß er ihn mit beiden Händen halten konnte. Er wußte nur noch nicht, womit er die Fische ködern sollte. Regenwürmer, Forellenfliegen, Blinker oder Käse gab es hier nicht. Pitt beugte sich über die Schwimmkörper, schirmte die Augen mit beiden Händen gegen das Sonnenlicht ab und schaute ins Wasser.

Unter dem Boot hatten sich bereits etliche neugierige Gäste eingefunden. Man bekomme auf offener See keinerlei Lebewesen zu Gesicht, klagen viele Menschen, die auf Ozeandampfern oder Jachten mit leistungsstarken, lärmenden Motoren durchs Meer pflügen. Wenn man jedoch lautlos in einem kleinen Boot dahintreibt und aus nächster Nähe ins Wasser blickt, bekommt man sehr wohl einen Eindruck vom Leben in der Tiefe, das weitaus vielfältiger und artenreicher ist als alles, was das Land zu bieten hat.

Ganze Schwärme heringsähnlicher Fische, nicht größer als Pitts kleiner Finger, flitzten unter dem Boot umher. Er erkannte Pom-

panos, Goldmakrelen oder Dolphins – nicht zu verwechseln mit dem Delphin – und ihre größeren Vettern, die Dorados, mit ihrem hohen Schädelansatz und der langen Rückenflosse, die sich über den ganzen kunterbunt schillernden Leib erstreckt. Zwei große Makrelen glitten im Kreis dahin und schnappten gelegentlich nach einem der kleineren Fische. Außerdem hatte sich ein Hammerhai eingefunden, einer der seltsamsten Meeresbewohner, der so aussieht, als hätte man ihm eine Querleiste in den Schädel gerammt.

»Was willst du als Köder benutzen?« fragte Maeve.

»Mich«, erwiderte Pitt. »Ich biete mich den Fischen als Leckerbissen dar.«

»Was meinst du damit?«

»Paß mal auf.«

Staunend und mit großen Augen sah Maeve zu, wie Pitt sein Messer zog, ein Hosenbein hochkrempelte und seelenruhig ein kleines Stück Fleisch aus der Rückseite seines Schenkels schnitt. Dann spießte er es auf den improvisierten Haken. Es geschah so beiläufig, daß Giordino erst etwas davon mitbekam, als er ein paar Blutstropfen am Boden des Bootes bemerkte.

»Wo ist denn da der Spaß an der Freude?« fragte er.

»Hast du den Schraubenzieher zur Hand?« erkundigte sich Pitt.

Giordino hielt ihn hoch. »Soll ich etwa auch an dir rumsäbeln?«

»Unter dem Boot ist ein kleiner Hai«, erklärte Pitt. »Ich will ihn an die Oberfläche locken. Sobald ich ihn packe, rammst du ihm den Schraubenzieher von oben in den Schädel, genau zwischen die Augen. Wenn du's richtig machst, erwischst du sein etwa erbsengroßes Gehirn.«

Maeve wollte nichts davon wissen. »Du willst den Hai doch nicht etwa an Bord holen?«

»Nur wenn wir Glück haben«, sagte Pitt, riß einen Fetzen von seinem T-Shirt ab und schlang ihn um das kleine Loch in seinem Bein, um die Blutung zu unterbinden.

Sie kroch zum Heck und kauerte sich hinter die Konsole, heilfroh darüber, daß sie aus dem Weg war. »Paß auf, daß er nirgendwo reinbeißt.«

Dann kniete sich Giordino neben ihn, und Pitt ließ den Köder

aus Menschenfleisch langsam ins Wasser. Die Makrelen umkreisten ihn, aber er verscheuchte sie mit einem kurzen Ruck an der Schnur. Ein paar kleine Fische flitzten hin und wollten daran knabbern, doch sie verzogen sich sofort, als der Hai, der die dünne Blutspur wahrgenommen hatte, auf den Köder zuhielt. Pitt holte die Schnur jedesmal ein Stück weiter ein, sobald der Hai in die Nähe des Hakens kam.

Während Pitt den Köder langsam und vorsichtig zum Boot zurückzog, spähte Giordino, der den Schraubenzieher wie einen Dolch in der erhobenen Hand hielt, in die Tiefe. Dann war der Hai unmittelbar neben ihnen, so daß seine Rückenflosse wie ein Periskop aus dem Wasser ragte und man den aschgrauen Rücken und den weißen Bauch erkennen konnte. Giordino holte weit aus und stieß den Schraubenzieher in den harten Schädel des Hais, sobald dessen Flanke den Schwimmkörper streifte. Die wenigsten Männer hätten es geschafft, die Spitze durch das Knorpelskelett des Hais zu treiben, doch Giordino rammte sie bis zum Heft hinein.

Pitt beugte sich hinaus, schlang den Arm unmittelbar hinter den Kiemenspalten um den Bauch des Fisches und zerrte ihn hoch, während Giordino ein weiteres Mal zustach. Mitsamt dem anderthalb Meter langen Hammerhai, den er wie ein Kind in den Armen hielt, fiel er rückwärts ins Boot. Dann packte er die Rückenflosse, schlang beide Beine um den Schwanz und hielt den Fisch mit aller Kraft fest.

Das Tier schnappte wie wild um sich, bekam aber nichts als Luft zu fassen. Maeve, die sich hinter die Konsole duckte, schrie auf, als die messerscharfen, dreieckigen Zähne ihre angezogenen Beine nur um Zentimeter verfehlten.

Giordino schürfte sich die Unterarme an der sandpapierartigen Haut des Hais auf, als er sich mit seinem ganzen Gewicht auf das um sich schlagende Tier warf und es – wie beim mythischen Alligatorringen – zu Boden drückte.

Trotz der schweren Verletzung wehrte sich der Hai mit unbändiger Lebenskraft. Er war völlig unberechenbar, biß im einen Moment wild um sich und war im nächsten lammfromm. Nachdem er rund zehn Minuten vergebens gekämpft und um sich geschlagen

hatte, gab der Hai endlich auf und blieb still liegen. Pitt und Giordino wälzten sich um Atem ringend von ihm weg. Durch den erbitterten Kampf waren Pitts Prellungen eher noch schlimmer geworden, so daß er meinte, er müsse vor Schmerzen vergehen.

»Du mußt ihn aufschneiden«, sagte er japsend zu Giordino. »Ich bin völlig fertig.«

»Ruh dich aus«, sagte Giordino geduldig und verständnisvoll. »Nach der Abreibung, die du auf der Jacht gekriegt hast, und dem tobenden Sturm ist es ein Wunder, daß du nicht im Koma liegst.«

Obwohl die Klingen von Pitts Schweizer Offiziersmesser rasiermesserscharf geschliffen waren, mußte Giordino den Griff mit beiden Händen umklammern und alle Kraft aufbieten, um die zähe Haut am Bauch des Hais aufzuschlitzen. Unter fachkundiger Anleitung durch die Meereszoologin Maeve trennte er die Leber heraus und schnitt den Magen auf, wo er einen unlängst verzehrten Dorado und etliche Heringe fand. Dann zeigte Maeve ihm, wie er das Fleisch von der Haut schälen mußte, damit möglichst wenig verlorenging.

»Wir sollten die Leber gleich essen«, riet sie. »Die verwest in kürzester Zeit, ist aber der nahrhafteste Teil des Fisches.«

»Was ist mit dem übrigen Fleisch?« fragte Giordino, während er mit Meerwasser den Glibber von seinen Händen spülte und das Messer säuberte. »In der Hitze wird das schnell schlecht.«

»Wir sind auf dem Ozean. Salz gibt's also genug. Schneide das Fleisch in schmale Streifen und häng sie rund um das Boot auf. Sobald es getrocknet ist, nehmen wir das Salz, das sich auf der Persenning abgelagert hat, und reiben das Fleisch damit ein. Dann hält es sich länger.«

»Ich konnte Leber schon als Kind nicht ausstehen«, sagte Giordino, dem beim bloßen Gedanken flau im Magen wurde. »Ich glaub' ich bin noch nicht so hungrig, daß ich sie roh essen kann.«

»Zwing dich dazu«, sagte Pitt. »Wir müssen so lange wie möglich bei Kräften bleiben. Wir haben bewiesen, daß wir uns mit Nahrung versorgen können. Unser eigentliches Problem ist jetzt der Wassermangel.«

Mit Einbruch der Nacht kehrte eine eigenartige Ruhe ein. Der Halbmond ging auf und schickte einen silbernen Lichtstreifen zum nördlichen Horizont. Sie hörten einen Vogel am sternenübersäten Himmel schreien, konnten ihn aber nicht sehen. Wie in südlichen Breitengraden üblich, wurde es deutlich kälter, sobald die Sonne verschwunden war. Doch die Kühle linderte auch ihren Durst und brachte sie auf andere Gedanken. Das rhythmische Klatschen der Wellen lullte Maeve ein, die an ihre Kinder dachte und an die glücklichen Zeiten, die sie mit ihnen verbracht hatte. Giordino stellte sich vor, er sitze in seiner Washingtoner Eigentumswohnung auf dem Sofa, habe einen Arm um eine hübsche Frau gelegt, und in der Hand ein eiskaltes Glas Coors, die Füße auf den Couchtisch gestützt, und schaue sich im Fernsehen einen alten Film an.

Pitt war hellwach, nachdem er sich fast den ganzen Nachmittag lang ausgeruht hatte. Er war wieder so weit bei Kräften, daß er sich daran machte, ihren Kurs zu bestimmen und anhand der Wolken, der Höhe und des Verlaufes der Wellen sowie der Farbe des Sonnenuntergangs das Wetter vorherzusagen. Nach Einbruch der Dunkelheit betrachtete er die Sterne und versuchte die ungefähre Position des Bootes zu schätzen. Als er im Stauraum eingeschlossen gewesen war, hatte er seinen Kompaß zu Rate gezogen und festgestellt, daß die Jacht von Wellington aus neunundzwanzig Stunden und vierzig Minuten lang einen steten Kurs von zweihundertvierzig Grad Südwest gehalten hatte. Außerdem erinnerte er sich, daß John Merchant gesagt hatte, die Jacht fahre mit einer Reisegeschwindigkeit von hundertzwanzig Kilometern pro Stunde. Wenn er Zeit und Geschwindigkeit miteinander multiplizierte, mußten sie ungefähr dreitausendsechshundert Kilometer zurückgelegt haben, ehe man sie aussetzte. Seiner Schätzung nach mußten sie sich mitten in der Tasmansee befinden, irgendwo zwischen der Südküste von Tasmanien und dem unteren Zipfel von Neuseeland.

Aber wie weit hatte sie der Sturm abgetrieben? Das ließ sich nicht einmal annähernd abschätzen. Pitt wußte lediglich, daß der Sturm aus Nordwesten geblasen hatte. In achtundvierzig Stunden konnte er sie ein beachtliches Stück nach Südosten verschlagen haben, weit

weg von jedem Festland. Bei früheren Projekten hatte er festgestellt, daß in diesem Teil des Indischen Ozeans eine leichte Südostströmung herrschte und auch der Wind zumeist in diese Richtung blies. Wenn sie irgendwo zwischen dem vierzigsten und dem fünfzigsten Breitengrad dahintrieben, würden sie von der Strömung in die unendliche Weite des Südatlantik getragen werden, wo keinerlei Schiffe verkehrten. Das nächste Land, auf das sie stießen, wenn sie diesen Kurs beibehielten, wäre demnach die Südspitze von Südamerika, fast dreizehntausend Kilometer entfernt.

Er blickte zum Kreuz des Südens auf, einem Sternbild, das man oberhalb des dreißigsten Grades nördlicher Breite, also etwa in Höhe von Nordafrika und Florida, nicht sehen kann. Seit den Fahrten der Polynesier hatten diese fünf hellen Sterne, die schon im Altertum beschrieben wurden, zahllose Seefahrer und Flieger über die ungeheuren Weiten des Pazifischen Ozeans geleitet. Über eine Million von Quadratkilometern große Wasserwüste mit verstreuten Inseln, die nichts anderes sind als die Gipfel hoher, vom Meeresboden aufragender Berge.

Doch wie er es auch drehte und wendete – selbst mit viel Glück und trotz allem Überlebenswillen war die Chance, daß sie je wieder festen Boden unter die Füße bekamen, verschwindend gering.

33

Hiram Yeager tauchte so schnell durch die blauen Tiefen der See, daß das Wasser vorbeihuschte, als flöge er mit einer Düsenmaschine durch getönte Wolken. Er schwamm über scheinbar bodenlose Schluchten hinweg, zwischen mächtigen Bergketten hindurch, die aus nachtschwarzem Abgrund bis hinauf zu dem im Sonnenlicht gleißenden Meeresspiegel ragten. Eine Landschaft, die unheimlich und wunderschön zugleich war. Er hatte das Gefühl, er fliege durch die Leere des Weltraums.

Es war Sonntag, und er arbeitete allein im neunten Stock des menschenleeren NUMA-Gebäudes. Nachdem er neun Stunden

lang ununterbrochen auf den Computerbildschirm geblickt hatte, lehnte Yeager sich zurück und gönnte seinen müden Augen etwas Ruhe. Er hatte soeben letzte Hand an ein kompliziertes, von ihm entwickeltes Programm gelegt, mit dem sich unter Verwendung von Bildverknüpfungsalgorithmen die Fortpflanzung der Schallwellen unter Wasser dreidimensional darstellen ließ. Mittels Computergrafik, einer einzigartigen Technologie, war er in eine Welt eingedrungen, die vor ihm nur wenige Menschen betreten hatten. Eine Woche lang hatten Yeager und seine Mitarbeiter gebraucht, bis sie die Ausbreitung der Schallwellen im Meer am Computer nachvollziehen konnten. Sie hatten Spezialrechner eingesetzt, eine umfangreiche Datenbank mit zahllosen Angaben über die Ausbreitung und Geschwindigkeit von Schallwellen in sämtlichen Seegebieten rund um den Pazifik ausgewertet und so eine fotorealistische Simulation erzeugt, anhand derer sich feststellen ließ, wo es zu Konvergenzen kommen würde.

Die Unterwasserbilder liefen in so rascher Folge ab, daß der Eindruck entstand, man bewege sich durch eine dreidimensionale Landschaft. Zur Darstellung des Meeresbodens hatten Yeager und seine Leute Höhenlinienkarten ausgewertet, die anhand der in über dreißig Jahren ozeanographischer Forschung gesammelten Erkenntnisse angelegt worden waren. Es war die hohe Schule der Computersimulation.

Er blickte mit einem Auge zu einer Reihe von Lämpchen, zunächst gelbe, dann orange und schließlich dunkelrote. Anhand der Reihenfolge, in der sie aufblinkten, konnte er feststellen, wie weit er sich einem möglichen Konvergenzpunkt näherte. An einer Digitalanzeige konnte er den Längen- und Breitengrad ablesen. Die Krönung seiner Programmierkunst aber war die dynamische Konvergenzzonendarstellung. Mit ein paar Tastendrucken konnte er auftauchen, die Meeresoberfläche darstellen und Schiffe zeigen, die durch das entsprechende Seegebiet fuhren, sofern ihr Kurs im Computer eingespeichert war.

Das äußerste rote Lämpchen rechts von ihm blinkte, und er gab den Befehl zur Darstellung des Meeresspiegels am Konvergenzpunkt ein. Er hatte mit einer weiten, leeren Wasserfläche gerechnet,

doch das Bild, das er am Monitor sah, entsprach ganz und gar nicht seinen Erwartungen. Der Bildschirm zeigte eine üppig grüne Gebirgslandschaft. Er ließ die ganze Simulation noch einmal ablaufen, ausgehend von den vier Punkten rund um den Pazifischen Ozean, die die Minen der Dorsett Consolidated darstellten. Zehn-, zwanzig- und dreißigmal ging er das Programm von Anfang an durch und verfolgte die Schallwellen bis zu der Stelle, an der sie sich schließlich kreuzen mußten.

Als er endlich überzeugt war, daß kein Irrtum vorlag, sackte Yeager müde zusammen und schüttelte den Kopf. »O mein Gott«, murmelte er. »O mein Gott.«

Admiral Sandecker mußte sich zwingen, am Sonntag nicht zu arbeiten. Er war ein absoluter Workaholic. Jeden Morgen rannte er zehn Kilometer und absolvierte nach dem Mittagessen ein leichtes Muskeltraining zum Abbau überschüssiger Energien. Nachts brauchte er nicht mehr als vier Stunden Schlaf, und tagsüber arbeitete er so lange, daß die meisten Männer nach kurzer Zeit ausgebrannt gewesen wären. Er war seit langem geschieden. Seine Tochter lebte mit ihrem Mann und den drei Kindern auf der anderen Seite der Welt, in Hongkong, doch er war alles andere als einsam. Da er bei den älteren, alleinstehenden Frauen als erstklassiger Fang galt, wurde er geradezu überhäuft mit Einladungen zu Dinners in trauter Zweisamkeit und den Partys der sogenannten gehobenen Kreise von Washington. Doch sosehr er weibliche Gesellschaft auch genoß, seine wahre Liebe, seine ganze Leidenschaft galt der NUMA. Die Meeresforschungsbehörde ersetzte ihm die Familie. Er war es gewesen, der sie ins Leben gerufen und zu der riesigen Institution aufgepäppelt hatte, die auf der ganzen Welt bewundert und geachtet wurde.

Sonntags schipperte er in einem Doppelender, einem alten Walfangboot, das er aus Marinebeständen gekauft und restauriert hatte, die Ufer des Potomac ab. Der runde Bug drängte das trübe, braune Wasser beiseite, als er das Rad herumriß, um einem Stück Treibholz auszuweichen. Dieses kleine, nur acht Meter lange Boot hatte eine ruhmreiche Vergangenheit, und Sandecker hatte seine Geschichte

genau dokumentiert. Es war 1936 auf einer kleinen Werft in Portsmouth in Maine gebaut und dann nach Newport News, Virginia, transportiert worden, wo es an Bord des neu in Dienst gestellten Flugzeugträgers *Enterprise* verladen worden war. Während des Krieges und im Verlauf zahlreicher Schlachten im Südpazifik war es Admiral Bull Halseys persönliches Beiboot gewesen. Nachdem die *Enterprise* 1958 außer Dienst gestellt und abgewrackt worden war, hatte man den betagten Doppelender auf einem Abstellplatz hinter dem New York Shipyard deponiert, wo er langsam vor sich hin rottete. Dort hatte Sandecker die traurigen Überreste entdeckt und erstanden. Anschließend hatte er das Boot liebevoll restauriert, bis es wieder genauso aussah wie an dem Tag, da es die Werft in Maine verlassen hatte.

Während er auf das leise Tuckern des alten Buda-vier-Zylinder-Dieselmotors horchte, ließ er die Ereignisse der vergangenen Woche Revue passieren und dachte über Maßnahmen in der kommenden nach. Seine größte Sorge waren diese verheerenden Todeswellen im Pazifischen Ozean, die durch Arthur Dorsetts Habgier verursacht wurden. Gleich danach kamen Pitt und Giordino, die unverhofft entführt und anschließend verschwunden waren. Es machte ihm größte Sorgen, daß ihm bislang zu beiden Fällen nicht einmal eine annähernd praktikable Lösung eingefallen war.

Die Kongreßabgeordneten, an die er sich gewandt hatte, hatten sich seinen Bitten, drastische Maßnahmen gegen Arthur Dorsett zu ergreifen, widersetzt, da dessen Schuld nicht eindeutig feststehe. Ihrer Meinung nach gab es noch nicht genügend Beweise dafür, daß er etwas mit dem Massensterben zu tun hatte, eine Argumentation ganz im Sinne von Dorsetts hochbezahlten Lobbyisten. Wie zu erwarten war, dachte Sandecker ungehalten. Die Bürokraten reagierten immer erst, wenn es zu spät war. Jetzt konnte er nur noch hoffen, daß sich der Präsident überzeugen ließ, aber ohne die Unterstützung von mindestens zwei Kongreßabgeordneten war auch das vergebliche Liebesmüh.

Leichter Schnee fiel auf den Fluß und blieb auf den kahlen Bäumen und braunen Sträuchern am Ufer liegen. An diesem Wintertag war kein anderes Boot in Sicht. Der Nachmittagshimmel war eis-

blau, die Luft schneidend kalt. Sandecker schlug den Kragen seiner vielgetragenen Seemannsjoppe hoch, zog die schwarze Pudelmütze bis über die Ohren herunter, drehte mit dem alten Walfänger und hielt auf den Pier am Ufer von Maryland zu, wo er das Boot liegen hatte. Als er flußabwärts darauf zusteuerte, sah er eine Gestalt, die aus einem allradgetriebenen Jeep stieg und über den Anleger lief. Selbst aus fünfhundert Metern Entfernung erkannte er diesen seltsam gehetzten Gang. Es war Rudi Gunn.

Sandecker steuerte das alte Walfangboot quer zur Strömung und nahm das Gas zurück, bis der alte Buda-Diesel fast im Leerlauf tuckerte. Als er sich dem Anleger näherte, sah er Gunns grimmige Miene. Er versuchte den kalten Angstschauder, der ihm über den Rücken lief, zu ignorieren und stieß die Gummifender über die Backbordwand. Dann warf er Gunn eine Leine zu, worauf der das Boot längsseits an den grauen Holzsteg zog und Bug und Heck an den Belegklampen vertäute.

Der Admiral holte eine Persenning aus dem Stauraum, und Gunn half ihm, sie über das Boot zu spannen. Als sie fertig waren und Sandecker auf den Anlegesteg trat, hatten sie immer noch kein Wort miteinander gesprochen. Gunn blickte auf den alten Walfänger hinab.

»Falls Sie den jemals hergeben sollten, melde ich hiermit Vorkaufsrecht an.«

Sandecker schaute ihn an und sah, daß Gunn zutiefst aufgewühlt war. »Sie sind doch nicht rausgefahren, weil Sie mein Boot bewundern wollen.«

Gunn ging zum Ende des Anlegestegs und starrte mit grimmiger Miene auf den trüben Fluß hinaus. »Die neuesten Nachrichten seit Dirks und Als Verschwinden von der *Ocean Angler* in Wellington sind nicht gut.«

»Berichten Sie.«

»Zehn Stunden, nachdem unsere Satellitenkameras Dorsetts Jacht aus den Augen verloren haben...«

»Die Aufklärungssatelliten haben sie verloren?« unterbrach ihn Sandecker wütend.

»Bei unseren militärischen Nachrichtendiensten gilt die südliche

Hemisphäre nicht unbedingt als feindliches Aufmarschgebiet«, erwiderte Gunn säuerlich. »Da die Etats eingefroren sind, gibt es südlich von Australien keinen Satelliten, der scharfe Bilder von der Erde liefern kann.«

»Daran hätte ich denken sollen«, grummelte Sandecker enttäuscht. »Fahren Sie bitte fort.«

»Die National Security Agency hat ein Telefongespräch aufgefangen, das Arthur Dorsett von seiner Jacht aus über Satellit mit seinem Betriebsleiter auf Gladiator Island geführt hat, einem gewissen Jack Ferguson. Demnach wurden Dirk, Al und Maeve in einem kleinen, antriebslosen Boot weit unterhalb des fünfzigsten Breitengrades ausgesetzt, dort, wo der Indische Ozean und die Tasmansee ineinander übergehen. Die genaue Position wurde nicht genannt. Außerdem sagte Dorsett, daß er auf seine Insel zurückkehren werde.«

»Er hat seine eigene Tochter in Lebensgefahr gebracht?« murmelte Sandecker ungläubig. »Ich halte das für undenkbar. Sind Sie sicher, daß man das Gespräch richtig verstanden hat?«

»Ein Irrtum ist ausgeschlossen«, sagte Gunn.

»Aber das ist kaltblütiger Mord«, versetzte Sandecker. »Das hieße ja, daß sie am Rand der Roaring Forties ausgesetzt wurden. Diese Breitengrade werden fast das ganze Jahr über von heftigen Stürmen heimgesucht.«

»Es kommt noch schlimmer«, sagte Gunn ernst. »Dorsett hat sie hilflos vor einen nahenden Taifun treiben lassen.«

»Wie lange ist das her?«

»Sie wurden vor mehr als achtundvierzig Stunden ausgesetzt.«

Sandecker schüttelte den Kopf. »Selbst wenn sie heil davongekommen sein sollten, dürfte es unheimlich schwer werden, sie zu finden.«

»So gut wie unmöglich, wenn man bedenkt, daß weder unsere Navy noch die Australier irgendein Schiff oder Flugzeug für eine Suchaktion zur Verfügung stellen können.«

»Glauben Sie das etwa?«

Gunn schüttelte den Kopf. »Nicht eine Sekunde.«

»Wie groß ist die Chance, daß sie von einem vorbeifahrenden Schiff entdeckt werden?« fragte Sandecker.

»Sie befinden sich weitab von allen Schiffahrtswegen. Dort kommen allenfalls Walfänger vorbei und ab und zu vielleicht ein Versorgungsschiff für eine Forschungsstation am Südpol. Zwischen Australien und der Antarktis ist die See buchstäblich leer und verlassen. Es gibt so gut wie keine Aussicht, daß jemand sie aufliest.«

Rudi Gunn wirkte seltsam müde und niedergeschlagen. Angenommen, sie wären eine Football-Mannschaft mit Sandecker als Trainer, Pitt als Quarterback und Giordino als Offense-Tackle, dann säße Gunn oben auf der Tribüne, würde das Spiel analysieren und die entsprechenden Anweisungen nach unten durchgeben. Er war unentbehrlich und stets guter Dinge. Um so verblüffter war Sandecker, als er sah, wie bedrückt er war.

»Anscheinend geben Sie ihnen keine großen Überlebenschancen.«

»Drei Menschen, die auf einem kleinen, hilflos dahintreibenden Boot hocken, dem heulenden Sturm und der schweren See ausgesetzt. Falls sie wie durch ein Wunder den Taifun überlebt haben sollten, fallen sie dem Hunger und dem Durst zum Opfer. Dirk und Al sind mehr als einmal wieder von den Toten auferstanden, aber ich fürchte, diesmal haben sie sämtliche Naturgewalten gegen sich.«

»Wie ich Dirk kenne«, sagte Sandecker im Brustton der Überzeugung, »pfeift er was auf den Sturm und bleibt am Leben, selbst wenn er mit dem Boot bis nach San Francisco paddeln muß.« Er schob die Hände tief in die Taschen seiner alten Seemannsjoppe. »Verständigen Sie jedes NUMA-Forschungsschiff im Umkreis von fünftausend Kilometern und schicken Sie es in das Gebiet.«

»Entschuldigen Sie meinen Einwand, Admiral, aber das ist zu wenig und kommt zu spät.«

»Das ist ja noch nicht alles«, versetzte Sandecker mit funkelndem Blick. »Ich werde darauf drängen, daß eine umfassende Suchaktion gestartet wird. Und bei Gott, wehe, die Navy und die Air Force spielen nicht mit.«

Yeager spürte Sandecker in seinem Lieblingsrestaurant auf, einer kleinen, abgelegenen Kneipe samt Steakhaus südlich von Washington, wo er und Gunn betreten beim Abendessen saßen. Als das

drahtlose Motorola-Iridium-Telefon in seiner Tasche lospiepte, wartete Sandecker einen Moment, bis er ein Stück Filet Mignon mit einem Schluck Wein hinuntergespült hatte, und nahm dann den Anruf entgegen. »Sandecker.«

»Hiram Yeager, Admiral. Tut mir leid, daß ich Sie belästige.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Hiram. Ich weiß, daß Sie mich außer Dienst nicht anrufen würden, wenn's nicht um etwas Dringendes ginge.«

»Könnten Sie vielleicht in die Rechenzentrale kommen?«

»Ist wohl zu wichtig, um es mir am Telefon zu sagen?«

»Ja, Sir. Bei Funkgesprächen gibt's unerwünschte Mithörer. Ich möchte ja nicht die Pferde scheu machen, aber die Sache ist so heikel, daß ich sie Ihnen lieber unter vier Augen beibringe.«

»Rudi Gunn und ich sind in einer halben Stunde bei Ihnen.« Sandecker steckte das Telefon wieder in die Jackentasche und aß weiter.

»Schlechte Nachrichten?« fragte Gunn.

»Wenn ich Hirams Andeutungen recht verstanden habe, hat er neue Erkenntnisse hinsichtlich dieser Todeswellen. Er bittet uns, in die Rechenzentrale zu kommen.«

»Ich hoffe, er hat gute Nachrichten.«

»Seinem Tonfall nach zu schließen nicht«, sagte Sandecker nüchtern. »Ich vermute, er hat etwas entdeckt, was wir alle gar nicht wissen wollen.«

Yeager fläzte mit ausgestreckten Beinen auf seinem Bürosessel und betrachtete das Bild auf dem großen, an den Computer angeschlossenen Videobildschirm, als Sandecker und Gunn in sein Büro kamen. Er drehte sich um und begrüßte sie, ohne aufzustehen.

»Was haben Sie uns zu bieten?« fragte Sandecker, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

Yeager richtete sich auf und deutete mit dem Kopf auf den Bildschirm. »Ich habe eine Methode entwickelt, mit der wir die Konvergenzpunkte der von Dorsetts Minen ausgehenden Schallwellen ermitteln können.«

»Gute Arbeit, Hiram«, sagte Gunn, zog sich einen Stuhl zurecht

und betrachtete den Bildschirm. »Hast du feststellen können, wo es zur nächsten Konvergenz kommen wird?«

Yeager nickte. »Jawohl. Aber zuerst will ich meine Vorgehensweise erklären.« Er gab eine Reihe von Befehlen ein und lehnte sich dann zurück. »Die Geschwindigkeit, mit der sich Schallwellen im Meer fortpflanzen, hängt von der Wassertemperatur und den Druckverhältnissen ab. Je tiefer man geht und je höher der Wasserdruck wird, desto schneller breitet sich der Schall aus. Dazu kommen Hunderte von anderen Einflüssen. Atmosphärische Voraussetzungen, jahreszeitlich bedingte Abweichungen, Fortpflanzung der Schallwellen in unmittelbarer Nähe der Konvergenzzonen und ihr Verhalten bei der Überschneidung. Aber ich will es so einfach wie möglich machen und meine Erkenntnisse kurzerhand grafisch darstellen.«

Auf dem Bildschirm tauchte eine Karte des Pazifischen Ozeans auf, in die vier grüne Linien eingezeichnet waren, die von den Dorsettschen Minen bis zu einem Schnittpunkt auf Seymour Island in der Antarktis verliefen. »Zunächst einmal bin ich von der letzten Konvergenzzone ausgegangen und habe die Wellen bis zu ihrem Ausgangspunkt zurückverfolgt. Die härteste Nuß, die ich dabei knacken mußte, war Seymour, weil die Insel östlich der Antarktischen Halbinsel liegt, im Weddellmeer also, und das gehört zum Südatlantik. Immerhin habe ich dabei festgestellt, daß die Schallwellen, die sich in der Tiefsee fortgepflanzt haben, von Erhebungen auf dem Meeresgrund zurückgeworfen wurden. Das war gewissermaßen reiner Zufall und entsprach nicht den üblichen Gegebenheiten. Nachdem ich erst einmal herausgefunden hatte, wie ich vorgehen muß, habe ich mir ein typischeres Beispiel vorgenommen – die Konvergenz, der die *Mentawai* zum Opfer fiel – und die entsprechenden Berechnungen angestellt.«

»Das war vor Howland Island, nahezu mitten im Pazifik«, merkte Sandecker an.

»Weitaus leichter zu berechnen als die Seymour-Konvergenz«, sagte Yeager und gab die entsprechenden Daten ein. Jetzt sah man vier blaue Linien auf dem Bildschirm, die von Kunghit, den Kommandeurinseln, der Osterinsel und Gladiator Island ausgingen und

sich vor Howland Island schnitten. Dann fügte er vier rote Linien hinzu. »Das ist die Konvergenzzone, die der russischen Walfangflotte nordöstlich von Hawaii zum Verhängnis wurde«, erklärte er.

»Und wo kommt es deinen Berechnungen zufolge zur nächsten Konvergenz?« fragte Gunn.

»Wenn die äußeren Bedingungen in den nächsten drei Tagen so bleiben wie bisher, müßte die nächste Todeszone ungefähr hier liegen.«

Die Linien, diesmal waren es gelbe, überschnitten sich neunhundert Kilometer südlich der Osterinsel.

»In diesem Bereich besteht kaum Gefahr, daß es ein Schiff trifft«, sagte Sandecker nachdenklich. »Aber ich werde vorsichtshalber alle Schiffe vorwarnen und darauf hinweisen, daß sie dieses Seegebiet meiden sollen.«

Gunn begab sich näher zum Bildschirm. »Wie hoch ist deine Fehlerquote?«

»Plus minus zwölf Kilometer«, antwortete Yeager.

»Und in welchem Umkreis kommt es zu Todesfällen?«

»In einem Umkreis von vierzig bis neunzig Kilometern, je nach Stärke der Schallwellen, nachdem sie eine große Entfernung zurückgelegt haben.«

»Wie weit im voraus können Sie künftige Konvergenzzonen feststellen?« wollte Sandecker wissen.

»Die Meeresbedingungen vorauszusagen ist ziemlich kitzlig«, erwiderte Yeager. »Bis zu dreißig Tagen im voraus kann ich halbwegs genaue Berechnungen erstellen. Alles weitere ist reine Glückssache.«

»Haben Sie über diese nächste Zone hinaus errechnen können, wann und wo es zu weiteren Konvergenzen kommt?«

»Heute in siebzehn Tagen.« Yeager blickte zu einem großen Kalender, der eine bezaubernde junge Frau in engem Rock am Computer zeigte. »Am zweiundzwanzigsten Februar.«

»So bald?«

Yeager wandte sich mit eiskalter Miene an den Admiral. »Das Schlimmste habe ich mir bis zum Schluß aufgehoben.« Seine Finger huschten über die Tastatur. »Meine Herren, am zweiundzwanzig-

sten Februar wird es zu einer Katastrophe von atemberaubendem Ausmaß kommen.«

Auf das Bild, das jetzt am Monitor auftauchte, waren sie nicht vorbereitet. Sandecker und Gunn glaubten ihren Augen nicht zu trauen, als sie sahen, welches Verhängnis sich da anbahnte, ohne daß sie etwas dagegen unternehmen konnten. Fassungslos starrten sie auf den Schnittpunkt der vier violetten Linien.

»Jeder Irrtum ausgeschlossen?« fragte Gunn.

»Ich habe meine Berechnungen über dreißigmal durch den Computer laufen lassen«, sagte Yeager matt. »Ich habe sie auf sämtliche Fehlerquellen, Irrtümer und Unstimmigkeiten hin abgeklopft. Aber wie ich's auch drehe und wende, es kommt immer das gleiche Ergebnis heraus.«

»Um Gottes willen, nein«, flüsterte Sandecker. »Nicht dort. Irgendwo in den Weiten des Ozeans, aber nicht ausgerechnet dort.«

»Wenn es nicht zu einem unverhofften Ausbruch irgendwelcher Naturgewalten kommt, die sich sowohl auf die Atmosphäre als auch auf das Meer auswirken«, sagte Yeager leise, »dann liegt die nächste Konvergenzzone ungefähr fünfzehn Kilometer von Honolulu entfernt.«

34

Der Präsident war, ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger, dafür bekannt, daß er Entscheidungen rasch und ohne sich beirren zu lassen traf. Er weigerte sich, an Stabssitzungen teilzunehmen, die für gewöhnlich endlos dauerten, ohne daß etwas dabei heraussprang, und politische Berater, die ob der jüngsten Umfrageergebnisse entweder himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt durch die Gegend wuselten, konnte er schon gar nicht leiden. Konferenzen, in denen es nur darum ging, wie man sich gegen Kritik in den Medien und Unmut in der Öffentlichkeit zur Wehr setzen konnte, interessierten ihn nicht. Er war mit dem Versprechen angetreten, in seiner vierjährigen Amtszeit so viel wie möglich zu erreichen. Wenn er

scheiterte, nutzte alle Beredsamkeit nichts, dann konnte er noch so salbungsvolle Ausflüchte vorbringen oder die Schuld auf die Opposition schieben, deswegen würde er trotzdem nicht wiedergewählt werden. Die Parteischranzen rauften sich die Haare und baten ihn inständig, er möge etwas umgänglicher sein. Doch er kümmerte sich nicht um sie. Er widmete sich den Regierungsgeschäften im Interesse des Volkes, ohne sich darum zu scheren, wem er dabei auf die Füße trat.

Sandeckers Bitte um ein Gespräch mit dem Präsidenten war bei Wilbur Hutton, dem Stabschef des Weißen Hauses, zunächst auf wenig Verständnis gestoßen. Er war ziemlich rigoros, was diesbezügliche Anfragen anging, solange sie nicht vom Vizepräsidenten oder wichtigen Kongreßabgeordneten der eigenen Partei gestellt wurden. Selbst Kabinettsmitglieder hatten mitunter Schwierigkeiten, zum Präsidenten vorzudringen. Hutton hütete die Pforte zum Zentrum der Macht mit wahrem Feuereifer.

Und Hutton ließ sich nicht so leicht einschüchtern. Er war groß und kräftig wie ein Ringkämpfer. Die schütter werdenden blonden Haare waren messerscharf gestutzt, so daß sein Kopf wie ein rotgefärbtes Ei wirkte. Die blassen, rauchblauen Augen starrten ständig geradeaus, ohne links und rechts zu blicken. Er hatte auf der Arizona State University studiert, in Stanford seinen Doktor gemacht und war bekannt dafür, daß er ziemlich unwirsch und kurz angebunden sein konnte, wenn jemand mit seiner altehrwürdigen Eliteuniversität herumprotzte.

Im Gegensatz zu vielen anderen Beratern des Weißen Hauses hatte er Hochachtung vor dem Pentagon. Er hatte bei der Infanterie gedient und war im Golfkrieg hoch dekoriert worden. Seine Vorliebe galt nun mal dem Militär. Generälen und Admirälen begegnete er grundsätzlich höflicher als gewöhnlichen Politikern.

»Jim, schön, Sie mal wieder zu sehen«, begrüßte er Sandecker freundlich, obwohl der Admiral sich nicht vorher angekündigt hatte. »Ihre Bitte um ein Gespräch mit dem Präsidenten klang dringend, aber ich fürchte, er kann keine Zeit für Sie erübrigen. Sie haben sich umsonst herbemüht.«

Sandecker lächelte, dann wurde er ernst. »Die Angelegenheit ist

zu heikel, als daß man am Telefon darüber sprechen könnte, Will. Und zu eilig für den üblichen Dienstweg. Je weniger Menschen um die drohende Gefahr wissen, desto besser.«

Hutton winkte Sandecker zu einem Sessel, ging dann zu seiner Bürotür und schloß sie. »Ich bitte um Entschuldigung, falls ich kalt und herzlos geklungen habe. Aber solche Geschichten kriege ich ständig zu hören.«

»Die hier bestimmt nicht. In sechzehn Tagen werden in Honolulu und auf dem größten Teil von Oahu alle Menschen, Männer, Frauen und Kinder, sterben.«

Sandecker konnte Huttons durchdringenden Blick geradezu spüren. »Ach, kommen Sie, Jim. Was soll das?«

»Meine Wissenschaftler und Datenanalytiker bei der NUMA haben das Geheimnis dieses rätselhaften Phänomens geknackt, durch das im Pazifischen Ozean Menschen umkommen und die Meeresfauna vernichtet wird.« Sandecker öffnete seinen Aktenkoffer und legte eine Mappe auf Huttons Schreibtisch. »Hier ist der Bericht mit unseren Erkenntnissen. Es geht um ein Phänomen, das wir als akustischen Tod bezeichnen. Ultraschall, der unter bestimmten geologischen Bedingungen verstärkt wird, sich mit gewaltiger Energie im Meer fortpflanzt, bis es zu einer Konvergenz mit Wellen anderen Ursprungs kommt, bei der alles Leben im Umkreis von neunzig Kilometern vernichtet wird.«

Hutton schwieg zunächst. Einen Moment lang fragte er sich, ob der Admiral noch bei Trost war. Aber er kannte Sandecker lange genug, um ihn ernst zu nehmen, wußte er doch, mit welch bedingungsloser Hingabe er sich seinem Auftrag verschrieben hatte. Er schlug die Akte auf und überflog den Inhalt, während der Admiral geduldig danebensaß. Schließlich blickte er auf.

»Sind sich Ihre Leute hundertprozentig sicher?«

»Absolut«, entgegnete Sandecker.

»Irrtümer sind immer möglich.«

»Irrtum ausgeschlossen«, sagte Sandecker mit Nachdruck. »Aber es besteht, wie ich zugeben muß, eine knapp fünfprozentige Chance, daß es zu einer Konvergenz kommen könnte, von der die Insel nicht betroffen ist.«

»Wie mir gerüchteweise zugetragen wurde, haben Sie sich in dieser Sache auch an die Senatoren Raymond und Ybarra gewandt, konnten sie aber nicht dazu bewegen, Ihre Forderungen nach einer militärischen Maßnahme gegen die Anlagen der Dorsett Consolidated Mining zu unterstützen.«

»Ich konnte sie vom Ernst der Lage nicht überzeugen.«

»Und nun wollen Sie sich an den Präsidenten persönlich wenden.«

»Ich würde mich an den lieben Gott wenden, wenn ich damit zwei Millionen Menschen das Leben retten könnte.«

Hutton hatte den Kopf zur Seite geneigt und musterte Sandecker mit zweifelndem Blick. Er trommelte ein paarmal mit seinem Stift auf die Schreibtischplatte, nickte dann und stand auf, überzeugt davon, daß man den Admiral nicht ignorieren durfte.

»Warten Sie bitte«, befahl er. Er trat durch eine Tür, die unmittelbar ins Oval Office führte, das Amtszimmer des Präsidenten, und verschwand für gut zehn Minuten. Als er wieder auftauchte, winkte er Sandecker zu sich. »Hier lang, Jim. Der Präsident empfängt Sie.«

Sandecker schaute Hutton an. »Danke, Will. Sie haben bei mir einen Gefallen gut.«

Als der Admiral das Oval Office betrat, erhob sich der Präsident, kam schwungvoll hinter Roosevelts altem Schreibtisch hervor und bot ihm die Hand zum Gruß. »Admiral Sandecker, freut mich sehr.«

»Danke, daß Sie die Zeit erübrigen konnten, Mr. President.«

»Will sagt, daß es etwas mit diesen Todesfällen auf der *Polar Queen* zu tun hat und daß es dringend sei.«

»Es geht um viel mehr.«

»Tragen Sie dem Präsidenten alles vor, was Sie mir erzählt haben«, sagte Hutton und reichte seinem Vorgesetzten die Akte.

Sandecker hielt seinen Vortrag mit aller Leidenschaft, überzeugend und voller Inbrunst. In höchsten Tönen pries er seine Leute bei der NUMA, ihr Urteilsvermögen und ihre Zuverlässigkeit. Dann, nach einer Kunstpause, bat er darum, daß das Militär Arthur Dorsetts Fördermethoden unterbinden möge.

Der Präsident hörte gespannt zu, bis Sandecker ausgeredet hatte, las dann mehrere Minuten lang schweigend in dem Bericht und blickte schließlich auf. »Sie sind sich natürlich darüber im klaren, Admiral, daß ich keinerlei Befugnis habe, einen militärischen Angriff auf ein im Ausland angesiedeltes Unternehmen zu veranlassen.«

»Von den unschuldigen Opfern, die so ein Schlag nach sich ziehen würde, einmal ganz abgesehen«, fügte Hutton hinzu.

»Wenn wir nur eine einzige Mine der Dorsett Consolidated stilllegen«, sagte Sandecker, »würde die Intensität der Schallwellen so weit abgeschwächt, daß wir fast zwei Millionen Männern, Frauen und Kindern, die in und um Honolulu leben, einen qualvollen Tod ersparen könnten.«

»Eins müssen Sie mir zugestehen, Admiral. Auf akustische Energie als potentiellen Gefahrenherd war diese Regierung bislang nicht vorbereitet. Für mich ist das absolutes Neuland. Lassen Sie mir etwas Zeit, damit sich meine wissenschaftlichen Berater mit den Erkenntnissen der NUMA befassen können.«

»In sechzehn Tagen kommt es zu dieser Konvergenz«, sagte Sandecker unwillig.

»Ich werde mich in vier Tagen bei Ihnen melden«, versicherte ihm der Präsident.

»Damit haben wir immer noch jede Menge Zeit für Gegenmaßnahmen«, versetzte Hutton.

Der Präsident streckte die Hand aus. »Besten Dank, Admiral, daß Sie mich auf diese Sache hingewiesen haben«, sagte er. Es klang jetzt offiziell und unverbindlich. »Ich verspreche Ihnen, daß ich Ihrem Bericht meine volle Aufmerksamkeit widmen werde.«

»Besten Dank, Mr. President«, sagte Sandecker. »Genau darum wollte ich Sie bitten.«

»Keine Sorge, Jim«, sagte Hutton, als er ihn aus dem Amtszimmer des Präsidenten geleitete. »Ich werde persönlich dafür Sorge tragen, daß Ihre Warnung bei den entsprechenden Stellen landet.«

Sandecker bedachte ihn mit funkelndem Blick. »Sorgen Sie lieber dafür, daß der Präsident die Sache nicht unter den Tisch fallenläßt. Sonst hat er nämlich in Honolulu keine Wähler mehr.«

35

Vier Tage ohne Wasser. Die unbarmherzig brennende Sonne und die ständige Schwüle sogen ihnen die Feuchtigkeit förmlich aus dem Leib. Pitt duldete nicht, daß sie sich trübsinnigen Gedanken hingaben, die sie nur ihren Lebensmut und ihre Zuversicht kosten würden. Das eintönige Klatschen der Wellen an das Boot trieb sie fast zum Wahnsinn, bis sie es schließlich nicht mehr wahrnahmen. Einfallsreichtum war der Schlüssel zum Überleben. Pitt hatte zahlreiche Berichte über Schiffsunglücke studiert und wußte, daß nur allzu viele Seefahrer aus Lethargie und Hoffnungslosigkeit umgekommen waren. Daher trieb er Maeve und Giordino unermüdlich an, drängte sie, nur nachts zu schlafen und sich tagsüber soweit wie möglich zu beschäftigen.

Das fortwährende Anspornen zeigte Wirkung. Maeve, die sich hauptsächlich als Bordschlachterin betätigte, band Schnüre an einem Seidentaschentuch fest, hängte es über das Heck ins Wasser, zog es hinter dem Boot her und fischte mit diesem feinmaschigen Netz allerlei Plankton und andere Mikroorganismen aus dem Meer. Nach ein paar Stunden sortierte sie ihre Ausbeute in drei ordentliche Haufen auf einem der Sitze, als handelte es sich um einen Meeresfrüchtesalat.

Giordino hatte mit Hilfe des Schweizer Offiziersmessers Widerhaken in den Dorn von Pitts Gürtelschnalle gefeilt. Er war für das Fangen der Fische zuständig, während Maeve ihre biologischen und zoologischen Kenntnisse einbrachte und die Beute gekonnt ausnahm und zerteilte. Die meisten Schiffbrüchigen hätten den Angelhaken einfach ins Meer gehängt und abgewartet. Giordino hingegen hielt sich nicht lange mit simplem Anlocken auf. Er bestückte den Haken mit leckeren Fleischbrocken, die er aus den Eingeweiden des Hais schnitt und denen seiner Ansicht nach kein Fisch widerstehen konnte, warf die Schnur aus wie ein Cowboy, der ein Kalb fangen will, ließ sie beim Einholen langsam über seinen Ellbogen und durch die Mulde zwischen Daumen und Zeigefinger gleiten und gab ihr alle paar Meter einen leichten Ruck. Offenbar

war er der Meinung, daß seine Beute sich durch einen vermeintlich lebenden Köder leichter zum Anbeißen verlocken ließ. Zu Recht, denn kurz darauf hatte er den ersten Fisch am Haken, einen Bonito. Keine zehn Minuten später hatte Giordino den kleinen Thunfisch an Bord geholt.

In den Annalen der christlichen Seefahrt finden sich zahllose Geschichten über Schiffbrüchige, die inmitten einer von Fischen wimmelnden See verhungerten, weil sie nicht wußten, wie sie die Beute fangen sollten. Nicht so Giordino. Sobald er den richtigen Dreh heraushatte, verfeinerte er seine Methode immer mehr, bis er seinen Fang so geschickt und sicher einholte wie ein alter, erfahrener Fischer. Mit einem Netz hätte er vermutlich in wenigen Stunden das ganze Boot gefüllt. Im Wasser um und unter dem kleinen Boot wimmelte es wie in einem Aquarium. Zahllose leuchtend gefärbte Fische jedweder Größe begleiteten die Ausgesetzten. Die kleinen kunterbunten Fische zogen größere an, die wiederum Haie anlockten, deren Leiber ab und zu bedrohlich gegen das kleine Boot stießen.

Gefährlich und anmutig zugleich glitten die Killer der Tiefe neben dem Boot auf und ab; ihre Dreiecksflossen schnitten wie Messer durch das Wasser. Die von Pilotfischen begleiteten Haie rollten sich auf die Seite, wenn sie unter das Boot tauchten, oder sie schwammen auf den Kämmen, wenn die Nußschale in ein Wellental tauchte, so daß sie mit ihren kalten, leblosen Katzenaugen auf ihre potentiellen Opfer herabstarrten. Pitt mußte an ein Gemälde von Winslow Homer denken, das in seinem Klassenzimmer in der Grundschule gehangen hatte. *Gulf Stream* hieß es, und es zeigte einen Schwarzen, der auf einer mastlosen Schaluppe inmitten eines Haifischschwarms dahintrieb, während im Hintergrund eine dunkle Wasserhose aufragte. Homer hatte damit den ungleichen Kampf zwischen Mensch und Naturgewalten darstellen wollen.

Sie ernährten sich hauptsächlich von rohem Fisch, den sie auskauten – eine bewährte, von Schiffbrüchigen und Seefahrern seit alters her angewandte Methode, um den Flüssigkeitsbedarf zu stillen - sowie von dem in Streifen geschnittenen und an der Sonne getrockneten Haifisch. Zwei stattliche fliegende Fische, die eines

Nachts an Bord sprangen, ergänzten ihren Speisezettel. Der ölige Geschmack der frischen, rohen Fische entlockte ihnen nicht gerade Begeisterungsrufe, aber langfristig konnten sie so den quälenden Hunger und Durst stillen. Ihre leeren Mägen waren schon nach wenigen Bissen ruhig gestellt.

Darüber hinaus stieg alle paar Stunden jeweils einer von ihnen kurz ins Meer, während die anderen die Haie im Auge behielten. Die jähe Abkühlung linderte die quälende Hitze durch die unbarmherzig brennende Sonne, und wenn sie sich anschließend mit ihrer nassen Kleidung unter die schützende Persenning legten, konnten sie auch der Austrocknungsgefahr entgegenwirken. Zudem spülten sie auf diese Weise immer wieder die Salzschicht ab, die sich nach kürzester Zeit auf ihrer Haut bildete.

Die Elemente erleichterten Pitt das Navigieren. Die aus den Roaring Forties blasenden Westwinde trieben sie stetig gen Osten. In dieselbe Richtung trug sie auch die Strömung. Ihre ungefähre Position bestimmte er anhand der Sonne und der Sterne sowie mit Hilfe eines Jakobsstabs, den er aus zwei vom Paddel abgespleißten Holzstücken bastelte.

Der Jakobsstab war ein bereits von den Seefahrern des Altertums ersonnenes Gerät zur Bestimmung der Breitengrade. Man hielt den einen Stab ans Auge, verschob den senkrecht daran angebrachten Querstab, bis ein Ende genau den Abstand zwischen dem Horizont und der Sonne oder einem Stern abdeckte. Der Azimut ließ sich dann anhand der in den Stab geschnittenen Kerben ablesen. Sobald der Winkel feststand, konnte der Seefahrer auch ohne die entsprechenden Bezugstabellen den Breitengrad gissen, also grob einschätzen. Eine ganz andere Sache hingegen war die Bestimmung des Längengrades, anhand dessen sie feststellen konnten, wie weit sie nach Osten abgetrieben waren.

Bei Nacht funkelten die Sterne wie Millionen glitzernder Punkte auf einem Himmelskompaß, der sich von Ost nach West drehte. Nachdem er ein paar Nächte lang ihre Position bestimmt hatte, konnte Pitt ein primitives Logbuch führen, indem er seine Berechnungen mit einem kleinen Stift, den Maeve zufällig unter einem der Schwimmkörper entdeckt hatte, auf einer Seite der Nylonpersen-

ning eintrug. Er mußte sich dabei mühsam vorantasten, denn mit den Sternen hier unten im Süden kannte er sich weit weniger gut aus als mit dem nördlichen Sternenhimmel.

Das leichte Boot reagierte auf jeden Wind und glitt häufig über das Wasser, als stünde es unter Segel. Pitt maß seine Geschwindigkeit mit Hilfe des Relingslogs eines Turnschuhs, den er an der fünf Meter langen Leine befestigte und vor dem Boot ins Wasser warf. Dann zählte er ab, wie lange es dauerte, bis das Boot den Schuh überholte, und zog ihn am Heck wieder an Bord. Auf diese Weise fand er heraus, daß der Westwind sie mit etwa zwei Knoten pro Stunde vorantrieb. Daraufhin benutzte er das Paddel als Mast, setzte die Nylonpersenning als Segel und stellte fest, daß sie jetzt drei Knoten Fahrt machten, was in etwa einem lockeren Marschtempo entsprach.

»Da treiben wir nun ruderlos wie Strandgut über den großen Ozean des Lebens dahin«, brummte Giordino mit salzverkrusteten Lippen. »Jetzt müssen wir uns nur noch etwas einfallen lassen, wie wir das Ding steuern können.«

»Schweig still«, sagte Pitt und löste mit Hilfe des Schraubenziehers die Scharniere an dem Fiberglassitz über dem Stauraum. Keine Minute später hielt er den rechteckigen Deckel hoch, der etwa so groß war wie eine Hängeschranktür. »Jeder Versuch ein Treffer.«

»Und wie gedenkst du den zu befestigen?« fragte Maeve, die sich allmählich an Pitts unaufhörlichen Einfallsreichtum gewöhnte.

»Wenn ich die Angeln vom Sitzkasten abmontiere und an dem Deckel befestige, kann ich ihn an der Stelle, wo sich der Außenbordmotor befand, am Heck festschrauben, so daß er sich hin und her bewegen läßt. Anschließend bringe ich oben zwei Taue an, damit wir ihn wie ein ganz normales Schiffs- oder Flugzeugruder bewegen können. So was nennt man, sich das Leben angenehmer gestalten.«

»Du hast es geschafft«, sagte Giordino gleichmütig. »Kunstfertigkeit, logisches Denken, Müßiggang, Sexappeal – alles da.«

Lächelnd schaute Pitt zu Maeve. »Dieses theatralische Getue ist das Allergrößte an Al.«

»Wohin geht die Fahrt, großer Seemann, nachdem wir nun zumindest ein bißchen Einfluß darauf haben?«

»Das darf die Dame bestimmen«, sagte Pitt. »Sie kennt sich in diesen Gewässern besser aus als wir.«

»Wenn wir uns Richtung Norden halten«, erwiderte Maeve, »könnten wir es nach Tasmanien schaffen.«

Pitt schüttelte den Kopf und deutete auf das improvisierte Segel. »Unter Seitenwind können wir mit unserer Takelage nicht segeln. Wegen unseres flachen Bodens würden wir fünfmal soweit nach Osten abgetrieben wie nach Norden. Möglicherweise würden wir an der Südspitze von Neuseeland landen, aber nur mit viel Glück. Wir müssen eine Zwischenlösung finden und das Segel so setzen, daß wir uns in leicht nordöstlicher Richtung halten, sagen wir mal, auf einem Kurs von fünfundsiebzig Grad, den wir anhand meines alten Pfadfinderkompasses bestimmen können.«

»Je weiter nach Norden, desto besser«, sagte sie und schlang die Arme um die Brust. »So tief im Süden sind die Nächte zu kalt.«

»Weißt du, ob wir auf diesem Kurs irgendwo auf Land stoßen?« fragte Giordino Maeve.

»Viel Möglichkeiten gibt's da nicht«, antwortete sie offen heraus. »Südlich von Neuseeland liegen nur ein paar einzelne, weit verstreute Inseln. Könnte jederzeit passieren, daß wir zwischen ihnen hindurchfahren, ohne sie überhaupt zu Gesicht zu bekommen. Vor allem bei Nacht.«

»Sie könnten unsere einzige Hoffnung sein.« Pitt hatte den Kompaß in der Hand und musterte die Nadelstellung. »Weißt du noch, wo sie ungefähr liegen?«

»Die Stewartinsel liegt knapp unterhalb der Südinsel. Dann kommen die Snare-, die Auckland- und neunhundert Kilometer weiter südlich die Macquarieinseln.«

»Stewart ist die einzige, von der ich schon mal was gehört habe«, sagte Pitt nachdenklich.

»Auf die Macquaries brauchst du keinen Gedanken zu verschwenden.« Maeve erschauderte unwillkürlich. »Die einzigen Bewohner sind Pinguine. Außerdem schneit es dort häufig.«

»Offenbar führen kältere Strömungen aus der Antarktis vorbei.«

»Wenn du auch nur eine verpaßt, blüht uns eine weite Fahrt übers offene Meer bis nach Südamerika«, wandte Giordino ein.

Pitt schirmte die Augen ab und musterte den weiten, leeren Himmel. »Wenn uns die kalten Nächte nicht schaffen, wird uns der Wassermangel erledigen – es sei denn, es regnet -, ehe wir den Fuß auf festen Boden setzen. Meiner Meinung nach sollten wir Kurs auf die südlichen Inseln halten und hoffen, daß wir auf eine treffen. Man könnte auch sagen, wir verteilen unsere Eier auf mehrere Körbe, um das Risiko zu mindern.«

»Dann versuchen wir doch einfach unser Glück mit den Macquaries«, sagte Giordino.

»Das ist unsere einzige Hoffnung«, pflichtete Pitt ihm bei.

Mit Giordinos tatkräftiger Hilfe setzte Pitt kurz darauf das Segel, so daß sie leicht lavierten und laut Kompaß einen Kurs von etwa fünfundsiebzig Grad einschlugen. Das Behelfsruder funktionierte so gut, daß sie schließlich sogar bis auf annähernd sechzig Grad anluven konnten. Der Erfolg gab ihnen neuen Auftrieb, und sie schöpften wieder Hoffnung, als ihnen klar wurde, daß sie nicht mehr völlig hilflos auf ein fernes Ziel zugetrieben wurden. Giordinos Ausruf hob ihre Stimmung noch mehr.

»Eine Wetterfront hält auf uns zu.«

Am westlichen Himmel waren plötzlich schwarze Wolken aufgetaucht, die so rasch auf sie zutrieben, als rollte ein Riese einen Teppich über ihnen aus. In Minutenschnelle trommelten die ersten Tropfen auf das Boot. Dann fielen sie dichter und schwerer, bis es wie aus Eimern schüttete.

»Öffnet sämtliche Stauräume und stellt alles auf, was sich als Gefäß benutzen läßt«, befahl Pitt, während er hektisch das Nylonsegel einholte. »Haltet das Segel eine Minute lang schräg über die Bordwand, damit die Salzkruste abgewaschen wird. Anschließend funktionieren wir's zu einer Rinne um und leiten damit das Wasser in die Kühlbox.«

Als der Regen anhielt, legten sie alle den Kopf in den Nacken, sperrten den Mund weit auf und schluckten das köstliche Naß wie gierige junge Vögel, die ihre Eltern um Atzung anbetteln. Es war ein unbeschreiblich angenehmes Gefühl, als das reine, frische Wasser süß wie Honig durch ihre ausgedörrten Kehlen lief.

Ganze zwölf Minuten lang genossen sie diese Sintflut, während

der Wind über die See blies und der Regen ihnen jede Sicht nahm. Wie Trommeln hallten die Schwimmkörper unter den Tropfen wider, die auf die pralle Neoprenhaut klatschten. Schon nach kurzer Zeit war die Kühlbox voller Wasser und lief über. Der lebensspendende Schauer war ebenso rasch vorbei, wie er gekommen war. Sie hatten so gut wie keinen Tropfen verschwendet. Sie legten ihre Kleidung ab und wrangen sie über dem Mund aus, schöpften dann das übergelaufene Wasser aus dem Boden des Bootes und füllten damit jedes Behältnis, das ihnen in den Sinn kam. Nachdem die Wetterfront abgezogen und ihr gröbster Durst gestillt war, faßten sie wieder neuen Mut.

»Was meinst du, wieviel wir aufgefangen haben?« fragte Maeve sich laut.

»Zwischen zehn und zwölf Liter«, schätzte Giordino.

»Wenn wir's mit Seewasser mischen, können wir es um drei Liter strecken«, sagte Pitt.

Maeve starrte ihn an. »Forderst du damit nicht das Verhängnis heraus? Mit Salz versetztes Wasser stillt nicht gerade den Durst.«

»Bei heißem, schwülem Tropenwetter kann es passieren, daß die Menschen sich eimerweise Wasser in den Hals schütten, bis es ihnen fast zu den Ohren wieder rauskommt, und trotzdem noch Durst haben. Der Körper nimmt mehr Flüssigkeit auf, als er eigentlich braucht. Da wir wie verrückt schwitzen, braucht unser Organismus in erster Linie Salz. Schon möglich, daß du erst mal zurückzuckst, wenn du das Seewasser schmeckst, aber glaub mir, wenn wir das frische Wasser damit mischen, stillt es den Durst genausogut, ohne daß dir davon schlecht wird.«

Nachdem sie sich an rohem Fisch gütlich getan und ihrem Körper neue Flüssigkeit zugeführt hatten, kamen sie sich beinahe wieder menschlich vor. Maeve entdeckte unter der Instrumentenkonsole, dort, wo einst die Zuleitungen zum Motor angebracht gewesen waren, etwas Fett und verrührte es mit dem Öl, das sie aus einem gefangenen Fisch gepreßt hatte, zu einer Art Sonnencreme. »Lichtschutzfaktor minus sechs«, verkündete sie lachend und taufte die Mixtur »Fletchers Fleischpanzer«. Gegen die Abschürfungen, die sich durch das ständige Auf und Ab des Bootes an Bei-

nen und Rücken bildeten, gab es hingegen kein Mittel. Maeves Sonnencreme half ein bißchen, aber heilen ließen sich die Schwären damit nicht.

Am Nachmittag kam eine steife Brise auf, die das Meer aufwühlte, so daß sie gegen den tückischen Seegang ankämpfen mußten, während sie nach Nordosten getrieben wurden. Die als Treibanker dienende Lederjacke wurde wieder ausgeworfen, und Pitt holte das Segel ein, bevor es weggeblasen wurde. Sie kamen sich vor, als säßen sie in einem ausgedienten Autoreifen und rasten steuerlos einen verschneiten Hang hinab. Der Wind pfiff mit unverminderter Heftigkeit, bis er sich am nächsten Morgen gegen zehn Uhr wieder legte. Sobald die See ruhiger wurde, kehrten die Fische zurück. Die größeren, gierigeren, veranstalteten prompt einen Festschmaus auf Kosten ihrer kleineren Vettern. Fast eine Stunde lang war das Wasser rund um das Boot blutrot, als die Fische ihren ewigen Kampf ums Überleben austrugen, bei dem die Haie stets die Sieger waren.

Maeve, die nach der wilden Berg- und Talfahrt in dem Boot unsäglich müde war, schlief kurz darauf ein und träumte von ihren Kindern. Giordino gönnte sich ebenfalls eine Siesta – er allerdings labte sich im Traum an einem riesigen Büfett, das niemals zur Neige ging. Pitt leistete sich keine Träumereien. Er wehrte sich gegen die Müdigkeit, zog das Segel wieder auf, bestimmte mit seinem Jakobsstab anhand des Sonnenstands die Position und legte mit Hilfe seines Kompasses den Kurs fest. Dann machte er es sich im Heck bequem und steuerte das Boot mit den am Ruder befestigten Tauen in Richtung Nordosten.

Wie so oft, wenn das Meer ruhig war, kam Pitt sich seltsam losgelöst vor, wie befreit vom ständigen Kampf ums Überleben inmitten der weiten, grimmigen See. Nachdem er sich die Situation ein ums andere Mal hatte durch den Kopf gehen lassen, kehrten seine Gedanken immer wieder zu Arthur Dorsett zurück. Und je mehr er nachgrübelte, desto wütender wurde er. Ein Mann, der unschuldigen Menschen derartiges Leid zufügte und nicht einmal seine eigene Tochter verschonte, durfte nicht ungeschoren davonkommen. Darauf kam es jetzt mehr denn je an. Er konnte die höhni-

schen Fratzen von Dorsett und seinen Töchtern Deirdre und Boudicca förmlich vor sich sehen.

Pitt hatte keinen Gedanken für die Qualen der letzten fünf Tage übrig, für das Gefühl, das einen befiel, wenn man ständig an der Schwelle des Todes schwebte. Er gab sich ganz und gar seinen Rachegelüsten hin, seinen blutrünstigen Urinstinkten. Ob Rache oder Hinrichtung, das war für ihn einerlei. Er wußte nur eins: Dorsett würde und durfte sein Regiment des Bösen nicht fortführen, nicht nach so vielen Toten. Er mußte zur Rechenschaft gezogen werden.

Pitt hatte nicht ein, sondern zwei Ziele vor Augen – Maeves Söhne retten und den unseligen Diamantenhändler töten.

36

Den lieben langen achten Tag steuerte Pitt das kleine Boot durch die endlose Weite der See. Bei Sonnenuntergang übernahm Giordino das Ruder, während Pitt und Maeve sich mit einer Mischung aus rohem und getrocknetem Fisch stärkten. Der Vollmond ging am Horizont auf wie ein großer, orangeroter Ball, wurde dann weiß und strahlend und zog über ihnen seine Bahn. Nachdem sie etliche Schlucke Wasser zu sich genommen hatte, um den Fischgeschmack hinunterzuspülen, kuschelte sich Maeve in Pitts Arme und betrachtete den silbernen Widerschein auf dem Meer.

Sie murmelte einzelne Zeilen aus »Moon River«. *»Two driften off to see the world.«* Sie hielt inne, blickte zu Pitt auf und musterte sein kräftiges Kinn, die dichten, dunklen Brauen und die grünen Augen. Für einen Mann hatte er eine erstaunlich wohlgeformte Nase, aber man konnte auch erkennen, daß er sie mehr als einmal gebrochen hatte. Die Falten um seine Augen und die leicht nach oben gezogenen Lippen deuteten darauf hin, daß er Humor besaß und gern lächelte – kurzum, er war ein Mann, bei dem man sich als Frau geborgen fühlen konnte, der keine Gefahr darstellte. Er strahlte eine eigenartige Mischung aus Zartgefühl und Härte aus, die sie ungemein reizvoll fand.

Schweigend saß sie da, völlig fasziniert von ihm, bis er plötzlich auf sie herabblickte und ihre verzückte Miene sah. Sie machte keinerlei Anstalten, sich abzuwenden.

»Du bist ein außergewöhnlicher Mann«, sagte sie, ohne zu wissen, warum.

Erstaunt schaute er sie an. »Wie kommst du darauf?«

»Durch das, was du sagst, das, was du tust. Ich habe nie jemanden gekannt, der so mit sich und der Welt im Einklang war.«

Er grinste, war aber offenbar erfreut. »Das hat mir noch keine Frau gesagt.«

»Und du hast bestimmt viele kennengelernt?« fragte sie neugierig wie ein Schulmädchen.

»Wen?«

»Frauen.«

»Eigentlich nicht. Ich wollte immer gern so ein Schwerenöter sein wie Al, aber ich hatte selten die Zeit dazu.«

»Verheiratet?«

»Nein, nie.«

»Aber fast?«

»Einmal vielleicht.«

»Was ist passiert?«

»Sie ist umgekommen.«

Maeve erkannte, daß Pitt den Schritt vom Trennungsschmerz zur bittersüßen Erinnerung noch nicht ganz vollzogen hatte. Sie war betreten und bereute ihre Frage. Sie fühlte sich instinktiv zu ihm hingezogen, wollte teilhaben an den Gedanken, die ihn bewegten. Ihrer Ansicht nach war er ein Mann, der sich nach einer innigeren Beziehung sehnte, dem es um mehr als um bloße Fleischeslust ging, und sie wußte, daß er für oberflächliche Liebeleien nichts übrig hatte.

»Sie hieß Summer«, fuhr er leise fort. »Es ist lange her.«

»Tut mir leid«, erwiderte Maeve sanft.

»Sie hatte graue Augen und rote Haare, sah dir aber sehr ähnlich.«

»Ich fühle mich geschmeichelt.«

Er wollte sich nach ihren Jungs erkundigen, verkniff sich die

Frage aber, als ihm klar wurde, daß er damit diesen Moment der Nähe zunichte machen würde. Zwei Menschen, die allein, nun ja, fast allein, unter dem Mond und einem Meer von Sternen auf der schwarzen, unablässig auf und ab wogenden See dahintrieben. Weitab von allen Menschen, Tausende von Kilometern vom nächsten Land entfernt, umgeben von einer unendlich weiten Wasserfläche. Da fiel es gar nicht schwer, alles zu vergessen und sich vorzustellen, man segle durch das türkisblaue Wasser einer friedlichen Bucht auf eine tropische Insel zu.

»Außerdem siehst du deiner Urururgroßmutter geradezu unglaublich ähnlich«, sagte er.

Sie hob den Kopf und musterte ihn. »Woher willst du das wissen?«

»Weil ich auf der Jacht das Gemälde von Betsy Fletcher gesehen habe.«

»Eines Tages muß ich dir mehr von Betsy erzählen«, sagte sie und schmiegte sich wie eine Katze in seine Arme.

»Nicht nötig«, sagte er lächelnd. »Ich habe das Gefühl, daß ich sie fast so gut kenne wie du. Eine unbeugsame Frau. Verhaftet und in die Strafkolonie von Botany Bay verbannt. Eine Überlebende auf dem Floß der *Gladiator*. Sie hatte einen gehörigen Anteil daran, daß Kapitän ›Bully‹ Scaggs überlebte. Und ein anderer Sträfling, ein Wegelagerer namens Jess Dorsett, den sie später zum Mann nahm. Dein Urururgroßvater. Nachdem sie auf der Insel, die sie später Gladiator Island tauften, landeten, entdeckte Betsy eins der reichhaltigsten Diamantenvorkommen der Welt und begründete eine Dynastie. In meinem Apartment über dem Hangar liegt ein ganzes Dossier über die Dorsetts, angefangen bei Betsy und Jess. Danach werden ihre sämtlichen Nachkommen abgehandelt, bis zu dir und deinen grusligen Schwestern.«

Sie setzte sich wieder auf und funkelte ihn mit ihren blauen Augen wütend an. »Du hast Erkundigungen über mich einholen lassen, du Lump. Vermutlich von eurer CIA.«

Pitt schüttelte den Kopf. »Es ging mir weniger um dich als um den Werdegang einer Diamantenhändlerfamilie namens Dorsett. Eigentlich wurde mein Interesse erst durch die Recherchen ge-

weckt, die ein liebenswürdiger älterer Herr durchführte. Der übrigens sehr entrüstet wäre, wenn er wüßte, daß du ihn als CIA-Agenten bezeichnest.«

»Du weißt viel weniger über meine Familie, als du meinst«, sagte sie hochmütig. »Mein Vater legt ebenso großen Wert auf seine Privatsphäre wie seine Vorfahren.«

»Wenn ich's recht bedenke«, sagte er besänftigend, »dann fasziniert mich vor allem ein Geschöpf.«

Sie schaute ihn schief an. »Und wer sollte das außer mir sein?«

»Das Meeresungeheuer in der Lagune.«

Die Antwort überraschte sie vollends. »Du meinst doch nicht etwa Basil?«

Einen Moment lang schaute er sie verständnislos an. »Wen?«

»Basil ist kein Meeresungeheuer, sondern eine Seeschlange. Das ist ein gewaltiger Unterschied. Ich habe ihn dreimal mit eigenen Augen gesehen.«

Daraufhin lachte Pitt schallend los. »Basil? Du nennst ihn Basil?«

»Dir würde das Lachen schon vergehen, wenn er dich in seine Fänge bekäme«, versetzte sie giftig.

Pitt schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich höre nicht recht. Du als studierte Zoologin glaubst an Seeschlangen?«

»Zunächst mal ist der Begriff Seeschlange völlig irreführend. Um Schlangen im herkömmlichen Sinn handelt es sich nämlich nicht.«

»Es gibt ja jede Menge wilder Geschichten von Touristen, die in allerhand Seen, vom Loch Ness bis zum Champlainsee, irgendwelche komischen Ungeheuer gesehen haben wollen. Aber im Meer hat man meines Wissens in den letzten hundert Jahren keins mehr gesichtet.«

»Das liegt nur daran, daß die Öffentlichkeit sich nicht mehr dafür interessiert. Kriege, Naturkatastrophen und die alltägliche Gewalt haben sie aus den Schlagzeilen verdrängt.«

»Aber doch nicht in der Boulevardpresse.«

»Heutzutage verkehren Schiffe doch auf ziemlich genau festgelegten Routen«, erklärte Maeve geduldig. »Die alten Segelschiffe haben auch abgelegene Gewässer befahren. Die Besatzungen von Walfangschiffen, die vor allem hinter ihrer Beute her waren und

denen es nicht darum ging, auf schnellstem Weg von einem Hafen zum anderen zu segeln, haben häufig von seltsamen Meereswesen berichtet. Außerdem fuhren Segelschiffe lautlos, so daß sie Seeschlangen an der Wasseroberfläche überraschen konnten. Moderne Dieselmotoren hingegen kann man unter Wasser kilometerweit hören. Man sollte sich durch die Größe dieser Lebewesen nicht täuschen lassen. Deswegen sind sie nicht minder scheu und schreckhaft. Sie leben zurückgezogen, ziehen unermüdlich durch die Meere und wollen sich partout nicht fangen lassen.«

»Wenn es sich weder um Hirngespinste noch um Schlangen handelt, was sind sie denn dann? Überbleibsel der Dinosaurier etwa?«

»Okay, du ungläubiger Thomas«, sagte sie mit einem trotzig stolzen Unterton. »Ich schreibe meine Doktorarbeit über Kryptozoologie, über wissenschaftliche Erkenntnisse hinsichtlich sogenannter Fabelwesen also. Nur zu deiner Information: Von den Fällen einmal abgesehen, bei denen sich jemand einen Scherz erlaubt hat, bei schlechten Witterungsbedingungen irgend etwas zu sehen meinte oder einfach Gerüchte weitergab, gibt es vierhundertsiebenundsechzig nachweisliche Berichte von Begegnungen mit Seeschlangen. In meinem Computer auf der Universität habe ich sie alle erfaßt. Ort der Begegnung, typische Eigenschaften, Färbung, Form und Größe. Mittels grafischer Darstellung kann ich sogar ihre Evolutionsgeschichte nachvollziehen. Aber um deine Frage zu beantworten: Sie stammen vermutlich, ähnlich wie die Krokodile und Alligatoren, von den Dinosauriern ab, aber ›Überbleibsel‹ sind sie auf keinen Fall. Der Plesiosaurus zum Beispiel, eine Spezies, von der viele Leute annehmen, daß sie als Seeschlange überlebt haben könnte, war nicht länger als sechzehn Meter. Viel kleiner als Basil.«

»Na schön, ich halte mein Urteil zurück, bis du mich davon überzeugt hast, daß es sie wirklich gibt.«

»Es gibt sechs Hauptarten«, trug sie vor. »In den meisten Berichten ist von einem Wesen mit einem langen Hals die Rede, das einen Höcker hat und ein Maul wie ein großer Hund. Nummer zwei besitzt einen pferdeähnlichen Kopf, eine Mähne und tellergroße Augen. Außerdem soll dieses Wesen eine Art Ziegenbart haben.«

»Einen Ziegenbart«, wiederholte Pitt spöttisch.

»Dann gibt es zahlreiche Beschreibungen von einem schlangenähnlichen Wesen mit einem aalartigen Kopf. Ein anderes soll angeblich aussehen wie ein riesiger Seeotter. Die am häufigsten dargestellte Art besitzt mehrere Rückenflossen, einen eiförmigen Kopf und eine hundeähnliche Schnauze. Diese Seeschlange soll nach übereinstimmenden Berichten am Rücken dunkel gefärbt sein und weiß am Bauch. Manche haben Brustflossen wie Schildkröten oder Robben, andere nicht. Manche sollen einen endlos langen Schweif besitzen, andere nur einen kurzen Stumpf. Häufig ist von einem Pelz die Rede, aber viele sollen auch ganz glatt sein. Was die Farbe angeht, sind die Aussagen widersprüchlich. Mal sollen diese Wesen braungelb sein, mal tiefschwarz. Aber fast alle Zeugen bestätigen, daß der Bauch weiß ist. Und im Gegensatz zu den Schlangen, die sich bekanntlich seitwärts fortbewegen, schwimmen diese Wesen mit senkrechten Wellenbewegungen durchs Meer. Sie ernähren sich offensichtlich von Fischen, zeigen sich nur bei ruhiger See und wurden nahezu überall gesichtet, von den polaren und südpolaren Gewässern einmal abgesehen.«

»Woher willst du wissen, daß sich dabei nicht irgend jemand hat täuschen lassen?« fragte Pitt. »Vielleicht haben die Leute Haie gesehen, die sich in der Sonne geaalt haben, oder Seetangklumpen, Tümmler, die hintereinander hergeschwommen sind, vielleicht sogar einen Riesentintenfisch.«

»In den meisten Fällen gab es mehr als einen Augenzeugen«, versetzte Maeve. »Darunter zahlreiche Schiffsführer, deren Ruf über jeden Zweifel erhaben ist. Kapitän Arthur Rostron war einer davon.«

»Den Namen kenne ich. Er war Kapitän der *Carpathia,* des Schiffes, das die Überlebenden der *Titanic* auflas.«

»Seinem Augenzeugenbericht zufolge sah er ein Wesen, das sich in Schmerzen wand, so als sei es verletzt.«

»All diese Zeugen mögen ja höchst ehrenwert sein, aber irren können sie sich trotzdem«, beharrte Pitt. »Solange kein anerkannter Wissenschaftler eine Seeschlange oder auch nur ein Stück davon zur Untersuchung überreicht bekommt, gibt es keinen Beweis für ihre Existenz.«

»Und warum sollte es keine fünfzig Meter langen, schlangenartigen Kreaturen geben, die das Meer bevölkern wie einst im Erdmittelalter? Die See birgt so manches Geheimnis. Wir können nicht in die Tiefe gucken und den Meeresgrund absuchen wie das trockene Land. Wer weiß, wie viele riesige Lebewesen, von denen die Wissenschaft keine Ahnung hat, sich dort tummeln.«

»Ich trau mich ja fast nicht zu fragen«, sagte Pitt mit verschmitztem Blick. »Aber als was würdest du denn Basil bezeichnen?«

»Ich habe Basil als Riesenaal klassifiziert. Er hat einen runden, zylindrischen Leib, der am Schwanz spitz zuläuft. Der Kopf ist leicht abgestumpft, genau wie beim gewöhnlichen Aal, aber er besitzt ein breites, hundeartiges Maul voller scharfer Zähne. Der Körper ist bläulich, der Bauch weiß, und die pechschwarzen Augen sind so groß wie Suppenteller. Die Fortbewegung erfolgt durch horizontale Wellenbewegungen, genau wie bei allen anderen Aalen und Schlangen. Ich habe zweimal erlebt, wie er den vorderen Teil seines Körpers gut zehn Meter aus dem Wasser gereckt hat, ehe er mit einem gewaltigen Aufklatschen wieder zurückfiel.«

»Wann hast du ihn zum erstenmal gesehen?«

»Ich war etwa zehn Jahre alt«, antwortete Maeve. »Deirdre und ich sind mit einem kleinen Kutter, den wir von unserer Mutter geschenkt bekommen haben, auf der Lagune gesegelt, als ich plötzlich das merkwürdige Gefühl hatte, wir würden beobachtet. Mir lief es eiskalt über den Rücken. Deirdre zeigte keinerlei Reaktion. Ich drehte mich langsam um. Und da, etwa zwanzig Meter hinter dem Boot, ragten Kopf und Hals etwa drei Meter aus dem Wasser. Das Ding starrte uns mit seinen glitzernden schwarzen Augen an.«

»Wie dick war der Hals?«

»Er hatte einen Durchmesser von gut zwei Metern. So dick wie ein Weinfaß, wie Vater ihn oft beschrieben hat.«

»Er hat ihn ebenfalls gesehen?«

»Die ganze Familie hat Basil zu Gesicht bekommen. Mehrmals sogar, aber normalerweise immer dann, wenn jemand starb.«

»Beschreibe ihn näher.«

»Das Biest sah etwa so aus, wie man sich als Kind einen Drachen vorstellt. Ich war wie versteinert, brachte kein Wort heraus, nicht

einmal einen Schrei. Und Deirdre hielt nach vorne Ausschau und konzentrierte sich darauf, mir Bescheid zu sagen, wann ich über Stag gehen mußte, damit wir nicht auf das äußere Riff aufliefen.«

»Ist er auf euch zugekommen?« fragte Pitt.

»Nein. Er hat uns nur angestarrt, als wir davongesegelt sind. Aber er machte keinerlei Anstalten, das Boot anzugreifen.«

»Deirdre hat ihn also nicht gesehen.«

»Seinerzeit nicht, aber sie hat ihn später zweimal zu Gesicht bekommen.«

»Wie hat dein Vater reagiert, als du ihm davon erzählt hast?«

»Er lachte und hat gesagt: ›Dann hast du Basil also endlich kennengelernte«

»Du hast gesagt, die Seeschlange zeigte sich immer, wenn es einen Todesfall gab.«

»Eine Familienlegende mit einem wahren Kern. Basil wurde von der Besatzung eines in der Lagune ankernden Walfangschiffes gesehen, als Betsy Fletcher begraben wurde. Aber man hat ihn auch später beobachtet, als meine Großtante Mildred und meine Mutter starben. Beide kamen übrigens gewaltsam ums Leben.«

»Zufall oder Schicksal?«

Maeve zuckte die Achseln. »Wer weiß? Aber von einem bin ich überzeugt: Mein Vater hat meine Mutter ermordet.«

»Großvater Henry soll seine Schwester Mildred ebenfalls umgebracht haben.«

Sie warf ihm einen seltsamen Blick zu. »Darüber weißt du also auch Bescheid.«

»Das ist allgemein bekannt.«

Sie starrte über die dunkle See zu den Sternen am Horizont. Das helle Mondlicht fiel auf ihre Augen, die jetzt dunkler und schwermütiger wirkten. »Die letzten drei Generationen der Dorsetts haben sich nicht gerade durch Tugendhaftigkeit hervorgetan.«

»Deine Mutter hieß Irene.«

Maeve nickte schweigend.

»Wie ist sie gestorben?« fragte Pitt sanft.

»Gestorben wäre sie sowieso, weil ihr die ständigen Boshaftigkeiten, die ihr der Mann zufügte, den sie abgöttisch liebte, das Herz

gebrochen haben. Aber als sie mit meinem Vater auf den Klippen spazierenging, ist sie ausgerutscht und in die Brandung hinuntergestürzt.« Ihr zartes Gesicht war jetzt haßerfüllt. »Er hat sie geschubst«, sagte sie mit kalter Stimme. »Mein Vater hat sie in den Tod gestoßen. Das ist so sicher, wie es Sterne am Himmel gibt.«

Pitt hielt sie fest und spürte, wie sie erschauerte. »Erzähl mir von deinen Schwestern«, sagte er, um das Thema zu wechseln.

Der haßerfüllte Ausdruck verschwand, und ihr Gesicht wirkte wieder zart und empfindsam. »Da gibt's nicht viel zu erzählen. Ich stand den beiden nie besonders nahe. Deirdre war die Hinterlistige. Wenn ich etwas hatte, das sie unbedingt haben wollte, hat sie es einfach gestohlen und so getan, als hätte es ihr schon immer gehört. Deirdre war Papas Liebling. Ihr galt fast seine ganze Aufmerksamkeit. Vermutlich erkannte er, daß er es mit einer Gleichgesinnten zu tun hat. Deirdre lebt in einer Phantasiewelt, die sie sich selbst zusammengesponnen hat. Sie kann nicht bei der Wahrheit bleiben, selbst wenn es keinen Grund gibt zu lügen.«

»War sie mal verheiratet?«

»Einmal. Mit einem Profifußballer, der geglaubt hat, er hätte ausgesorgt und könnte bis ans Ende seiner Tage in Saus und Braus leben. Leider fiel er von einer Jacht der Familie, als er sich scheiden lassen wollte und eine Abfindung verlangte, die in etwa dem Staatshaushalt von Australien entsprach. Seine Leiche wurde nie gefunden.«

»Man sollte sich von den Dorsetts nicht zu einem Segeltörn einladen lassen«, meinte Pitt mit ätzendem Unterton.

»Ich darf gar nicht an all die Menschen denken, die Vater beseitigt hat, weil sie ihm seiner Meinung nach im Weg waren.«

»Und Boudicca?«

»Die habe ich eigentlich nie richtig gekannt«, sagte sie reserviert. »Boudicca ist elf Jahre älter als ich. Kurz nach meiner Geburt hat Papa sie auf ein exklusives Internat geschickt – jedenfalls hat man mir das immer erzählt. Es klingt komisch, wenn ich sage, daß mir meine Schwester absolut fremd war. Ich war fast zehn Jahre alt, als ich ihr zum erstenmal begegnet bin. Im Grunde genommen weiß ich nur, daß sie scharf auf gutaussehende junge Männer ist. Papa

paßt das ganz und gar nicht, aber er unternimmt herzlich wenig gegen ihr Herumvögeln.«

»Sie ist eine starke Frau.«

»Ich habe mal erlebt, wie sie Papa niedergerungen hat, als er betrunken herumrandalierte und auf unsere Mutter einschlagen wollte.«

»Komisch, daß sie alle so eine mörderische Abneigung gegen das einzige Mitglied der Familie hegen, das liebevoll und anständig ist.«

»Papa konnte sich nicht damit abfinden, daß ich auf eigenen Beinen stehen wollte, nachdem ich von der Insel geflüchtet war, wo meine Schwestern und ich nach dem Tod unserer Mutter praktisch wie Gefangene gehalten wurden. Daß ich mein Studium selbst finanziert habe, ohne auf das Familienvermögen zurückzugreifen, hat ihn geärgert. Und dann hab' ich auch noch mit einem Jungen zusammengelebt, wurde schwanger und entschied mich gegen eine Abtreibung, nachdem der Arzt mir gesagt hatte, daß ich Zwillinge bekäme. Als ich mich geweigert habe, den Jungen zu heiraten, haben Papa und meine Schwestern sämtliche Verbindungen zwischen mir und dem Dorsettschen Familienbesitz gekappt. Es klingt alles so aberwitzig, und ich kann's auch nicht erklären. Ich habe von Rechts wegen den Namen meiner Urururgroßmmutter angenommen, habe mein Leben selbst gestaltet und war froh, daß ich diese gestörte Familie los war.«

Man hatte ihr übel mitgespielt, ohne daß sie irgendeinen Einfluß darauf gehabt hätte, und Pitt bedauerte sie deswegen, hatte aber zugleich Hochachtung vor ihrer inneren Kraft. Maeve war eine liebevolle Frau. Er schaute in ihre arglosen blauen Kinderaugen und gelobte sich, daß er Himmel und Hölle in Bewegung setzen würde, um sie zu retten.

Er wollte etwas sagen, aber plötzlich entdeckte er mitten in der Dunkelheit einen schäumenden Wellenkamm und sah dann die gewaltige Woge, die sich quer über den Horizont erstreckte und genau auf sie zugerollt kam. Und als er die drei nicht minder riesigen Wellen bemerkte, die der ersten folgten, packte ihn das kalte Grauen.

Er schrie Giordino eine Warnung zu und riß Maeve zu Boden.

Dann brach die Welle über sie herein, überflutete den Innenraum mit Gischt und Schaum, rollte über sie hinweg und drückte das Boot an Steuerbord nach unten. Gleichzeitig wurde die andere Seite in die Luft gerissen, so daß sich das Boot drehte, in das tiefe Wellental hinabkippte und quer vor der nächsten Wasserwand liegenblieb.

Die zweite Welle türmte sich hoch auf, bis sie die Sterne zu berühren schien, und fegte dann wie ein Güterzug über sie hinweg. Das Boot verschwand in den schwarzen Fluten und wurde völlig unter Wasser gedrückt. Für Pitt gab es inmitten der tobenden See nur eine einzige Überlebenschance – er umklammerte den Schwimmkörper und hielt sich wie schon während des Taifuns mit aller Kraft fest. Er wußte, daß er verloren war, wenn er über Bord gerissen wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde er von den Haien zerrissen werden, bevor er ertrank.

Irgendwie hatte sich das kleine Boot mit Mühe und Not wieder an die Wasseroberfläche gekämpft, als die beiden letzten Wogen kurz hintereinander anbrandeten. Wieder wurde es von den kochenden Wassermassen erfaßt und herumgeschleudert, und wieder waren die Insassen hilflos den über sie hinwegflutenden Sturzseen ausgesetzt. Dann glitten sie an der Rückseite der letzten Welle hinab, und die See war wieder so ruhig, als wäre nichts gewesen. Die gewaltigen Brecher aber rasten davon und verschwanden in der Nacht.

»Ein weiterer Beweis für die Launen der See«, versetzte Giordino, der sich mit eisernem Griff an der Konsole festgeklammert hatte, und spie einen Schwall Wasser aus. »Was haben wir bloß gemacht, daß sie so sauer ist?«

Pitt ließ Maeve sofort los und half ihr, sich aufzusetzen. »Ist alles in Ordnung?«

Sie hustete ein paarmal und japste dann: »Ich glaub'... ich werd's überleben. Was, in Gottes Namen, war das?«

»Vermutlich eine seismische Erschütterung am Meeresboden, selbst kleinere Seebeben können gewaltige Wogen auslösen.«

Maeve strich sich eine blonde Haarsträhne aus den Augen. »Gott sei Dank ist weder das Boot umgekippt noch einer von uns rausgeschleudert worden.«

»Was macht das Ruder?« fragte Pitt Giordino.

»Ist noch dran. Unser Mastpaddel ist auch noch heil, aber das Segel hat ein paar Risse und Löcher.«

»Unsere Nahrungsmittel- und Wasservorräte sind ebenfalls noch da«, vermeldete Maeve.

»Dann sind wir ja beinahe ungeschoren davongekommen«, sagte Giordino, als könnte er es selbst kaum glauben.

»Aber nicht lange, fürchte ich«, sagte Pitt gepreßt.

Maeve sah sich in dem scheinbar unbeschädigten Boot um. »Ich sehe keinerlei Schäden, die sich nicht beheben ließen.«

»Ich auch nicht«, ergänzte Giordino, nachdem er die Neoprenhaut der Schwimmkörper untersucht hatte.

»Ihr habt nicht nach unten geschaut.«

Im hellen Mondlicht sahen sie Pitts grimmige, angespannte Miene. Sie blickten zu der Stelle, auf die er deutete, und schlagartig wurde ihnen klar, daß jede Hoffnung auf ein Überleben dahin war.

Denn dort, im Fiberglasboden, war ein Riß, der sich über die ganze Länge des Schiffskörpers erstreckte und durch den bereits das Wasser sickerte.

37

Rudi Gunn hielt nichts von Schweiß und Siegeswillen. Er verließ sich darauf, daß ihn seine geistigen Fähigkeiten, seine maßvolle Ernährungsweise und sein gesunder Stoffwechsel auch künftig rank und jugendlich wirken lassen würden. Ein-, zweimal die Woche, je nach Lust und Laune, fuhr er morgens oder in der Mittagspause mit dem Fahrrad auf einem der zahlreichen Wege, die durch den Potomac Park führten, neben Sandecker her. Der Admiral selbst war ein besessener Jogger, der Tag für Tag zehn Kilometer lief. Sie radelten und trabten keineswegs schweigsam nebeneinander her. Bei diesen gemeinsamen Übungsstunden sprachen sie genauso über die Belange der NUMA, als säßen sie in ihrem Büro. »Wer hält den Rekord im Überleben auf hoher See?« fragte San-

decker, während er das Schweißband um seinen Kopf zurechtrückte.

»Steve Callahan, ein Sportsegler, hat sechsundsiebzig Tage lang in einem Schlauchboot überlebt, nachdem seine Slup vor den Kanarischen Inseln gesunken war«, antwortete Gunn. »Den Weltrekord hält laut dem Guinness-Buch der Rekorde allerdings Poon Lim, ein chinesischer Steward, der auf einem Floß im Südatlantik trieb, nachdem sein Schiff im Zweiten Weltkrieg torpediert worden war. Er hielt einhundertdreiunddreißig Tage aus, ehe er von brasilianischen Fischern aufgelesen wurde.«

»Hat einer von ihnen einen Sturm mit Windstärke zehn überstanden?«

Gunn schüttelte den Kopf. »Weder Callahan noch Poon Lim gerieten in einem Sturm, der auch nur annähernd so stark war wie der Taifun, der über Dirk, Al und Ms. Fletcher hinweggefegt ist.«

»Zwei Wochen sind's jetzt her, daß Dorsett sie ausgesetzt hat«, sagte Sandecker keuchend. »Wenn sie den Sturm überstanden haben, müßten sie inzwischen schrecklichen Durst leiden. Außerdem sind sie ständig schutzlos den Elementen ausgesetzt.«

»Pitt ist nie um einen Einfall verlegen«, sagte Gunn im Brustton der Überzeugung. »Bei Burschen wie ihm und Al würde es mich nicht wundern, wenn sie in Tahiti angespült würden und es sich in einer Strohhütte am Strand gutgehen ließen.«

Sandecker blieb stehen und wich einer Frau aus, die ein Kleinkind in einem Joggingbuggy vor sich herschob und in die entgegengesetzte Richtung lief. Als er wieder lostrabte, murmelte er: »Wie hat Dirk doch immer gesagt? Die See gibt ihre Geheimnisse nicht gern preis.«

»Diese Sache könnte längst geklärt sein, wenn die australischen und neuseeländischen Such- und Rettungsdienste die NUMA bei ihren Aktionen unterstützt hätten.«

»Arthur Dorsetts Arm reicht weit«, sagte Sandecker gereizt. »Ich habe so viele Absagen bekommen, weil sie angeblich anderweitig im Rettungseinsatz waren, daß ich eine ganze Wand damit hätte tapezieren können.«

»Der Mann verfügt zweifellos über unglaubliche Macht.« Gunn

hörte auf zu treten und rollte neben dem Admiral her. »Dorsetts Bestechungsgelder fließen auch in die Taschen von Leuten, die er im Kongreß der Vereinigten Staaten, in europäischen Parlamenten sowie in Japans Regierung sitzen hat. Schon erstaunlich, was für berühmte Leute für ihn tätig sind.«

Sandeckers Gesicht wurde puterrot, aber nicht vor Anstrengung, sondern vor Erbitterung. Er konnte seinen Ärger und Unmut nicht bezähmen. Er blieb stehen, bückte sich, umfaßte seine Knie und starrte zu Boden. »Ich würde die NUMA auf der Stelle dichtmachen, wenn ich dafür Arthur Dorsetts Hals in die Hände bekäme.«

»Da sind Sie sicher nicht der einzige«, sagte Gunn. »Es muß Tausende geben, die ihn nicht ausstehen können, ihm mißtrauen und ihn hassen. Und doch verraten sie ihn nicht.«

»Kein Wunder. Wer ihm im Weg steht, erleidet einen tödlichen Unfall, und die anderen kauft er sich mit Diamanten, die er in geheimen Schweizer Bankschließfächern für sie bunkert.«

»Ein starkes Argument, diese Diamanten.«

»Den Präsidenten kann er damit nicht beeinflussen.«

»Nein, aber der Präsident kann schlecht beraten werden.«

»Aber doch bestimmt nicht, wenn das Leben von mehr als einer Million Menschen auf dem Spiel steht.«

»Noch keine Antwort?« fragte Gunn. »Der Präsident hat gesagt, er wolle sich in vier Tagen bei Ihnen melden. Jetzt sind's schon sechs.«

»Er war sich der Dringlichkeit des Falles durchaus bewußt.«

Beide Männer drehten sich um, als ein Wagen in den Farben der NUMA hinter ihnen hupte. Der Fahrer hielt an der Straße, die auf der anderen Seite des Joggingpfads vorbeiführte. Er lehnte sich aus dem Beifahrerfenster und rief: »Ein Anruf vom Weißen Haus für Sie, Admiral.«

Sandecker wandte sich an Gunn und lächelte verkniffen. »Der Präsident muß gute Ohren haben.«

Der Admiral begab sich zu dem Wagen, wo ihm der Fahrer ein Mobiltelefon überreichte. »Wilbur Hutton, Sir. Auf der sicheren Leitung.«

»Will?«

»Hallo, Jim. Ich fürchte, ich habe keine guten Nachrichten für Sie.«

Sandecker straffte sich. »Erklären Sie das bitte.«

»Nach eingehender Überlegung hat der Präsident eine Entscheidung über eventuelle Maßnahmen gegen diesen akustischen Tod, wie Sie ihn nennen, vorerst zurückgestellt.«

»Aber warum?« fragte Sandecker atemlos. »Ist ihm denn nicht klar, welche Folgen es hat, wenn keine Maßnahmen ergriffen werden?«

»Unsere Fachleute vom Nationalen Wissenschaftsrat waren mit Ihrer Theorie nicht einverstanden. Die Autopsieberichte der australischen Pathologen vom Seuchenbekämpfungszentrum in Melbourne haben sie eher überzeugt. Die Aussies haben glaubhaft nachgewiesen, daß die Todesfälle an Bord des Kreuzfahrtschiffes durch seltene Bakterien, ähnlich dem Erreger der Legionärskrankheit, verursacht wurden.«

»Das ist doch unmöglich!« polterte Sandecker los.

»Ich kann nur weitergeben, was man mir gesagt hat«, entgegnete Hutton kleinlaut. »Die Australier nehmen an, daß das Wasser in der Befeuchtungsanlage der Schiffsheizung verseucht gewesen sein könnte.«

»Mir ist egal, was die Pathologen sagen. Es wäre heller Wahnsinn, wenn der Präsident meine Warnung ignorieren würde. Um Gottes willen, Will, betteln und flehen Sie von mir aus, aber unternehmen Sie wirklich alles, um den Präsidenten davon zu überzeugen, daß er seine ganze Macht einsetzen und die Dorsettschen Minen stillegen lassen muß, ehe es zu spät ist.«

»Tut mir leid, Jim. Dem Präsidenten sind die Hände gebunden. Keiner seiner wissenschaftlichen Berater war der Meinung, daß Sie über ausreichende Beweise verfügen, die einen internationalen Zwischenfall rechtfertigen würden. Jedenfalls nicht in einem Wahljahr.«

»Das ist doch Wahnsinn!« sagte Sandecker verzweifelt. »Wenn meine Leute recht haben, kann sich der Präsident die Wiederwahl an den Hut stecken, weil er dann nämlich nicht mal mehr öffentlicher Kloputzer wird.«

»Das ist Ihre Meinung«, sagte Hutton kühl. »Ich möchte hinzufügen, daß Arthur Dorsett angeboten hat, seine Minen einem internationalen Untersuchungsteam zugänglich zu machen.«

»Wie rasch läßt sich so ein Team aufstellen?«

»So etwas braucht seine Zeit. Zwei bis drei Wochen.«

»Bis dahin türmen sich auf Oahu die Leichen.«

»Glücklicherweise, oder auch unglücklicherweise, je nachdem, wie man es sieht, ist die Mehrheit anderer Meinung als Sie.«

»Ich weiß, daß Sie Ihr Bestes getan haben, Will«, knurrte Sandecker, »und ich danke Ihnen dafür.«

»Melden Sie sich, wenn Sie weitere Erkenntnisse vorliegen haben, Jim. Sie können mich jederzeit anrufen.«

»Vielen Dank.«

»Wiederhören.«

Sandecker gab dem Fahrer das Telefon zurück und wandte sich an Gunn. »Wir sind aufgelaufen.« Gunn war sichtlich schockiert. »Erkennt der Präsident etwa nicht den Ernst der Lage?«

Sandecker nickte betreten. »Dorsett hat die Pathologen geschmiert. Sie haben die Gutachten frisiert und behaupten, verseuchtes Wasser in der Heizungsanlage des Schiffes habe die Todesfälle verursacht.«

»Wir dürfen nicht aufgeben«, sagte Gunn aufgebracht. »Wir müssen andere Mittel und Wege finden, wie wir Dorsetts Wahnwitz rechtzeitig Einhalt gebieten können.«

»Im Zweifelsfall«, sagte Sandecker, dessen Augen allmählich wieder funkelten, »soll man sich an jemand wenden, der schlauer ist als man selbst.« Er ließ sich das Telefon geben und tippte eine Nummer ein. »Es gibt da einen Mann, der uns auf die Sprünge helfen könnte.«

Admiral Sandecker bückte sich und legte den Ball auf das erste Tee des Camelback-Golfklubs in Scottsdale, Arizona. Es war zwei Uhr nachmittags, nur fünf Stunden nach seiner Joggingtour mit Rudi Gunn in Washington, und der Himmel war wolkenlos. Nachdem er auf dem Flughafen von Scottsdale gelandet war, hatte er von einem alten Freund, einem pensionierten Mariner, einen Wagen ge-

liehen und war zum Golfklub gefahren. Im Januar konnte es in der Wüste kühl werden, daher trug er lange Hosen und einen langärmligen Kaschmirpullover. Es gab zwei Spielbahnen und er versuchte sich auf dem sogenannten Indian Bend.

Er visierte das dreihundertfünfundsechzig Meter entfernte Grün an, holte zweimal probeweise aus und schlug dann locker ab. Der Ball stieg gut auf, zog ein bißchen nach rechts, prallte auf und rollte etwa hundertneunzig Meter weiter auf dem Fairway aus.

»Prima Abschlag, Admiral«, sagte Dr. Sanford Adgate Ames. »War ein Fehler, Sie zu einem Freundschaftsspiel zu überreden. Ich hatte nicht angenommen, daß ein alter Seemann eine Geländesportart so ernst nimmt.« Ames hatte einen langen, zottigen Bart, der über seinen Mund hinwegwucherte und ihm bis auf die Brust hing, so daß er wie ein alter Goldsucher aussah. Die Augen waren hinter einer blaugetönten Zweistärkenbrille versteckt.

»Alte Seeleute machen seltsame Sachen«, konterte Sandecker.

Dr. Sanford Adgate Ames zu bitten, er möge nach Washington kommen und an einer Konferenz auf höchster Ebene teilnehmen, war etwa so sinnvoll, als bete man zu Gott, er möge einen Schirokko heraufbeschwören und die Polkappen abschmelzen lassen. Ames konnte New York und Washington nicht ausstehen und weigerte sich rundweg, die beiden Städte aufzusuchen. Weder die Dinner, die man ihm zu Ehren veranstaltete, noch die Auszeichnungen, die man ihm antrug, konnten ihn dazu bewegen, sein Refugium auf dem Camelback Mountain in Arizona zu verlassen.

Sandecker brauchte Ames, er brauchte ihn dringend. Daher hatte er in den sauren Apfel gebissen und um einen Termin mit dem Tonmeister gebeten, wie Ames von seinen Kollegen aus Wissenschaft und Forschung genannt wurde. Ames hatte sich bereit erklärt, aber nur unter der Voraussetzung, daß Sandecker seine Golf Schläger mitbrachte, da das gesamte Gespräch auf dem Rasen stattfinden werde.

Ames, der in der gesamten wissenschaftlichen Welt hoch angesehen war, galt als eine Art Einstein der Akustik. Er nahm kein Blatt vor den Mund, war egozentrisch, blitzgescheit und hatte sich in über dreihundert Veröffentlichungen mit nahezu allen akustischen Phänomenen befaßt, die sich in den Dienst der Meeresforschung

stellen ließen. Im Laufe seiner fünfundvierzigjährigen Forschungstätigkeit hatte er die Möglichkeiten des Unterwasserradars und der Sonartechnologien erkundet, aber auch die Fortpflanzung von Schallwellen unter Wasser gemessen und untersucht, inwieweit sie durch die Oberflächenspannung zurückgeworfen wurden. Er war einst ein geschätzter Berater des Verteidigungsministeriums gewesen, hatte aber den Dienst quittieren müssen, nachdem er heftigst widersprochen hatte, als man durch weltweite Schallmessungen im Ozean das Ausmaß der globalen Erwärmung hatte feststellen wollen. Auch seine bissigen Attacken wider die von der Marine geplanten Atomversuche unter Wasser hatten ihm die Feindschaft des Pentagon eingetragen. Abgesandte zahlloser Universitäten waren zu ihm gepilgert und hatten gehofft, ihn für ihren Lehrkörper gewinnen zu können, doch er hatte sich geweigert. Er zog es vor, mit einem vierköpfigen studentischen Team zu forschen, das er aus seiner eigenen Tasche bezahlte.

»Was halten Sie von einem Dollar pro Loch, Admiral? Oder schließen Sie lieber eine ernsthafte Wette ab?«

»Abgemacht, Doc«, sagte Sandecker aufgeräumt.

Ames trat ans Tee, visierte das Fairway an wie ein Scharfschütze sein Ziel und schlug ab. Er war Ende Sechzig, aber Sandecker stellte fest, daß er behender war als manch jüngerer Mann und kaum minder schwungvoll ausholte. Der Ball stieg auf und landete knapp hinter der Zweihundertmetermarkierung in einem Sandbunker.

»Hochmut kommt vor dem Fall«, sagte Ames versonnen.

Sandecker ließ sich nicht so leicht täuschen. Er wußte, daß er vorgeführt werden sollte. Ames war in Washington geradezu berüchtigt dafür, daß er alle möglichen Leute zu einem Golfturnier verleitete. Und jeder, der ihm auf den Leim gegangen war, bestätigte hinterher, daß er vermutlich Profi hätte werden können, wenn er sich nicht der Physik verschrieben hätte.

Sie stiegen in den Golfwagen, und Ames steuerte sie zu ihren Bällen. »Womit kann ich Ihnen behilflich sein, Admiral?« fragte er.

»Sie wissen sicher, daß die NUMA derzeit damit befaßt ist, ein Phänomen aufzuspüren und zu unterbinden, das wir als akustischen Tod bezeichnen«, erwiderte Sandecker.

»Ich habe gerüchteweise davon gehört.«

»Was halten Sie davon?«

»Ziemlich weit hergeholt.«

»Die Mitglieder des Nationalen Wissenschaftsrats sind ganz Ihrer Meinung«, knurrte Sandecker.

»Ich kann es ihnen nicht verübeln.«

»Sie glauben also nicht, daß Schall sich unter Wasser über Tausende von Kilometern fortpflanzen, an die Oberfläche gelangen und Leben vernichten kann?«

»Eine Konvergenz von hochintensiven Schallwellen, die von vier verschiedenen Quellen ausgestrahlt werden, sich in einem bestimmten Gebiet überschneiden und alle Säugetiere im Umkreis töten? Eine Theorie, die ich nicht unterstützen würde, jedenfalls nicht, wenn ich meinen guten Ruf bei den Kollegen wahren will.«

»Pfeif doch auf die Theorie!« platzte Sandecker los. »Es gibt bereits über vierhundert Tote. Colonel Leigh Hunt, einer der besten Pathologen, die wir in diesem Lande haben, hat nachweislich festgestellt, daß der Tod durch starke Schallwellen verursacht wurde.«

»Die Obduktionsbefunde aus Australien sagen etwas ganz anderes aus.«

»Sie sind ein alter Schlawiner, Doc«, sagte Sandecker lächelnd. »Sie haben die ganze Sache verfolgt.«

»Sobald es um irgendwelche akustischen Phänomene geht, bin ich ganz Ohr.«

Sie kamen zuerst zu Sandeckers Ball. Er wählt ein dreier Holz und schlug seinen Ball in einen zwanzig Meter vor dem Grün liegenden Sandbunker.

»Offenbar zieht es auch Sie zu den Sandbunkern«, sagte Ames leichthin.

»In mancherlei Hinsicht«, gestand Sandecker ein.

Sie hielten bei Ames' Ball. Der Physiker holte ein dreier Eisen aus seiner Golftasche. Er spielte ganz locker, eher meditativ als mit Körpereinsatz. Er schwang nicht durch, nahm auch nicht lange Maß, sondern trat einfach neben den Ball und schlug ab. Der Ball stieg in einer Sandwolke auf und landete keine zehn Meter von der Fahne entfernt auf dem Grün.

Sandecker mußte zweimal mit dem Sandeisen zuschlagen und setzte zweimal zum Putten an, ehe er das Loch mit einem doppelten Bogey schaffte. Ames lochte mit zwei unter Par ein. Auf dem Weg zum zweiten Tee schilderte Sandecker in allen Einzelheiten, zu welchen Ergebnissen man bei der NUMA gelangt war. Daraufhin kam es auf den nächsten acht Löchern zu einem regen Meinungsaustausch, in dessen Verlauf Ames immer wieder nachhakte und zahlreiche Argumente vorbrachte, die gegen tödliche Schallwellen sprachen.

Beim neunten Grün griff Ames zu einem Treibeisen und legte den Ball bis auf Schlägerlänge vor das Loch. Amüsiert verfolgte er, wie Sandecker das Grün falsch einschätzte, so daß sein Ball zurücklief und im tiefen Gras landete.

»Aus Ihnen könnte ein ganz guter Golfer werden, Admiral, wenn Sie öfter spielen würden.«

»Fünfmal pro Jahr reicht mir«, erwiderte Sandecker. »Ich habe nicht das Gefühl, daß ich irgend etwas leiste, wenn ich sechs Stunden lang hinter einem kleinen Ball herhetze.«

»Ach, ich weiß nicht. Für mich ist Golfspielen die reinste Entspannung. Ich hatte dabei einige meiner besten Einfälle.«

Nachdem Sandecker seinen Ball endlich ins Loch befördert hatte, kehrten sie zu der Karre zurück. Ames holte eine Dose Diet Coke aus einem kleinen Kühlbehälter und reichte sie Sandecker. »Was genau erwarten Sie von mir?« fragte er.

Sandecker schaute ihm in die Augen. »Mir ist es wurschtegal, was sich irgendwelche Wissenschaftler in ihrem Elfenbeinturm zusammenreimen. Da draußen auf dem Meer sterben Menschen. Und wenn wir Dorsett nicht Einhalt gebieten, werden noch mehr sterben, und zwar so viele, daß ich gar nicht daran denken mag. Sie sind der beste Akustikspezialist, den es in diesem Lande gibt. Und ich hoffe, Sie können mir einen Weg weisen, wie man dieses Massensterben unterbinden kann.«

»Dann bin ich also Ihre letzte Rettung.« Ames' Tonfall hatte sich verändert, das war unüberhörbar, auch wenn er zuvor keineswegs todernst klang. »Sie wollen also, daß ich Ihnen eine praktikable Lösung Ihres Problems liefere.«

»Unseres Problems«, korrigierte ihn Sandecker höflich.

»Ja«, sagte Ames ernst. »Das sehe ich jetzt ein.« Er hielt eine Dose Diet Coke vor die Augen und betrachtete sie neugierig. »Sie haben mich ziemlich treffend beschrieben, Admiral. Ich bin ein alter Schlawiner. Ich habe eine Art Plan entwickelt, ehe Sie in Washington gestartet sind. Er ist alles andere als ausgereift, das bitte ich zu bedenken. Die Erfolgsaussichten liegen unter fünfzig Prozent, aber etwas Besseres fällt mir ohne monatelange Forschungsarbeiten nicht ein.«

Sandecker schaute Ames an. Er ließ sich seine Erregung nicht anmerken, doch das Funkeln in seinen Augen verriet, daß er wieder Hoffnung geschöpft hatte. »Sie haben tatsächlich einen Plan entwickelt, wie man Dorsetts Minenunternehmen ausschalten kann?«

Ames schüttelte den Kopf. »Gewaltanwendung fällt nicht in mein Gebiet. Ich spreche von einer Methode, mit der man die akustischen Konvergenzen verhindern kann.«

»Wie ist das möglich?«

»Ganz einfach. Schallwellen lassen sich reflektieren.«

»Ja, das versteht sich von selbst«, sagte Sandecker.

»Sie wissen, daß sich die vier Schallwellen bis in die Nähe der Insel Oahu fortpflanzen, und Sie haben den ungefähren Zeitpunkt der Konvergenz festgestellt. Daher vermute ich, daß Ihre Wissenschaftler auch den genauen Ort vorhersagen können, an dem es zu einer Konvergenz kommen wird.«

»Den haben wir ziemlich genau bestimmt, ja.«

»Dann haben Sie die Lösung.«

»Das ist alles?« Der kleine Hoffnungsschimmer, den Sandecker gehegt hatte, verflog wieder. »Irgendwas muß mir entgangen sein.«

Ames zuckte die Achseln. »Ockhams Prinzip, Admiral. Entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem – man darf die Zahl der Gegenstandsarten nicht überflüssig vermehren.«

»Die einfachste Lösung ist der komplexen vorzuziehen.«

»Da haben Sie es. Was mich angeht, so rate ich der NUMA, einen Reflektor, ähnlich einer Satellitenschüssel, zu konstruieren, ihn am Konvergenzpunkt im Meer zu versenken und die akustischen Wellen von Honolulu abzuleiten.«

Sandecker ließ sich keinerlei Gefühlsregung anmerken, doch sein Herz schlug einen Takt schneller. Des Rätsels Lösung war geradezu lächerlich einfach. Klar, das Projekt würde sich nicht leicht verwirklichen lassen, aber es *war* machbar.

»Angenommen, die NUMA kann eine Reflektorschüssel rechtzeitig herstellen und einsetzen«, fragte er Ames. »Wohin sollen die Schallwellen denn abgeleitet werden?«

Ames verzog das Gesicht zu einem listigen Lächeln. »Am ehesten böte sich ein unbewohnter Teil des Ozeans an. Sagen wir mal, im Süden, in der Antarktis. Aber nachdem die Energie nachläßt, je weiter die Schallwellen sich fortpflanzen – warum schicken Sie sie nicht einfach zum Ausgangspunkt zurück?«

»Die Dorsettsche Mine auf Gladiator Island«, sagte Sandecker, der seine Begeisterung nur mühsam unterdrücken konnte.

Ames nickte. »Keine schlechte Wahl. Die Schallwellen dürften nach der langen Strecke nicht mehr so stark sein, daß sie Menschen töten können. Aber sie sollten den Betroffenen eine Heidenangst einjagen und ihnen höllische Kopfschmerzen bereiten.«

38

Ende der Fahnenstange, dachte Pitt verbittert. Sie hatten alles Menschenmögliche getan, sich tapfer gehalten und mehr geleistet, als man erwarten konnte. Aber jetzt war Schluß mit der Mühsal, sosehr sich auch jeder einzelne von ihnen danach sehnen mochte weiterzuleben, aber für sie gab es keine Liebe, Lust und Freude mehr. Sie würden als Fischfutter enden, und danach würden ihre jämmerlichen Überreste tausend Faden tief auf den trostlosen Grund des Meeres sinken. Maeve würde ihre Söhne nie wieder sehen, Pitt von seinen Eltern und seinen zahlreichen Freunden bei der NUMA betrauert werden. Der Gedenkfeier für Giordino, dachte Pitt mit einem letzten Funken Humor, würde vermutlich eine eindrucksvolle Anzahl trauernder Frauen beiwohnen, die samt und sonders als Schönheitskönigin auftreten könnten.

Das kleine Boot, das sie trotz aller Unbilden so weit getragen hatte, löste sich buchstäblich in seine Einzelteile auf. Der Riß im Fiberglasboden wurde mit jeder weiteren Welle, die sie abritten, ein Stück länger. Die Schwimmkörper würden sie über Wasser halten, aber wenn der Bootsrumpf endgültig barst und auseinanderbrach, würden sie alle im Wasser landen, hilflos an den Wrackteilen hängen und von den stets gegenwärtigen Haien angefallen werden.

Im Augenblick war die See einigermaßen ruhig. Die Wellen waren vom Kamm bis zum Tal nicht höher als einen Meter. Aber wenn das Wetter plötzlich wieder umschlug und die See aufgewühlt wurde, dann hatten sie nicht mehr nur den Tod vor Augen. Diesmal würde sie der alte Mann mit der Sense rasch und ohne Zögern holen.

Pitt war über das Ruder am Heck gebeugt und horchte auf das mittlerweile vertraute Scharren und Platschen des Schöpfgefäßes. Die leuchtendgrünen Augen, die jetzt wund und geschwollen waren, suchten den Horizont ab, während die Sonnenscheibe orangegolden schimmernd aus dem Meer stieg und dann flammendgelb aufleuchtete. Er hielt Ausschau, hoffte wider jede Vernunft, daß irgendwo inmitten der Wasserfläche, die sie umgab, ein Stück Land aufragen möge. Doch vergebens. Kein Schiff, kein Flugzeug und auch keine Insel tauchten auf. Von ein paar kleinen Wolken abgesehen, die etwa zwanzig Kilometer entfernt gen Südosten trieben, war die Welt so leer und verlassen wie die Ebenen des Mars, das Boot kaum mehr als eine Stecknadel inmitten der endlosen Weite der See.

Hunger brauchten sie nicht mehr zu leiden, nachdem sie genug Fische gefangen hatten, um eine Sushi-Bar zu eröffnen. Ihre Wasservorräte reichten, wenn sie sorgsam damit umgingen, mindestens noch sechs, sieben Tage. Aber die Müdigkeit machte ihnen zunehmend zu schaffen, da sie wegen des ständigen Schöpfens kaum mehr zum Schlafen kamen. Jede einzelne Stunde war eine Qual. Da sie weder eine Schüssel noch eine Flasche übrig hatten, mußten sie das eindringende Wasser mit bloßen Händen schöpfen, bis Pitt den wasserdichten Beutel, in dem er seine Notfallausrüstung an den Dorsetts vorbeigeschmuggelt hatte, zu einem Behelfsgefäß umfunktionierte. Nachdem er zwei Schraubenschlüssel daran befestigt

hatte, so daß eine Art Napf entstand, konnte man damit einen Liter Seewasser auf einmal hinausschöpfen.

Zuerst arbeiteten sie in vierstündigen Schichten, da Maeve sich unbedingt an diesem mühseligen Geschäft beteiligen wollte. Sie hielt sich wacker, kämpfte gegen die Schmerzen in ihren Armgelenken und die quälenden Muskelkrämpfe an, die sie schon nach kurzer Zeit befielen. Ihr Geist war willig, aber sie war nicht so kräftig wie die beiden Männer. Daraufhin teilten sie die Schichten je nach Durchhaltevermögen ein. Maeve schöpfte drei Stunden lang und wurde dann von Pitt erlöst, der fünf Stunden lang schuftete. Dann war Giordino an der Reihe, der sich volle acht Stunden ins Zeug legte und partout nicht abgelöst werden wollte.

Der Riß wurde breiter und immer breiter, und das Wasser sickerte nicht mehr durch den Boden, es sprudelte wie ein Springbrunnen ins Boot. Die See brach sich so schnell eine Bresche, daß sie mit dem Schöpfen nicht mehr nachkamen. Sie wußten, daß es keinen Ausweg gab, daß nirgendwo Rettung in Sicht war, und allmählich verloren sie ihren unerschütterlichen Mut.

»Verdammt sei Arthur Dorsett!« schrie Pitt insgeheim. »Verdammt seien Boudicca und Deirdre!« Was sie ihnen antaten, war so sinnlos, so überflüssig. Er und Maeve waren keine große Gefahr für Arthur Dorsett und seine wahnwitzigen Träume von einem Wirtschaftsimperium. Allein hätten sie ihm niemals Einhalt gebieten, ihn nicht einmal aufhalten können. Aus purem Sadismus hatte er sie ausgesetzt.

Maeve fuhr aus dem Schlaf hoch, murmelte etwas vor sich hin, hob dann den Kopf und schaute Pitt mit halbgeschlossenen Augen an. »Bin ich mit Schöpfen dran?«

»Erst wieder in fünf Stunden«, log er lächelnd. »Leg dich wieder schlafen.«

Giordino hielt kurz beim Schöpfen inne und starrte zu Pitt. Beim Gedanken daran, daß Maeve schon bald von den reißenden Bestien der Tiefe zerfetzt und verschlungen werden würde, wurde ihm schwer ums Herz. Verbissen widmete er sich wieder seiner Arbeit, schuftete unermüdlich und kippte mehr als tausend Liter Seewasser über Bord.

Gott allein mochte wissen, wieso Giordino weitermachen konnte. Rücken und Arme mußten ihm mörderisch weh tun. Schier unfaßbar, mit welch eisernem Willen er durchhielt. Pitt war stärker als die meisten anderen Männer, aber neben Giordino kam er sich vor wie ein Kind, das einem Gewichtheber bei den Olympischen Spielen zusieht. Seit Pitt den Schöpfbeutel völlig erledigt übergeben hatte, schuftete Giordino, als könnte es von ihm aus ewig so weitergehen. Giordino, das wußte er, würde sich niemals geschlagen geben. Der zähe, stämmige Italiener würde vermutlich beim verbissenen Ringkampf mit einem Hammerhai sterben.

Gefahrenmomente schärften Pitts Verstand. Ein letzter, verzweifelter Versuch fiel ihm ein. Er holte das Segel ein, breitete es auf dem Wasser aus, schob es dann unter das Boot und schlang die Leinen um die Schwimmkörper. Die Nylonplane wurde durch den Wasserdruck an den Fiberglasboden gedrückt, so daß nur noch halb soviel Wasser durch den Riß eindrang. Aber das war allenfalls ein Notbehelf, durch den sie ein paar Stunden länger am Leben blieben. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit, so schätzte Pitt, barst entweder das Boot oder die Besatzung brach zusammen, es sei denn, die See wurde absolut ruhig. Er warf einen Blick auf seine Uhr und stellte fest, daß es nur noch viereinhalb Stunden bis Sonnenuntergang waren.

Sacht ergriff er Giordinos Handgelenk und nahm ihm den Schöpfer ab. »Ich bin daran«, sagte er. Giordino leistete keinen Widerstand. Er nickte dankbar und ließ sich an einen der Schwimmkörper sinken, war aber viel zu fertig, um schlafen zu können.

Das Segel dichtete das Leck so gut ab, daß Pitt sogar eine Zeitlang mit dem eindringenden Wasser mithalten konnte. Er schöpfte den ganzen Nachmittag lang, bis er nur noch mechanisch vor sich hin schuftete, jedes Zeitgefühl verlor, kaum noch die peinigende Sonne wahrnahm, die langsam über ihn hinwegzog. Er schöpfte wie ein Roboter, taub und stumpf, nahm die Schmerzen in den Armen und im Rücken gar nicht mehr wahr, machte immer nur weiter und weiter, als wäre er in Trance.

Maeve fuhr aus ihrem Dämmerschlaf hoch. Sie setzte sich auf

und richtete den Blick benommen auf den Horizont. »Findest du nicht, daß Palmen hübsch sind?« sagte sie leise.

»Ja, sehr hübsch«, erwiderte Pitt und rang sich ein Lächeln ab. Seiner Meinung nach phantasierte sie. »Man sollte sich bloß nicht drunterstellen. Manch einer ist schon von einer Kokosnuß erschlagen worden.«

»Ich war mal auf Fidschi«, sagte sie und schüttelte ihre Haare aus. »Dort hab' ich gesehen, wie eine die Windschutzscheibe von einem geparkten Auto zertrümmert hat.«

Sie kam Pitt wie ein kleines Mädchen vor, das sich verlaufen hat, ziellos durch den Wald irrt und jegliche Hoffnung aufgegeben hat, jemals wieder nach Hause zu finden. Er wünschte, er könnte ihr Trost spenden, irgend etwas für sie tun. Aber hier auf diesem gottverfluchten Meer konnte niemand auch nur das geringste für sie tun. Er war erbittert, einerseits voller Hilfsbereitschaft, andererseits völlig machtlos.

»Meinst du nicht, du solltest mehr nach Steuerbord halten?« fragte sie mit matter Stimme.

»Nach Steuerbord?«

Benommen starrte sie ihn an. »Ja. Du willst doch nicht etwa an der Insel vorbeisegeln?«

Pitt kniff die Augen zusammen. Langsam drehte er sich um und blickte zurück. Nachdem er fast sechzehn Tage lang anhand des Sonnenstands ihre Position bestimmt hatte und ständig auf das gleißende Wasser hinausgeblickt hatte, waren seine Augen so gereizt, daß er nur ein paar Sekunden lang in die Ferne spähen konnte, ehe er sie wieder schließen mußte. Er warf einen kurzen Blick voraus, sah aber nur blaugrüne Wellen.

Er drehte sich wieder um. »Wir können das Boot nicht mehr steuern«, erklärte er leise. »Ich habe das Segel eingeholt und unter dem Rumpf angebracht, um das Leck abzudichten.«

»Ach bitte«, flehte sie. »Sie ist so nah. Wir können doch kurz landen und unsere Füße wenigstens ein paar Minuten auf festen Boden setzen.«

Es klang so ruhig, so vernünftig, wie sie es in ihrem breiten Australisch sagte, daß es Pitt kalt über den Rücken lief. Konnte es sein,

daß sie tatsächlich irgend etwas sah? Wenn man's recht betrachtete, konnte Maeve nur irgendwelchen Hirngespinsten aufsitzen. Aber ihre Lage war so verzweifelt, daß er sich an jeden Hoffnungsschimmer klammerte. Er stützte sich am Schwimmkörper ab und richtete sich auf. Im selben Augenblick ritt das Boot den nächsten Wellenkamm ab, so daß er für kurze Zeit freie Sicht auf den Horizont hatte.

Aber nirgendwo ragten Hügel mit Palmen aus der See.

Pitt legte den Arm um Maeves Schulter. Er wußte noch, wie robust und lebhaft sie einst gewesen war. Jetzt wirkte sie klein und zerbrechlich, und dennoch strahlte sie ihn an, als hätte sie neue Zuversicht gefaßt. Dann sah er, daß sie nicht über das Meer blickte, sondern zum Himmel.

Erst jetzt bemerkte er den Vogel, der mit weit ausgebreiteten Schwingen in der leichten Brise über dem Boot dahinschwebte. Er legte die Hände an die Augen und betrachtete den gefiederten Gast. Die Flügelspannweite betrug etwa einen Meter, das Gefieder war grünbraun gesprenkelt. Er hatte einen stark gekrümmten, spitz zulaufenden Schnabel. Allem Anschein nach handelte es sich um einen mißratenen Vetter aus der großen und ansonsten so farbenprächtigen Familie der Papageien.

»Siehst du ihn auch?« fragte Maeve aufgeregt. »Ein Kea, der gleiche Vogel, der meine Vorfahren nach Gladiator Island geleitet hat. Hier unten im Süden schwören viele Seeleute darauf, daß ihnen im Falle eines Schiffbruchs ein Kea den Weg zum nächsten sicheren Hafen weisen wird.«

Giordino spähte nach oben. Für ihn war der Vogel eher ein Stück Fleisch als ein wundersamer, von den Göttern gesandter Bote, der sie auf trockenen Boden geleitete. »Fragt Polly, ob sie ein gutes Restaurant empfehlen kann«, brummte er müde vor sich hin. »Am liebsten eins, das keinen Fisch auf der Karte hat.«

Pitt ging nicht auf Giordinos Galgenhumor ein. Er beobachtete statt dessen den Kea. Der Vogel hing über ihm, als ruhe er sich aus; er machte keinerlei Anstalten, das Boot zu umkreisen. Dann hatte er offenbar neue Kraft geschöpft und flog in südöstlicher Richtung davon. Pitt ließ ihn nicht aus den Augen, bis er nur noch ein kleiner

Punkt am Horizont war, zog dann sofort seinen Kompaß zu Rate und bestimmte den Kurs.

Papageien sind Landbewohner, dachte Pitt. Sie fliegen nicht übers Meer wie die Möwen oder die Sturmvögel. Vielleicht hatte er sich verirrt. Aber so hatte er sich nicht verhalten. Ein Vogel, der normalerweise an Land lebte, hätte sich auf dem erstbesten festen Gegenstand niedergelassen, der in Sicht kam. Dieser aber hatte keine Anstalten gemacht, zu landen. Was wiederum hieß, daß er nicht müde war, sich nicht auf dem Flug zu irgendwelchen unbekannten Paarungsgründen verfranzt hatte. Dieser Vogel wußte genau, wo er war und wohin er sich wenden mußte. Er kannte sich aus. Vielleicht, aber nur vielleicht, flog er gerade von einer Insel zur anderen. Pitt war davon überzeugt, daß er von oben etwas sah, was die erbärmlichen Menschenwesen von unten nicht erkennen konnten.

Er rutschte zur Steuerkonsole, zog sich daran hoch und hielt sich mit beiden Händen fest, damit er nicht über Bord geworfen wurde. Wieder blinzelte er mit verschwollenen Augen in Richtung Südosten.

Nur zu vertraut war ihm mittlerweile der Anblick der Wolken am Horizont, die wie aus dem Meer aufragendes Land wirkten. Inzwischen war er an die Wattebäusche gewohnt, die weit draußen auf der See vorbeizogen, wegen ihrer unregelmäßigen Form und der dunklen Färbung falsche Hoffnungen weckten, ehe sie unter dem Wind ihr Aussehen veränderten und gen Westen davongetrieben wurden.

Diesmal war es anders. Dort, am Horizont, stand eine einzelne Wolke, die sich nicht von der Stelle rührte, während die anderen vorbeizogen. Schwerelos, kaum wahrnehmbar hing sie über der See. Aber nirgendwo war ein grüner Streifen, ein Anzeichen von Vegetation. Und dann wurde Pitt klar, daß er gar keine Insel sah, sondern nur den Dunst, der aus dem sonnendurchglühten Sand aufstieg und in den kälteren Luftschichten kondensierte.

Pitts Freude und Begeisterung verflogen, als ihm klar wurde, daß die Insel mindestens noch fünf Stunden entfernt war. Nicht einmal wenn sie das Segel wieder aufzogen, konnten sie sie erreichen, weil

dann das Wasser wieder ungehindert ins Boot schießen würde. Dann aber schöpfte er neue Hoffnung. Er erkannte, daß es sich nicht um einen unterseeischen Vulkan handelte, der sich im Laufe von Millionen Jahren aus dem Meer erhoben hatte und an dessen Schrunden und Hängen üppig grüner Pflanzenwuchs gedieh. Das hier war ein flaches Felseneiland, auf dem es ein paar unscheinbare Bäume gab, die auch in diesen südlichen Breitengraden, fernab der Tropen, überleben konnten.

Die Bäume, das war jetzt deutlich zu erkennen, standen dicht gedrängt in kleinen, sandgefüllten Kuhlen inmitten von Felsen. Und jetzt wurde Pitt klar, daß die Insel viel näher war, als er zuerst angenommen hatte. Sie war allenfalls acht, neun Kilometer entfernt, und durch die Baumwipfel wirkte sie wie ein zerfledderter Lappen am Horizont.

Pitt bestimmte die Position der Insel und stellte fest, daß sie genau auf dem Kurs lag, den der Kea eingeschlagen hatte. Danach überprüfte er Windrichtung und Abdrift und erkannte, daß die Strömung sie an der Nordspitze vorbeitragen würde. Sie mußten weiter nach Südosten halten, mehr nach Steuerbord, genau wie Maeve in ihrem Dämmerzustand gesagt hatte.

»Unser Mädel hat einen Orden verdient!« rief Pitt. »Wir haben Land in Sicht.«

Maeve und Giordino richteten sich mühsam auf, hielten sich an Pitt fest und richteten den Blick in die Ferne. »Das ist keine Fata Morgana«, sagte Giordino mit einem breiten Grinsen.

»Ich hab' dir doch gesagt, daß uns der Kea sicher zum nächsten Hafen geleitet«, flüsterte Maeve in Pitts Ohr.

Pitt ließ sich nicht von der allgemeinen Begeisterung anstecken. »Noch sind wir nicht da. Wir müssen das Segel wieder setzen und dann auf Teufel komm raus schöpfen, wenn wir dort landen wollen.«

Giordino schaute zu der Insel, schätzte die Entfernung ab und wirkte danach deutlich ernüchtert. »Unser schwimmendes Ferienheim schafft das nicht«, sagte er. »Das bricht uns auf halber Strecke entzwei.«

39

Das Segel war gesetzt und jeder Meter Leine, den sie erübrigen konnten, um den berstenden Bootskörper geschlungen. Giordino schöpfte wie ein Wahnsinniger, Pitt schaufelte das Wasser mit bloßen Händen über die Bordwand, während Maeve am Ruder saß und den Bug des lecken Bootes auf die kleine, flache Insel ausrichtete, die nur noch ein paar Kilometer entfernt war. Endlich hatten sie einen sichtbaren Beweis vor Augen, daß sich Pitts Navigationskünste gelohnt hatten.

Die Müdigkeit und Benommenheit, die unsägliche Erschöpfung waren von Pitt und Giordino abgefallen. Sie drangen in einen Bereich vor, in dem sie nicht mehr bei sich waren, eine Art geistige Parallelwelt, in der Mühsal und Leiden bedeutungslos wurden. Es spielte keine Rolle, daß sie später mit heftigen Muskelkrämpfen dafür würden büßen müssen, solange sie jetzt nur mit aller Entschlossenheit durchhielten, sich nicht geschlagen gaben und auch noch die letzte Wegstrecke überwanden, die das Boot vom lockenden Gestade trennte. Sie waren sich zwar der Schmerzen in Schulter und Rücken bewußt, nahmen sie aber körperlich kaum mehr wahr. Es war, als könnten ihnen keinerlei Qualen noch etwas anhaben.

Der Wind blähte das Segel und trieb das Boot auf das einsame Felseneiland am Horizont zu. Doch die grausame See gedachte sie nicht so leicht aus ihren Fängen zu lassen. Die Strömung war gegen sie. Sie gabelte sich beim Anbranden an der Küste, floß in einem weiten Bogen um die Insel herum und drohte sie wieder in die endlose Weite des Pazifiks hinauszuziehen.

»Ich glaube, wir werden außen herumgetrieben«, sagte Maeve mit banger Stimme.

Pitt hatte den Blick nach vorn gerichtet und ließ die größer werdende Insel kaum noch aus den Augen, während er wie wild das eindringende Wasser aus dem Boot schaufelte. Zuerst dachte er, es handle sich nur um eine Insel, doch als sie sich bis auf zwei Kilometer genähert hatten, sah er, daß es zwei waren. Ein etwa hundert Meter breiter Meeresarm trennte sie voneinander. Außerdem stellte

er fest, daß in dem Kanal zwischen den beiden Inseln offenbar eine Art Tidenstrom herrschte.

Anhand der Windstreifen auf dem Wasser und der auffliegenden Gischt stellte Pitt fest, daß sich die achterliche Brise weiter zu ihren Gunsten gedreht hatte, so daß das Boot jetzt in spitzerem Winkel durch die ungünstige Strömung fuhr. Schon mal ein Plus, dachte er zuversichtlich. Daß das Wasser so tief im Süden zu kalt war für heimtückische Korallenriffe, konnte auch nichts schaden.

Er und Giordino kämpften weiter gegen das eindringende Wasser, bis sie plötzlich ein dumpfes Donnergrollen vernahmen, das allem Anschein nach lauter wurde. Sie hielten kurz inne und sahen einander an, als ihnen klar wurde, daß es sich um tosende Brandung handelte, die sich an Felsenklippen brach. Die Wellen gingen inzwischen mörderisch hoch und rissen das Boot immer unbarmherziger mit sich. Die freudige Erwartung der Ausgesetzten, bald wieder trockenen Boden unter den Füßen zu haben, schlug in jähe Furcht um, sie könnten von der tobenden See zermalmt werden.

Von wegen sicherer Hafen, dachte Pitt, als er die beiden bedrohlichen Felsen sah, die senkrecht aus dem Meer aufragten und von mächtigen Brechern umtost wurden. Das hier war kein tropisches Atoll mit einladenden weißen Sandstränden und freundlich winkenden Eingeborenen, kein üppig grünes Südseeparadies mit gesegnetem Klima. Nirgendwo war ein Anzeichen dafür zu sehen, daß eine der beiden Inseln bewohnt war, kein Rauch, keinerlei Gebäude. Sie wirkten wie geheimnisvolle Vorwerke aus Lavagestein, öde, trostlos und windgepeitscht, auf denen lediglich ein paar vereinzelte nichtblühende Pflanzen und seltsame, wie verkrüppelt aussehende Bäume wuchsen.

Pitt konnte kaum glauben, daß er, seit er Maeve auf der Antarktischen Halbinsel gefunden und gerettet hatte, nun schon zum drittenmal gegen Fels und Brandung kämpfen mußte. Einen Moment lang mußte er daran denken, wie knapp er seinerzeit auf der *Polar Queen* davongekommen war, und die Flucht mit Mason Broadmoor vor Kunghit fiel ihm wieder ein. Beide Male hatten ihn starke Motoren aus der Gefahrenzone befördert. Jetzt aber kämpfte er in

einem kleinen, vollgelaufenen Boot mit einem Segel, das kaum größer war als ein Bettuch, gegen den nassen Tod.

Ein guter Seemann, entsann er sich irgendwo mal gelesen zu haben, achte bei rauher See zuallererst darauf, daß die Stabilität seines Bootes gewahrt bleibe. Er solle nicht zulassen, daß es Wasser faßt, denn das beeinträchtige die Schwimmfähigkeit. Er wünschte, der Verfasser säße jetzt neben ihm.

»Steure die Lücke zwischen den Inseln an!« schrie Pitt Maeve zu. »Es sei denn, du siehst irgendwo ein Stück Strand, an dem wir landen können.«

Maeve, deren Gesicht abgespannt und von der Sonne verbrannt war, biß die Zähne zusammen. Sie nickte schweigend, ergriff mit fester Hand die Ruderleinen und konzentrierte sich mit aller Kraft auf ihre Aufgabe.

Die gezackten Felswände, die aus der donnernden Brandung aufragten, wirkten von Minute zu Minute bedrohlicher. Erschreckende Wassermassen ergossen sich ins Boot. Giordino verschwendete keinen Blick auf die tobenden Elemente. Er war nur mehr darauf konzentriert, das Boot über Wasser zu halten und weiterzuschöpfen, denn wenn er jetzt aufhörte, könnte das tödliche Folgen haben. Wenn auch nur zehn Sekunden lang ungehindert Seewasser in das beschädigte Boot eindrang, würden sie fünfhundert Meter vor der Küste untergehen. Und wenn sie erst hilflos im Wasser ruderten, wurden sie entweder von den Haien zerrissen oder zwischen Felsen und Brandung zerschmettert. Er schöpfte unablässig weiter, ohne auch nur einen Takt auszulassen, und vertraute sich ganz und gar Pitt und Maeve an.

Pitt achtete auf den Rhythmus der Wellen, die durch den ansteigenden Meeresboden höher wurden und langsamer, maß den Abstand zwischen den Kämmen achteraus und voraus und schätzte ihre Geschwindigkeit ab. Die Wellenperiode betrug nur mehr rund neun Sekunden, was eine Geschwindigkeit von ungefähr zweiundzwanzig Knoten ergab. Die Dünung traf in schiefem Winkel auf das von der Küste zurückflutende Wasser, so daß sie sich jählings brachen und in weitem Bogen abströmten. Pitt wußte auch noch die klugen Ratschläge eines alten Klipperkapitäns, daß sie mit ihrer

winzigen Segelfläche kaum eine Chance hatten, den schmalen Meeresarm anzusteuern. Außerdem befürchtete er, daß die von beiden Inseln zurückflutende Brandung die Einfahrt zu dem Kanal in einen Mahlstrom verwandelte.

Er spürte den Ansturm der nächsten Welle unter seinen Knien, die er an den Fiberglasboden gepreßt hatte, und schätzte anhand der Vibration ihre Masse ein. Das arme Boot wurde Gewalten ausgesetzt, für die es nicht konstruiert war. Pitt getraute sich nicht, den improvisierten Treibanker auszuwerfen, auch wenn die meisten Segelhandbücher bei rauher See dazu rieten. Da sie keinen Motor hatten, hielt er es für das beste, wenn sie sich von den Wellen mittragen ließen. Denn wenn es durch den Strömungswiderstand des Ankers abgebremst, zugleich aber vom gewaltigen Andruck der Wogen vorangeschoben wurde, würde das Boot höchstwahrscheinlich auseinanderbrechen.

Er drehte sich zu Maeve um. »Sieh zu, daß du im dunkelblauen Wasser bleibst.«

»Ich tu' mein Bestes«, erwiderte sie tapfer.

In stetem, rollendem Rhythmus ertönte jetzt das Donnern der Brandung, und kurz darauf sahen sie die himmelhoch aufgeschleuderte Gischt, die zischend auf Meer und Fels niederprasselte. Ohne ein taugliches Ruder oder eine Besegelung, mit der man anständig manövrieren konnte, waren sie hilflos den Launen der tobenden See ausgeliefert. Die Brandungswellen wurden immer höher. Von nahem betrachtet, wirkte die schmale Durchfahrt zwischen den Felsenerhebungen wie eine tückische Falle, als wollte eine Sirene sie in trügerisches Fahrwasser locken. Zu spät, sie konnten nicht umkehren und um die Insel herumsegeln. Sie hatten sich entschieden, und jetzt gab es kein Zurück mehr.

Die Inseln und der schäumende Hexenkessel entlang ihrer unwirtlichen Küste verschwanden hinter den hohen Wellen, die unter dem Boot hindurchrollten. Ein frischer Wind kam auf und trieb sie auf einen schmalen Einschnitt zwischen hohen Felswänden zu - ihre einzige Überlebenschance.

Je näher sie kamen, desto unruhiger wurde die See. Dasselbe konnte man von Pitt sagen, der die Höhe der Wellen, ehe sie sich

überschlugen und brachen, auf fast zehn Meter schätzte. Maeve kämpfte mit dem Ruder, versuchte gegenzusteuern, doch das Boot sprach nicht mehr darauf an, und kurz darauf war es völlig manövrierunfähig, als die Brandung sie mit voller Wucht erfaßte.

»Festhalten!« schrie Pitt.

Er warf einen kurzen Blick nach achtern, um ihre Position im Verhältnis zum Seegang zu bestimmen. Er wußte, daß die Wellengeschwindigkeit knapp unterhalb des Kammes am höchsten war. Wie ein Konvoi schwerer Lastwagen donnerten die Brecher heran. Das Boot stürzte in ein Wellental, aber sie hatten Glück. Die Woge brach sich erst, nachdem sie an ihnen vorbei war. Dann ritten sie mit halsbrecherischem Tempo auf der nächsten Welle mit. Der Wind fegte über die Kämme und schleuderte Gischt auf, die in alle Richtungen davonspritzte. Das Boot fiel zurück und wurde von der nächsten Sturzsee erfaßt, die sich unter ihnen bis zu einer Höhe von acht Metern auftürmte, sich dann überschlug und über sie hereinbrach. Das Boot blieb heil, und es kippte und kenterte auch nicht. Es schlug flach auf, wurde hinabgerissen und landete klatschend im Wellental.

Sie wurden unter einer Wasserwand begraben. Es war, als fahre das Boot in einem außer Rand und Band geratenen Aufzug unter dem Meer mit. Minutenlang, so kam es ihnen vor, waren sie völlig untergetaucht, aber es konnten allenfalls ein paar Sekunden gewesen sein. Pitt ließ die Augen offen. Verschwommen sah er Maeve, die in dem nassen Nichts unwirklich aussah, wie eine Vision, von langen blonden Haaren umweht und erstaunlich gelassen. Und dann, im nächsten Moment, sah er sie wieder klar und deutlich, als sie ans Sonnenlicht stießen.

Drei weitere Sturzseen rollten mit vernichtender Wucht über sie hinweg, und dann hatten sie die Brecher hinter sich und waren in ruhigerem Wasser. Pitt drehte den Kopf zur Seite, daß die Tropfen wie glitzernde Ketten aus seinem welligen Haar flogen, und spie einen Schwall Seewasser aus, das er geschluckt hatte, weil er den Mund nicht richtig zugemacht hatte.

»Das Gröbste haben wir hinter uns!« schrie er munter. »Wir sind im Kanal!«

Im Meeresarm zwischen den beiden Inseln lief die Brandung aus, und die Wellen waren nicht höher als zwei Meter. Wie durch ein Wunder war das Boot noch heil und hielt sich über Wasser. Irgendwie hatte es trotz der brutalen Wucht der Wogen standgehalten. Nur das Segel und der Behelfsmast waren abgerissen, hingegen aber noch an der Befestigungsleine und trieben neben ihnen im Wasser.

Giordino hatte ununterbrochen geschöpft, selbst als ihm das Wasser bis zur Brust ging. Er spie Seewasser aus, wischte sich das Salz aus den Augen und schuftete wie ein Berserker weiter.

Der Bootskörper war inzwischen völlig durchgebrochen und wurde nur mehr von den Nylonleinen zusammengehalten, die sie hastig um die Schwimmkörper geschlungen hatten. Schließlich mußte sich auch Giordino geschlagen geben, als er bis zu den Achselhöhlen im Wasser saß. Benommen blickte er sich um, rang mühsam um Atem, konnte vor Erschöpfung kaum noch einen klaren Gedanken fassen. »Was nun?« murmelte er.

Pitt tauchte das Gesicht ins Wasser und schaute nach unten, ehe er antwortete. Das Wasser war glasklar, so daß er selbst ohne Tauchermaske den Sand und die Felsen am Grund des Kanals erkennen konnte. Leuchtend bunte Fische schwammen dort unten in dichten Schwärmen, ohne von dem seltsamen Wesen Notiz zu nehmen, das über ihnen dahintrieb.

»Hier drin gibt's keine Haie«, sagte er erleichtert.

»Die schwimmen selten durch die Brandung«, sagte Maeve, ehe sie vom nächsten Hustenanfall geschüttelt wurde. Sie hatte die Arme ausgestreckt und hing halb über dem Schwimmkörper.

Die Strömung im Kanal trug sie auf die Küste der Nordinsel zu. Nur noch dreißig Meter, dann hatten sie festen Boden unter den Füßen. Pitt schaute Maeve an und rang sich ein schiefes Grinsen ab. »Ich wette, du kannst gut schwimmen.«

»Du hast eine Australierin vor dir«, versetzte sie. »Erinner mich daran«, fügte sie hinzu, »daß ich dir meine Medaillen zeige, die ich im Delphin- und im Rückenschwimmen gewonnen habe.«

»Al ist fix und fertig. Kannst du ihn an Land bringen?«

»Ist ja wohl das mindeste, was ich für jemanden tun kann, der uns vor den Zähnen der Haie bewahrt hat.«

Pitt deutete zum nächstbesten Küstenstreifen. Es war kein Sandstrand, aber die Felsen fielen flach zum Meer hin ab. »Dort müßte man ganz gut an Land kommen können.«

»Und du?« Sie zog die Haare mit beiden Händen nach hinten und wrang sie aus. »Soll ich dich ebenfalls holen?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich hab' mir noch ein paar Kräfte für ein wichtige Aufgabe aufgespart.«

»Was für eine Aufgabe?«

»Der Club Med hat hier noch nicht gebaut. Wir brauchen alle Nahrungsmittel, die wir noch haben. Ich will die Überreste des Bootes an Land ziehen. Mit allem, was drin ist.«

Pitt half Giordino, als er sich über den Schwimmkörper ins Wasser wälzte, wo Maeve ihn mit gekonntem Rettungsschwimmer griff unter dem Kinn faßte und mit weitausholenden Zügen zur Küste schwamm. Pitt beobachtete sie eine Zeitlang, bis er Giordinos verstohlenes Grinsen und seine zum Gruß erhobene Hand sah. Dieser nichtsnutzige kleine Satansbraten, dachte Pitt, gönnt sich einfach eine gemütliche Reise.

Pitt holte sämtliche Leinen der Takelage ein, verknotete sie zu einem langen Tau, befestigte es am Boot und schlang sich das andere Ende um die Taille. Dann schwamm er auf die Küste zu. Das Boot war zu schwer, als daß er es einfach hinter sich herziehen konnte. Er schwamm ein Stück, mußte innehalten, die Leinen nachziehen, etwas Raum gewinnen und das Ganze dann wiederholen. Die Strömung, die das Boot in weitem Bogen auf den Strand zutrieb, kam ihm zu Hilfe. Nach weiteren zwanzig Metern hatte er festen Boden unter den Füßen. Jetzt konnte er das Boot auf die flache Felsenküste ziehen. Dennoch war er zutiefst dankbar, als Maeve und Giordino zu ihm wateten und ihm bei den letzten Metern halfen.

»Du hast dich schnell erholt«, sagte er zu Giordino.

»Mein Regenerationsvermögen hat schon so manchen Doktor verwundert.«

»Ich glaube, er hat mich angeschmiert«, sagte Maeve mit gespieltem Zorn.

»Nichts kann die Seele so erfrischen wie das Gefühl, endlich wieder Terra firma unter den Füßen zu haben.«

Pitt setzte sich erst einmal hin und ruhte sich aus. Er war zu müde für Freudentänze. Langsam kniete er sich auf, wollte sich dann aufrichten. Einen Moment lang mußte er sich am Boden abstützen. Nachdem er fast zwei Wochen lang in einem kleinen Boot herumgeschaukelt worden war, konnte er das Gleichgewicht nicht mehr halten. Vor seinen Augen drehte sich alles, und die kleine Insel schwankte, als triebe sie in stürmischer See. Maeve setzte sich sofort wieder hin, während Giordino beide Füße auf den Boden stemmte und sich an einem dichten Laubbaum emporzog. Nach ein paar Minuten rappelte auch Pitt sich auf und wagte ein paar unsichere Schritte. Er stellte fest, daß seine Muskeln und Gelenke steif und gefühllos waren. Kein Wunder – immerhin hatte er keinen Schritt getan, seit sie in Wellington entführt worden waren. Er schleppte sich zwanzig Meter weit, machte torkelnd kehrt, und erst dann gehorchte ihm sein Körper wieder.

Sie zogen das Boot höher auf die Felsen und ruhten sich anschließend ein paar Stunden aus. Dann nahmen sie getrockneten Fisch zu sich, den sie mit dem Regenwasser hinunterspülten, das sich in den zahlreichen Mulden im Fels gesammelt hatte. Sobald sie wieder bei Kräften waren, erkundeten sie die Insel. Es gab herzlich wenig zu entdecken. Offenbar bestanden beide Inseln aus hartem Basalt, dem Lavaauswurf eines unterseeischen Vulkans, der sich in Millionen von Jahren über den Meeresspiegel erhoben hatte und längst verwittert war. Wenn das Wasser durchsichtig wäre und man bis zum Meeresboden ungehinderte Sicht hätte, dann hätten die beiden Erhebungen vermutlich so ähnlich ausgesehen wie die Felsenformationen im Monument Valley in Arizona, die wie Inseln aus der Wüste aufragen.

Giordino schritt von der einen Seite zur anderen und vermeldete, daß ihr Zufluchtsort nur hundertdreißig Meter breit war. Die höchste Stelle war ein abgeflachtes Plateau, das nicht mehr als zehn Meter aufragte. Sie standen auf einem tropfenförmigen Stück Land, das sich von Nord nach Süd erstreckte und die Westflanke dem Wind zugekehrt hatte. Die Insel war höchstens einen Kilometer lang, auf der einen Seite abgerundet, auf der anderen spitz zulaufend und ansonsten von hohen Klippen umgeben, an denen sich die

Brandung brach, so daß sie wie eine Festung in fortwährendem Belagerungszustand wirkte.

Ein kurzes Stück weiter entdeckten sie die Überreste eines Bootes, das offenbar vom Sturm an Land geworfen worden war und hoch über einer von den Wogen ausgewaschenen Felsenbucht lag. Es war ein stattliches Segelboot, das nun auf seiner Backbordseite lag, nachdem der Kiel und der halbe Rumpf von den Riffen abgerissen worden waren. Das mußte mal ein schmuckes Boot gewesen sein, dachte Pitt. Die Aufbauten waren hellblau gestrichen, die Unterseite orange. Zwar fehlten die Masten, aber das Deckhaus wirkte intakt und unbeschädigt. Sie traten näher und betrachteten es, bevor sie einen Blick ins Innere riskierten.

»Ein hervorragendes kleines Boot, absolut seetüchtig«, stellte Pitt fest. »Etwa zwölf Meter lang, solide gebaut. Teakholzrumpf.«

»Eine Bermudaketsch«, sagte Maeve und strich mit den Händen über die verwitterten, von der Sonne ausgebleichten Teakholzplanken. »Ein Kommilitone, der mit mir im Meeresforschungslabor in Saint Croix gearbeitet hat, hatte eine. Wir sind damit zwischen den Insel rumgegurkt. Hat sich erstaunlich gut segeln lassen.«

Giordino untersuchte den Anstrich und die Kalfaterung. »Dem Zustand nach zu schließen, liegt sie schon zwanzig bis dreißig Jahre hier.«

»Bleibt nur zu hoffen, daß die Insassen gerettet wurden, die auf diesem trostlosen Flecken Land gestrandet sind«, sagte Maeve leise.

Pitt deutete über das öde Eiland. »Wegen so was weicht kein Segler, der nur halbwegs bei Trost ist, von seinem Kurs ab.«

Maeves Augen leuchteten auf, und sie schnippte mit den Fingern, als wäre ihr plötzlich etwas eingefallen. »Man nennt sie die Titten.«

Pitt und Giordino blickten einander an, als trauten sie ihren Ohren nicht. »Hast du ›Titten‹ gesagt?« erkundigte sich Giordino.

»Eine alte australische Sage, wonach es zwei Inseln gibt, die wie weibliche Brüste aussehen und gelegentlich auftauchen und wieder verschwinden. So ähnlich wie der Klabautermann.«

»Nichts gegen australische Heimatsagen«, witzelte Pitt, »aber dieser Fels hier hat sich in den letzten Millionen Jahren bestimmt nicht von der Stelle gerührt.«

»Und eine Brust, die so geformt ist, hab' ich auch noch nie gesehen«, brummte Giordino.

Sie warf den beiden Männern einen schmollenden Blick zu. »Ich geb' ja nur wieder, was ich gehört habe. Und demnach soll es südlich der Tasmansee zwei sagenumwobene Inseln geben.«

Pitt kletterte mit Giordinos Hilfe auf das umgekippte Boot und zwängte sich durch die Luke ins Deckhaus. »Hier hat jemand mächtig aufgeräumt!« rief er nach draußen. »Alles, was nicht niet- und nagelfest war, ist ausgebaut. Schau mal, ob du auf dem Heckspiegel einen Namen siehst.«

Maeve ging nach achtern und blickte auf die verblichenen, kaum noch lesbaren Buchstaben am Heck. *»Dancing Dorothy.* Sie hieß *Dancing Dorothy.«*

Pitt kletterte aus dem Steuerhaus der Jacht. »Wir sollten uns draußen nach den Sachen vom Boot umsehen. Vielleicht hat die Besatzung irgendwas hinterlassen, was wir gebrauchen können.«

Sie nahmen ihren Erkundungsgang wieder auf, brauchten aber kaum eine halbe Stunde, bis sie die tropfenförmige kleine Insel umrundet hatten. Danach verteilten sie sich und drangen in einer lockeren Reihe landeinwärts. Maeve entdeckte die Axt, die im verrottenden Stamm eines seltsam aussehenden Baumes steckte.

Giordino zog sie heraus und hielt sie hoch. »Die können wir bestimmt noch gut gebrauchen.«

»Ein komischer Baum«, sagte Pitt und musterte den Stamm. »Wie der wohl heißt?«

»Eine tasmanische Myrte«, erklärte Maeve. »Genaugenommen handelt es sich um eine Scheinbuche. Sie werden bis zu sechzig Meter hoch, aber in dem flachen Sandboden hier können sie keine richtigen Wurzeln ausbilden. Deswegen wirken sämtliche Bäume auf der Insel wie verkrüppelt.«

Vorsichtig drangen sie weiter vor. Ein paar Minuten später stieß Pitt auf eine Wasserrinne, die zu einem flachen Felsentümpel auf der windabgewandten Seite der Insel führte. Dort entdeckte er einen im Gestein steckenden bronzenen Bootshaken, mit dem man für gewöhnlich große Fische an Land zog. Ein paar Meter weiter stießen sie auf eine primitive, notdürftig aus dem vorhandenen

Holz zusammengezimmerte Blockhütte, neben der ein Bootsmast aufragte. Die Unterkunft war etwa drei Meter breit und vier Meter lang. Das mit Zweigen abgedeckte Sparrendach trotzte noch immer Wind und Wetter. Der unbekannte Erbauer hatte sich jedenfalls eine solide Unterkunft errichtet.

Vor der Hütte lagen allerlei wertvolle Geräte und Utensilien herum. Eine Batterie zum Beispiel und die rostigen Überreste eines Funktelefons, dazu ein Peilfunkgerät, ein Funkempfänger für Wetterangaben und die für den Chronometergang erforderlichen Zeitzeichen, ein Haufen rostiger Konservendosen, längst geöffnet und leer, ein intaktes, mit einem kleinen Außenbordmotor bestücktes Teakholzbeiboot, allerlei Seemannswerkzeuge, Geschirr und Eßbestecke, ein paar Töpfe und Pfannen, ein Propangaskocher und diverse andere nützliche Gegenstände von dem gestrandeten Boot. Rund um den Herd verstreut lagen jede Menge Fischgräten.

»Unsere Vorgänger haben eine ganz schöne Sauerei auf ihrem Campingplatz hinterlassen«, sagte Giordino, kniete sich hin und untersuchte den kleinen, benzinbetriebenen Generator, der ursprünglich zum Aufladen der Batterien gedacht war, aber offenbar sämtliche Navigations- und Funkgeräte rund um die Hütte mit Strom versorgt hatte.

»Vielleicht ist noch jemand in der Hütte«, murmelte Maeve.

Pitt schaute sie grinsend an. »Warum gehst du nicht rein und siehst nach?«

Sie schüttelte den Kopf. »Niemals. In dunkle, gruslige Kammern einzudringen ist Männersache.«

Frauen sind schon seltsame Wesen, dachte Pitt. Nach all den Gefahren, denen Maeve in den letzten Wochen getrotzt hatte, brachte sie es nicht über sich, eine simple Hütte zu betreten. Er bückte sich und begab sich unter der niedrigen Tür hindurch ins Innere.

40

Nachdem Pitt tagein, tagaus der grellen Sonne ausgesetzt gewesen war, dauerte es ein, zwei Minuten, bis sich seine Augen an die Dunkelheit in der Hütte gewöhnt hatten. Nur durch die Tür und zwischen den Ritzen im Holz drang etwas Licht ein. Die Luft war drückend schwül und roch nach muffigem Staub und moderndem Holz.

Keinerlei Geister oder Gespenster lauerten im Dunkeln, aber Pitt stand unverhofft vor einem menschlichen Skelett, das ihn aus leeren Augenhöhlen anstarrte.

Es lag rücklings auf einer Koje, die aus dem Segelboot ausgebaut worden war. An den kräftigen Knochenwülsten über den Augenhöhlen erkannte Pitt, daß es sich um die sterblichen Überreste eines Mannes handelte. Der Tote hatte nur mehr drei Zähne, doch die anderen waren offenbar nicht ausgeschlagen, sondern einfach ausgefallen.

Eine zerfledderte Shorts bedeckte sein Becken, und an den knöchernen Füßen hatte er ein Paar Segelschuhe mit Gummisohlen. Das im feuchten Holz hausende Kleingetier hatte sich am Fleisch gütlich getan und nur die blanken Gebeine hinterlassen. Ein Büschel roter Haare, das unter dem Schädel lag, war der einzige Hinweis darauf, wie der Mann einst ausgesehen hatte. Die Knochenhände waren über der Brust gefaltet und umklammerten ein in Leder gebundenes Logbuch.

Ein rascher Blick durch die Hütte zeigte, daß der Besitzer die Ausstattung seines gestrandeten Bootes genutzt und sich hier so häuslich wie möglich eingerichtet hatte. Die Segel der *Dancing Dorothy* waren unter der Decke aufgespannt, um den Wind und den Regen, der durch das mit Zweigen bedeckte Dach eindrang, abzuhalten. Auf einem Schreibpult lagen britische Admiralitätskarten, dazu ein Stapel Bücher mit Navigationshilfen, Gezeitentafeln, Schiffahrtsbefeuerung und Funksignalen sowie ein nautischer Kalender. In dem Regal daneben befanden sich allerlei technische Handbücher und Gebrauchsanleitungen zur Benutzung der elek-

tronischen und mechanischen Geräte des Bootes. Eine sorgsam lackierte Mahagonikiste, die ein Chronometer und einen Sextanten enthielt, stand auf einem kleinen Holztisch neben der Pritsche. Unter dem Tischchen lagen ein Hand- und ein Steuerkompaß, der vom Boot ausgebaut worden war. Das Steuerrad, an dessen eine Speiche ein Fernglas gebunden war, lehnte an einem kleinen, zusammenklappbaren Eßtisch.

Pitt beugte sich über das Skelett, nahm ihm vorsichtig das Logbuch aus den Händen und verließ die Hütte.

»Was hast du entdeckt?« fragte Maeve gespannt.

»Laß mich mal raten«, sagte Giordino. »Eine Riesenkiste voller Piratenschätze.«

Pitt schüttelte den Kopf. »Diesmal nicht. Aber ich habe den Mann gefunden, der die *Dancing Dorothy* auf die Felsen gesteuert hat. Er ist nicht mehr von dieser Insel weggekommen.«

»Ist er tot?« fragte Maeve.

»Er ist lange vor deiner Geburt gestorben.«

Giordino ging zur Tür und spähte zu den sterblichen Überresten in der Hütte. »Ich frage mich, weshalb es ihn so weit abseits der üblichen Routen verschlagen hat.«

Pitt hielt das Logbuch hoch und schlug es auf. »Die Antwort sollte hier drin stehen.«

Maeve warf einen Blick auf die Seiten. »Kannst du die Schrift nach so langer Zeit noch entziffern?«

»Ja. Das Logbuch ist gut erhalten und die Handschrift kräftig und markant.« Pitt setzte sich auf einen Felsen, überflog mehrere Seiten und blickte dann auf. »Er hieß Rodney York und war einer von zwölf Einhandseglern, die an einer Regatta teilnahmen, zu der eine Londoner Zeitung aufgerufen hatte und die vom englischen Portsmouth aus nonstop um die ganze Welt führen sollte. Der erste Preis betrug zwanzigtausend Pfund. York lief am vierundzwanzigsten April 1962 in Portsmouth aus.«

»Der arme Kerl ist demnach seit achtunddreißig Jahren verschollen«, versetzte Giordino düster.

»Er war siebenundneunzig Tage auf See und hatte sich ein paar Stunden hingelegt, als die *Dancing Dorothy* strandete.« Pitt hielt

inne und blickte lächelnd zu Maeve auf. »Und zwar auf den ›Miseries‹, den ›Elendsinseln‹, wie er sie hier nennt.«

»York hat sich offenbar nicht mit australischen Sagen befaßt«, sagte Giordino.

»Den Namen hat er natürlich erfunden«, erklärte Maeve im Brustton der Überzeugung.

»Seinem Bericht zufolge«, fuhr Pitt fort, »kam er im südlichen Indischen Ozean flott voran, nachdem er das Kap der guten Hoffnung umrundet hatte. Dann nutzte er die in den Roaring Forties herrschenden Westwinde und wollte auf direktem Kurs nach Südamerika und durch die Magellanstraße segeln. Seiner Ansicht nach führte er die Regatta an, als sein Generator ausfiel und er jeden Kontakt zur Außenwelt verlor.«

»Das erklärte vieles«, sagte Giordino, der über Pitts Schulter auf das Logbuch starrte. »Warum er in diesem Seegebiet gesegelt ist zum Beispiel, und weshalb er nicht um Hilfe rufen und seine Position durchgeben konnte. Ich hab' mir den Generator angeguckt. Der Zweitaktmotor, der den Strom liefern soll, ist ziemlich darnieder. York wollte ihn offenbar reparieren, ist aber gescheitert. Ich werd's probieren, aber ich bezweifle, daß ich mehr Glück habe.«

Pitt zuckte die Achseln. »Tja, soweit zu einem Hilferuf über Yorks Funkgerät.«

»Was schreibt er, nachdem er von der Außenwelt abgeschnitten war?« hakte Maeve nach.

»Ein Robinson Crusoe war er jedenfalls nicht. Er hat den Großteil seines Proviants verloren, als die Jacht auf Felsen gelaufen und gekentert ist. Als das Boot später an Land geworfen wurde, konnte er ein paar Dosen mit Lebensmitteln bergen, aber die waren rasch aufgebraucht. Er versuchte Fische zu fangen, sammelte allerlei Krabben zwischen den Felsen ein und erbeutete fünf, sechs Vögel, aber zum Überleben reichte das alles nicht. Schließlich verließen ihn die Kräfte. York hielt hundertsechsunddreißig Tage auf diesem häßlichen Pickel im Ozean aus. Sein letzter Eintrag lautet: ›Kann weder gehen noch stehen. Bin so schwach, daß mir nichts anderes übrigbleibt, als hier zu liegen und zu sterben. Ich wünschte, ich könnte noch einmal die Sonne über der Falmouth Bay in meiner

Heimat Cornwall aufgehen sehen. Aber es soll nicht sein. Wer dieses Logbuch und die Briefe findet, die ich an meine Frau und meine Töchter geschrieben habe, möge bitte dafür sorgen, daß sie in ihre Hände gelangen. Ich bitte um Vergebung für das Leid und die Trauer, die ich ihnen zugefügt habe. Gescheitert bin ich eher aufgrund eines Mißgeschicks als wegen eines Fehlers meinerseits. Meine Hand ist zu matt zum Schreiben. Ich bete, daß ich nicht zu früh aufgegeben habe.‹«

»Er hätte sich keine großen Gedanken zu machen brauchen, daß man ihn kurz nach seinem Tod findet«, sagte Giordino. »Kaum zu glauben, daß er jahrzehntelang hier herumlag, ohne daß die Besatzung eines vorbeikommenden Schiffes neugierig wurde und an Land ging oder daß irgendwelche Wissenschaftler landeten, um meteorologische Meßgeräte aufzustellen.«

»Eine Landung inmitten der Brecher und der Felsen ist so gefährlich, daß vermutlich jeder Neugierige, ob Wissenschaftler oder nicht, davor zurückgeschreckt ist.«

Dicke Tränen rollten über Maeves Wangen. »Seine arme Frau und die Kinder müssen sich all die Jahre gefragt haben, wie er umgekommen ist.«

»Beim Lagerfeuer am Südostkap von Tasmanien hat York seine letzte Landpeilung vorgenommen.« Pitt begab sich wieder in die Hütte und kehrte eine Minute später mit einer Admiralitätskarte der südlichen Tasmansee zurück. Er breitete sie am Boden aus, musterte sie einen Moment lang und blickte dann auf. »Jetzt verstehe ich, warum York diese Felsen die Miseries genannt hat«, sagte Pitt. »Sie werden in der Admiralitätskarte so bezeichnet.«

»Wie weit hast du mit deiner Positionsbestimmung danebengelegen?« fragte Giordino.

Pitt zückte einen Kartenzirkel, den er aus dem Schreibtisch in der Hütte mitgenommen hatte, und maß die ungefähre Position, die er mit Hilfe des Jakobsstabs und per Schätzung bestimmt hatte. »Ich habe uns rund hundertzwanzig Kilometer weiter südwestlich vermutet.«

»Gar nicht so schlecht, wenn man bedenkt, daß du nicht genau gewußt hast, wo Dorsett uns ausgesetzt hat.«

»Ja«, räumte Pitt ein, »damit kann ich leben.«

»Wo genau sind wir?« fragte Maeve, die sich jetzt auf allen vieren über die Karte beugte.

Pitt tippte mit dem Finger auf einen winzigen schwarzen Punkt inmitten des blauen Meeres. »Da, auf diesem kleinen Fleck. Etwa neunhundertfünfundsechzig Kilometer südlich von Invercargill auf Neuseeland.«

»Es kommt einem so nah vor, wenn man auf die Karte guckt«, sagte Maeve wehmütig.

Giordino nahm seine Armbanduhr ab und rieb das Glas an seinem Hemd. »Nicht nah genug, wenn man bedenkt, daß der arme Rodney fast vierzig Jahre hier gelegen hat, ohne daß jemand auf ihn gestoßen ist.«

»Seh's doch mal von der positiven Seite«, sagte Pitt mit einem breiten Grinsen. »Stell dir vor, du bist in Las Vegas und hast Kleingeld im Wert von achtunddreißig Dollar in den Spielautomaten gesteckt, ohne etwas rauszuholen. Das Gesetz der Serie besagt, daß du mit den nächsten beiden Vierteldollarmünzen gewinnen müßtest.«

»Der Vergleich hinkt«, versetzte Giordino, der ewige Spielverderber.

»Wie das?«

Giordino schaute versonnen in die Hütte. »Weil wir keine zwei Vierteldollarmünzen auf treiben können.«

41

»Nur noch neun Tage«, erklärte Sandecker, den Blick auf die unrasierten Männer und abgespannten Frauen gewandt, die um den Tisch in seinem privaten Besprechungszimmer saßen. Der Raum, vor wenigen Tagen noch ein tadellos aufgeräumter, blitzblanker Versammlungsort für die engsten Mitarbeiter des Admirals, sah jetzt aus wie ein Generalstabsquartier auf dem Höhepunkt einer Schlacht. Fotos, Seekarten und hastig hingeworfene Skizzen hingen kreuz und quer an den mit Teakholz getäfelten Wänden; der tür-

kisfarbene Teppichboden lag voller Papierfetzen, und der aus alten Schiffsplanken gezimmerte Tisch war mit Kaffeebechern und vollgekritzelten Notizblocks übersät. Dazu kamen eine ganze Batterie Telefone und ein Aschenbecher, in dem sich Sandeckers Zigarrenstumpen türmten. Er war der einzige Raucher im Raum, und die Klimaanlage lief auf Hochtouren, damit der Gestank abzog.

»Die Zeit arbeitet gegen uns«, sagte Dr. Sanford Adgate Ames. »Bis zum Stichtag einen Reflektor zu bauen und ihn an Ort und Stelle zu montieren ist ein Ding der Unmöglichkeit.«

Der Akustikexperte und seine studentischen Hilfskräfte konferierten mit Sandecker und seinen Leuten, als säßen sie am selben Tisch in der NUMA-Zentrale in Washington. Umgekehrt war es genauso. Sandecker und seine Fachleute saßen, so schien es, gemeinsam mit den Hilfskräften in Ames' Arbeitsräumen. Modernste Technologie, in diesem Fall die sogenannte Video-Holographie, machte es möglich. Die Beteiligten auf beiden Seiten wurden mit herkömmlichen Mikrophonen und Kameras aufgenommen, die dabei entstandenen Bilder und Töne digitalisiert und als Lichtimpulse per Glasfaserkabel quer durchs ganze Land geschickt. Unter Einsatz der entsprechenden Computer ließen sich mit Hilfe der Photonik, wie diese Übertragung genannt wurde, Zeit und Raum überwinden.

»Ein guter Einwand«, pflichtete Sandecker bei. »Es sei denn, wir können auf einen bereits vorhandenen Reflektor zurückgreifen.«

Ames nahm seine blaugetönte Zweistärkenbrille ab und hielt sie ans Licht. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß die Gläser keinerlei Flecken hatten, setzte er sie wieder auf. »Meinen Berechnungen zufolge benötigen wir einen Parabolspiegel, der etwa so groß ist wie ein Baseballfeld, mit einem möglichst großen Abstand zwischen den einzelnen Schichten, damit die Schallenergie reflektiert wird. Ich wüßte nicht, woher Sie so etwas in der kurzen Zeit, die uns noch bleibt, nehmen wollen.«

Sandecker blickte quer über den Tisch zu Rudi Gunn, dessen müde, rote Augen durch die dicke Brille übergroß wirkten. »Irgendeine Idee, Rudi?«

»Ich bin sämtliche Möglichkeiten durchgegangen«, antwortete

Gunn. »Doktor Ames hat recht. Eins steht ohne jeden Zweifel fest: Es ist gar nicht daran zu denken, daß wir rechtzeitig einen Reflektor bauen können. Damit bleibt uns nur eine Möglichkeit: Wir müssen einen bereits vorhandenen finden und nach Hawaii schaffen.«

»Den muß man erst in seine Einzelteile zerlegen, dorthin verfrachten und dann wieder zusammenbauen«, sagte Hiram Yeager, der kurz von seinem Laptop aufblickte, über den er Zugang zu seinen Datenbanken im neunten Stock hatte. »Ich wüßte nicht, mit welchem Flugzeug man so ein sperriges Teil am Stück befördern könnte.«

»Falls Sie irgendwo in den Vereinigten Staaten einen solchen Parabolspiegel finden sollten«, hakte Ames nach, »müßten Sie ihn per Schiff transportieren.«

»Aber wie groß muß ein Schiff sein, das so ein Riesending befördern soll?« wandte Gunn ein.

»Entweder ein Supertanker oder ein Flugzeugträger«, sagte Sandecker leise, als spräche er mit sich selbst.

Gunn griff die Idee sofort auf. »Auf einem Flugzeugträger wäre genügend Platz, um einen Reflektor von der Größe, die Doktor Ames für nötig hält, zu transportieren und zu installieren.«

»Die Geschwindigkeit unserer modernsten Flugzeugträger wird noch geheimgehalten, aber gewisse Verlautbarungen aus dem Pentagon deuten darauf hin, daß sie gut fünfzig Knoten laufen. Für die Überfahrt von San Francisco nach Honolulu bliebe also bis zum Stichtag noch genügend Zeit.«

»Zweiundsiebzig Stunden«, sagte Gunn, »vom Ablegen bis zum Installieren.«

Sandecker warf einen Blick auf seinen Schreibtischkalender, auf dem er jeden Tag einzeln ausstrich. »Damit verbleiben uns noch genau fünf Tage, in denen wir einen geeigneten Reflektor finden und ihn nach San Francisco schaffen müssen, damit wir ihn rechtzeitig am Konvergenzpunkt versenken können.«

»Nicht viel Spielraum, selbst wenn Sie einen Reflektor im Auge haben sollten«, beharrte Ames.

»Wie tief muß er angebracht werden?« fragte Yeager Ames' holographisches Ebenbild.

Fast wie auf ein Stichwort tauchte eine hübsche Studentin, etwa Mitte Zwanzig, auf und reichte Ames einen Taschenrechner. Er tippte ein paar Zahlen ein, überprüfte das Ergebnis und blickte dann auf. »Wenn man alle möglichen Überlappungen berücksichtigt, aufgrund derer die konvergierenden Schallwellen an die Oberfläche gelangen könnten, sollte sich der Mittelpunkt des Reflektorschirms in einer Tiefe von einhundertsiebzig Metern befinden.«

»Unser Hauptproblem dürfte die Strömung sein«, sagte Rudi Gunn. »Wir müssen den Reflektor runterlassen und dafür sorgen, daß er sich so lange nicht vom Fleck rührt, bis er die Schallwellen zurückgeworfen hat. Das wird der reinste Alptraum.«

»Setzen Sie unsere besten Ingenieure darauf an«, befahl Sandecker. »Die sollen sich irgendwas einfallen lassen, wie man den Reflektor so aufhängen kann, daß er an Ort und Stelle bleibt.«

»Woher wollen wir eigentlich wissen, daß die konvergierenden Schallwellen zum Ursprung, also nach Gladiator Island, zurückgeworfen werden?« fragte Yeager.

Ames zwirbelte ungeduldig die Spitzen seines Schnauzers, die über den Bart herabhingen. »Wenn sich die Voraussetzungen für die Fortpflanzung der Schallwellen nicht ändern, also der Salzgehalt des Wassers, die Temperatur und die Schallgeschwindigkeit, sollte die Energie unmittelbar zum Ursprungsort zurückgeworfen werden.«

Sandecker wandte sich an Yeager. »Wie viele Menschen leben auf Gladiator Island?«

Yeager zog seinen Computer zu Rate. »Aufgrund der nachrichtendienstlichen Erkenntnisse, die wir über Satellitenaufnahmen gewonnen haben, leben etwa sechshundertfünfzig Menschen auf der Insel. Hauptsächlich Bergleute.«

»Aus China importierte Arbeitssklaven«, murmelte Gunn.

»Schädigen wir die Lebewesen auf der Insel nicht alle, auch wenn wir sie nicht umbringen?« sagte Sandecker zu Ames.

Ein anderer Student überreichte dem Akustikexperten unverzüglich ein Blatt Papier. Er überflog es kurz und blickte dann auf. »Wenn unsere Berechnungen einigermaßen stimmen, dürften die am Konvergenzpunkt reflektierten Schallwellen der vier rund um

den Pazifik ausgebeuteten Minen nur mehr achtundzwanzig Prozent ihrer ursprünglichen Energie besitzen, wenn sie auf Gladiator Island eintreffen. Menschen oder Tiere wären demnach nicht in Gefahr.«

»Können Sie die gesundheitlichen Schäden einschätzen?«

»Kopfschmerzen und Schwindelgefühl, dazu eine leichte Übelkeit. Mehr nicht.«

»Schön und gut«, sagte Rudi Gunn mit einem Blick auf die Karten an der Wand. »Aber das nützt uns nichts, wenn wir nicht rechtzeitig einen Reflektor an Ort und Stelle ausbringen können.«

Sandecker trommelte gedankenverloren mit den Fingern auf dem Tisch. »Womit wir wieder am Anfang wären.«

Eine Frau, etwa Mitte Vierzig, die ein elegantes Kostüm trug, musterte nachdenklich eins der Schlachtengemälde des Admirals - der Flugzeugträger *Enterprise* während der Schlacht um Midway. Sie hieß Molly Faraday und war einst Analytikerin bei der National Security Agency gewesen, ehe sie auf Sandeckers Drängen hin zur NUMA übergewechselt war, wo sie für die Koordinierung der nachrichtendienstlichen Erkenntnisse sorgte. Molly hatte karamelfarbenes Haar, braune Augen und sah großartig aus. Sie riß sich von dem Bild los, wandte sich an den Admiral und bedachte ihn mit einem ernsten Blick.

»Ich glaube, ich weiß eine Lösung«, sagte sie ruhig und gelassen.

Der Admiral nickte. »Schießen Sie los, Molly.«

»Meines Wissens«, erklärte sie, »ist gestern der Flugzeugträger *Roosevelt* in Pearl Harbor eingelaufen, um Proviant zu fassen und einen der Aufzüge zu den Flugdecks reparieren zu lassen, ehe er zu der vor Indonesien liegenden Zehnten Flotte stößt.«

Gunn warf ihr einen zweifelnden Blick zu. »Wissen Sie das ganz genau?«

Molly lächelte ihn zuckersüß an. »Ich pflege nach wie vor meine Verbindungen zu den obersten Stabschefs.«

»Ich weiß, worauf Sie hinauswollen«, sagte Sandecker. »Aber solange wir keinen Reflektor haben, nützt uns auch der beste Träger nach Hawaii nichts.«

»Die Idee mit dem Flugzeugträger kam mir bloß nebenbei«,

erklärte Molly. »Ich dachte in erster Linie daran, daß es auf der Hawaii-Insel Lanai eine Satellitenempfangsstation gibt.«

»Hätte ich dort nicht vermutet«, sagte Yeager. »Ich war auf meiner Hochzeitsreise dort und bin mit meiner Frau die ganze Insel abgefahren. Aber an eine Satellitenstation kann ich mich nicht erinnern.«

»Die Gebäude und der Parabolspiegel befinden sich im Krater eines erloschenen Vulkans, dem Palawai. Weder die Eingeborenen, die sich seit jeher fragen, was dort vor sich geht, noch Touristen gelangen auch nur in die Nähe.«

»Von der Satellitenüberwachung mal abgesehen«, sagte Ames. »Wozu dient diese Anlage?«

»Diente«, korrigierte ihn Molly. »Zur Überwachung sowjetischer Spionagesatelliten. Die militärische Führung der Sowjetunion war ganz versessen darauf, ihre Spionagesatelliten auch noch über unsere Militärstützpunkte in Hawaii fliegen zu lassen, nachdem sie zuvor den gesamten nordamerikanischen Kontinent ausgekundschaftet hatten. Wir wiederum haben ihren Empfang gestört, so daß sie keine scharfen Fotos schießen konnten. Laut Auskunft der CIA sind die Russen nie dahintergekommen, weshalb ihre Satellitenaufnahmen immer unscharf und verschwommen waren. Mit dem Zusammenbruch des Kommunismus und dem Aufkommen neuer Nachrichtentechnologien wurde die Station im Palawai überflüssig. Sie war weiter in Betrieb, weil sie aufgrund ihrer Größe die Funksignale weit entfernter Raumsonden empfangen konnte. Mittlerweile ist die Anlage völlig überholt und weitestgehend stillgelegt, auch wenn sie meines Wissens nach wie vor bewacht wird.«

Yeager kam sofort zur Sache. »Wie groß ist der Parabolspiegel?«

Molly vergrub das Gesicht einen Moment lang in den Händen, dann blickte sie wieder auf. »Soweit ich mich erinnern kann, hatte er einen Durchmesser von rund achtzig Metern.«

»Das sollte von der Größe her für unsere Zwecke reichen«, sagte Ames.

»Meinen Sie, die NSA leiht uns die Antenne?« fragte Sandecker.

»Die zahlen Ihnen wahrscheinlich noch was dafür, wenn Sie sie abbauen.«

»Sie werden sie zerlegen und per Flugzeug in Einzelteilen nach Pearl Harbor transportieren müssen«, sagte Ames. »Immer vorausgesetzt, daß man Ihnen den Flugzeugträger *Roosevelt* für die Montage und das Ausbringen am Konvergenzpunkt zur Verfügung stellt.«

Sandecker wandte sich an Molly. »Sie knöpfen sich die National Security Agency vor, und ich seh' unterdessen zu, was ich bei der Navy erreichen kann.«

»Ich klemme mich sofort dahinter«, versicherte ihm Molly.

Ein Mann mit schütterem Haar, der fast am anderen Ende des Tisches saß, hob die Hand.

Sandecker nickte ihm lächelnd zu. »Sie sind verdächtig ruhig gewesen, Charlie. Irgendwas geht Ihnen bestimmt durch den Kopf.«

Dr. Charles Bakewell, der Chefgeologe der NUMA, nahm den Kaugummi aus dem Mund, wickelte ihn sorgfältig in ein Papiertaschentuch und warf ihn in den Papierkorb. Er nickte dem dreidimensionalen Abbild von Dr. Ames zu. »Soweit ich Sie verstanden habe, können die Schallwellen an sich keine organischen Schäden anrichten. Aber da es aufgrund der Kammern im Fels zu einer Resonanz des zur Diamantenförderung angewandten Ultraschalls kommt, wird die Frequenz so weit herabgesetzt, daß sich die Wellen über große Entfernungen hinweg fortpflanzen können. Und wenn sich diese Schallwellen in einem bestimmten Meeresgebiet überschneiden, werden sie derart verstärkt, daß sie menschliches Gewebe schädigen.«

»Sie haben es auf den Punkt gebracht«, versetzte Ames.

»Wenn man die bei der Konvergenz entstehenden Kräfte zum Ursprungsort zurückleitet, könnte es dann nicht wiederum zu einer teilweisen Reflexion der Restenergie auf Gladiator Island kommen?«

Ames nickte. »Ganz recht. Aber da die Schallwellen aufgesplittert waren und die Insel zudem unter dem Meeresspiegel treffen, besteht so gut wie keine Gefahr, daß es dort zu einer Katastrophe kommt.«

»Ich mache mir vor allem Gedanken darüber, was mit der Insel geschieht, wenn die Schallwellen auftreffen«, erklärte Bakewell. Ich

habe die Untersuchungen überprüft, die vor fast fünfzig Jahren im Auftrag der Dorsett Consolidated Mining angestellt wurden. Die Vulkane an der Nord- und Südspitze der Insel sind keineswegs erloschen, sondern nur untätig. Sie sind seit über siebenhundert Jahren nicht mehr ausgebrochen. Aber Untersuchungen der Lava haben ergeben, daß es Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zum letzten großen Ausbruch kam. Vor jeder menschlichen Besiedelung also. Doch auch in den folgenden Jahrhunderten kam es zwischen langen Ruheperioden immer wieder zu vulkanischer Aktivität.«

»Worauf wollen Sie hinaus, Charlie?« fragte Sandecker.

»Meiner Ansicht nach, Admiral, könnte eine verheerende Naturkatastrophe ausgelöst werden, wenn die Schallwellen auf den unterseeischen Sockel von Gladiator treffen.«

»Ein Vulkanausbruch?« fragte Rudi Gunn.

Bakewell nickte nur.

»Wie groß ist Ihrer Schätzung nach die Wahrscheinlichkeit, daß es dazu kommt?« wollte Sandeckerwissen.

»Erdbeben oder vulkanische Tätigkeit lassen sich mit letzter Sicherheit so gut wie nicht vorhersagen. Aber ich kenne einen erfahrenen Vulkanologen, und der setzt den Risikofaktor in diesem Fall auf etwa zwanzig Prozent an.«

»Ein Verhältnis von eins zu fünf also«, sagte Ames, beziehungsweise sein holographisches Abbild, und wandte sich an Sandecker. »Ich fürchte, Admiral, daß unser Projekt nach Dr. Bakewells Einwänden unter die Kategorie nicht akzeptables Restrisiko fällt.«

Sandecker antwortete, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. »So leid es mir tut, Dr. Ames, aber Honolulu hat über eine Million Einwohner. Hinzu kommen Zehntausende von Touristen und die auf Oahu stationierten Angehörigen unserer Streitkräfte. Die haben für mich Vorrang vor den sechshundertfünfzig Bergleuten auf Gladiator.«

»Können wir Dorsett Consolidated nicht eine Warnung zukommen lassen, daß sie die Insel evakuieren sollen?« sagte Yeager.

»Wir müssen es versuchen«, sagte Sandecker entschieden. »Aber wie ich Arthur Dorsett kenne, wird er das nur als leere Drohung abtun.«

»Angenommen, die Schallwellen werden anderweitig abgeleitet?« warf Bakewell ein.

Ames wirkte skeptisch. »Sobald die Schallwellen von ihrem ursprünglichen Weg abgelenkt werden, besteht die Gefahr, daß sie wieder ihre volle Kraft erlangen und Yokohama, Schanghai, Manila, Sydney, Auckland oder eine andere dichtbevölkerte Küstenstadt treffen.«

Einen Moment lang herrschte Stille, und alle, auch Ames, der dreitausendzweihundert Kilometer weiter westlich an seinem Schreibtisch saß, richteten den Blick auf Sandecker. Der spielte geistesabwesend mit einer nicht angezündeten Zigarre. Kaum jemand ahnte, daß der Admiral gar nicht über eine mögliche Katastrophe auf Gladiator Island nachgrübelte. Er dachte vielmehr daran, daß zwei seiner engsten Mitarbeiter von Arthur Dorsett auf hoher See ausgesetzt worden waren. Und letzten Endes siegten seine Trauer und sein Zorn über jeden humanitären Einwand.

Er schaute Sanford Ames' dreidimensionales Abbild an. »Stellen Sie Ihre Berechnungen an, Doc. Wir richten den Reflektor auf Gladiator Island. Wenn wir Dorsett Consolidated nicht das Handwerk legen, und zwar so schnell wie möglich, dann schafft das keiner.«

42

Der Fahrstuhl zu Arthur Dorsetts Privatgemächern in der Firmenzentrale in Sydney stieg völlig geräuschlos nach oben. Lediglich an den aufblinkenden Stockwerksziffern über der Tür konnte man erkennen, daß er sich überhaupt bewegte. Als die Kabine in der Penthouse-Suite zum Stillstand kam, stieg Gabe Strouser aus und begab sich durch einen kleinen Durchgang in den offenen Innenhof, wo Dorsett ihn erwartete.

Strouser behagte diese Zusammenkunft mit dem Diamantenbaron ganz und gar nicht. Sie kannten einander von Kindesbeinen an. Die guten Beziehungen zwischen den Strousers und den Dorsetts hatten über ein Jahrhundert lang gehalten, bis Arthur alle weiteren

Geschäfte mit Strouser & Sons unterbunden hatte. Es war keine gütliche Trennung gewesen. Dorsett hatte Gabe Strouser kurzerhand über seine Anwälte wissen lassen, daß die Dienste seiner Familie nicht mehr benötigt würden. Die Entscheidung war ihm nicht etwa in einem persönlichen Gespräch, sondern am Telefon überbracht worden. Eine Kränkung, die Strouser hart getroffen hatte und die er Dorsett niemals verzieh.

Strouser hatte sich dem südafrikanischen Kartell zuwenden müssen, um das altehrwürdige Familienunternehmen zu retten, und die Firmenzentrale schließlich von Sydney nach New York verlagert. Im Laufe der Zeit war er ein allseits geachtetes Mitglied des Direktoriums geworden. Da das Kartell in den Vereinigten Staaten aufgrund der dortigen Antitrustgesetze nicht unternehmerisch tätig werden durfte, wickelte es seine Geschäfte über die angesehene Diamantenhändlerfirma Strouser & Sons ab, die als seine amerikanische Filiale fungierte.

Er wäre jetzt nicht hier, wenn die anderen Mitglieder des Direktoriums nicht durch gewisse Gerüchte in Panik geraten wären, wonach Dorsett Consolidated Mining den Markt mit einer Unzahl von Steinen zu Niedrigstpreisen zu überschwemmen drohte. Man mußte rasch und entschieden handeln, wenn man eine Katastrophe verhindern wollte. Strouser, ein äußerst gewissenhafter Mann, war das einzige Mitglied des Direktoriums, dem man zutraute, daß er Dorsett davon abbringen könnte, das feste Preisgefüge des Diamantenmarktes zu erschüttern.

Arthur Dorsett kam Strouser entgegen und schüttelte ihm energisch die Hand. »Lange nicht gesehen, Gabe, zu lange.«

»Danke, daß Sie mich empfangen, Arthur.« Strouser schlug einen leutseligen Ton an, doch seine Abneigung war unüberhörbar. »Soweit ich mich entsinne, haben Ihre Anwälte darauf bestanden, daß ich Sie nie wieder behelligen soll.«

Dorsett zuckte die Achseln. »Schnee von gestern. Vergessen wir, was vorgefallen ist. Reden wir lieber beim Essen über die alten Zeiten.« Er deutete auf einen Tisch, der in einer mit kugelsicherem Glas geschützten Laube stand, von der aus man einen herrlichen Blick über den Hafen von Sydney hatte.

Strouser hatte auch äußerlich nichts mit dem derben, rauhbeinigen Diamantenbaron gemein. Er war Anfang Sechzig, sah bemerkenswert attraktiv aus, hatte dichtes, gepflegtes Silberhaar, ein schmales Gesicht mit hohen Wangenknochen und einer wohlgeformten Nase, um die ihn viele Hollywoodstars beneidet hätten. Er war schlank und sportlich, etliche Zentimeter kleiner als der bullige Dorsett, hatte ebenmäßig gebräunte Haut, blendendweiße Zähne und einen freundlichen Mund. Argwöhnisch musterte er Dorsett mit seinen blaugrünen Augen, wie die Katze den bösen Hund des Nachbarn.

Sein Anzug war aus bestem Tuch und erstklassig geschnitten, konservativ zwar, aber mit ein paar Feinheiten, die ihn todschick und hochmodern wirken ließen. Dazu trug er eine Krawatte aus edler Seide und handgefertigte, auf Hochglanz polierte italienische Schuhe, in denen man sich fast spiegeln konnte. Die Manschettenknöpfe waren nicht, wie man erwartet hatte, mit Diamanten, sondern mit Opalen besetzt.

Der freundliche Empfang überraschte ihn etwas. Dorsett kam ihm vor wie ein Schauspieler in einem schlechten Stück. Strouser hatte mit einem eher unangenehmen Zusammentreffen gerechnet. Auf keinen Fall hatte er erwartet, daß man ihn zu Tisch bitten würde. Er hatte kaum Platz genommen, als Dorsett einem Kellner zuwinkte, der eine Flasche Champagner aus einem schweren, silbernen Kühler nahm und Strouser ein Glas eingoß. Leicht amüsiert stellte er fest, daß Dorsett sich lediglich ein Castlemaine-Bier bringen ließ, das er kurzerhand aus der Flasche trank.

»Als die Obermacker vom Kartell sagten, daß sie jemanden zu einem Gespräch nach Australien schicken wollen«, sagte Dorsett, »wär ich nie drauf gekommen, daß Sie dieser Abgesandte sind.«

»Aufgrund unserer langjährigen Geschäftsbeziehungen meinten die anderen, ich könnte mich am besten in Sie hineinversetzen. Daher haben sie mich gebeten, bei Ihnen vorzusprechen und mich zu erkundigen, was an den Gerüchten dran ist, die in der Branche umgehen. Angeblich wollen Sie Ihre Steine zu Billigpreisen verkaufen und den Markt ruinieren. Und zwar nicht etwa Industriediamanten, sondern erstklassige Juweliersware.«

»Wo habt ihr das gehört?«

»Sie leiten ein Unternehmen mit Tausenden von Mitarbeitern, Arthur. Daß dabei der eine oder andere unzufriedene Angestellte etwas ausplaudert, ist doch ganz normal.«

»Ich werde die Sache von meinem Sicherheitsdienst untersuchen lassen. Ich halte nichts von Verrätern, nicht, wenn sie bei mir in Lohn und Brot stehen.«

»Wenn das, was wir gehört haben, zutrifft, steht dem Diamantenmarkt eine schwere Krise bevor«, erklärte Strouser. »Ich habe den Auftrag, Ihnen ein solides Angebot zu unterbreiten, um Ihre Steine vom Markt fernzuhalten.«

»Diamanten sind keine Mangelware, Gabe, sind es nie gewesen. Sie wissen, daß man mich nicht kaufen kann. Auch ein Dutzend Kartelle könnte mich nicht daran hindern, meine Steine in Umlauf zu bringen.«

»Es war dumm von Ihnen, daß Sie nicht mit der Central Selling Organization zusammengearbeitet haben, Arthur. Sie haben dadurch Millionen verloren.«

»Eine langfristige Investition, die in Bälde gewaltige Rendite abwerfen wird«, versetzte Dorsett störrisch.

»Dann stimmt es also?« fragte Strouser ungerührt. »Sie haben Ihre Steine gehortet, um eines Tages einen schnellen Profit einzufahren.«

Dorsett schaute ihn lächelnd an und bleckte seine gelb verfärbten Zähne. »Selbstverständlich stimmt es. Bis auf den schnellen Profit.«

»Eins muß man Ihnen lassen, Arthur: Sie sind ehrlich.«

»Ich habe nichts zu verbergen, nicht mehr.«

»Sie können nicht einfach eigene Wege gehen und so tun, als gäbe es das Kartell nicht. Davon haben alle nur Nachteile.«

»Sie und Ihre Freunde vom Kartell haben leicht reden. Ihr habt doch das Handelsmonopol über die weltweit geförderten Diamanten.«

»Wieso aus einer Laune heraus den Markt verderben?« sagte Strouser. »Warum sollte man sich gegenseitig systematisch die Luft abschnüren? Wieso eine gesunde und blühende Branche ruinieren?«

Dorsett hob die Hand und unterbrach ihn. Er nickte dem Kellner zu, der mit einem Servierwagen an den Tisch kam und ihnen Hummersalat vorsetzte. Dann starrte er Strouser unverwandt an.

»Ich betreibe meine Geschäfte nicht aus einer Laune heraus. Ich habe in meinen Lagerhäusern weltweit über hundert Tonnen Diamanten liegen. Dazu kommen weitere zehn Tonnen aus meinen Minen, die jederzeit abtransportiert werden können. In ein paar Tagen werden fünfzig Prozent davon geschliffen und facettiert, und die gedenke ich über das House of Dorsett zu Einzelhandelspreisen von durchschnittlich zehn Dollar pro Karat zu verkaufen. Die Rohlinge biete ich den Händlern zu fünfzig Cent pro Karat an. Wenn ich fertig bin, wird der Markt zusammenbrechen. Dann gelten Diamanten nicht mehr als Kostbarkeit und lohnende Vermögensanlage.«

Strouser war wie vor den Kopf geschlagen. Er war davon ausgegangen, daß Dorsett mit seiner Vermarktungsstrategie einen vorübergehenden Preisverfall herbeiführen und einen raschen Gewinn erzielen wollte. Jetzt erkannte er das ganze Ausmaß seiner Pläne. »Sie werden Tausende von Groß- und Einzelhändlern in den Ruin treiben, einschließlich Ihrer selbst. Was versprechen Sie sich von einem derart selbstmörderischen Unternehmen?«

Dorsett, der den Salat nicht anrührte, zischte sein Bier weg und winkte nach einem neuen, ehe er fortfuhr. »Ich bin jetzt in der Position, in der das Kartell hundert Jahre lang gewesen ist. Es beherrscht achtzig Prozent des weltweiten Diamantenmarktes. Ich beherrsche achtzig Prozent des weltweiten Buntedelsteinmarktes.«

Strouser kam sich vor, als schaukelte er auf einem Trapez. »Ich hatte keine Ahnung, daß Sie so viele Buntedelsteinminen besitzen.«

»Das weiß auch sonst niemand. Sie sind nach meiner Familie der erste, der es erfährt. Es war ein langer und mühseliger Vorgang, in den Dutzende miteinander verflochtener Firmen einbezogen waren. Ich habe Anteile an jeder größeren Buntedelsteinmine auf der Welt erworben. Sobald ich dafür gesorgt habe, daß Diamanten wertlos sind, gedenke ich für Buntedelsteine zu ermäßigten Preisen zu werben, um die Nachfrage zu steigern. Dann hebe ich den Ein-

zelhandelspreis allmählich an, streiche den Gewinn ein und expandiere.«

»Aufs Raffen und Verramschen haben Sie sich seit jeher verstanden, Arthur. Aber nicht einmal Sie können etwas zerstören, das ein Jahrhundert lang aufgebaut wurde.«

»Im Gegensatz zum Kartell habe ich nicht vor, den Wettbewerb auf Einzelhandelsebene zu unterdrücken. Ich werde in meinen Läden auf ehrlichen Wettbewerb achten.«

»Sie zetteln eine Fehde an, bei der niemand gewinnen kann. Bevor Sie den Diamantenmarkt zusammenbrechen lassen, wird Sie das Kartell vernichten. Wir werden weltweit sowohl finanziell als auch politisch alle Hebel in Bewegung setzen, um Ihnen Einhalt zu gebieten.«

»Sie legen sich vergebens ins Zeug, mein Bester«, sagte Dorsett hitzig. »Die Tage, da die Käufer in euren piekfeinen Geschäftsräumen in London und Johannesburg katzbuckeln mußten, sind vorbei. Niemand braucht mehr zu Kreuze zu kriechen, damit er bei euch als Aufkäufer geführt wird und die Ware abnehmen darf, die ihr ihm gnädig anbietet. Schluß mit der Heimlichtuerei und den Schwarzmarktgeschäften, auf die man sich einlassen mußte, wenn man euren Apparat umgehen und Rohlinge kaufen wollte. Weder irgendeine Polizeitruppe auf dieser Welt noch eure für teures Geld gekauften Sicherheitsdienste werden fortan gegen Leute vorgehen, die ihr scheinheilig als Kriminelle abstempelt, weil sie Steine schmuggeln und unter der Hand auf dem angeblich so gefährlichen und großen illegalen Markt verkaufen, der nichts als ein Märchen ist, das Ihre Gesinnungsgenossen sich ausgedacht haben. Fortan wird es keinerlei Auflagen und Diktate mehr geben, um künstlich für eine gigantische Nachfrage zu sorgen. Ihr habt auf Regierungen eingewirkt, bis sie Gesetze erlassen haben, die den freien Wettbewerb einschränken, damit ihr und nur ihr Diamanten vertreiben könnt. Gesetze, die einem verbieten, einen Diamanten zu verkaufen, selbst wenn man ihn auf dem eigenen Grund und Boden gefunden hat. Nur noch ein paar Tage, dann wird die große Illusion platzen, dann sind Diamanten keinen Pfifferling mehr wert.«

»Uns können Sie nicht ausstechen«, sagte Strouser, der nur müh-

sam die Ruhe bewahrte. »Für uns ist es ein leichtes, Hunderte Millionen von Dollars auszugeben und Werbekampagnen zu starten, in denen der Zauber und die Einzigartigkeit von Diamanten herausgestrichen werden.«

»Meinen Sie etwa, das habe ich nicht bedacht und die entsprechenden Vorkehrungen getroffen?« Dorsett lachte. »Ich werde einen mindestens ebenso großen Werbefeldzug in die Wege leiten, in dem ich die vielseitige Verwendbarkeit von Buntedelsteinen herausstelle. Ihr macht Reklame für einen Diamanten, für einen Verlobungsring, während ich für ein ganzes Spektrum werbe, für ein neues Modebewußtsein, das sich auf Buntedelsteine gründet, farbenfroh wie die Liebe‹ wird das Motto meiner Kampagne sein. Aber das ist nur der Anfang. Darüber hinaus gedenke ich der breiten, unbeleckten Öffentlichkeit klarzumachen, wie selten Buntedelsteine im Vergleich zu den reichlich vorhandenen und damit billigen Diamanten sind. Mit dem Ergebnis, daß die Kunden kein Interesse mehr an Diamanten haben werden.«

Strouser stand auf und warf seine Serviette auf den Tisch. »Sie gefährden die Existenz von Tausenden von Menschen«, sagte er unversöhnlich. »Man muß Sie daran hindern, den Markt zu zerstören.«

»Seien Sie kein Narr«, sagte Dorsett und bleckte die Zähne. »Steigen Sie bei mir ein. Lassen Sie die Diamanten sein, verlegen Sie sich auf Buntedelsteine. Überlegen Sie es sich gut, Gabe. Farbe ist die Zukunft des Edelsteingeschäfts.«

Strouser konnte mit Mühe und Not seinen Zorn im Zaum halten. »Meine Familie handelt seit Generationen mit Diamanten. Diamanten sind mein Lebensinhalt. Ich werde nicht mit dieser Tradition brechen. An Ihren Händen klebt Schmutz, Arthur, sosehr Sie sie auch manikürен lassen. Ich persönlich werde dafür Sorge tragen, daß man Sie mit allen Mitteln bekämpft, bis Sie auf dem Markt keine Rolle mehr spielen.«

»Jeder Widerstand kommt zu spät«, erwiderte Dorsett kühl. »Sobald der Markt für Buntedelsteine bereitet ist, wird sich dieser Diamantenwahn über Nacht legen.«

»Nicht, solange ich es verhindern kann.«

»Was gedenken Sie denn zu unternehmen, wenn Sie von hier aufbrechen?«

»Das Direktorium von Ihren Plänen verständigen und sofortige Gegenmaßnahmen einleiten, damit Ihnen der Wind aus den Segeln genommen wird, ehe Sie Ihren Plan in die Tat umsetzen können. Noch ist es nicht zu spät.«

Dorsett, der sitzen geblieben war, blickt zu Strouser auf. »Das glaube ich nicht.«

Strouser wußte nicht, was er damit meinte, und wandte sich zum Gehen. »Da Sie auf keinerlei Argumente hören wollen, habe ich nichts mehr zu sagen. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag, Arthur.«

»Bevor Sie gehen, Gabe, habe ich noch ein Geschenk für Sie.«

»Ich will nichts von Ihnen!« versetzte Strouser ungehalten.

»Das hier wird Ihnen gefallen.« Dorsett lachte boshaft. »Vielleicht aber auch nicht, wenn ich's mir recht überlege.« Er winkte mit einer Hand. »Jetzt, Boudicca, bist du dran.«

Blitzschnell tauchte die große Frau hinter Strouser auf und drückte ihm unverhofft die Arme an den Leib. Der Diamantenhändler setzte sich einen Moment lang zur Wehr, gab dann nach und starrte Dorsett verständnislos an.

»Was soll das? Lassen Sie mich sofort frei.«

Dorsett schaute Strouser an und breitete entrüstet die Arme aus. »Sie haben nichts zu Mittag gegessen, Gabe. Ich kann nicht zulassen, daß Sie hungrig von hier weggehen. Sonst denken Sie noch, ich wäre ein schlechter Gastgeber.«

»Sie müssen verrückt sein, wenn Sie meinen, Sie könnten mich einschüchtern.«

»Ich will Sie ja gar nicht einschüchtern«, sagte Dorsett mit einem grausamen Grinsen. »Ich will Sie füttern.«

Strouser wirkte wie betäubt. Ungehalten schüttelte er den Kopf und versuchte sich aus Boudiccas Griff zu befreien, aber vergebens.

Auf Dorsetts Kopfnicken hin drängte Boudicca Strouser zum Tisch, packte ihn mit einer Hand unter dem Kinn und drückte seinen Kopf zurück, bis sein Gesicht nach oben wies. Daraufhin brachte Dorsett einen großen Plastiktrichter zum Vorschein und zwängte ihn Strouser in den Mund. Der Diamantenhändler fun-

kelte ihn zunächst wütend an, erschrak dann und wurde schließlich von Panik erfaßt. Niemand achtete auf die erstickten Schreie, die er ausstieß, als Boudicca ihn noch enger umklammerte.

»Bin bereit, Papa«, sagte sie voller Vorfreude.

»Nachdem Diamanten dein Lebensinhalt sind, mein alter Freund, kannst du sie auch fressen«, sagte Dorsett, hob ein kleines, teekannenähnliches Gefäß hoch, kippte Strouser einen Schwall makelloser, erstklassiger Einkaräter in den Schlund und hielt ihm mit der anderen Hand die Nase zu. Strouser zappelte wie wild und trat mit den Beinen um sich, aber seine Arme wurden so eng an den Körper gedrückt, als hätte ihn ein Python umschlungen.

Verzweifelt versuchte er die Steine zu schlucken, doch es waren zu viele. Bald blieben sie ihm im Halse stecken, und sein Widerstand erlahmte. Er zuckte noch ein paarmal, rang röchelnd nach Atem und war binnen kürzester Zeit erstickt.

Seine glasigen, im Tode erstarrten Augen nahmen die glitzernden. Steine nicht mehr wahr, die sich aus seinem Mund ergossen, über den Tisch kullerten und zu Boden fielen.

43

Nachdem sie zwei Tage festen Boden unter den Füßen hatten, kamen sich alle vor wie von den Toten auferstanden. Sie räumten Yorks Lagerplatz auf und überprüften jeden Gegenstand und jedes Gerät auf seine Verwertbarkeit. Auch nachdem sie Rodney York in einer kleinen, teilweise mit Sand gefüllten Bodenmulde bestattet hatten, weigerte sich Maeve, die Hütte zu betreten. Daher bauten sie mit Hilfe des alten Kunststoffsegels aus der Hütte eine Art Zelt und widmeten sich dem tagtäglichen Kampf ums Überleben.

Giordinos kostbarste Errungenschaft war ein Werkzeugkasten. Er nahm sich unverzüglich das Funkgerät und den Generator vor, gab aber entnervt auf, nachdem er fast sechs Stunden lang vergeblich geschuftet hatte.

»Da sind zu viele Teile kaputt oder verrottet, als daß man ihn

reparieren könnte. Die Batterien haben jahrzehntelang rumgelegen und sind in etwa so brauchbar wie versteinerte Dinosaurierkacke. Und ohne Generator nutzen uns das Funktelefon, das Peilfunkgerät und der Empfänger überhaupt nichts.«

»Lassen sich aus dem ganzen Krempel, der hier herumliegt, Ersatzteile herstellen?« fragte Pitt.

Giordino schüttelte den Kopf. »Den Generator könnte nicht mal der Chefingenieur von General Electric wieder in Ordnung kriegen. Und selbst wenn er's fertigbrächte, würde es nichts nützen, weil der Motor keinen Mucks mehr macht. Das Kurbelwellengehäuse ist gerissen. York hat es anscheinend nicht bemerkt und den Motor weiterlaufen lassen. Durch den Ölverlust sind die Lager heißgelaufen und der Kolben hat gefressen. Wir brauchten ein ganzes Ersatzteillager, um den wieder flottzumachen.«

Pitt betätigte sich unterdessen als Heimwerker. Zunächst brauchte er drei kleine Holzstücke mit möglichst gerader Maserung. Er spleißte sie schließlich von einem Seitenbrett der Pritsche ab, die Rodney York als letzte Ruhestätte gedient hatte. Danach riß er die kartonierten Einbände von drei Taschenbuchromanen ab, die er in Yorks Regal gefunden hatte, hielt sie jedem knapp oberhalb der Augenbrauen an die Stirn, nahm Maß und fertigte Schablonen an. Er zeichnete die Umrisse der Schablonen auf den Holzstücken ein, bearbeitete sie entsprechend und schnitzte eine halbrunde Öffnung für die Nase heraus. Dann klemmte er sich die Hölzer zwischen die Knie, höhlte die Innenseite aus und glättete sie. Daraufhin schälte er die überflüssige Holzschicht auf der Außenseite ab und kerbte zwei waagerechte Schlitze in die Höhlungen. Er nahm das neben dem Außenbordmotor stehende Ölkännchen, tränkte die dünnen, leicht gekrümmten Holzleisten damit, bohrte schließlich zwei Löcher in beide Enden und fädelte eine Nylonschnur hindurch.

»Bitte sehr, meine Damen und Herren«, sagte er, als er sie austeilte. »Colonel Thadeus Pitts sensationelle Sonnenbrillen, gebaut nach einem Geheimpatent, das ihm ein sterbender Eskimo anvertraute, bevor er auf dem Rücken eines Eisbären über das Polarmeer davonritt.«

Maeve hielt ihre Brille vor die Augen und schlang sich die Schnur um den Kopf. »Sehr raffiniert. Die schützen ja wirklich vor der Sonne.«

»Verdammt schlau, diese Inuit«, sagte Giordino, als er durch die Sehschlitze schaute. »Kannst du die Schlitze eine Idee breiter machen? Ich komme mir vor, als ob ich unter einer Tür durchgucke.«

Pitt lächelte und reichte Giordino sein Schweizer Offiziersmesser. »Du darfst dir deine Brille ganz nach deinem Geschmack zurechtschnitzen.«

»Apropos Geschmack«, meldete sich Maeve, die neben einem kleinen Feuer stand, das sie mit den Streichhölzern aus Pitts Notfallausrüstung angezündet hatte. »Greift bitte zu. Heute abend gibt's gegrillte Makrelen und Herzmuscheln, die ich unterhalb der Flutgrenze aus dem nassen Sand gegraben habe.«

»Dabei hatte sich mein Magen grade an rohen Fisch gewöhnt«, flachste Giordino.

Maeve servierte die dampfenden Fische und die Muscheln auf Yorks alten Tellern. »Morgen abend gibt's Geflügel, falls wir in unserer kleinen Gruppe einen guten Schützen haben.«

»Sollen wir etwa wehrlose kleine Vögel abschießen?« Giordino tat entsetzt.

»Auf den Felsen da drüben habe ich mindestens zwanzig Fregattvögel gezählt«, sagte sie und deutete zur Nordküste. »Wenn wir einen gut getarnten Unterstand bauen, kommen sie so nahe ran, daß wir sie sogar mit unserer kleinen Spielzeugpistole treffen.«

»Gegrillter Fregattvogel wird meinem geschrumpften Magen eine Freude sein. Ich besorge uns das morgige Abendessen. Wenn nicht, darfst du mich an den Daumen aufhängen«, versprach Pitt.

»Hast du außer den Sonnenbrillen auch noch andere Tricks auf Lager?« fragte Maeve neckend.

Pitt legte sich rücklings in den Sand und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Gut, daß du mich darauf ansprichst. Nachdem ich mir einen ganzen Nachmittag lang den Kopf zerbrochen habe, bin ich zum Schluß gekommen, daß wir in eine etwas angenehmere Klimazone weiterziehen sollten.«

Maeve warf ihm einen äußerst skeptischen Blick zu. »Weiterziehen?« Sie wandte sich um Beistand heischend an Giordino, doch der schaute sie nur an, als wollte er sagen: »Du lernst es nie«, und nagte weiter an seiner Makrele herum. »Wir haben zwei schwer beschädigte Boote, mit denen wir nicht mal über einen Swimmingpool segeln können. Womit sollen wir unsere Luxuskreuzfahrt ins Nirgendwo deiner Ansicht nach antreten?«

»Elementar, meine liebe Fletcher«, sagte er aufgeräumt. »Wir bauen uns ein drittes Boot.«

»Ein Boot bauen?« Sie klang, als wollte sie jeden Moment laut loslachen.

Giordino hingegen schaute ihn ernst und gespannt an. »Meinst du etwa, wir kriegen Yorks Segelboot wieder flott?«

»Nein. Der Rumpf ist zu stark beschädigt, als daß wir ihn mit unseren begrenzten Mitteln reparieren könnten. York war ein erfahrener Segler, und er hat offenbar keine Möglichkeit gesehen, es wieder zum Schwimmen zu bringen. Wir können aber das Oberdeck verwenden.«

»Und warum bleiben wir nicht einfach hier und machen das Beste daraus?« wandte Maeve ein. »Wir sind einfallsreicher als der arme Rodney und haben viel mehr Erfahrung in der Kunst des Überlebens. Wenn wir genug Fische und Vögel fangen, können wir hier aushalten, bis ein Schiff vorbeikommt.«

»Genau da liegt der Hund begraben«, sagte Pitt. »Wir können eben *nicht* von dem leben, was wir fangen. Den ausgefallenen Zähnen nach zu schließen, ist Rodney an Skorbut gestorben. Der Mangel an Vitamin C und zig anderen Nährstoffen hat ihn so geschwächt, daß sein Körper nicht mehr mitspielte. In dem Zustand war der Tod dann nur noch eine Frage der Zeit. Falls irgendwann ein Schiff vorbeikommen und einen Erkundungstrupp an Land schicken sollte, wird man allenfalls vier Skelette statt eins finden. Ich bin fest davon überzeugt, daß wir lieber alles versuchen sollten, um von hier wegzukommen, solange wir noch bei Kräften sind.«

»Dirk hat recht«, sagte Giordino zu Maeve. »Nur wenn wir die Insel verlassen, haben wir die Chance, die Lichter der Großstadt noch mal wiederzusehen.«

»Ein Boot bauen?« fragte Maeve. »Womit denn?«

Anmutig und energisch zugleich stand sie da, den Kopf wie ein wachsamer Luchs leicht zur Seite geneigt. Arme und Beine waren schlank und tief gebräunt, ihr Körper wirkte straff und jugendlich. Pitt fand sie mindestens ebenso faszinierend wie einst an Bord der *Ice Hunter*.

»Hier ein Schwimmkörper von unserem Boot, da die Aufbauten von Yorks Boot, dazu ein paar Baumstämme, und eh' du dich versiehst, haben wir ein hochseetüchtiges Schiff.«

»Das will ich sehen«, sagte Maeve.

»Wie belieben«, erwiderte Pitt leichthin und fing an, eine Skizze in den Sand zu zeichnen. »Ich habe vor, die Schwimmkörper unseres Bootes unter den Kajütenaufbau von Yorks Boot zu montieren. Dann basteln wir uns aus Baumstämmen zur Stabilisation ein Paar Ausleger, und schon haben wir einen Trimaran.«

»Sieht durchaus machbar aus«, stimmte Giordino zu.

»Wir brauchen über hundertdreißig Quadratmeter Segelfläche«, fuhr Pitt fort. »Mast und Ruder haben wir.«

Giordino deutete zu dem Zelt. »Yorks alte Dacron-Segel sind nach vierzig Jahren spröde und verrottet. Die werden von der ersten steifen Brise in Fetzen gerissen.«

»Auch daran habe ich gedacht«, sagte Pitt. »Die alten polynesischen Seefahrer haben ihre Segel aus Palmwedeln gewoben. Meiner Ansicht nach müßten sich die belaubten Buchenzweige genausogut dafür eignen. Außerdem liegt auf dem Segelboot jede Menge übriges Tauwerk, das wir für die Wanten und zum Befestigen der Ausleger am Rumpf verwenden können.«

»Wie lange wird es dauern, bis wir deinen Trimaran gebaut haben?« fragte Maeve, die statt Zweifeln allmählich Interesse zeigte.

»Wenn wir Überstunden schieben, müßten wir meiner Meinung nach innerhalb von drei Tagen ein Boot zusammengezimmert haben und klar zum Ablegen sein.«

»So schnell?«

»Die Bauarbeiten sind nicht weiter schwierig, und dank Rodney York haben wir auch das nötige Werkzeug dazu.«

»Segeln wir weiter nach Osten oder gehen wir auf Nordostkurs, in Richtung Invercargill?« fragte Giordino.

Pitt schüttelte den Kopf. »Da wir Rodneys Navigationsgeräte und die Admiralitätskarten haben, sehe ich keinen Grund, weshalb wir nicht auf direktem Kurs nach Gladiator Island fahren sollten.«

Maeve, deren Arme schlaff herabhingen, schaute ihn an, als hätte er den Verstand verloren. »Das«, versetzte sie fassungslos, »ist die verrückteste Idee, die du bisher gehabt hast.«

»Mag sein«, sagte Pitt und schaute sie entschlossen an. »Aber ich finde, wir sollten unser Vorhaben zu Ende führen... deine Jungs retten.«

»Klingt nicht schlecht«, warf Giordino ein, ohne zu zögern. »Ich hätte gern einen Revanchekampf mit King Kong, oder wie immer sich deine Schwester nennen mag, wenn sie nicht auf dem Schrottplatz ist und Autos zerquetscht.«

»Ich stehe schon tief genug in eurer Schuld. Aber -«

»Kein Aber«, sagte Pitt. »Was uns angeht, ist das beschlossene Sache. Wir schustern unser Boot zusammen, segeln nach Gladiator Island, schnappen uns deine Jungs und bringen uns im nächstbesten Hafen in Sicherheit.«

»In Sicherheit bringen! Verstehst du denn nicht?« Ihre Stimme klang flehentlich, fast verzweifelt. »Die Küste der Insel besteht zu neunzig Prozent aus senkrecht abfallenden Klippen und steilen Felswänden. Die einzige Stelle, an der man landen kann, ist der Strand an der Lagune, und der wird schwer bewacht. Jeder Unbefugte, der zwischen dem Riff hindurchfahren will, wird beschossen. Mein Vater hat Verteidigungsstellungen anlegen lassen, die nicht einmal ein gut bewaffneter Sturmtrupp überwinden könnte. Wenn du das versuchst, bist du ein toter Mann.«

»Kein Grund, sich aufzuregen«, entgegnete Pitt pfiffig. »Unbemerkt einschleichen und wieder abhauen ist eine Spezialität von AI und mir. Das gilt für Inseln ebenso wie für die Schlafzimmer fremder Frauen. Man muß nur Ort und Zeitpunkt richtig wählen.«

»Das und eine Menge Hausarbeit«, fügte Giordino hinzu.

»Vaters Patrouillenboote werden euch entdecken, ehe ihr auch nur in die Nähe der Lagune kommt.«

Pitt zuckte die Achseln. »Nur keine Sorge. Ich habe ein bewährtes Hausmittel, mit dem man häßlichen alten Patrouillenbooten aus dem Weg gehen kann.«

»Darf ich fragen, was das ist?«

»Ganz einfach. Wir landen an einer Stelle, wo man am allerwenigsten mit uns rechnet.«

»Ich glaube, die Sonne hat euch beiden das Hirn weichgekocht.« Sie schüttelte den Kopf. »Erwartet ihr etwa, daß Papa uns zum Tee bittet?« Einen Moment lang wurde Maeve von schweren Schuldgefühlen geplagt. Ihr war völlig klar, daß diese beiden unglaublichen Männer nur wegen ihr die schrecklichen Gefahren und Strapazen überstehen mußten, und trotzdem waren sie bereit, ihr Leben für ihre Zwillingssöhne Sean und Michael aufs Spiel zu setzen. Eine tiefe Niedergeschlagenheit, die rasch in Resignation umschlug, erfaßte sie. Sie ging zu Pitt und Giordino, kniete zwischen ihnen nieder und legte ihnen die Arme um den Hals. »Danke«, murmelte sie leise. »Womit hab' ich das bloß verdient, daß ich zwei so wunderbare Männer wie euch gefunden habe?«

»Ach, wir haben uns es richtig zur Gewohnheit gemacht, Mädels aus der Patsche zu helfen.« Giordino sah, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen, und wandte sich zutiefst verlegen ab.

Pitt küßte Maeve auf die Stirn. »Ist nicht so unmöglich, wie es klingt. Glaub mir.«

»Wenn ich euch doch bloß schon früher kennengelernt hätte«, flüsterte sie mit belegter Stimme. Sie schien noch etwas sagen zu wollen, stand aber statt dessen auf und entfernte sich rasch.

Giordino schaute Pitt neugierig an. »Darf ich dich was fragen?«

»Jederzeit und jede Menge.«

»Würdest du mir vielleicht verraten, wie wir auf die Insel gelangen und wieder abhauen wollen?«

»Wir landen mit einem Drachen und einem Wurfhaken, den ich in Yorks Ausrüstung gefunden habe.«

»Und wie kommen wir wieder weg?« hakte Giordino nach, der völlig verdutzt war, aber die Sache mit dem Drachen nicht weiter verfolgen wollte.

Pitt warf ein trockenes Stück Buchenholz ins Feuer und be-

trachtete die auf stiebenden Funken. »Darüber«, sagte er so seelenruhig, als ginge es um einen Angelausflug zum nächsten Fischteich, »mache ich mir Gedanken, wenn es soweit ist.«

44

Das Boot, mit dem sie die Insel verlassen wollten, wurde in einer flachen, windgeschützten Felsenmulde etwa dreißig Meter vom Wasser entfernt gebaut. Zunächst verlegten sie Buchenstämme, so daß eine Art Gleitschiene entstand, auf der sie ihre merkwürdige Konstruktion in das verhältnismäßig ruhige Wasser zwischen den beiden Inseln schieben wollten. Die Arbeit war weniger mühsam und anspruchsvoll, als sie erwartet hatten. Sie waren in einer deutlich besseren Verfassung als bei ihrer Ankunft. Außerdem stellten sie fest, daß sie bei Nacht, wenn die Luft am kühlsten war, arbeiten und in der größten Tageshitze ein paar Stunden schlafen konnten. Der Umbau ging nahezu reibungslos und ohne größere Schwierigkeiten vonstatten. Je mehr Fortschritte sie machten, desto weniger spürten sie die Müdigkeit.

Maeve kümmerte sich um das Weben der Segel. Der Einfachheit halber hatte Pitt beschlossen, den Mast, den York von seiner Ketsch gerettet hatte, zu zersägen, am hinteren Baum ein Besansegel zu setzen und am Hauptmast ein Rahsegel. Maeve webte zunächst das große Segel für den Hauptmast. Erst übte und probierte sie ein paar Stunden lang herum, aber am späten Nachmittag hatte sie den Dreh heraus und schaffte in einer halben Stunde einen Quadratmeter Segelfläche. Am dritten Tag brauchte sie nur mehr zwanzig Minuten dafür. Das Gewebe war so fest und dicht, daß Pitt sie bat, ein drittes Segel anzufertigen, eine dreieckige Fock, die er vor dem Hauptmast setzen wollte.

Pitt und Giordino montierten mit vereinten Kräften den Kajütenaufbau der Ketsch ab und setzten ihn über den vorderen Teil des Steuerhauses. Das so verkürzte Deck der Ketsch wurde dann auf den Schwimmkörpern ihres kleinen Bootes vertäut, die jetzt als

Hauptrumpf dienten. Danach stutzten sie die Masten, paßten sie ihrem Boot an, das kürzer war als die Ketsch und keinen so tiefen Kiel hatte, und stellten sie auf. Da sie an den Neoprenschwimmkörpern keine Rüsteisen anbringen konnten, schlangen sie das laufende und stehende Gut unter dem Bootsrumpf hindurch und befestigten es an zwei Wantenspannern. Als sie damit fertig waren, sah die Konstruktion aus wie ein Segler, der auf einem Luftkissenboot reitet.

Am nächsten Tag baute Pitt das Ruder um, so daß es höher im Wasser lag, und brachte eine lange Pinne an, weil sich ein Trimaran damit besser steuern ließ. Sobald das Ruder befestigt war und er sich überzeugt hatte, daß es so reagierte, wie er wollte, nahm er den vierzig Jahre alten Außenbordmotor in Angriff, reinigte Vergaser und Benzinleitungen und überholte dann die Magnetzündung.

Giordino kümmerte sich um die Ausleger. Er fällte zwei kräftige Buchen, deren Stämme nach oben leicht gebogen waren, und stutzte sie zurecht. Anschließend legte er sie neben den Rumpf, so daß die gekrümmten Spitzen wie bei einem Paar Skier nach oben wiesen. Danach wurden die Ausleger an Querhölzern vertäut, die den Bootskörper am Bug und kurz hinter dem Kajütenaufbau überspannten und nach vorn und hinten abgestützt waren. Giordino war zufrieden mit seinem Werk. Nachdem er die Schulter an die Ausleger gestemmt und mit aller Kraft dagegengedrückt hatte, verkündete er, daß sie seiner Ansicht fest und stabil seien und keinen Zentimeter nachgäben.

In der Morgendämmerung saßen sie ums Feuer und wärmten sich auf, denn um die Tageszeit war es in diesen südlichen Breitengraden empfindlich kalt. Pitt vertiefte sich in Yorks Seekarten. Mittags peilte er mit dem Sextanten die Sonne an und später, am Abend, mehrere Sterne. Dann übte er mit Hilfe des nautischen Kalenders und der Logarithmentafeln, durch die die Berechnung der Winkelfunktionen ein Kinderspiel war, so lange, bis sich die von ihm errechnete Position der Misery Islands genau mit den auf der Karte eingezeichneten Längen- und Breitengradangaben deckte.

»Meinst du, du findest auf Anhieb nach Gladiator Island?« fragte

Maeve ihn zwei Tage vor dem Stapellauf, als sie beim Abendessen saßen.

»Wenn nicht auf Anhieb, dann beim zweiten Versuch«, erwiderte Pitt fröhlich. »Da fällt mir was ein. Ich brauche eine genaue Karte von der Insel.«

»Wie genau?«

»Jedes Gebäude, jeden Weg, jede Straße. Und alles möglichst maßstabsgetreu.«

»Ich werde dir eine Karte zeichnen. Aus dem Gedächtnis zwar, aber so genau wie möglich«, versprach Maeve.

Giordino kaute auf dem dünnen Schenkel eines Fregattvogels herum, den Pitt mit seiner kleinen Automatik erlegt hatte. »Wie weit ist es deiner Meinung nach?«

»Genau vierhundertachtundsiebzig Kilometer Luftlinie.«

»Also näher als Invercargill.«

»Das ist ja das Schöne dabei.«

»Wie viele Tage werden wir brauchen?« fragte Maeve.

»Weiß der Geier«, antwortete Pitt. »Der erste Abschnitt unserer Fahrt wird am schwersten, weil wir gegen den Wind kreuzen müssen, bis wir in günstigere Meeresströmungen kommen und den Ostwind von Neuseeland her nutzen können. Mit einem Trimaran gegen den Wind zu segeln ist bekanntlich heikel, zumal wir keinen Kiel haben, der eine Abdrift verhindern könnte. Richtig haarig wird's kurz nach dem Ablegen. Da wir keine Probefahrt machen können, tappen wir, was die Segeleigenschaften unseres Bootes angeht, völlig im dunkeln. Möglicherweise läßt sich der Kahn überhaupt nicht anluven, und wir werden wieder in Richtung Südamerika getrieben.«

»Alles andere als beruhigend«, sagte Maeve, die sich in düsteren Farben ausmalte, was ihnen auf einer neunzig Tage langen Überfahrt blühte. »Wenn ich's mir recht überlege, möchte ich doch lieber auf trockenem Boden bleiben und wie Rodney York enden.«

Am Tag vor dem Stapellauf hatten sie alle Hände voll zu tun. Unter anderem bauten sie Pitts geheimnisvollen Drachen, der zusammengefaltet und mit einer hundertfünfzig Meter langen, unversehrten

Nylonleine von Yorks Boot in der Kajüte verstaut wurde. Dann brachten sie ihre kärglichen Nahrungsmittelvorräte sowie die Navigationsgeräte, die Karten und die Bücher an Bord. Jubelschreie schallten über das öde Felseneiland, als der Außenbordmotor hustend ansprang, nachdem er vier Jahrzehnte lang nicht gelaufen war. Pitt allerdings, der die Anlasserschnur fast vierzigmal ziehen mußte, hatte das Gefühl, sein Arm falle jeden Moment ab.

»Du hast es geschafft!« rief Maeve begeistert.

Pitt breitete beschwichtigend die Arme aus. »Ein Kinderspiel für jemand, der klassische alte Autos restauriert. Den meisten Ärger haben mir die verstopfte Benzinleitung und der verkrustete Vergaser gemacht.«

»Prima hingekriegt, Mann«, gratulierte ihm Giordino. »Den Motor können wir bei der Anfahrt auf die Insel gut gebrauchen.«

»Wir hatten Glück, daß die Benzinkanister luftdicht verschlossen waren und der Inhalt nach so vielen Jahren nicht verdunstet war. Aber der Sprit hat sich fast in Schellack verwandelt, daher müssen wir auf den Benzinfilter aufpassen. Ich bin nämlich nicht scharf darauf, alle halbe Stunde den Vergaser auszuputzen.«

»Wie lange reicht der Sprit, den York uns hinterlassen hat?«

»Sechs Stunden, vielleicht auch sieben.«

Später hängte Pitt mit Giordinos Hilfe den Außenbordmotor in die am Heck angebrachten Klampen. Zuletzt wurde der Steuerkompaß unmittelbar vor der Ruderpinne montiert. Nachdem die aus Blattwerk gewebten Segel mit spiralig geschlungenen Leinen an Gaffel, Spiere und Mast befestigt wären, wurden sie probeweise aufgeheißt und wieder eingeholt, was bis auf ein, zwei kleinere Häkeleien mühelos vonstatten ging. Dann traten sie alle zurück und betrachteten ihr Werk. Das Boot sah einigermaßen seetüchtig aus, aber schön war es beim besten Willen nicht. Plump und gedrungen lag es da, und durch die Ausleger wirkte es noch sperriger und unbeholfener. Ein derart bizarres Boot, dachte Pitt, hat man vermutlich auf sämtlichen sieben Meeren noch nicht gesehen.

»Also, schnittig und elegant kann man es beim besten Willen nicht nennen«, sagte Giordino versonnen.

»Und zur Regatta um den America's Cup dürfte man es auch nicht zulassen«, fügte Pitt hinzu.

»Ihr Männer habt bloß kein Auge für seine innere Schönheit«, sagte Maeve launig. »Es braucht einen Namen. Wir müssen es unbedingt taufen. Was haltet ihr von *Never Say Die?«*

»Treffend«, sagte Pitt, »aber Seeleute sind abergläubisch. Ein Boot, das Glück bringen soll, braucht einen Frauennamen.«

»Wie war's mit *Marvelous Maeve?«* schlug Giordino vor.

»Ach, gar nicht übel«, sagte Pitt. »Kitschig, aber gut. Ich bin dafür.«

Maeve lachte. »Ich fühle mich geschmeichelt, doch die Bescheidenheit gebietet etwas anderes. Wie war's denn mit *Dancing Dorothy* //?«

»Damit steht's zwei zu eins«, stellte Giordino fest. »Sie heißt *Marvelous Maeve.«*

Maeve gab nach, besorgte eine alte Rumflasche, die Rodney York weggeworfen hatte, und füllte sie mit Seewasser. »Hiermit taufe ich dich auf den Namen *Marvelous Maeve«,* sagte sie lachend und zerschlug die Flasche an den mit den Schwimmkörpern verzurrten Buchenhölzern. »Mögest du flink wie eine Nixe im Meer schwimmen.«

»Jetzt kommt unser Fitneßprogramm«, sagte Pitt und reichte jedem eine der vorn am Rümpf befestigten Leinen. Sie schlangen sie sich um die Taille, stemmten die Füße in den Boden und legten sich ins Zeug. Nach anfänglichem Widerstand rutschte das Boot langsam über die Baumstämme, die wie Eisenbahnschienen am Boden lagen. Sie waren noch immer geschwächt von der einseitigen Ernährung und all den Strapazen, so daß es all ihre Kräfte in Anspruch nahm, das Boot zu einer etwa zwei Meter aus dem Wasser ragenden Klippe zu ziehen.

Wie zu erwarten, schuftete Maeve, bis sie nicht mehr konnte, und sank dann keuchend und mit rasendem Herzklopfen auf alle viere. Pitt und Giordino schleppten die schwere Last noch zehn Meter weiter, doch dann ließen auch sie die Leinen los und gingen zu Boden. Das Boot stand jetzt schwankend auf den letzten beiden Buchenstämmen, die schräg hinab in die leichte Dünung führten.

Mehrere Minuten vergingen. Die Sonne hatte etwa ein Viertel ihres täglichen Weges zurückgelegt, und die See wirkte ruhig und friedlich. Pitt löste die um seine Taille geschlungene Leine und warf sie an Bord. »Ich wüßte nicht, warum wir die Sache noch weiter hinauszögern sollten.« Er kletterte ins Cockpit, klappte den Außenbordmotor herunter und zog die Anlasserschnur. Diesmal sprang er beim zweiten Versuch an.

»Seid ihr zwei bereit, unsere Luxusjacht mit einem letzten Schubs über die Kante zu befördern?« fragte er Maeve und Giordino.

»Was springt für mich dabei raus?« brummte Giordino. »Nachdem ich mir schon die ganze Mühe gemacht habe, um meine Hormone wieder auf Vordermann zu bringen.«

»Ein großer Gin-Tonic«, versetzte Pitt.

»Nichts als leere Versprechungen. Das ist Sadismus von der übelsten Sorte«, meckerte Giordino. Er schlang seinen muskulösen Arm um Maeves Taille, zog sie auf die Beine und sagte: »Schiebt, meine Teuerste. Wird Zeit, daß wir diesem höllischen Felseneiland Lebewohl sagen.«

Die beiden gingen zum Heck, stemmten die Arme dagegen und schoben mit aller Kraft, die sie noch aufbieten konnten. Ruckelnd setzte sich die *Marvelous Maeve* in Bewegung, wurde schneller, als der vordere Teil über die Felskante kippte und das Heck hochstieg, tauchte dann mit einem lauten Klatschen ins Wasser und lag schließlich flach im Meer. Jetzt bewährte sich der Außenbordmotor, den Pitt wohlweislich vorher angelassen hatte, denn dadurch konnte er das Boot in der Strömung steuern. Er lotste es sofort zu der niedrigen Klippe zurück. Sobald der Bug sacht gegen die Felsen stieß, ergriff Giordino Maeves Handgelenke und ließ sie langsam auf das Kajütendach hinab. Dann sprang er hinterher und landete behende wie ein Turner neben ihr auf den Füßen.

»Damit ist der unterhaltsame Teil des Programms beendet«, sagte Pitt und stellte den Außenborder auf Rückwärtsgang um.

»Wollen wir meine Segel setzen?« fragte Maeve, die überaus stolz auf ihr Werk war.

»Noch nicht. Wir fahren mit Motorkraft auf die Leeseite der Insel, wo die See ruhiger ist, und sehen zu, wie der Wind geht.«

Giordino half Maeve vom Kajütendach ins Cockpit hinunter. Sie setzten sich einen Moment lang hin und ruhten sich aus, während Pitt das Boot durch den Kanal in die hohe Dünung steuerte, die die verlassenen Inseln im Norden und Süden umspülte. Kaum waren sie auf offener See, als auch schon die Haie auftauchten.

»Schau«, sagte Giordino, »unsere Freunde sind wieder da. Ich wette, die haben sich nach unserer Gesellschaft gesehnt.«

Maeve beugte sich über Bord und betrachtete die langen, grauen Leiber knapp unter dem Wasserspiegel. »Eine Schar neuer Anhänger«, sagte sie. »Das sind Makos.«

»Sind das die mit den schiefen, gezackten Zähnen, die allenfalls einen Kieferorthopäden begeistern?«

»Genau die.«

»Warum behelligen die ausgerechnet mich?« stöhnte Giordino. »Ich hab' mir noch nie ein Haifischsteak bestellt.«

Eine halbe Stunde später gab Pitt den ersehnten Befehl. »Okay, probieren wir die Segel aus. Mal sehen, was für ein Boot wir kreiert haben.«

Giordino breitete die Segel aus, die Maeve sorgfältig in schmalen Bahnen Zusammengefaltet hatte, und heißte das Groß, während Maeve den Besan setzte. Die Segel blähten sich auf, und Pitt ergriff mit leichter Hand die Pinne, ging mit dem Boot über Stag und brachte es auf Nordwestkurs, gegen den frischen Westwind.

Jeder Sportsegler hätte sich vermutlich vor Lachen an Deck gewälzt, wenn er *Marvelous Maeve* über die Wogen hätte schaukeln sehen. Ein Bootsbauer, der etwas von seinem Handwerk verstand, hätte wahrscheinlich fassungslos durch die Zähne gepfiffen. Doch das absonderlich aussehende Segelboot war alles andere als lächerlich. Die auf dem Wasser aufsitzenden Ausleger sorgten dafür, daß es stabil lag. Es reagierte erstaunlich gut auf das Ruder und blieb auf Kurs, ohne seitwärts abzudriften. Natürlich gab es einige Schwierigkeiten mit der Betakelung, die noch ausgebügelt werden mußten, ansonsten aber hielt es sich auch bei höherem Seegang bemerkenswert gut.

Pitt warf einen letzten Blick auf die Miseries. Dann schaute er zu dem in ein Stück Dacron-Segel gewickelten Päckchen, das Rodney Yorks Logbuch und seine Briefe enthielt. Wenn er die nächsten Tage überleben sollte, so gelobte er, würde er Yorks Hinterlassenschaft zu seinen noch lebenden Anverwandten bringen, damit die eine Expedition organisieren, seine sterblichen Überreste bergen und ihn an der Falmouth Bay in seinem geliebten Cornwall begraben konnten.

45

Im neunten Stock eines am Stadtrand von Paris gelegenen hypermodernen Hochhauses, das wie eine gläserne Pyramide aussah, saßen vierzehn tadellos gekleidete Männer mit ernsten Mienen um einen langen Konferenztisch aus Ebenholz. Als Direktoren des multilateralen Handelsrates, einer unter Insidern schlicht »die Stiftung« genannten Institution, die sich der Gründung einer globalen Wirtschaftsgemeinschaft verschrieben hatte, übten sie enorm viel Macht und Einfluß aus, und sie waren ungeheuer reich. Nachdem sie sich die Hände geschüttelt und ein paar Worte miteinander gewechselt hatten, widmeten sie sich ihrem Thema. Normalerweise trafen sie sich dreimal pro Jahr, doch diesmal handelte es sich um eine außerordentliche Sitzung, um einen Notfall. Es galt, einer unerwarteten Gefahr zu begegnen, die ihren weitverzweigten Wirtschaftsunternehmen drohte.

Die Männer im Raum waren teils Angehörige internationaler Großkonzerne, teils hohe Regierungsbeamte. Nur einer, ein leitendes Mitglied des südafrikanischen Kartells, hatte ausschließlich mit dem Verkauf qualitativ hochwertiger Diamanten zu tun. Ein belgischer Industrieller aus Antwerpen und ein Baulöwe aus Neu-Delhi waren als Mittelsmänner der Stiftung dafür zuständig, daß gewaltige Mengen Industriediamanten illegal an den islamisch-fundamentalistischen Block flössen. Millionen dieser Steine wurden heimlich an die Blockstaaten verkauft, die um die Entwicklung

eigener Kernwaffensysteme bemüht waren und sie dringend für die dafür erforderlichen Werkzeugmaschinen und Präzisionsgeräte brauchten. Die größeren, ausgefalleneren und qualitativ hochwertigeren Diamanten dienten dazu, politische Unruhen in der Türkei, in Westeuropa, Lateinamerika und in etlichen südostasiatischen Ländern zu finanzieren – überall dort, wo politische Subversion und Aufruhr den vielfältigen Interessen der Stiftung entgegenkamen. Und dazu zählte unter anderem auch der Waffenhandel.

All diese Männer waren durch die Medien bekannt, jeder war eine Kapazität auf seinem Gebiet, aber keinen brachte man mit der Stiftung in Verbindung. Um dieses Geheimnis wußten nur die Männer in diesem Raum und ihre engsten Mitarbeiter. Sie flogen von Kontinent zu Kontinent, spannen ihre Ränke bald hier, bald dort, kassierten ihren Anteil und häuften unerhörte Gewinne an.

Gespannt und schweigend hörten sie zu, als ihr gewählter Vorsitzender, das milliardenschwere Oberhaupt eines deutschen Bankhauses, von der Krise berichtete, die dem Diamantenmarkt derzeit drohte. Er war ein stattlicher, kahlköpfiger Mann, der langsam, aber fließend auf englisch vortrug – eine Sprache, die die Angehörigen aller an diesem Tisch versammelten Nationen verstanden.

»Meine Herren, wegen Arthur Dorsett droht uns eine schwere Krise in einem für uns ungemein bedeutenden Wirtschaftsbereich. Nach Einschätzung unserer Nachrichtendienste deutet alles darauf hin, daß dem Diamantenmarkt aufgrund seines Verhaltens düstere Zeiten bevorstehen. Machen wir uns nichts vor. Wenn Dorsett über hundert Tonnen Diamanten zu Billigpreisen auf den Einzelhandelsmarkt wirft, wozu er laut unserer Erkenntnisse bereit ist, wird dieser Bereich der Stiftung zusammenbrechen.«

»Wann soll das stattfinden?« fragte der Scheich eines reichen Ölstaates am Roten Meer.

»Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß in weniger als einer Woche rund achtzig Prozent von Dorsetts Beständen in seiner Einzelhandelskette zum Verkauf angeboten werden sollen«, erwiderte der Vorsitzende.

»Welche Verluste entstehen uns dadurch?« fragte ein Japaner, Chef eines großen Elektronikkonzerns.

»Dreizehn Milliarden Schweizer Franken auf Anhieb.«

»Guter Gott!« Der Franzose, Direktor eines der größten Damenmodenhäuser der Welt, hieb mit der Faust auf den Tisch. »Hat dieser australische Neandertaler denn soviel Macht?«

Der Vorsitzende nickte. »Allen Schätzungen zufolge hat er die entsprechenden Bestände gehortet.«

»Man hätte niemals zulassen dürfen, daß Dorsett seine Geschäfte außerhalb des Kartells betreibt«, sagte der ehemalige amerikanische Außenminister.

»Nun haben wir den Schaden«, pflichtete ihm das Mitglied des Diamantenkartells bei. »Der Edelsteinmarkt wird wohl nie wieder so sein, wie wir ihn gewohnt sind.«

»Gibt es keine Möglichkeit, ihn aufzuhalten, bevor die Steine an seine Geschäfte ausgeliefert werden?« fragte der japanische Großindustrielle.

»Ich habe einen Gesandten zu ihm geschickt, der ihm ein großzügiges Angebot zum Aufkauf seiner Bestände unterbreiten sollte, damit sie nicht in Umlauf kommen«, erklärte der Südafrikaner.

»Haben Sie etwas von ihm gehört?«

»Noch nicht.«

»Wen haben Sie geschickt?« erkundigte sich der Vorsitzende.

»Gabe Strouser von Strouser & Sons, einen Diamantenhändler von internationalem Ansehen.«

»Ein guter Mann und ein harter Verhandlungspartner«, sagte der Belgier aus Antwerpen. »Wir hatten geschäftlich schon viel miteinander zu tun. Wenn jemand Dorsett zur Vernunft bringen kann, dann ist es Gabe Strouser.«

Ein Italiener, der eine Flotte Containerschiffe besaß, zuckte mit den Schultern. »Soweit ich mich entsinne, sind die Diamantenpreise Anfang der achtziger Jahre schon einmal drastisch gesunken. Amerika und Japan litten damals unter einer schweren Rezession, so daß die Nachfrage zurückging und es zu einem Überangebot kam. Als sich die Wirtschaft in den neunziger Jahren erholte, zogen die Preise wieder an. Könnte es nicht sein, daß sich die ganze Geschichte wiederholt?«

»Ich verstehe, worauf Sie anspielen«, erklärte der Vorsitzende, lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Aber diesmal bläst uns ein heftigerer Wind entgegen, und jeder, der vom Diamantenhandel abhängig ist, wird von ihm hinweggefegt werden. Wir haben herausgefunden, daß Dorsett über einhundert Millionen Dollar für Werbe- und Pressekampagnen in allen wichtigeren Absatzländern bereitgestellt hat. Wenn er, wovon wir ausgehen müssen, die Steine billig verschleudert, ist es vorbei mit den hohen Diamantenpreisen, weil er der breiten Öffentlichkeit weismachen wird, daß sie kaum mehr wert seien als Glas.«

Der Franzose seufzte tief auf. »Eins weiß ich gewiß: Meine Models würden sich sofort anderen sogenannten bleibenden Werten zuwenden. Wenn Diamantenschmuck nicht mehr en vogue ist, muß ich ihnen vermutlich teure Sportwagen kaufen.«

»Was steckt hinter Dorsetts seltsamer Strategie?« fragte der Vorstandsvorsitzende einer großen südostasiatischen Fluggesellschaft. »Der Mann ist doch sicher nicht dumm?«

»So dumm wie eine Hyäne, die so lange wartet, bis der Löwe schläft und ihr die halbe Beute überläßt«, erwiderte der Vorsitzende. »Meine Informanten im internationalen Bankwesen haben erfahren, daß Dorsett siebzig, möglicherweise sogar achtzig Prozent aller großen Buntedelsteinminen aufgekauft hat.«

Auf diese Aussage hin erhob sich rundum aufgeregtes Stimmengewirr. Jeder der hier versammelten Männer erkannte sofort das ganze Ausmaß von Arthur Dorsetts Vorhaben.

»Teuflisch einfach«, murmelte der japanische Elektronikmagnat. »Er ruiniert den Diamantenmarkt und treibt dann den Preis für Rubine und Smaragde hoch.«

Ein russischer Unternehmer, der ein Vermögen mit stillgelegten Kupfer- und Bauxitminen verdient hatte, die er fast umsonst gekauft und mit westlicher Technologie wieder erschlossen hatte, schien nicht recht überzeugt zu sein. »Mir kommt das so vor, als - wie sagt man doch im Westen? – als beraube Dorsett Peter, um Paul zu bezahlen. Verspricht er sich von Buntedelsteinen tatsächlich so viel Gewinn, daß der Verlust, den er durch das Verschleudern seiner Diamanten erleidet, ausgeglichen wird?«

Der Vorsitzende nickte dem Japaner zu. »Auf die Bitte unseres Vorsitzenden hin«, erwiderte dieser, »habe ich meine Finanzanalytiker gebeten, die fraglichen Beträge hochzurechnen. So erstaunlich es auch scheinen mag, aber Arthur Dorsett, die Dorsett Consolidated Mining Ltd. wie auch die ihr angeschlossene Einzelhandelskette, das House of Dorsett, dürften dadurch mindestens zwanzig Milliarden US-Dollar Gewinn machen. Möglicherweise sogar bis zu vierundzwanzig Milliarden Dollar, je nachdem, wie die wirtschaftliche Entwicklung verläuft.«

»Gute Güte!« rief ein Brite, Inhaber eines Presseimperiums. »Ich darf mir gar nicht vorstellen, was ich mit einem Profit von vierundzwanzig Milliarden Dollar anstellen würde.«

Der Deutsche lachte. »Ich würde sie nehmen und Ihre Anteile aufkaufen.«

»Geben Sie mir einen Bruchteil dieser Summe, und ich nehme sofort meinen Hut und ziehe mich auf meine Güter in Devonshire zurück.«

Der Teilnehmer aus den Vereinigten Staaten meldete sich zu Wort. Als ehemaliger Außenminister und unumstrittenes Oberhaupt einer der reichsten Familien Amerikas war er einer der Gründerväter der Stiftung. »Wissen wir, wo Dorsetts Diamantenbestände derzeit lagern?«

»Da es bis zu dem von ihm gewählten Stichtag nicht mehr lange hin ist«, antwortete der Südafrikaner, »würde ich meinen, daß die Steine, soweit sie derzeit nicht geschliffen werden, bereits zu seinen Läden unterwegs sind.«

Der Vorsitzende ließ den Blick von dem italienischen Großreeder zum Direktor der asiatischen Fluggesellschaft schweifen. »Weiß einer von Ihnen, auf welche Weise Arthur Dorsett seine Ware transportiert?«

»Ich bezweifle, daß er seine Diamanten auf dem Seeweg befördert«, sagte der Italiener. »Schiffe sind an Häfen gebunden. Das heißt, er müßte für einen Weitertransport über Land sorgen.«

»Wenn ich Dorsett wäre, würde ich die Steine auf dem Luftweg befördern«, pflichtete ihm der Asiate bei. »Auf diese Weise könnte er sie in kürzester Zeit in fast allen Großstädten der Welt ausliefern.«

»Unter Umständen könnten wir ein, zwei Flugzeuge aufhalten«, sagte der belgische Industrielle. »Aber ohne genaue Kenntnis der Flugpläne können wir unmöglich die ganze Fracht abfangen.«

Der Asiate schüttelte den Kopf. »Zu optimistisch. Meiner Meinung nach können wir nicht einmal ein Flugzeug abfangen. Vermutlich hat Dorsett in Australien eine ganze Luftflotte gechartert. Ich fürchte, unsere Gegenmaßnahmen kommen zu spät.«

Der Vorsitzende wandte sich an den südafrikanischen Vertreter des Kartells. »Es scheint, das große Täuschungsmanöver ist vorüber. Der Wert der Diamanten wird künstlich festgesetzt. Sie sind keineswegs *unvergänglich.«*

Der Südafrikaner ließ sich keinerlei Unmut anmerken. Er lächelte vielmehr. »Man hat uns auch zuvor schon abgeschrieben. Unsere Direktoren wie auch ich betrachten dies als einen kleinen Rückschlag, mehr nicht. Diamanten sind tatsächlich *unvergänglich,* meine Herren. Denken Sie an meine Worte. Der Preis für qualitativ hochwertige Steine wird wieder steigen, wenn Saphire, Smaragde und Rubine ihren Reiz verlieren. Das Kartell wird seine Verpflichtungen gegenüber der Stiftung erfüllen. Schließlich beuten wir noch andere Bodenschätze aus. Wir werden jedenfalls nicht ruhig abwarten, bis sich der Markt wieder erholt.«

Der Privatsekretär des Vorsitzenden betrat das Konferenzzimmer und redete leise mit ihm. Er nickte und schaute zu dem Südafrikaner. »Ich habe soeben erfahren, daß eine Antwort des Abgesandten eingetroffen ist, den Sie zu Verhandlungen mit Arthur Dorsett geschickt haben. Es handelt sich um ein Paket.«

»Komisch, daß Strouser sich nicht direkt an mich wendet.«

»Ich habe darum gebeten, daß man uns das Paket bringt«, sagte der Vorsitzende. »Ich glaube, wir sind alle gespannt darauf, ob Mr. Strousers Verhandlungen mit Arthur Dorsett von Erfolg gekrönt waren.«

Wenig später brachte der Sekretär ein viereckiges, mit einer rotgrünen Schleife versehenes Paket, das er in beiden Händen trug. Der Vorsitzende deutete auf den Südafrikaner. Der Sekretär ging hin und stellte das Paket vor ihm auf den Tisch. An der Schleife hing eine Karte. Er riß den Umschlag auf und las laut vor:

Es gibt Kalkstein und Speckstein,
dazu Bimsstein und Ziegelstein.
Aber in Strousers Mund
ist nur billiger Schund.
Ein Schmuckstein wertlos wie Urinstein.

Der Südafrikaner stockte und musterte nachdenklich das Paket. »Das klingt nicht nach Gabe Strouser. Er gilt normalerweise nicht als leichtfertig.«

»Daß er gute Limericks verfaßt, kann man auch nicht behaupten«, bemerkte der französische Modedesigner.

»Na los, öffnen Sie das Paket«, drängte der Italiener.

Der Südafrikaner zog die Schleife auf, hob den Deckel hoch und warf einen Blick hinein. Mit kreidebleichem Gesicht sprang er auf, so daß sein Stuhl hintenüberkippte. Er torkelte zum Fenster, riß es auf und beugte sich würgend hinaus.

Die anderen waren zunächst verdutzt, stürzten dann zu seinem Platz und betrachteten den grausigen Inhalt des Pakets. Ein paar reagierten genauso wie der Südafrikaner, manche fuhren entsetzt zurück, andere aber, die im Laufe ihres Aufstiegs zu Macht und Reichtum ebenfalls brutale Morde angeordnet hatten, starrten grimmig auf den blutigen Kopf von Gabe Strouser, auf die weit aufgerissenen Augen, die Diamanten, die aus seinem Mund kullerten.

»Es scheint, als hätte Strouser keinen Erfolg gehabt«, sagte der Japaner, der gegen den galligen Geschmack in seinem Hals ankämpfte.

Es dauerte ein paar Minuten, bis sich der Vorsitzende wieder gefaßt hatte. Dann rief er den Chef des Sicherheitsdienstes der Stiftung und befahl ihm, den Kopf wegzubringen. Anschließend wandte er sich an die Mitglieder, die sich allmählich erholt hatten und an ihre Plätze zurückkehrten. »Ich bitte darum, daß Sie über den Vorfall strengstes Stillschweigen bewahren.«

»Was ist mit Dorsett, diesem Schlächter?« versetzte der Russe mit zornrotem Gesicht. »Man darf nicht zulassen, daß er ungestraft Vertreter der Stiftung ermordet!«

»Ganz meine Meinung«, sagte der Italiener. »Das muß unter allen Umständen vergolten werden.«

»Eine allzu heftige Reaktion könnte ein schwerer Fehler sein«, warnte der Vorsitzende. »Es wäre nicht klug, wenn wir uns zu sehr mit uns selbst beschäftigten und uns von Rachegelüsten hinreißen ließen. Selbstverständlich könnten wir Dorsett liquidieren, aber wenn wir dabei auch nur einen Fehler begehen, wird man unsere Aktivitäten sehr genau unter die Lupe nehmen. Ich halte es für besser, wenn wir Dorsett anderweitig das Wasser abgraben.«

»Unser Vorsitzender hat recht«, sagte der Holländer gemächlich und in leidlich gutem Englisch. »Meiner Meinung nach sollten wir derzeit darauf achten, daß wir Dorsett in Schach halten, und zuschlagen, sobald er eine Schwäche zeigt. Und darauf können wir wetten, meine Herren: Ein Mann mit seinem Charakter wird in absehbarer Zeit garantiert einen schweren Fehler begehen.«

»Was schlagen Sie vor?«

»Wir halten uns zurück und sitzen ihn aus.«

Der Vorsitzende runzelte die Stirn. »Das verstehe ich nicht. Ich dachte, wir wollten in die Offensive gehen.«

»Wenn Dorsett seine Diamantenbestände auf den Markt wirft, vernichtet er seine eigenen Reserven«, erklärte der Holländer. »Es wird mindestens ein Jahr dauern, bis er die Edelsteinpreise soweit anheben kann, daß er etwas verdient. Wir geben den Diamantenmarkt unterdessen nicht aus der Hand, halten unsere Bestände zurück, tun es Dorsett gleich und kaufen uns mit Mehrheitsbeteiligung in die verbliebenen Buntedelsteinförderstätten ein. Meine Spione haben mich wissen lassen, daß Dorsett sich auf die bekannteren Edelsteinsorten konzentriert. Die selteneren Steine interessieren ihn offenbar nicht.«

»Was verstehen Sie unter selteneren Steinen?«

»Ich denke da an den Alexandrit, den Tsavorit und den roten Beryll.«

Der Vorsitzende ließ den Blick durch die Runde schweifen. »Ihre Meinung, meine Herren?«

Der britische Pressezar beugte sich mit geballten Fäusten nach vorn. »Eine verdammt gute Idee. Unser Diamantenexperte ist da

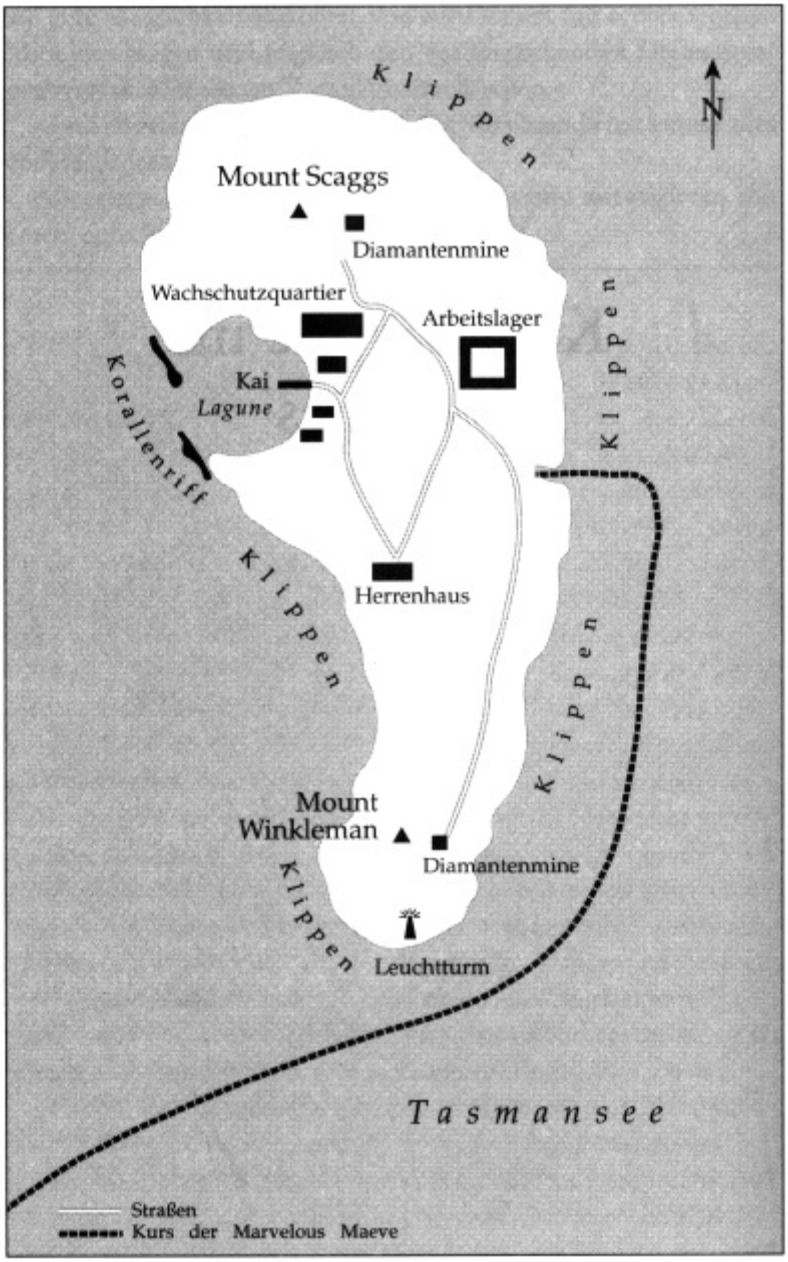
auf eine Möglichkeit gestoßen, wie wir Dorsett mit seinen eigenen Mitteln schlagen und zugleich den vorübergehenden Diamantenpreisverfall zu unserem Vorteil nutzen können.«

»Sind alle einverstanden?« fragte der Vorsitzende mit einem alles andere als freundlichen Lächeln.

Alle vierzehn Männer hoben die Hände und antworteten mit einem entschiedenen Ja.

VIERTER TEIL

Katastrophe im Paradies



Gladiator Island

16. Februar 2 000
Honolulu, Hawaii

46

Ein rotblonder Sergeant der Marineinfanterie, der von der Sonne ausgebleichte Shorts und ein geblümtes Hawaiihemd trug, trank ein Dosenbier und schaute sich im Fernsehen einen Videofilm an. Genüßlich fläzte er auf dem Sofa, das er in einem der beiden Luxushotels auf der Hawaii-Insel Lanai abgestaubt hatte, das derzeit gerade umgebaut wurde. Bei dem Film handelte es sich um den alten John-Wayne-Western *Stagecoach – Höllenfahrt nach Santa Fe.* Der Sergeant hatte einen Virtual-Reality-Helm aufgesetzt, den er in einem Elektronikladen in Honolulu erstanden hatte. Da er den Helm an den Videorecorder angeschlossen hatte, konnte er in das Geschehen auf dem Bildschirm »eingreifen«, als wäre er einer der beteiligten Schauspieler. Im Augenblick lief einer der Höhepunkte des Filmes, die dramatische Verfolgungsjagd, und er lag neben John Wayne auf dem Kutschendach und schoß gerade auf die angreifenden Indianer, als ein lauter Summton das Feuergefecht übertönte. Widerwillig nahm er den Helm ab und wandte sich den vier Bildschirmen zu, mit denen er die strategisch wichtigen Bereiche des geheimen Stützpunkts überwachen konnte. Monitor Nummer drei zeigte einen Wagen, der sich auf der unbefestigten, durch eine Ananasplantage führenden Straße dem Tor näherte. Glitzernd spiegelte sich die Spätvormittagssonne auf der vorderen Stoßstange, während die hintere in eine Staubwolke gehüllt war.

Er schob bereits seit mehreren Monaten Dienst auf diesem öden Posten und beherrschte seine Aufgabe mittlerweile aus dem Effeff. In den drei Minuten, die der Wagen noch bis zum Stützpunkt brauchte, hatte er eine tadellos gebügelte Uniform angezogen und stand in Habtachtstellung neben dem Tor, das den Zugang zu dem

Tunnel versperrte, durch den man in den Krater des längst erloschenen Vulkans gelangte.

Als das Fahrzeug unmittelbar neben ihm anhielt, sah er, daß es sich um einen Stabswagen der Marine handelte. Er bückte sich zum Seitenfenster hinab. »Hier ist Sperrgebiet. Haben Sie eine Zutrittsgenehmigung?«

Der Fahrer, der die weiße Ausgehuniform der Mannschaftsdienstgrade der Marine trug, deutete mit dem Daumen nach hinten. »Commander Gunn hat die nötigen Papiere.«

Der fähige und erfahrene Rudi Gunn hatte keine kostbare Zeit darauf verschwendet, die Genehmigung zum Abbau der riesigen Antennenschüssel einzuholen, die mitten im Krater des Vulkans Palawai auf Lanai stand. Wenn er den Dienstweg eingehalten hätte, wäre mindestens ein Monat vergangen, ehe er sich durch den Behördendschungel vorgekämpft, die für die Antenne zuständige Stelle aufgespürt und bei dem Amt, das diese Satellitenüberwachungsstation verwaltete, sein Anliegen vorgebracht hätte. Und danach hätte er einen Beamten finden müssen, der bereit gewesen wäre, Verantwortung zu übernehmen, den Abbau der Schüssel zu gestatten und sie der NUMA vorübergehend zur Verfügung zu stellen – ein Ding der Unmöglichkeit.

Gunn hatte diese sinnlose Prozedur kurzerhand umgangen und von der Grafikabteilung der NUMA ein offiziell aussehendes Überstellungsformular in dreifacher Ausfertigung fälschen lassen, das die NUMA dazu befugte, die Antenne zu demontieren und auf die Hawaii-Insel Oahu zu bringen, wo sie für ein geheimes Projekt benötigt wurde. Anschließend war das Dokument von mehreren Mitarbeitern der Grafikabteilung unter allerlei hochtrabenden Dienststellenbezeichnungen und frei erfundenen Titeln unterschrieben worden. Auf diese Weise dauerte der ganze Vorgang, der normalerweise über ein halbes Jahr in Anspruch genommen hätte, um am Ende abschlägig beschieden zu werden, knapp anderthalb Stunden, wovon das Tippen und die grafische Gestaltung die meiste Zeit in Anspruch nahmen.

Der diensttuende Sergeant war die Hilfsbereitschaft in Person, als Gunn in der Uniform eines Commanders der Navy am Tor vor

dem Tunneleingang vorfuhr und seine Vollmacht zur Demontage und zum Abtransport der Antenne vorwies. Und er wurde noch eine Spur freundlicher, als er mit Kennerblick feststellte, was für eine großartige Figur Molly Faraday hatte, die neben Gunn auf dem Rücksitz saß. Jeder Gedanke daran, einen Vorgesetzten anzurufen und sich die Sache bestätigen zu lassen, verflog, als er die Kolonne schwerer Tieflader und den fahrbaren Kran sah, die im Gefolge des Stabswagens anrollten. Die Erlaubnis zu einem Unternehmen dieser Größenordnung mußte von oberster Stelle erteilt worden sein.

»Schön, daß ich ein bißchen Gesellschaft bekomme«, sagte der Sergeant mit einem breiten Lächeln. »Der Dienst hier oben ist ziemlich langweilig, wenn man mit niemandem reden kann.«

»Zu wievielt sind Sie hier?« fragte Molly zuckersüß durch das hintere Seitenfenster.

»Nur zu dritt, Ma'am. Wir arbeiten hier in Schichten zu je acht Stunden.«

»Was machen Sie, wenn Sie keinen Wachdienst haben?«

»Hauptsächlich am Strand rumliegen. Oder zusehen, ob man in einem der Hotels ein Mädel aufreißen kann.«

Sie lachte. »Wie oft kommen Sie von der Insel weg?«

»Alle dreißig Tage. Danach fünf Tage Urlaub in Honolulu, ehe es wieder zurück nach Lanai geht.«

»Wann wurde der Stützpunkt denn zum letztenmal von einem Außenstehenden besucht?«

Falls dem Sergeant aufging, daß er ausgefragt wurde, ließ er es sich nicht anmerken. »Vor ein paar Monaten ist ein Typ mit einem Ausweis von der National Security Agency gekommen und hat hier rumgeschnüffelt. Hat sich keine zwanzig Minuten aufgehalten. Sie sind seitdem die ersten Besucher.«

»Bis heute nacht sollten wir die Antenne abgebaut und weggeschafft haben«, sagte Gunn.

»Darf ich fragen, Sir, wo sie wieder aufgebaut wird?«

»Was wäre, wenn ich sage, daß sie verschrottet wird?«

»Würde mich überhaupt nicht wundern«, erwiderte der Sergeant. »Die alte Schüssel sieht allmählich ziemlich verwittert und

angegammelt aus, nachdem sie jahrelang nicht mehr repariert und gewartet worden ist.«

Amüsiert stellte Gunn fest, daß der Marineinfanterist sich viel Zeit ließ und die seltene Gelegenheit, sich mit Fremden zu unterhalten, sichtlich genoß. »Dürfen wir passieren und uns an die Arbeit machen, Sergeant?«

Der Sergeant salutierte kurz und zackig und drückte auf einen Knopf, worauf das Tor elektronisch geöffnet wurde. Nachdem der Stabswagen im Tunnel verschwunden war, blieb er am Eingang stehen und winkte den Fahrern der Tieflader und des Kranwagens zu. Als das letzte Fahrzeug ins Innere des Vulkans unterwegs war, schloß er das Tor, kehrte in die Wachbaracke zurück, zog wieder seine Shorts und das Hawaiihemd an und löste die Pausentaste an seinem Videorecorder. Er rückte den Virtual-Reality-Helm zurecht und spulte die Kassette zurück, bis er wieder gemeinsam mit John Wayne auf Indianer ballerte.

»So weit, so gut«, sagte Gunn zu Molly.

»Du solltest dich schämen. Dem netten jungen Mann weiszumachen, daß die Antenne verschrottet wird.«

»Ich habe lediglich gesagt ›was wäre wenn‹.«

»Dann sind wir wegen Urkundenfälschung, Diebstahls von Staatseigentum und Amtsanmaßung dran, weil wir einen Gebrauchtwagen umgespritzt und als Navy-Fahrzeug ausgegeben haben...« Molly stockte und schüttelte ungläubig den Kopf. »Man wird uns am Washington Monument aufknüpfen.«

»Das nehme ich gern in Kauf, wenn ich dadurch zwei Millionen Menschen einen furchtbaren Tod ersparen kann«, erwiderte Rudi Gunn ungerührt.

»Wie geht's weiter, wenn wir die Schallwellen umgelenkt haben?« fragte sie. »Bringen wir die Antenne danach zurück und bauen sie wieder auf?«

»Dafür werde ich persönlich sorgen.« Er schaute sie an, als wäre er überrascht, daß sie überhaupt nachgefragt hatte, dann grinste er schelmisch. »Es sei denn, es gibt einen Zwischenfall und wir versenken sie am Meeresgrund.«

Admiral Sandecker kam nicht annähernd so gut voran. Obwohl er seine Beziehungen zu den alten Kameraden von der Admiralität hatte spielen lassen, konnte er keinen der verantwortlichen Kommandeure dazu überreden, ihm den Flugzeugträger *Roosevelt* samt Besatzung kurzfristig zu überlassen. Irgend jemand hatte seinen Antrag auf dem Dienstweg zwischen dem Präsidenten und dem Oberkommando der Pazifikflotte in irgendeiner Schublade verschwinden lassen.

Grimmig wie ein Bär, der seine Jungen verteidigt, schritt Sandecker im Büro von Admiral John Overmeyer in Pearl Harbor auf und ab. »Verdammt noch mal, John!« knurrte Sandecker. »Als ich von Admiral Baxter bei den Vereinigten Stabschefs weggegangen bin, hat er mir zugesichert, daß ich die *Roosevelt* selbstverständlich zum Ausbringen des akustischen Reflektors einsetzen könnte. Jetzt stellst du dich hin und sagst, ich kann sie nicht kriegen.«

Overmeyer, ein stämmiger, vitaler Mann, der wie ein Farmer aus Indiana wirkte, hob verzweifelt die Hände. »Gib nicht mir die Schuld, Jim. Ich kann dir meine Befehle zeigen.«

»Wer hat sie unterschrieben?«

»Admiral George Cassidy, der Oberkommandierende des Marineabschnitts San Francisco.«

»Was, zum Teufel, hat denn ein Schreibstubenhengst, der allenfalls für ein paar Fährschiffe zuständig ist, mit der Sache zu tun?«

»Cassidy ist nicht für Fährschiffe zuständig«, sagte Overmeyer verdrossen. »Er hat den Oberbefehl über das gesamte Nachschub- und Transportwesen im pazifischen Raum.«

»Er steht nicht über dir«, versetzte Sandecker forsch.

»Das nicht. Aber meine Schiffe sind zwischen hier und Singapur verstreut, und wenn er mir zusetzen will, gibt es eben unerklärliche Verzögerungen beim Nachschub.«

»Mach mir nichts vor, John. Cassidy würde keinen Finger rühren, das weißt du ganz genau. Der würde seines Postens enthoben, wenn er wegen persönlicher Animositäten deine Flotte nicht versorgt.«

»Denk, was du magst«, sagte Overmeyer. »Aber das ändert überhaupt nichts. Ich kann dir die *Roosevelt* nicht überlassen.«

»Nicht mal für mickrige zweiundsiebzig Stunden?«

»Nicht mal für zweiundsiebzig Sekunden.«

Sandecker unterbrach sein grimmiges Auf- und Abmarschieren, setzte sich in einen Sessel und schaute Overmeyer in die Augen. »Jetzt mal Klartext, John. Wer legt mir Steine in den Weg?«

Overmeyer, der sichtlich nervös war, hielt seinem Blick nicht stand und wandte sich ab. »Das darf ich dir nicht sagen.«

»Allmählich lichtet sich der Nebel«, sagte Sandecker. »Weiß George Cassidy, daß er den Schwarzen Peter zugeschoben kriegt?«

»Meines Wissens nicht«, erwiderte Overmeyer.

»Dann also im Pentagon. Wer behindert meine Unternehmung?«

»Von mir hast du nichts erfahren.«

»Wir haben zusammen auf der *Iowa* gedient. Hast du schon mal erlebt, daß ich einen Freund verraten habe?«

»Ich bin der letzte, der an deinem Wort zweifeln würde«, sagte Overmeyer, ohne zu zögern. Diesmal erwiderte er Sandeckers Blick. »Ich weiß es nicht mit hundertprozentiger Gewißheit, aber bitte sehr, ein Freund in der Waffenerprobungszentrale der Marine hat angedeutet, daß dir angeblich der Präsident persönlich einen Riegel vorgeschoben hat, nachdem irgendeine unbekannte Petze im Pentagon deinen Antrag auf Überlassung eines Flugzeugträgers ans Weiße Haus weitergeleitet hat. Mein Freund hat außerdem durchblicken lassen, daß Wissenschaftler aus dem engsten Umkreis des Präsidenten deine Theorie von einem akustischen Tod für weit hergeholt halten.«

»Will diesem versammelten Akademikerpack denn nicht in den Schädel, daß bereits Hunderte von Menschen und zahllose Meerestiere dadurch umgekommen sind?«

»Offenbar nicht.«

Sandecker ließ sich in den Sessel sinken und atmete tief aus. »Wilbur Hutton und der Nationale Wissenschaftsrat des Präsidenten sind mir also in den Rücken gefallen.«

»Tut mir leid, Jim, aber in Washington munkelt man, daß du als eine Art fanatischer Spinner giltst. Gut möglich, daß der Präsident dich zum Rücktritt zwingen will, damit er deinen Posten bei der NUMA mit einem seiner Parteifreunde besetzen kann.«

Sandecker meinte bereits zu spüren, wie das Henkersbeil erhoben wurde. »Na und? Auf meinen Posten kommt's doch gar nicht an. Kann ich denn zu niemandem durchdringen? Kann ich dir nicht begreiflich machen, mein lieber Admiral, daß du und alle Männer, die hier auf Oahu unter deinem Kommando dienen, in drei Tagen tot sein werden?«

Overmeyer musterte Sandecker mit tiefbetrübtem Blick. Sich damit abzufinden, daß jemand offenbar den Verstand verliert, fällt jedem Menschen schwer, vor allem, wenn es sich um einen guten Freund handelt. »Ehrlich gesagt, du machst mir angst, Jim. Ich möchte deinem Urteil ja gern vertrauen. Aber nach Ansicht vieler intelligenter Menschen ist dieser akustische Tod so wahrscheinlich wie der Untergang der Welt.«

»Für dich wird am Sonnabend um acht Uhr morgens die Welt untergehen«, erwiderte Sandecker ruhig. »Es sei denn, du gibst mir *die Roosevelt.«*

Overmeyer schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Jim. Mir sind die Hände gebunden. Unabhängig davon, ob ich deinen Weltuntergangsprophezeiungen glaube oder nicht, ich kann keine Befehle mißachten, die mir das Oberkommando erteilt hat.«

»Wenn ich dich nicht überzeugen kann, sollte ich mich besser auf den Weg machen.« Sandecker stand auf, ging zur Tür und drehte sich noch einmal um. »Ist deine Familie hier in Pearl Harbor?«

»Meine Frau. Und zwei Enkelinnen, die derzeit auf Besuch sind.«

»Ich hoffe bei Gott, daß ich mich irre. Aber an deiner Stelle, mein Freund, würde ich sie fortschicken, solange es noch möglich ist.«

Um Mitternacht war die riesige Satellitenschüssel zur Hälfte abgebaut. Der Lärm der Generatoren, das Scheppern der Werkzeuge und die Flüche der mit dem Abbau betrauten Montagetrupps hallten durch den gleißend hell ausgeleuchteten Vulkankrater. Alle Beteiligten arbeiteten noch genauso fieberhaft wie zu Beginn. Unentwegt schufteten die Männer und Frauen der NUMA weiter, kämpften schwitzend mit den mangels Wartung und Reparatur festgerosteten Schrauben. Keiner dachte an Schlaf oder an eine

warme Mahlzeit. Es gab lediglich Kaffee, der so schwarz war wie das umliegende Meer.

Sobald ein Stück der mit Stahl verstärkten Fiberglasschüssel abmontiert war, wurde es per Kran auf einen der bereitstehenden Tieflader befördert. Nachdem fünf Teile übereinandergestapelt und festgezurrt waren, verließ der Lastwagen den Vulkankrater und fuhr nach Kaumalapau, einem Hafen an der Westküste, wo die Antennenteile auf ein kleines Schiff verladen wurden, das sie nach Pearl Harbor transportieren sollte.

Rudi Gunn, der sein Hemd ausgezogen hatte, stand schwitzend in der schwülen Nachtluft und leitete einen Arbeitstrupp, der sich mit dem Abbau des Mittelteils der Antenne abmühte. Immer wieder zog er die Planzeichnungen anderer Satellitenstationen zu Rate, in denen der gleiche Antennentyp verwendet wurde. Die Pläne stammten von Hiram Yeager, der in die Computeranlage der Firma eingedrungen war, die die riesigen Schüsseln konstruiert hatte.

Molly, die sich mittlerweile umgezogen hatte und eine bequeme Khakibluse und Shorts trug, saß in einem kleinen Zelt in unmittelbarer Nähe, wo sie sich um die Nachrichtenverbindung kümmerte und sich sämtlicher Schwierigkeiten annahm, die beim Abbau und dem Transport der Teile zum Verladehafen auftauchten. Sie trat aus dem Zelt und reichte Gunn eine kalte Flasche Bier.

»Du siehst aus, als könntest du eine Erfrischung gebrauchen«, sagte sie.

Gunn nickte dankbar und kühlte sich mit der Flasche die Stirn. »Mein Körper hat seit unserer Ankunft mindestens zwanzig Liter Flüssigkeit verloren.«

»Ich wünschte, Pitt und Giordino wären hier«, sagte sie bekümmert. »Sie fehlen mir.«

Gunn blickte geistesabwesend zu Boden. »Sie fehlen uns allen. Ich weiß, daß es dem Admiral schier das Herz zerreißt.«

Molly wechselte das Thema. »Wie sieht's aus?«

Er deutete mit dem Kopf auf die halb abmontierte Antenne. »Am Anfang lief's zäh. Aber seit wir wissen, wie wir's anpacken müssen, kommen wir schneller voran.«

»Ein Jammer«, stellte sie fest, nachdem sie einen Moment lang

nachdenklich die dreißig Männer und vier Frauen gemustert hatte, die stundenlange Schwerstarbeit geleistet hatten, um die Antenne abzubauen. Doch jetzt sah es so aus, als wären all die Mühe und der Einsatz, mit denen sie vielen Menschen das Leben hatten retten wollen, vergebens gewesen. »Möglicherweise war alles umsonst.«

»Sandecker gibt sich mit Sicherheit nicht geschlagen«, sagte Gunn. »Selbst wenn ihm das Weiße Haus den Zugriff auf die *Roosevelt* verweigert, wette ich ein Abendessen bei Kerzenlicht und leiser Musik, daß er eine Ersatzlösung findet.«

»Einverstanden«, sagte sie mit einem schmalen Lächeln. »Dafür gebe ich mich gern hin.«

Verwundert blickte er auf. »Wie bitte?«

»Eine Freudsche Fehlleistung.« Müde lachte sie auf. »Ich meinte ›her‹.«

Um vier Uhr morgens erhielt Molly einen Anruf von Sandecker. Sie ließ sich keinerlei Müdigkeit anmerken.

»Wann sind sie voraussichtlich fertig?«

»Rudi meint, daß die *Lanakai* die letzten Stücke...«

»Die was?« fiel ihr Sandecker ins Wort.

»Die *Lanakai*. Ein zwischen den Inseln verkehrender kleiner Frachter, den ich für die Überführung der Antenne nach Pearl Harbor gechartert habe.«

»Pearl Harbor können Sie vergessen. Bis wann sind Sie dort fertig?«

»In etwa fünf Stunden«, erwiderte Molly.

»Allmählich wird's brenzlig. Erinnern Sie Rudi daran, daß uns nur noch knapp sechzig Stunden bleiben.«

»Und wohin soll's gehen, wenn wir nicht nach Pearl Harbor fahren?«

»Laufen Sie Halawa Bay auf der Insel Molokai an«, antwortete Sandecker. »Ich habe eine andere Möglichkeit gefunden, wie wir den Reflektor ausbringen können.«

»Einen anderen Flugzeugträger?«

»Etwas viel Besseres.«

»Nach Halawa Bay sind es auf dem Wasserweg keine hundert Kilometer. Wie haben Sie das geschafft?«

»Wer nicht auf Glücksgeschenke wartet, ist Herr seines Schicksals.«

»Sie sprechen in Rätseln, Admiral«, sagte Molly, die ihre Neugier kaum verhehlen konnte.

»Sagen Sie Rudi, er soll dafür sorgen, daß er spätestens morgen früh um zehn auf Molokai ist.«

Sie hatte soeben das Funktelefon abgeschaltet, als Rudi Gunn in das Zelt kam. »Wir bauen gerade das letzte Stück ab«, sagte er müde. »Und dann nichts wie weg.«

»Der Admiral hat angerufen«, teilte sie ihm mit. »Er hat uns beauftragt, die Antenne zur Halawa Bay zu bringen.«

»Auf Molokai?« fragte Gunn und kniff die Augen zusammen.

»So lautet sein Auftrag«, erwiderte sie.

»Was für ein Schiff mag der wohl aus dem Hut gezaubert haben?«

»Gute Frage. Ich habe keine Ahnung.«

»Ich hoffe, es taugt was«, murmelte Gunn. »Sonst können wir alle einpacken.«

47

Es war eine mondlose Nacht, doch die See funkelte blaugrün und geisterhaft phosphoreszierend im Schein der Sterne, die sich von Horizont zu Horizont über den Himmel erstreckten wie das unendliche Lichtermeer einer Großstadt. Der Wind hatte gedreht, blies jetzt aus südlicher Richtung und trieb die *Marvelous Maeve* hart nach Nordwest. Das grüngelbe Großsegel aus Buchenzweigen wölbte sich, während das Boot die Wellen abritt wie ein Muli, das sich ein Wettrennen mit Vollblutpferden liefert. Pitt hätte nicht im Traum daran gedacht, daß dieses plump und unhandlich aussehende Boot so gut segeln konnte. Einen Preis würde es zwar nie erringen, aber wenn er die Augen schloß, konnte er sich durchaus

vorstellen, auf einer erstklassigen Jacht zu sitzen und sorglos und unbeschwert über die See zu gleiten.

Die Wellen wirkten längst nicht mehr so feindselig, die Wolken weit weniger bedrohlich. Auch die Nachttemperaturen stiegen spürbar, je weiter sie nach Norden, in wärmere Gewässer, kamen. Die See hatte sie mit aller Grausamkeit und Härte auf die Probe gestellt, und sie hatten mit fliegenden Fahnen bestanden. Jetzt kam ihnen sogar das Wetter entgegen und blieb weiterhin freundlich und beständig.

Manche Menschen langweilen sich, wenn sie von einem tropischen Strand oder vom Deck eines Kreuzfahrtschiffes aus ständig das Meer vor Augen haben. Nicht so Pitt. Er war eins mit der See, deren Launen und Unberechenbarkeit ganz seiner eigenen unsteten Art entsprachen.

Maeve und Giordino genossen es, nicht mehr ums nackte Überleben kämpfen zu müssen. Nun, da die größte Not überstanden war, wurde die Stimmung an Bord zusehends fröhlicher. Pitts unerschütterlicher Optimismus, sein ansteckendes Lachen, seine unentwegte Zuversicht und Charakterstärke gaben ihnen Kraft und halfen ihnen, sich auch den schlimmsten Tücken der Natur zu stellen. Niemals, egal in welcher Lage, ließ er sich auch nur die geringste Niedergeschlagenheit anmerken. Er lächelte immer, so angespannt er auch wirken mochte, wenn er mit dem Sextanten die Sterne anpeilte oder wachsam in den Wind lauschte.

Als Maeve merkte, daß sie sich Hals über Kopf in ihn verliebte, sträubte sich ihr unabhängiges Wesen zuerst dagegen. Doch sobald sie ihr Schicksal akzeptiert hatte, ließ sie ihren Gefühlen freien Lauf. Immer wieder ertappte sie sich dabei, wie sie jede seiner Bewegungen, jedes Mienenspiel verfolgte, während er auf Rodney Yorks Seekarte ihre Position notierte.

Sie berührte ihn am Arm. »Wo sind wir?« fragte sie leise.

»Sobald es hell wird, zeichne ich unseren Kurs ein und rechne aus, wie weit wir noch von Gladiator Island entfernt sind.«

»Warum gönnst du dir nicht ein bißchen Ruhe? Du hast kaum mehr als zwei Stunden geschlafen, seit wir von den Miseries aufgebrochen sind.«

»Ich verspreche, daß ich eine lange Siesta einlege, sobald wir auf dem letzten Abschnitt unserer Fahrt sind«, sagte er und warf im Dunkeln einen Blick auf den Kompaß.

»Al schläft auch so gut wie nie«, sagte sie und deutete auf Giordino, der fortwährend den Zustand der Ausleger überprüfte und das Tauwerk kontrollierte, von dem das Boot zusammengehalten wurde.

»Wenn der achterliche Wind hält und meine Navigation annähernd stimmt, müßte deine Insel übermorgen am frühen Vormittag in Sicht kommen.«

Sie blickte zu dem endlosen Sternenzelt auf. »Der Himmel ist heute nacht zauberhaft.«

»Genau wie eine Frau, die ich kenne«, sagte er, während er den Blick vom Kompaß zum Segel und dann zu Maeve schweifen ließ. »Ein strahlendes Wesen mit unschuldigen blauen Augen und Haaren wie Goldregen. Sie ist arglos und intelligent und wie geschaffen für das Leben und die Liebe.«

»Klingt ja ziemlich reizvoll.«

»Und das ist erst der Anfang. Ihr Vater ist zufällig einer der reichsten Männer im ganzen Sonnensystem.«

Sie bog den Rücken durch und kuschelte sich an seinen harten Körper. Sie strich mit den Lippen über die Lachfältchen um seine Augen und das kräftige Kinn. »Du mußt ja schwer vernarrt in sie sein.«

»Schwerst, und warum auch nicht?« sagte er bedächtig. »Sie ist die einzige in diesem Teil des Pazifischen Ozeans, die mich verrückt macht vor Leidenschaft und Begierde.«

»Aber ich bin doch die einzige in diesem Teil des Pazifischen Ozeans.«

Er gab ihr einen leichten Kuß auf die Stirn. »Dann hast du die heilige Pflicht, meine geheimsten Phantasien zu erfüllen.«

»Ich würde ihr sofort nachkommen, wenn wir allein wären«, sagte sie mit einem lüsternen Unterton. »Aber vorerst wirst du leiden müssen.«

»Ich könnte Al ja sagen, er soll eine Runde Spazierengehen«, sagte er grinsend.

Lachend entzog sie sich ihm. »Er würde nicht weit kommen.« Maeve verspürte insgeheim ein tiefes Glücksgefühl, nachdem sie nun wußte, daß keine andere Frau zwischen ihnen stand. »Du bist ein ganz besonderer Mann«, flüsterte sie. »Ein Mann, nach dem sich jede Frau sehnt.«

Er lachte leichthin. »Ganz und gar nicht. Bislang hab' ich dem schönen Geschlecht nur selten den Kopf verdreht.«

»Vielleicht sehen sie alle, daß du unerreichbar bist.«

»Bin ich aber nicht, wenn sie's richtig anstellen«, flachste er.

»Das meine ich nicht«, sagte sie ernst. »Deine Geliebte ist die See. Ich hab's dir am Gesicht angesehen. Während des Sturmes. Du hast gewirkt, als würdest du sie weniger bekämpfen als vielmehr verführen. Gegen eine derart große Liebe kommt keine Frau an.«

»Du hast doch auch eine Schwäche für die See«, sagte er zärtlich. »Und für alles Leben darin.«

Maeve atmete die Nachtluft ein. »Ja. Ich kann nicht leugnen, daß ich ihr mein Leben geweiht habe.«

In diesem Moment kam Giordino aus der Kajüte und gab bekannt, daß einer der Schwimmkörper Luft verlor. »Reicht mir die Pumpe«, befahl er. »Wenn ich das Leck finde, versuch' ich's zu flicken.«

»Wie hält sich die *Marvelous Maeve?«* fragte Pitt.

»Wie eine gute Partnerin beim Tanzturnier«, erwiderte Giordino. »Locker und leicht, dazu geschmeidig und mit gutem Rhythmusgefühl.«

»Wenn sie bis zur Insel zusammenhält, stifte ich sie dem Smithsonian als Schaustück. Das unglaublichste Boot, das je sein Ziel erreichte.«

»Beim nächsten Sturm«, sagte Giordino warnend, »kann alles vorbei sein.« Er hielt inne und blickte beiläufig zum schwarzen Horizont, wo Sterne und See verschmolzen. Plötzlich erstarrte er. »Auf Backbord ist ein Licht.«

Pitt und Maeve standen auf und starrten in die Richtung, in die Giordino deutete. Sie sahen ein grünes Licht, die Steuerbordpositionslampe eines Schiffes, und weiße Dampferlichter an den Mast-

spitzen. Allem Anschein nach fuhr es weit hinter ihnen in Richtung Nordost.

»Ein Schiff«, bestätigte Pitt. »Etwa fünf Kilometer entfernt.«

»Die sehen uns nie und nimmer«, sagte Maeve besorgt. »Wir haben keinerlei Beleuchtung.«

Giordino verschwand in der Kajüte und kehrte nach kürzester Zeit zurück. »Rodney Yorks letztes Signalfeuer«, sagte er und hielt es hoch.

Pitt blickte zu Maeve. »Möchtest du dich retten lassen?«

Sie schaute hinab auf die schwarze, wogende See und schüttelte langsam den Kopf. »Das kann ich nicht entscheiden.«

»Al, was sagst du? Reizt dich die Aussicht auf ein herzhaftes Essen und ein sauberes Bett?«

Giordino grinste. »Lockt mich nicht halb so sehr wie eine zweite Runde mit dem Dorsett-Clan.«

Pitt legte den Arm um Maeves Schulter. »Mir geht's genauso.«

»Noch zwei Tage«, murmelte Maeve dankbar. »Ich kann kaum glauben, daß ich meine Jungs tatsächlich wiedersehe.«

Pitt schwieg einen Moment, dachte an das Unbekannte, das vor ihnen lag. »Du wirst sie wiedersehen«, sagte er dann sanft, »und umarmen. Das verspreche ich.«

Kam überhaupt nicht in Frage, daß sie sich von dem einmal gesetzten Ziel abbringen ließen. Da waren Pitt und Giordino einer Meinung. Nach allem, was sie hinter sich hatten, machten sie sich keinerlei Gedanken mehr um ihr eigenes Leben. Sie waren so fest entschlossen, Gladiator Island zu erreichen, daß keiner der beiden Männer hinterherschaute, als die Lichter des vorbeifahrenden Schiffes kleiner wurden und in der Ferne verschwanden.

48

Als der zwischen den Inseln verkehrende Frachter, der die zerlegte Antenne transportierte, in die Halawa Bay auf Molokai einlief, standen alle Mann an der Reling und starrten wie gebannt auf das

eigenartige Schiff, das im Hafen vor Anker lag. Das zweihundert - achtundzwanzig Meter lange Schiff, von dem ein Wald von Kränen sowie mittschiffs ein dreiundzwanzig Stockwerke hoher Derrick-kran aufragten, sah aus, als wäre es von einem Haufen besoffener Ingenieure und durchgeknallter Schweißer gemeinsam mit einer Horde ausgeflippter Ölsucher entworfen und zusammengeschu-stert worden.

Eine ausladende Helikopterplattform hing auf Stützträgern über dem Heck, als hätte man sie nachträglich aufgesetzt. Die hohen Brückenaufbauten auf dem Achterdeck erinnerten an einen Öltan-ker, doch damit endete jede Gemeinsamkeit. Mittschiffs befand sich ein gewaltiges Sammelsurium von Maschinen und Apparaturen, die wie ein riesiger Schrotthaufen wirkten. Ein wahres Labyrinth aus stählernen Auf- und Niedergängen, Gerüsten, Leitern und Röhren umgab den Derrickkran, der wie die Startrampe einer Mondrakete in den Himmel ragte. Der an ein Burgkastell erinnernde Aufbau am Vorschiff besaß keinerlei Luken, nur eine Reihe oberlichtartiger Fenster. Der Anstrich war verblichen und teilweise abgeblättert, so daß der Rost durchkam. Der Rumpf war marineblau, die Aufbau-ten schimmerten mattweiß. Die Gerätschaften in der Mitte waren einstmals in zahllosen Grau-, Gelb- und Orangetönen lackiert ge-wesen.

»Nachdem ich das gesehen habe, kann ich nun frohen Herzens sterben!« rief Rudi Gunn.

Molly stand neben ihm auf der Brückennock und starrte beein-druckt zu dem anderen Schiff. »Woher, um alles auf der Welt, hat der Admiral bloß die *Glomar Explorer* gezaubert?«

»Das würde ich nicht mal zu raten wagen«, brummte Gunn, der wie ein Kind wirkte, das zum erstenmal im Leben ein Flugzeug sieht.

Der Kapitän der *Lanakai* beugte sich aus der Tür des Ruderhau-ses. »Admiral Sandecker ist am Schiffstelefon, Commander Gunn.«

Gunn hob dankend die Hand, verließ die Brückennock und übernahm den Hörer.

»Sie kommen eine Stunde zu spät«, empfing er Gunn.

»Tut mir leid, Admiral. Die Antenne ist nicht mehr die jüngste.

Ich habe dem Abbautrupp aufgetragen, sie beim Zerlegen soweit wie möglich zu warten und zu reparieren, damit sie sich leichter wieder zusammensetzen läßt.«

»Gut mitgedacht«, versetzte der Admiral. »Sagen Sie Ihrem Kapitän, er soll längsseits gehen. Sobald die Anker ausgeworfen sind, laden wir die Antenne um.«

»Ist das etwa die berühmte *Glomar Explorer* von Howard Hughes?« fragte Gunn.

»Genau die, aber mit ein paar Umbauten«, antwortete Sandecker. »Lassen Sie ein Boot ausfieren und kommen Sie rüber. Ich erwarte Sie im Büro des Kapitäns. Und bringen Sie Ms. Faraday mit.«

»Wir sind in Kürze an Bord.«

Die *Glomar Explorer* war ursprünglich auf Betreiben des stellvertretenden Verteidigungsministers David Packard, vormals im Vorstand des Elektronikkonzerns Hewlett-Packard tätig, nach dem Vorbild eines alten, von Willard Bascom entworfenen Tiefseeforschungsschiffes namens *Alcoa Seaprobe* entwickelt worden. Die CIA, die Global Marine Incorporated und Howard Hughes' Werkzeugmaschinenfabrik, die spätere Summa Corporation, hatten das Projekt schließlich gemeinsam in die Tat umgesetzt.

Der Bau dieses von Anfang an streng geheimen und von allerlei irreführenden Legenden umrankten Schiffes erfolgte auf der Werft der Sun Shipbuilding & Dry Dock Company in Chester, Pennsylvania. Einundvierzig Monate später, im Herbst 1972, lief es vom Stapel – eine bemerkenswerte Leistung, wenn man bedenkt, daß man hier technologisch absolutes Neuland betrat.

Berühmt wurde sie, als sie ein mitten im Pazifik liegendes russisches Unterseeboot der Golf-Klasse aus einer Tiefe von fünf Kilometern barg. Trotz anderslautender Pressemitteilungen wurde das gesamte U-Boot stückweise gehoben und untersucht – ein kolossaler nachrichtendienstlicher Erfolg, da man fortan über die Technologie und Einsatzbereitschaft sowjetischer Unterseeboote genauestens Bescheid wußte.

Der Ruhm der *Glomar Explorer* war von kurzer Dauer. Niemand wußte so recht, was er mit ihr anstellen sollte, daher fiel sie

schließlich in den Zuständigkeitsbereich der Regierung, die sie der Navy überstellte und einmotten ließ. Über zwei Jahrzehnte hatte sie untätig in den Gewässern der Suisan Bay nordöstlich von San Francisco gelegen – bis vor kurzem.

Als Gunn und Molly das Deck des riesigen Schiffes betraten, kamen sie sich vor wie auf dem Gelände eines Kraftwerks. Von nahem besehen, waren die Ausmaße der Geräte an Bord geradezu atemberaubend. Die Sicherheitsmaßnahmen indessen hatten seit der Jungfernfahrt sichtlich nachgelassen. Lediglich der Zweite Offizier nahm sie an der Gangway in Empfang.

»Keine Wachmannschaften?« fragte Molly.

Der Offizier lächelte nur, als er sie zu dem Aufgang brachte, der zu dem unmittelbar unter dem Ruderhaus liegenden Deck führte. »Da wir diesmal im Dienste der Industrie tätig sind und keine feindlichen U-Boote vom Meeresboden klauben müssen, sind keinerlei SicherheitsVorkehrungen nötig.«

»Ich dachte, die *Explorer* sei eingemottet«, sagte Gunn.

»War sie auch. Bis vor fünf Monaten«, erwiderte der Offizier. »Dann wurde sie von Deep Abyss Engineering geleast, die mit ihrer Hilfe rund zweihundert Kilometer südlich von Hawaii Kupfer- und Manganvorkommen in der Tiefsee ausbeuten will.«

»Haben sie schon damit begonnen?« fragte Molly.

»Noch nicht. Ein Großteil der Ausrüstung an Bord ist nach den heutigen Maßstäben veraltet, daher mußten wir einige Umbauten vornehmen, vor allem an der Elektronik. Im Augenblick sind die Maschinen dran. Sobald die repariert sind, können wir loslegen.«

Gunn und Molly warfen sich einen zweifelnden Blick zu, ohne ihre Besorgnis offen auszusprechen. Beide fragten sich, wie ein Schiff, das antriebslos im Wasser lag, rechtzeitig zu der Stelle gelangen sollte, an der sie die tödlichen Schallwellen abzuleiten gedachten.

Der Schiffsoffizier öffnete die Tür zu einer geräumigen, eleganten Kabine. »Das war das Quartier von Howard Hughes. Nur für den Fall, daß er das Schiff besuchen sollte, wozu es, soweit man weiß, nie gekommen ist.«

Sandecker kam ihnen entgegen und begrüßte sie. »Ein außeror-

dentliches Stück Arbeit, das Sie da geleistet haben. Ich beglückwünsche Sie beide. Demnach war der Abbau der Antenne also schwieriger, als wir uns vorgestellt haben.«

»Am schlimmsten war der Rost«, erwiderte Gunn. »Wir mußten jede festgefressene Schraube einzeln lösen.«

»Ich habe noch nie so viele Flüche gehört«, sagte Molly lächelnd. »Die Techniker waren außer sich, glauben Sie mir.«

»Läßt sich die Antenne für unsere Zwecke verwenden?« fragte Sandecker.

»Wenn die See nicht allzu rauh ist und sie in Stücke reißt«, sagte Rudi Gunn, »sollten wir es schaffen.«

Sandecker wandte sich um und stellte sie einem kleinen, untersetzten Mann vor, der knapp über vierzig war. »Captain James Quick. Meine Mitarbeiter, Molly Faraday und Rudi Gunn.«

»Willkommen an Bord«, sagte Quick und schüttelte ihnen die Hand. »Wie viele Leute haben Sie dabei?«

»Alles in allem einunddreißig Männer und fünf Frauen«, erwiderte Gunn. »Ms. Faraday und mich eingeschlossen. Ich hoffe doch, Sie können uns alle unterbringen.«

Quick winkte lässig ab. »Keine Sorge. Wir haben jede Menge freier Quartiere, und die Verpflegung sollte auch für zwei Monate reichen.«

»Ihr Zweiter Offizier sagte, daß Sie einen Maschinenschaden haben.«

»Ein Problem«, sagte Sandecker. »Der Kapitän hat mir erklärt, daß sein Schiff vorübergehend festliegt.«

»Dann haben wir uns also umsonst beeilt«, grummelte Gunn.

»Ein unvorhersehbares Hindernis. Tut mir leid, Rudi.«

Quick setzte seine Mütze auf und ging zur Tür. »Ich sage meinen Kranführern Bescheid, daß sie die Antenne umladen sollen.«

Gunn folgte ihm. »Ich komme mit und überwache die Aktion von der *Lanakai* aus.«

Sobald sie allein waren, wandte sich Molly an Sandecker und fragte vorsichtig: »Wie, um alles auf der Welt, haben Sie die Regierung überreden können, daß man Ihnen die *Glomar Explorer* überläßt?«

»Ich habe die offiziellen Stellen in Washington umgangen und Deep Abyss Engineering ein Angebot gemacht, das die nicht ablehnen konnten.«

Molly starrte ihn an. »Haben Sie die *Glomar Explorer* etwa gekauft?«

»Ich habe sie gechartert«, berichtigte er sie. »Hat mich einen Arm und ein halbes Bein gekostet.«

»Gibt das der Etat der NUMA denn her?«

»Unter den gegebenen Umständen mußte ich rasch handeln. Angesichts der vielen Menschenleben, die auf dem Spiel stehen, war mir nicht nach Feilschen zumute. Wenn sich herausstellt, daß wir mit unserer Konvergenztheorie recht haben, ist der Kongreß so blamiert, daß er uns jegliche Mittel bewilligen wird. Außerdem habe ich zur Sicherheit eine Erfüllungsklausel durchgesetzt.«

»Das war ja ein wahrer Glückstreffer, daß Sie die ganz in der Nähe liegende *Explorer* gefunden haben, nachdem man Ihnen die *Roosevelt* verweigert hat.«

»Wie gewonnen, so zerronnen.« Sandecker schüttelte langsam den Kopf. »Die *Explorer* liegt vor Molokai, weil auf der Überfahrt von Kalifornien ein Schaden am Schraubenwellenlager aufgetreten ist. Ob sie rechtzeitig in See gehen und uns an Ort und Stelle bringen kann, läßt sich derzeit nicht absehen.«

Kurz darauf wurden die für schwere Lasten ausgelegten Kräne an Steuerbord über die offenen Frachtluken der *Lanakai* ausgeschwenkt. Die an den Zugkabeln hängenden Haken wurden abgelassen und an den Antennenteilen befestigt, worauf diese hochgehievt, an Bord der *Explorer* befördert und dort an einer freien Stelle in der für den Wiederaufbau festgelegten Reihenfolge übereinandergestapelt wurden.

Zwei Stunden später waren sämtliche Antennenteile an Bord der *Explorer* verzurrt. Der kleine Frachter, der seinen Teil zum Gelingen des Projektes geleistet hatte, löste die Leinen, betätigte zum Abschied das Signalhorn und lief aus dem Hafen aus. Gunn und Molly winkten der *Lanakai* zu, als sie langsam durch das grüne Wasser der Bucht davondampfte und Kurs auf die offene See nahm.

Nachdem man den Mitarbeitern der NUMA ihre Quartiere zugewiesen hatte, wurde ihnen von der bestens ausgestatteten Kombüse eine wohlverdiente Mahlzeit aufgetischt. Anschließend zogen sich alle in die Luxuskabinen zurück, die niemand mehr benutzt hatte, seit die *Explorer* das sowjetische U-Boot aus den Tiefen des Pazifischen Ozeans gehoben hatte. Molly, die sich mittlerweile als Herbergsmutter betätigte, ging vom einen zum anderen und überzeugte sich davon, daß niemand erkrankt war oder sich beim Abbau der Antenne verletzt hatte.

Gunn kehrte in den ehemaligen VIP-Raum zurück, der einst für den exzentrischen Howard Hughes reserviert war. Sandecker, Captain Quick und ein anderer Mann, ein gewisser Jason Toft, der ihm als Chefingenieur des Schiffes vorgestellt wurde, saßen um einen kleinen Kartentisch.

»Möchten Sie einen Brandy?« fragte Quick.

»Ja, vielen Dank.«

Sandecker, der in Zigarrenqualm gehüllt war, nippte an dem goldbraunen Getränk in seinem Glas. Er wirkte alles andere als zufrieden. »Mr. Toft hat mir soeben mitgeteilt, daß er wichtige Maschinenteile vom Festland benötigt. Vorher könne das Schiff nicht auslaufen.«

Gunn wußte, daß der Admiral innerlich kochte, auch wenn er nach außen hin kühl wie ein Eiskübel wirkte. Er wandte sich an Toft. »Wann erwarten Sie die Ersatzteile?«

»Sie werden gerade aus Los Angeles eingeflogen«, erwiderte Toft, der einen mächtigen Bauch und kurze Beine hatte. »Müßten in vier Stunden eintreffen. Unser Helikopter steht auf dem Flughafen von Hilo auf der Hauptinsel Hawaii bereit. Er wird die Teile sofort zur *Explorer* bringen.«

»Woran hapert's denn genau?« fragte Gunn.

»Am Schraubenwellenlager«, erklärte Toft. »Aus irgendeinem Grund – vermutlich weil die CIA seinerzeit zuviel Druck gemacht hat – wurden die Schraubenwellen nicht richtig austariert, so daß es zu Vibrationen kommt. Deswegen sind auf der Fahrt von San Francisco nach hierher die Ölleitungen gerissen, so daß die Schraubenwellen nicht mehr richtig geschmiert wurden. Aufgrund der Rei-

bungshitze, wegen Materialermüdung, Überlastung oder was auch immer hat sich die Welle etwa hundert Meilen vor Molokai festgefressen. Wir konnten uns mit Ach und Krach mit der Steuerbordschraube bis hierher schleppen, ehe auch die den Geist aufgegeben hat.«

»Wie ich Ihnen bereits sagte, stehen wir mächtig unter Zeitdruck.«

»Ich habe vollstes Verständnis für Ihre Nöte, Admiral. Die Männer im Maschinenraum werden schuften wie die Wahnsinnigen, damit das Schiff wieder flott wird. Aber ich muß Sie warnen. Die Schraubenwellenlager sind nicht das eigentliche Problem. Die Maschinen mögen zwar noch nicht allzu viele Betriebsstunden auf dem Buckel haben, da das Schiff in den siebziger Jahren lediglich von der Ostküste zum Pazifik und dann nach Kalifornien gefahren ist. Aber weil sie in den letzten zwanzig Jahren nicht ordentlich gewartet wurden, sind sie in einem grauenhaften Zustand. Selbst wenn wir die Schraube wieder hinkriegen, kann ich nicht dafür garantieren, daß wir heil aus dem Hafen herauskommen.«

»Haben Sie die nötigen Geräte?« erkundigte sich Sandecker bei Toft.

»Die Abdeckungen der Steuerbordwelle sind bereits entfernt, die Lager ausgebaut. Der Austausch sollte also einigermaßen glatt vonstatten gehen. Die Backbordwelle allerdings kann nur auf einer Werft repariert werden.«

Gunn wandte sich an Captain Quick. »Ich verstehe nicht, warum Ihre Firma die *Explorer* nicht auf einer Werft in San Francisco instand setzen ließ, als man sie wieder in Dienst stellte.«

»Bedanken Sie sich bei den Erbsenzählern.« Quick zuckte die Achseln. »Chefingenieur Toft und ich haben ausdrücklich darauf hingewiesen, daß sie vor der Abfahrt nach Hawaii überholt werden sollte, aber die Geschäftsführung hat nicht auf uns gehört. Sie ist zwar in der Werft gewesen, aber dabei hat man lediglich die alte Hebevorrichtung abmontiert und sie mit einer Baggeranlage ausgerüstet. Ansonsten hat man sich darauf versteift, daß eine Generalüberholung reine Geldverschwendung sei und eventuelle technische Schäden auf See repariert werden könnten, beziehungsweise

nach unserer Ankunft in Honolulu, wohin wir es bekanntlich nicht geschafft haben. Darüber hinaus ist die Besatzung viel zu klein. Ursprünglich waren einhundertzweiundsiebzig Mann vorgesehen. Ich habe lediglich sechzig Männer und Frauen an Bord, hauptsächlich Seeleute, Kran- und Maschinenführer und Mechaniker, die für die Wartung der Geräte zuständig sind. Dazu kommen zwölf Geologen, Unterwassertechniker und Elektronikexperten. Im Gegensatz zu Ihren Projekten bei der NUMA, Commander Gunn, handelt es sich hier um ein mit knappsten Mitteln ausgestattetes Unternehmen.«

»Ich bitte um Entschuldigung, Captain«, sagte Gunn. »Ich habe vollstes Verständnis für Ihre unangenehme Lage.«

»Wie lange dauert es Ihrer Meinung nach, bis wir in See gehen können?« fragte Sandecker Toft. Der Admiral wollte sich nicht anmerken lassen, wie müde er nach den Anstrengungen der letzten Wochen war.

»Sechsunddreißig Stunden, vielleicht auch mehr.«

Daraufhin herrschte Schweigen, und alle schauten auf Sandecker. Der wiederum fixierte Toft mit eiskaltem Blick. »Ich erkläre es Ihnen noch mal«, erwiderte er eindringlich. »Und zwar in aller Offenheit. Wenn wir nicht innerhalb von fünfunddreißig Stunden am Konvergenzpunkt sind und die Antenne im Wasser versenkt haben, werden mehr Menschen sterben, als manch kleines Land Einwohner hat. Das ist nicht etwa eine Ausgeburt der Phantasie oder der Stoff für einen Science-fiction-Film. Es ist Tatsache. Und ich möchte hinterher nicht dastehen und angesichts zahlloser Toter sagen müssen: ›Wenn ich mir nur etwas mehr Mühe gegeben hätte, hätte ich es verhindern können.‹ Versuchen Sie alles Menschenmögliche, Mr. Toft, versuchen Sie's von mir aus auch mit Zauberei. Aber die Antenne muß bis übermorgen um acht Uhr zu Wasser gelassen sein.«

»Ich werde nichts Unmögliches versprechen«, erwiderte Toft kalt. »Aber falls wir Ihren Zeitplan nicht einhalten sollten, liegt das bestimmt nicht an meinen Leuten im Maschinenraum. Die schuften sich nämlich zu Tode.« Er trank sein Glas aus, verließ den Raum und schlug die Tür hinter sich zu.

»Ich fürchte, Sie haben meinen Chefingenieur verärgert«, sagte Quick zu Sandecker. »Ihm die ganze Schuld zu geben, falls wir scheitern sollten, ist ein bißchen ungerecht, finden Sie nicht?«

Sandecker starrte nachdenklich auf die geschlossene Tür. »Es steht zuviel auf dem Spiel, Captain. So hatte ich das nicht beabsichtigt. Mit Sicherheit wollte ich dem Chefingenieur nicht die ganze Last auf die Schultern laden. Aber ob es uns paßt oder nicht – von diesem Mann hängt das Schicksal sämtlicher Menschen auf der Insel Oahu ab.«

Am folgenden Nachmittag um halb vier trat Toft erschöpft und ölverschmiert ins Ruderhaus und wandte sich an Sandecker, Gunn und Captain Quick. »Die Lager der Steuerbordschraube sind ausgetauscht. Wir können in See gehen. Aber schneller als fünf Knoten können wir nicht fahren. Allenfalls ein bißchen mehr.«

Sandecker schüttelte Toft die Hand. »Großartig, Chef. Meinen Glückwunsch.«

»Wie weit ist es bis zum Konvergenzpunkt?« fragte Quick.

»Achtzig Seemeilen«, antwortete Gunn, ohne zu zögern. Er war den Kurs in Gedanken zigmal durchgegangen.

»Das wird knapp«, sagte Quick beklommen. »Bei fünf Knoten Fahrt brauchen wir für achtzig Seemeilen etwa sechzehn Stunden. Damit wären wir ein paar Minuten vor acht Uhr morgens an Ort und Stelle.«

»Knapp«, wiederholte Sandecker. »Aber dank Chefingenieur Toft haben wir zumindest eine Chance.«

Gunns Gesicht wirkte angespannt. »Ihnen ist hoffentlich klar, Admiral, daß wir höchstwahrscheinlich alle sterben werden, wenn wir im fraglichen Gebiet sind und von den konvergierenden Schallwellen getroffen werden.«

Sandecker schaute die drei anderen Männer mit unbewegter Miene an. »Ja«, sagte er leise. »Das ist mir klar.«

49

Kurz nach Mitternacht peilte Pitt ein letztes Mal die Sterne an und markierte die Position im Licht der Mondsichel auf der Karte. Wenn seine Berechnungen einigermaßen stimmten, müßte Gladiator Island innerhalb der nächsten paar Stunden in Sicht kommen. Er wies Maeve und Giordino an, nach vorn Ausschau zu halten, während er sich eine Stunde Schlaf gönnte. Er hatte das Gefühl, gerade erst eingenickt zu sein, als Maeve ihn sanft wachrüttelte.

»Deine Navigation war punktgenau«, sagte sie aufgeregt. »Die Insel ist in Sicht.«

»Hervorragend navigiert, alter Junge«, gratulierte ihm Giordino. »Wir sind früher da, als du geschätzt hast.«

»Wurde auch höchste Eisenbahn«, sagte Maeve lachend. »Die vertrockneten Blätter fallen von den Segeln.«

Pitt schaute hinaus in die Nacht, doch er sah nur das Sternenmeer und den Mond über der See. Er wollte gerade den Mund aufmachen und sagen, daß er nichts erkennen könne, als im Osten ein Lichtstrahl über den Horizont zuckte, gefolgt von einem hellroten Nachglühen. »Gibt's auf eurer Insel ein Leuchtfeuer?« fragte er Maeve.

»Einen kleinen Leuchtturm am Rande des Vulkans im Süden.«

»Wenigstens hat deine Familie etwas getan, um den Seeleuten das Navigieren zu erleichtern.«

Maeve lachte. »An verirrte Seeleute hat mein Urgroßvater bestimmt nicht gedacht, als er ihn gebaut hat. Er war seit jeher nur dazu da, die Schiffe davon abzuhalten, die Insel anzulaufen.«

»Sind viele Schiffe an dieser Küste gestrandet?«

Sie blickte auf ihre Hände und verschränkte sie. »Als ich klein war, hat Papa oft von Schiffen erzählt, die auf die Felsen geworfen wurden.«

»Hat er Überlebende erwähnt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Von Rettungsversuchen war nie die Rede. Er sagte immer, daß jeder, der ungebeten den Fuß auf Gladiator Island setzt, eine Verabredung mit dem Satan hat.«

»Was heißt das?«

»Das heißt, daß die Schwerverletzten ermordet wurden und alle gesunden Überlebenden bis zu ihrem Tod in den Minen schuften mußten. Noch nie ist es jemandem gelungen, von Gladiator zu entkommen und von diesen Greueltaten zu berichten.«

»Du bist entkommen.«

»Da hatten die armen Bergleute aber viel davon«, sagte sie bekümmert. »Niemand hat mir ein Wort geglaubt. Als ich den Behörden erklären wollte, was dort vorgeht, hat Papa sie einfach bestochen.«

»Und die Chinesen, die heute in den Minen arbeiten? Wie viele von denen sind noch heil und gesund, wenn sie die Insel wieder verlassen?«

Maeve sah ihn mit bitterer Miene an. »Letzten Endes sterben fast alle durch die extreme Hitze, die am Boden der unteren Fördergruben herrscht.«

»Hitze?« Pitt sah sie erstaunt an. »Woher kommt die?«

»Durch die Spalten im Gestein treten Dämpfe aus.«

Giordino warf Pitt einen nachdenklichen Blick zu. »Der ideale Ort, um eine Gewerkschaft zu gründen.«

»In etwa drei Stunden mache ich Landfall«, sagte Pitt. »Noch können wir's uns anders überlegen, die Insel sausenlassen und nach Australien segeln.«

»Die Welt ist bös und unbarmherzig«, versetzte Giordino seufzend. »Und das Leben wertlos, wenn man sich nicht ab und an einer Herausforderung stellt.«

»Da spricht der echte Amerikaner«, sagte Pitt lächelnd. Er blickte prüfend zum Mond auf. »Meiner Meinung nach müßte das Licht gerade reichen.«

»Du hast immer noch nicht erklärt, wie du an Land kommen willst, ohne daß Papas Wachposten dich bemerken«, sagte Maeve.

»Erst mußt du mir mehr über Gladiator erzählen, über die Klippen zum Beispiel, die die Insel umgeben.«

Sie schaute ihn einen Moment lang zweifelnd an, dann zuckte sie die Achseln. »Da gibt's nicht viel zu erzählen. Von der Lagune abgesehen, ist die ganze Insel von Klippen gesäumt. An der Westkü-

ste branden hohe Wellen an. Die Ostküste ist ruhiger, aber immer noch gefährlich.«

»Gibt es an der Ostküste irgendwelche kleinen Buchten mit Sandstrand und schmalen Felseinschnitten, eine Art natürliche Kamine, die durch die Erosion entstanden sind?«

»Soweit ich weiß, gibt es zwei. Die eine ist gut zugänglich, aber der Strand ist winzig. Bei der anderen ist die Zufahrt schmaler, aber dafür ist der Strand breiter. Aber du brauchst gar nicht dran zu denken, daß du von einer der beiden Buchten aus an Land kommst. Die Felsen ragen rund hundert Meter steil auf. Nicht mal ein erstklassiger Bergsteiger, der die modernste Ausrüstung besitzt, käme auf die Idee, dort mitten in der Nacht hochzuklettern.«

»Kannst du uns in die schmale Einfahrt mit dem breiten Strand lotsen?« fragte Pitt.

»Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe?« versetzte Maeve. »Das ist genauso, als ob du versuchen würdest, mit einem Eispickel auf den Mount Everest zu steigen. Außerdem sind da noch die Wachposten. Die kontrollieren stündlich die Klippen.«

»Auch bei Nacht?«

»Papa läßt kein Schlupfloch für Diamantenschmuggler offen«, sagte sie in schulmeisterlichem Ton.

»Wie stark sind die Patrouillen?«

»Zwei Mann, die auf ihrer Streife einmal rund um die Insel gehen. Genau eine Stunde später kommt die nächste Patrouille.«

»Können sie vom Klippenrand aus den Strand sehen?« hakte Pitt nach.

»Nein. Der Fels ist zu steil, als daß man nach unten schauen könnte.« Fragend und mit großen Augen blickte sie Pitt an. »Was soll eigentlich die ganze Fragerei über die Ostküste der Insel? Der einzige Weg an Land führt durch die Lagune.«

Pitt warf Giordino einen verschwörerischen Blick zu. »Dieses Weib hat einen köstlichen Leib, doch in ihm wohnt ein skeptischer Geist.«

»Mach dir nichts draus«, sagte Giordino gähnend. »Mir glauben die Frauen auch nie.«

Pitt blickte auf die Felsen, die schon so viele Menschenleben gefordert hatten, und er mußte an die Schiffbrüchigen denken, die als Arbeitssklaven in den Dorsettschen Minen so unsägliches Leid erdulden mußten, daß sie wünschten, sie wären an dieser Küste ertrunken. Eine ganze Weile herrschte Schweigen, und niemand an Bord der *Marvelous Maeve* rührte sich, als die Klippen von Gladiator Island in der Dunkelheit immer höher aufragten. Pitt blickte auf Maeves Rücken, die am Bug lag und Ausschau nach Felsenriffen vor der Küste hielt. Er drehte sich zu Giordino um und sah das weißlich schimmernde Gesicht seines Freundes, der langsam nickte, während er am Außenbordmotor stand und sich bereit hielt, ihn auf Pitts Zeichen hin anzuwerfen.

Das Licht war günstiger, als Pitt zu hoffen gewagt hätte. Der Halbmond war gerade hell genug, damit man die steil aufragenden Felswände erkennen konnte, andererseits aber so schwach, daß kein Beobachter oben auf den Klippen die *Marvelous Maeve* bemerken würde. Auch mit der See und dem Wetter hatten sie Glück. Keine hohen Wogen, nur eine leichte Dünung, dazu eine achterliche Brise. Ohne leichten Ostwind hätte Pitt seinen Schlachtplan zur Invasion der Insel abschreiben können. Er brachte den Trimaran auf Parallelkurs zur Küste. Etwa siebzig Meter entfernt schimmerte ein weißer, hie und da hell aufleuchtender Streifen in der Dunkelheit, dazu hörte man den steten Schlag der an die Klippen brandenden See.

Als sie die Südspitze der Insel umsegelten, kam Pitt sich vor wie ein Sträfling in einem alten Knastfilm, der im zuckenden Licht der Suchscheinwerfer über die Mauer flüchten will – bis sie endlich den Vulkan hinter sich hatten, dessen Rücken das kreisende Leuchtfeuer von Gladiator abschirmte. Seltsamerweise sprachen alle nur noch im Flüsterton, so als könnte man sie im Rauschen der Brandung hören.

»Wie weit ist es noch bis zur Bucht?« rief er Maeve leise zu.

»Ich glaube, vom Leuchtturm aus etwa einen Kilometer küstenaufwärts«, antwortete sie, ohne sich umzudrehen.

Das Boot machte erheblich weniger Fahrt, seit sie nicht mehr gen Osten segelten, sondern an der Küste entlang nach Norden, und

Pitt stellte fest, daß er es kaum mehr auf Kurs halten konnte. Er hob die Hand – das Zeichen für Giordino, daß er den Außenbordmotor anwerfen sollte. Pitt atmete dreimal tief durch, und dann schlug sein Herz ein paar Takte schneller, als Giordino die Anlasserschnur zehnmal durchzog, zwanzigmal und schließlich dreißigmal, aber ohne Erfolg.

Giordino hielt inne, massierte seinen Arm, warf einen vernichtenden Blick auf den alten Motor und redete dann auf ihn ein. »Wenn du beim nächstenmal nicht anspringst, kannst du was erleben. Dann montier' ich dir sämtliche Schrauben am Kurbelwellengehäuse ab.« Dann packte er wild entschlossen den Griff der Anlasserschnur und zog sie mit aller Kraft durch. Der Motor spuckte und spotzte ein paarmal, ehe er ruhig und gleichmäßig vor sich hin tuckerte. Sichtlich zufrieden wischte sich Giordino den Schweiß von der Stirn. »Wieder mal ein Beweis für Giordinos Gesetz«, sagte er, um Atem ringend. »Insgeheim hat jedes technische Gerät Angst vor dem Verschrotten.«

Nun, da Giordino das Boot per Außenbordmotor steuerte, holte Pitt die Segel ein und trug den Drachen aus der Kajüte. Gekonnt legte er eine Rolle Tau auf dem Deck aus, band sie an den Drachen und befestigte knapp unterhalb des Knotens den kleinen Wurfhaken, den er unter Rodney Yorks Habseligkeiten gefunden hatte. Dann setzte er sich hin und wartete. Er wußte nur zu genau, wie verschwindend gering die Chance war, daß sein Vorhaben gelang.

»Mehr nach Backbord!« rief Maeve und deutete nach links. »Etwa fünfzig Meter voraus ragen spitze Felsen auf.«

»Gehe nach Backbord«, bestätigte Giordino und zog den Steuergriff des Außenborders auf sich zu, worauf der Bug um etwa zwanzig Grad in Richtung Küste drehte. Er ließ die von weißer Gischt umspülten schwarzen Felsspitzen nicht aus den Augen, bis sie ungefährdet daran vorbei waren.

»Schon irgendwas gesehen, Maeve?« fragte Pitt.

»Ich bin mir nicht sicher. Ich mußte die verdammte Bucht noch nie bei Dunkelheit suchen«, erwiderte sie gereizt.

Pitt musterte die Wellen. Sie waren jetzt höher und folgten dich-

ter aufeinander. »Der Meeresboden steigt an. Noch dreißig Meter, dann müssen wir wenden.«

»Nein, nein«, versetzte Maeve aufgeregt. »Ich glaube, ich sehe den Spalt in der Klippe. Ganz bestimmt. Das ist die Einfahrt zu dem breiten Stück Strand.«

»Wie weit noch?« fragte Pitt.

»Sechzig bis siebzig Meter«, antwortete sie, kniete sich auf und deutete auf die Klippen.

Dann sah es auch Pitt. Ein senkrechter, dunkler Streifen, in den kein Mondlicht fiel – eine Öffnung in der Felswand. Pitt leckte seinen Finger ab und hielt ihn in den Wind. Er blies stetig aus Osten. »Noch zehn Minuten«, betete er leise vor sich in. »Nur zehn Minuten, mehr brauch' ich nicht.« Er wandte sich an Giordino. »Al, kannst du dafür sorgen, daß wir etwa zwanzig Meter vor der Einfahrt stehenbleiben?«

»Wird in der Strömung nicht einfach werden.«

»Streng dich an.« Er drehte sich zu Maeve um. »Nimm die Pinne und halte den Bug genau in Wellenrichtung. Ihr beide müßt unter allen Umständen verhindern, daß das Boot quer abdreht.«

Pitt entfaltete seinen Drachen und setzte die Stützstreben ein. In voller Größe maß das Gebilde aus Rodney Yorks altem Dacron-Segel fast zweieinhalb Meter. Er hielt ihn über die Bordwand und ließ ihn aus den Händen gleiten, während der Wind ihn erfaßte und die Bespannung durchwölbte. Langsam wickelte er die Leine ab, als der Drachen immer höher in den noch dunklen Morgenhimmel stieg.

Maeve begriff jetzt, welch genialen Plan Pitt sich ersonnen hatte. »Der Wurfhaken«, stieß sie aus. »Du willst ihn oben auf den Klippen verankern und an dem Tau hochklettern.«

»So war's gedacht«, erwiderte er, ohne den Drachen aus den Augen zu lassen, der im fahlen Mondlicht kaum mehr zu erkennen war.

Giordino spielte unterdessen geschickt mit dem Gas, schaltete zwischen Vor- und Rückwärtsgang hin und her und sorgte dafür, daß sich das Boot keinen Meter von der Stelle rührte. Er sagte kein Wort, hob nicht einmal den Blick, um zu verfolgen, was Pitt trieb.

Pitt betete darum, daß der Wind halten möge, und seine Bitte wurde ihm tausendfach erfüllt. Die landeinwärts wehende Brise traf auf die Felsenwände, wodurch eine derart starke Aufdrift entstand, daß ihm der große Drachen beinahe aus den Händen gerissen wurde. Er benutzte einen Ärmel seiner abgewetzten Lederjacke als Schutzhandschuh, damit er sich an der abspulenden Leine nicht die Finger verbrannte. Die Zugkraft war so gewaltig, daß ihm fast die Arme ausgekugelt wurden. Er biß die Zähne zusammen und hielt durch, während er unentwegt darüber nachdachte, was alles schiefgehen konnte. Möglicherweise drehte der Wind, so daß der Drachen an die Felsen geschleudert werden würde. Oder Giordino verlor in der Brandung die Herrschaft über das Boot. Der Wurfhaken könnte nicht greifen. Oder aber eine Patrouille tauchte zum falschen Zeitpunkt auf und entdeckte sie.

Er schüttelte alle Ängste und Zweifel ab und konzentrierte sich statt dessen auf sein Fingerspitzengefühl. Trotz des Mondlichts war es so dunkel, daß er nicht genau einschätzen konnte, wann sich der Wurfhaken über den Klippen befand. Er spürte durch die Lederjacke, wie der Knoten, den er als Hundertmetermarke geknüpft hatte, unter seinen Händen durchlief. Er gab noch rund zwanzig Meter hinzu und ließ die Leine dann los. Als der Drachen nicht mehr stramm im Wind gehalten wurde, geriet er ins Trudeln und sackte durch.

Pitt riß mehrere Male an der Leine und spürte dann, wie sie sich straffte. Es war, als würde eine schwere Last von ihm genommen. Der Wurfhaken hatte sich beim ersten Versuch im Felsen verfangen, und er hielt. »Bring sie rein, Al. Wir haben jetzt einen Weg nach oben.«

Giordino ließ sich das nicht zweimal sagen. Mit Mühe und Not und nur unter Aufbietung all seiner Geschicklichkeit und seines Könnens hatte er den Trimaran in den anbrandenden Wellen an Ort und Stelle halten können. Erleichtert legte er den Vorwärtsgang ein, gab Gas und bugsierte die *Marvelous Maeve* zwischen den Felsen hindurch in die Bucht im Schutze der Klippen.

Maeve begab sich wieder an den Bug, hielt Ausschau und lotste Giordino durch das schwarze Wasser, das immer ruhiger zu werden

schien, je tiefer sie in die Bucht vordrangen. »Ich sehe den Strand!« rief sie ihnen zu. »Knapp fünfzehn Meter Steuerbord voraus kann man einen hellen Streifen erkennen. Das ist der Sand.«

Eine Minute später stießen der Bug und die Ausleger auf den weichen Sand. Pitt schaute Maeve an. Die Klippen verdeckten den Mond, so daß er ihr Gesicht nur undeutlich erkennen konnte. »Du bist daheim«, sagte er.

Sie legte den Kopf zurück und blickte durch den schmalen Felsspalt zum Sternenhimmel auf, der Lichtjahre weit entfernt zu sein schien. »Noch nicht ganz.«

Pitt hatte das am Wurfhaken befestigte Tau keinen Moment aus der Hand gelassen. Jetzt hängte er Maeve die Lederjacke über die Schulter und zog einmal kräftig an der Leine. »Wir sollten uns lieber ranhalten, bevor eine Patrouille vorbeikommt.«

»Ich mach den Anfang«, sagte Giordino. »Ich bin der Stärkste.«

»Das versteht sich von selbst«, sagte Pitt lächelnd. »Außerdem bist du meines Wissens sowieso dran.«

»Ach ja«, sagte Giordino nach kurzem Nachdenken. »Weil ich dagehockt habe und hilflos zuschauen mußte, wie der Terrorist deine Sicherungsleine gekappt hat, als du in dem Opferbrunnen in den Anden rumgepaddelt bist.«

»Ich mußte mühsam mit zwei Schraubenziehern nach oben klettern.«

»Erzähl mir die Geschichte noch mal«, sagte Giordino spöttisch. »An der kann ich mich einfach nicht satt hören.«

»Mach dich auf die Socken, du Krittler, und sieh zu, daß du auf die Patrouillen achtest.«

Giordino nickte einmal, ergriff das Tau und riß kurz und heftig daran, um festzustellen, ob es hielt. »Ist das stark genug für mich?«

Pitt zuckte die Achseln. »Das wollen wir doch hoffen, oder?«

Giordino warf ihm einen säuerlichen Blick zu, kletterte am Fels empor und verschwand kurz darauf in der Dunkelheit. Pitt hatte unterdessen das untere Ende des Seils ergriffen und hielt es straff.

»Such zwei Felsen, an denen, du das Boot längsseits vertäuen kannst«, trug er Maeve auf. »Schlimmstenfalls sind wir darauf an-

gewiesen, daß wir mit der *Marvelous Maeve* wieder von hier wegkommen.«

Maeve warf ihm einen verwunderten Blick zu. »Wie willst du denn sonst wieder wegkommen.?«

»Ich bin ein fauler Mensch. Ich dachte irgendwie daran, eine der Jachten deines Vaters zu klauen. Vielleicht auch ein Flugzeug.«

»Hast du eine Armee dabei, von der ich nichts weiß?«

»Die eine Hälfte steht vor dir.«

Daraufhin schwiegen sie beide, starrten hinauf in die Dunkelheit und schätzten, wie weit Giordino mittlerweile gekommen sein mochte. Pitt konnte seinen Freund nicht sehen, aber er spürte jede seiner Bewegungen an der Leine.

Nach dreißig Minuten pausierte Giordino und sammelte neue Kraft. Seine Arme schmerzten, als würden sie von tausend Teufeln traktiert. Er war ziemlich flott vorangekommen, wenn man bedachte, wie zerklüftet der Fels war. Ohne Sicherungsseil wäre der Aufstieg allerdings unmöglich gewesen. Und selbst mit der entsprechenden Ausrüstung hätte er sich in der Dunkelheit mühsam Meter um Meter vorarbeiten, festen Stand suchen, Wandhaken einschlagen und Sicherungsseile anbringen müssen, so daß die Kletterpartie gut und gerne sechs Stunden in Anspruch genommen hätte.

Eine Minute rasten, mehr nicht, dann hangelte er sich weiter am Seil hinauf. Müde war er, doch er zog sich mit aller Kraft nach oben, stützte sich mit den Füßen an den Überhängen ab und nutzte jeden Felsvorsprung. Längst waren seine Hände wund und von dem dünnen Nylonseil aus Rodney Yorks Boot aufgeschürft. Genaugenommen war es kaum stark genug für sein Gewicht. Aber viel stärker durfte es nicht sein, sonst wäre es zu schwer gewesen, und der Drachen hätte den Wurfhaken nicht auf die oberste Felsspitze befördern können.

Er pausierte kurz und blickte zum letzten Überhang hinauf, der sich dunkel vor dem Sternenhimmel abzeichnete. Fünf Meter, schätzte er, nur noch fünf Meter. Jeder Atemzug bereitete ihm Schmerzen, Brust und Arme taten ihm weh, weil er in der Dunkelheit immer wieder an Felsvorsprüngen entlanggeschrammt war. Er

war am Ende seiner Kräfte. Doch er bot seinen ganzen Willen auf und nahm die letzten Meter in Angriff. Jetzt durfte er nicht mehr lockerlassen, mußte weitermachen, hart und unerbittlich sein wie der Fels, an dem er hochkletterte, bis es nicht mehr höher ging. Dann hatte er plötzlich ebenen Boden vor Augen, und er wußte, daß er oben war. Er stemmte sich über die Kante, blieb dann flach am Boden liegen und horchte auf seinen Herzschlag und seine keuchende Lunge, während er tief ein- und ausatmete.

Giordino, heilfroh, daß er die Schinderei hinter sich hatte, rührte sich die nächsten drei Minuten nicht von der Stelle. Dann erkundete er die unmittelbare Umgebung und stellte fest, daß er quer über einem Fußweg lag, der am Rand der Klippen entlangführte. Ein paar Schritte dahinter ragten düster und drohend Bäume und Gestrüpp auf. Als er nirgendwo ein Licht oder eine Bewegung sah, stand er auf und ging der Leine nach, bis er auf den Wurfhaken stieß, der fest im Fels verankert war.

Pitts Irrsinnsidee hatte unglaublich gut funktioniert.

Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß sich der Haken nicht lösen konnte, stand er auf. Er band den Drachen los, versteckte ihn im dichten Gebüsch auf der anderen Seite des Weges, kehrte dann zum Klippenrand zurück und zog zweimal kräftig an dem Seil, das in der Dunkelheit verschwand.

Tief unter ihm wandte sich Pitt an Maeve. »Du bist dran.«

»Ich weiß nicht, ob ich das bringe«, sagte sie nervös. »Ich habe Höhenangst.«

Er verknotete das untere Seilende zu einer Schlinge, streifte sie über ihre Schulter und zog sie um die Taille fest. »Halt dich am Seil fest, leg dich mit dem Oberkörper zurück und lauf einfach am Fels hoch. Al zieht dich von oben.«

Dann erwiderte er Giordinos Zeichen und ruckte dreimal an der Leine. Maeve spürte, wie sich das Seil straffte und ihre Taille einschnürte. Sie kniff die Augen zusammen und fing an, wie eine Fliege an der steilen Klippenwand emporzulaufen.

Giordino, dessen Arme zu taub waren, als daß er Maeve mit den Händen hätte hochziehen können, hatte unterdessen eine einigermaßen glatte Felsritze entdeckt, an der die Nylonfasern weder be-

schädigt noch durchgescheuert werden konnten. Er fädelte die Leine ein und legte sie sich über die Schulter. Dann beugte er sich vornüber, schleppte sich über den Fußweg und zog Maeve an der Klippe empor.

Zwölf Minuten später stemmte sich Maeve, immer noch mit geschlossenen Augen, über den Klippenrand. »Willkommen auf dem Matterhorn«, begrüßte Giordino sie.

»Gott sei Dank. Das hab' ich hinter mir«, ächzte sie erleichtert und öffnete zum erstenmal die Augen, seit sie vom Strand aus losgeklettert war. »Ich glaube nicht, daß ich das noch mal fertigbringe.«

Giordino band Maeve los. »Du hältst Wache, während ich Dirk hochziehe. An den Klippen entlang nach Norden kann man ziemlich weit sehen, aber etwa fünfzig Meter nach Süden wird der Weg von einer Gruppe großer Felsen verdeckt.«

»Die kenne ich«, sagte Maeve. »Sie sind innen hohl und bilden eine Art natürlichen Schutzwall. Meine Schwester Deirdre und ich 'haben dort immer gespielt und uns vorgestellt, wir wären Prinzessinnen. Diese Felsenformation wird ›das Schloß‹ genannt. Innen ist ein kleiner Aufenthaltsraum mit einem Telefon für die Wachen.«

»Wir müssen Dirk raufholen, bevor die nächste Patrouille kommt«, sagte Giordino und warf das Seil wieder nach unten.

Das ging ja schneller als Eierbraten, dachte Pitt, als er in Null Komma nichts nach oben gezogen wurde. Doch knapp zehn Meter unterhalb des Klippenrandes war plötzlich Schluß. Keinerlei Warnung, kein ermunternder Zuruf, nur Schweigen. Das konnte nur eins bedeuten: Er hatte den falschen Zeitpunkt erwischt. Eine Patrouille mußte sich nähern. Da er nicht sehen konnte, was oben vor sich ging, drückte er sich in eine kleine Felsspalte, hielt sich so ruhig und reglos wie möglich und horchte auf die Geräusche in der Dunkelheit.

Maeve hatte einen Lichtstrahl entdeckt, der plötzlich hinter einem der Felsen des Schlosses hervorschien, und Giordino sofort gewarnt. Rasch schlang er das Tau um einen Baum und sicherte es, damit Pitt nicht abstürzen konnte. Dann verteilte er Erde und

trockenes Laub über dem sichtbaren Teil des Seils, hatte aber keine Zeit mehr, den Wurfhaken zu tarnen.

»Was ist mit Dirk?« flüsterte Maeve aufgeregt. »Er könnte sich fragen, was passiert ist, und hochrufen.«

»Der wird sich schon denken, was los ist, und mucksmäuschenstill sein«, antwortete Giordino im Brustton der Überzeugung. Er schubste sie kurzerhand in das Gestrüpp neben dem Weg. »Geh da rein und halte dich bedeckt, bis die Wachen vorbei sind.«

Der Lichtstrahl wurde größer, kam unerbittlich auf sie zu. Nachdem die Patrouille in den letzten vier Monaten hundertmal ihre Runde gedreht hatte, ohne auch nur einen verdächtigen Fußabdruck zu sehen, hätte man meinen können, die beiden Männer seien lax und sorglos. Wenn man Tag für Tag den gleichen Dienst schiebt, ohne daß sich etwas ereignet, führt das gewöhnlich zu Langeweile und Gleichgültigkeit. Normalerweise hätten sie einfach vorbeigehen müssen, abgestumpft vom Anblick der immer gleichen Felsen, der altbekannten Wegbiegung, vom eintönigen Klatschen der Brandung am Fuß der Klippen. Doch diese Männer waren hervorragend ausgebildet und hoch bezahlt. Sie langweilten sich zwar, aber nachlässig waren sie nicht.

Giordinos Puls ging ein paar Takte schneller, als er sah, daß die Wachen auf ihrem Streifengang jeden Zentimeter Boden untersuchten. Er konnte nicht wissen, daß Dorsett für die abgetrennte Hand eines jeden ertappten Diamantenschmugglers fünfundzwanzigtausend Dollar Prämie bezahlte. Was mit dem übrigen Körper geschah, wußte niemand, und gesprochen wurde darüber schon gar nicht. Diese Männer nahmen ihre Aufgabe ernst. Sie entdeckten irgend etwas und blieben unmittelbar vor Maeve und Giordino stehen.

»Holla, da ist irgendwas, was die letzte Patrouille übersehen hat. Oder es war vor ‘ner Stunde noch nicht da.«

»Was meinst du?« fragte der andere.

»Sieht aus wie ein Wurfhaken von einem Boot.« Der erste Wachmann kniete sich hin und fegte die notdürftige Tarnung beiseite. »Aha. Da hängt ein Seil dran, das über das Kliff nach unten führt.«

»Der erste Versuch, über die Felsen auf die Insel zu gelangen, seit wir vor drei Jahren die kanadische Schmugglerbande erwischt haben.« Der Posten, der offenbar Angst davor hatte, zu nahe an die Klippenkante zu treten, richtete den Lichtstrahl nach unten, sah aber nichts.

Der andere Posten zückte ein Messer und schickte sich an, das Seil zu kappen. »Falls da unten einer steht und raufklettern will, wird er furchtbar enttäuscht sein.«

Maeve hielt den Atem an, als Giordino aus dem Gebüsch auf den Weg trat. »Habt ihr Typen nichts Besseres zu tun, als bei Nacht durch die Gegend zu ziehen?«

Der Posten, der das Messer in der Hand hielt, erstarrte. Der zweite Mann fuhr herum und richtete sein Sturmgewehr vom Typ Bushmaster M-I6 auf Giordino. »Keine Bewegung, oder ich schieße.«

Giordino tat, wie ihm geheißen, spannte aber die Beine an und bereitete sich zum Sprung vor. Einen Moment lang packte ihn die blanke Angst, als ihm klar wurde, daß es nur noch eine Frage von Sekunden war, bis Pitt auf die vom Meer umspülten Felsen hinunterstürzen würde. Doch plötzlich machte der Posten ein verdutztes Gesicht und senkte die Waffe.

Sein Begleiter schaute ihn an. »Stimmt was nicht?«

Er stockte, blickte an Giordino vorbei und sah, wie eine Frau in den Lichtstrahl trat. Ihre Miene wirkte eher wütend als ängstlich. »Nehmt die albernen Waffen weg und benehmt euch, wie man's euch beigebracht hat!« blaffte sie.

Der eine Posten richtete die Taschenlampe auf Maeve. Sprachlos stand er da, musterte forschend ihr Gesicht und murmelte schließlich: »Ms. Dorsett?«

»Fletcher«, berichtigte sie ihn. »Maeve Fletcher.«

»Ich ... wir haben gehört, daß Sie ertrunken sind.«

»Seh' ich etwa aus wie eine Wasserleiche?« Maeve war sich nicht sicher, wie sie mit ihrer zerlumpten Bluse und den zerschlissenen Shorts auf die Wachen wirkte. Aber eins wußte sie genau: Wie die Tochter eines milliardenschweren Diamantenbarons sah sie ganz bestimmt nicht aus.

»Darf ich fragen, was Sie zu dieser frühen Morgenstunde hier machen?« fragte der Posten höflich, aber bestimmt.

»Mein Freund und ich wollten ein bißchen Spazierengehen.«

Der Posten mit dem Messer nahm es ihr nicht ab. »Entschuldigen Sie mich«, sagte er, ergriff mit der freien Hand das Seil und wollte es mit der linken durchschneiden. »Aber irgendwas stimmt hier nicht.«

Maeve trat vor den Mann mit dem Sturmgewehr und gab ihm eine schallende Ohrfeige. Ihr herrisches Gehabe überraschte die beiden Posten, so daß sie kurz zögerten. Schnell wie eine zuschlagende Klapperschlange hechtete sich Giordino auf den nächstbesten Posten, schlug das Sturmgewehr beiseite und rammte ihm seinen Kopf in die Magengrube. Der Mann grunzte auf, krümmte sich vornüber und stürzte rücklings zu Boden. Giordino verlor den Halt und fiel über den liegenden Posten.

Im selben Moment warf sich Maeve auf den anderen Posten, der Pitts Sicherheitsleine kappen wollte. Doch der holte aus und verpaßte ihr einen heftigen Hieb mit der Rückhand, der sie seitlich am Kopf traf und zurückschleuderte. Dann ließ er das Messer fallen, riß sein Sturmgewehr hoch, legte den Zeigefinger der rechten Hand an den Abzug und zielte auf Giordinos Brust.

Giordino wußte, daß er ein toter Mann war. Er lag immer noch halb über dem anderen Posten, hatte keine Zeit zur Gegenwehr, und ehe er sich auf den Mann mit der Waffe stürzen konnte, würde ihm dessen Mündungsfeuer entgegenschlagen. Er konnte nichts weiter tun, als die Luft anzuhalten und auf die tödliche Kugel zu warten.

Aber kein Schuß fiel, und keine Kugel bohrte sich in Giordinos Leib.

Unbemerkt schob sich eine Hand über den Klippenrand, griff zu, packte das Gewehr und entriß es dem Wachposten. Ehe sich der Mann versah, wurde er in den Abgrund geschleudert. Sein schriller Schreckensschrei hallte durch die Dunkelheit, wurde leiser und erstarb schließlich, wie von einem Leichentuch erstickt.

Dann tauchte Pitts Kopf im Strahl der am Boden liegenden Taschenlampe über dem Klippenrand auf. Er blinzelte ins grelle Licht und verzog den Mund zu einem leichten Grinsen.

»Ich glaube, so was nennt man einer Meinungsverschiedenheit *auf den Grund* gehen.«

50

Maeve umarmte Pitt. »Du bist genau im richtigen Moment gekommen.«

»Wieso hast du deine kleine Spielzeugpistole nicht abgedrückt?« fragte Giordino.

Pitt zog die kleine Automatik aus der Gesäßtasche und hielt sie im Handteller. »Nachdem mich der Posten mit der Taschenlampe nicht entdeckt hatte, weil ich in einer Felsspalte versteckt war, habe ich eine Minute gewartet und mich dann zum Klippenrand hochgezogen. Ich wollte erst mal feststellen, was los ist. Und als ich gesehen habe, daß du im nächsten Augenblick eine Kugel abkriegst, hatte ich keine Zeit mehr, zu ziehen und zu zielen. Also habe ich einfach zugelangt.«

»Welch ein Glück«, sagte Maeve zu Giordino. »Sonst wärst du nicht mehr da.«

Giordino hielt nichts von Gefühlsduselei. »Bei nächstbester Gelegenheit trag' ich ihm den Müll raus.« Er blickte auf den Posten hinunter, der die Arme um den Unterleib geschlungen hatte und sich zusammengekrümmt am Boden wand. Dann hob er das M-I6 auf und überprüfte das Magazin. »Ein hübsches Teil für unsere Waffensammlung.«

»Was machen wir mit ihm?« fragte Maeve. »Wollen wir ihn über die Klippe schmeißen?«

»So hart wollen wir doch nicht sein«, erwiderte Pitt. Instinktiv blickte er in beide Richtungen und suchte den entlang der Klippen führenden Fußweg ab. »Jetzt kann er uns nichts mehr anhaben. Wir fesseln und knebeln ihn lieber und verstecken ihn. Wenn er und sein Begleiter sich nicht bei der nächsten Wachstation melden, wird mit Sicherheit ein Suchtrupp losgeschickt.«

»Die nächste Patrouille kreuzt erst in fünfzig Minuten auf«, sagte

Giordino, packte das Nylonseil und zog es hurtig über den Klippenrand nach oben. »Nutzen wir die Zeit und verschaffen uns einen tüchtigen Vorsprung.«

Wenig später hing der Posten, der nur noch seine Unterwäsche anhatte, mit angsterfüllten Augen zehn Meter unterhalb der Klippenkante in der Luft. Das am Wurfhaken befestigte Nylonseil war wie ein Kokon um seinen Körper gewickelt.

Maeve übernahm die Führung, als sie sich auf dem Pfad entlang der Klippen in Marsch setzten. Giordino steckte die kleine Automatik ein, während Pitt, der jetzt die Uniform des Wachmanns trug, das Bushmaster M-I6 übernahm. Jetzt kamen sie sich nicht mehr schutz- oder gar hilflos vor. Aberwitzig, dachte Pitt, denn hier mußte es mindestens noch hundert weitere Wachmänner geben, die die Küste sicherten und die Minen beaufsichtigten. Aber das sollte ihre größte Sorge nicht sein. Nachdem sie nun nicht mehr zur *Marvelous Maeve* zurückkehren konnten, mußten sie sich ein anderes Fortbewegungsmittel suchen – ein Vorhaben, über das Pitt unentwegt nachgedacht hatte, ohne auch nur die geringste Ahnung zu haben, wie sie das bewerkstelligen sollten. Doch das war jetzt zweitrangig. Zunächst einmal mußten sie Maeves Jungs finden und sie aus den Klauen ihres wahnsinnigen Großvaters befreien.

Nach etwa fünfhundert Metern hob Maeve die Hand und deutete in das dichte Gestrüpp. »Von hier aus gehen wir quer über die Insel«, erklärte sie. »Etwa dreißig Meter vor uns führt eine Straße vorbei. Wenn wir auf der bleiben, kommen wir zu den Unterkünften der Angestellten.«

»Wie weit sind wir von den beiden Vulkanen beziehungsweise von der Nord- und der Südspitze der Insel entfernt?« fragte Pitt.

»Wir sind in etwa auf halber Höhe. Genau gegenüber der Lagune.«

»Was meinst du, wo deine Jungs festgehalten werden?« fragte Giordino.

»Ich wünschte, ich wüßte es«, sagte sie betreten. »Wenn ich raten müßte, würde ich sagen, im Herrenhaus. Aber meinem Vater ist auch zuzutrauen, daß er sie im Sicherheitstrakt unter Aufsicht ge-

stellt hat. Wenn er sie nicht tatsächlich Jack Ferguson überlassen hat.«

»Hier rumzulaufen wie Touristen, die ein gutes Restaurant suchen, halte ich nicht für gut«, sagte Pitt.

»Ganz deiner Meinung«, meldete sich Giordino. »Wir sollten uns lieber eine Führungskraft suchen, jemand der Bescheid weiß, und ihn ein bißchen ausfragen.«

Pitt zog die gestohlene Uniformjacke zurecht und bürstete mit der Hand die Schulter ab. »Ich kenne da jemanden. Falls er auf der Insel ist.«

Nach einem zwanzigminütigen Fußmarsch entlang der Straße, die sich in mehreren Haarnadelkurven über den Berggrat der Insel wand, näherten sie sich den Quartieren der Bergwerksingenieure und Wachmannschaften. Im Schutz der Bäume umgingen sie das Lager, in dem die chinesischen Arbeiter hausten. Die Baracken und das umliegende Gelände, das von einem hohen, mit Stacheldraht gekrönten Elektrozaun umgeben war, lagen in hellem Scheinwerferlicht. Dieser Bereich war durch so viele elektronische Überwachungsanlagen gesichert, daß keine Posten auf Streife gehen mußten.

Hundert Meter weiter blieb Maeve stehen und bedeutete Pitt und Giordino, sie sollten hinter einer niedrigen Hecke in Deckung gehen, die unmittelbar an einer Betonpiste stand. Auf der einen Seite endete die Straße an einer Auffahrt, die unter einem hohen Torbogen hindurch zum Dorsettschen Herrenhaus führte. In entgegengesetzter Richtung war eine Weggabelung. Eine breite Straße führte bergabwärts zu dem an der Lagune liegenden Hafen mit den Kais und den Lagerhäusern, die im gruslig gelben Licht der Natriumdampflampen geradezu unheimlich wirkten. Pitt nahm sich die Zeit und musterte das große Boot, das am Kai vertäut war. Die Dorsettsche Jacht war auch von weitem unverkennbar. Am meisten freute Pitt sich allerdings über den Hubschrauber, der auf dem Oberdeck stand.

»Gibt's auf der Insel einen Flugplatz?« fragte er Maeve.

Sie schüttelte den Kopf. »Papa wollte keinen bauen, weil er lieber alles per Schiff befördern läßt. Wenn er nach Australien fliegt, nimmt er immer den Hubschrauber. Wieso willst du das wissen?«

»Ich gehe nur die Checkliste durch. Unser Fluchtvogel steht da drüben auf der Jacht«, sagte Pitt.

»Schlau angestellt. Du hattest das von Anfang an vor.«

»Ich hatte lediglich ein paar Geistesblitze«, sagte Pitt verschmitzt. »Wie viele Männer bewachen die Jacht?« fragte er dann.

»Nur einer, der am Monitor sitzt und die Videobilder vom Kai überwacht.«

»Und die Besatzung?«

»Papa wünscht, daß die Besatzung an Land untergebracht wird, wenn das Boot im Heimathafen liegt.«

Pitt stellte fest, daß die andere Straßenabzweigung zum Hauptwohngebiet der Anlage führte. In den Minen im Innern der Vulkane herrschte reger Betrieb, doch das Zentrum der Bergwerkssiedlung wirkte wie ausgestorben. Auch der Kai, an dem die Jacht vertäut war, lag menschenleer im Licht der auf einem benachbarten Lagerhaus angebrachten Scheinwerfer. Anscheinend waren alle im Bett und schliefen, was um vier Uhr morgens auch nichts Ungewöhnliches war.

»Zeig uns das Haus vom Sicherheitschef«, sagte Pitt zu Maeve.

»Die Bergwerksingenieure und das Dienstpersonal meines Vaters wohnen in den Häusern, die am nächsten an der Lagune liegen«, antwortete Maeve. »Das Haus, das du suchst, steht an der Südostecke der Unterkünfte für die Wachmannschaften. Die Mauern sind grau gestrichen.«

»Ich seh' es.« Pitt fuhr sich mit dem Ärmel über die Stirn und wischte den Schweiß weg. »Gibt's außer der Straße noch einen anderen Weg dorthin?«

»Einen Fußweg, der an der Rückseite vorbeiführt.«

»Dann nichts wie los. Bis zum Morgengrauen bleibt uns nicht viel *Zeit.«*

Sie hielten sich im Dunkeln, duckten sich hinter Hecken und suchten den Schutz der Bäume am Rande der asphaltierten Straße. Alle fünfzig Meter stand eine hohe Straßenlaterne – genau wie in einer Stadt. Nur das Wildgras raschelte leise, und gelegentlich knisterte ein trockenes Blatt unter ihren Füßen, während sie leise zu dem grauen Haus am Rand der Siedlung vorrückten.

Als sie bis zu einem Gebüsch an der Hintertür vorgedrungen waren, legte Pitt den Mund an Maeves Ohr. »Bist du schon mal dringewesen?«

»Nur ein-, zweimal, als kleines Mädchen. Wenn Papa mich gebeten hat, dem Mann, der seinerzeit den Sicherheitsdienst geleitet hat, eine Nachricht zu überbringen«, erwiderte sie leise.

»Weißt du, ob es in dem Haus eine Alarmanlage gibt?«

Maeve schüttelte den Kopf. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand ausgerechnet beim Sicherheitschef einbricht.«

»Irgendwelches Hauspersonal?«

»Die sind in einer anderen Siedlung untergebracht.«

»Rein durch die Hintertür«, flüsterte Pitt.

»Ich hoffe, wir finden eine gut ausgestattete Küche«, grummelte Giordino. »Mir ist gar nicht wohl dabei, wenn ich mit leerem Magen durch die Dunkelheit schleichen muß. Mit sehr leerem Magen, möchte ich hinzufügen.«

»Du hast Vortritt am Kühlschrank«, versprach Pitt.

Pitt löste sich aus dem Schutz der Dunkelheit, schlich neben die Hintertür und spähte durch ein Fenster. Im Flur brannte nur ein gedämpftes Licht. Am anderen Ende führte eine Treppe in den ersten Stock. Er streckte die Hand aus und drehte vorsichtig am Türknauf. Ein deutliches Klicken, dann löste sich die Zuhaltung. Er atmete einmal tief durch und öffnete die Tür einen Spaltbreit. Kein Scharnier quietschte. Daher stieß er sie weit auf und trat durch den Hintereingang, der in eine kleine Küche führte. Er ging hindurch und schloß leise eine Schiebetür zum Flur. Dann schaltete er das Licht ein. Auf sein Zeichen hin folgten ihm Maeve und Giordino.

»Lieber Gott, ich danke dir«, murmelte Giordino verzückt, als er die herrlich eingerichtete Küche mit den teueren Töpfen und Pfannen sah, die über Anrichte und Ofen hingen und jedem Spitzenkoch zur Ehre gereicht hätten.

»Ich schmecke schon die Eier und den Schinken«, sagte Giordino.

»Warme Luft«, wisperte Maeve selig. »Ich habe seit Wochen keine warme Luft mehr gespürt.«

»Erst die Arbeit«, sagte Pitt leise.

Er schaltete das Licht wieder aus, öffnete die Schiebetür, legte das Sturmgewehr an und trat in den Flur. Er legte den Kopf zur Seite und lauschte, hörte aber nur das leise Surren eines Heizlüfters. Er drückte sich flach an die Wand, schob sich im gedämpften Licht den Flur entlang und trat dann auf die mit Teppichboden belegte Treppe. Vorsichtig setzte er den Fuß auf jede Stufe und versicherte sich, daß sie nicht knarrte, ehe er voll auftrat.

Oben an der Treppe waren zwei Türen, eine links, die andere rechts. Er probierte die rechte. Offenbar eine Art Privatbüro, mit Computern, Telefonen und Aktenschränken ausgestattet. Der Schreibtisch war unglaublich ordentlich und aufgeräumt, genau wie die Küche. Pitt lächelte vor sich hin. Bei diesem Bewohner hatte er nichts anderes erwartet. Da er sich seiner Sache nun sicher war, ging er zur anderen Tür, trat sie auf und schaltete das Licht an.

Eine wunderschöne Asiatin, allenfalls achtzehn Jahre alt, mit langen, seidig schwarzen Haaren, die über die Bettkante bis auf den Boden fielen, starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die Gestalt, die mit angeschlagenem Sturmgewehr in der Tür stand. Sie öffnete den Mund, als wollte sie aufschreien, brachte aber nur ein dumpfes Gurgeln hervor.

Der Mann neben ihr mimte den ganz Coolen. Er lag auf der Seite, hatte die Augen geschlossen und machte keinerlei Anstalten, sich zu Pitt umzudrehen. Wenn er sich nicht gar so gleichgültig gegeben hätte, wäre Pitt vielleicht die kurze Bewegung entgangen. Locker legte er den Finger an den Abzug und jagte zwei Kugeln ins Kissen. Die Schüsse aus der mit Schalldämpfer versehenen Waffe waren nicht lauter als ein Händeklatschen. Erst jetzt fuhr der Mann hoch und starrte auf das blutende Einschußloch in seinem Handteller.

In diesem Augenblick schrie auch das Mädchen los, doch keiner der beiden Männer scherte sich darum. Sie warteten geduldig, bis sie verstummte.

»Guten Morgen, Chef«, sagte Pitt fröhlich. »Tut mit leid, wenn wir ungelegen kommen.«

John Merchant blinzelte ins Licht und richtete den Blick auf den Eindringling. »Meine Wachen haben die Schreie sicher gehört und werden binnen kürzester Zeit hiersein«, sagte er ruhig.

»Das bezweifle ich. Da ich Sie kenne, würde ich meinen, daß spitze Frauenschreie, die nächtens aus Ihrer Unterkunft dringen, für Ihre Nachbarn etwas Alltägliches sind.«

»Wer sind Sie? Was wollen Sie?«

»Wie schnell man doch vergessen kann.«

Merchant kniff die Augen zusammen und riß dann den Mund auf, als er die Gestalt erkannte. Er wirkte entsetzt und ungläubig zugleich. »Das kann nicht sein... Sie sind nicht... Dirk Pitt!«

Wie auf ein Stichwort kamen Maeve und Giordino ins Zimmer. Sie stellten sich hinter Pitt, sagten kein Wort und blickten zu dem Paar auf dem Bett, als ob sie sich ein Theaterstück ansähen.

»Das muß ein Alptraum sein«, japste Merchant.

»Bluten Sie etwa im Traum?« sagte Pitt, griff unter Merchants Kissen, holte die Neunmillimeterautomatik hervor, zu der der Sicherheitschef hatte greifen wollen, und warf sie Giordino zu. Er dachte, der widerliche Kerl hätte kapiert und sich mit der Lage abgefunden, aber Merchant war viel zu verstört. Er meinte die Geister dreier längst Verstorbener zu sehen.

»Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie ihr kurz vor dem Sturm ausgesetzt worden seid«, murmelte er dumpf und tonlos. »Wie kann das sein? Wie habt ihr überlebt?«

»Wir sind von einem Wal verschluckt worden«, sagte Giordino und zog die Vorhänge zu. »Der hat sich an uns den Magen verrenkt, und was danach passiert ist, kannst du dir ja denken.«

»Ihr müßt wahnsinnig sein. Legt die Waffen nieder. Ihr kommt niemals lebend von der Insel weg.«

Pitt drückte Merchant die Mündung des Sturmgewehrs an die Stirn. »Ruhe jetzt. Von Ihnen will ich nur noch eins hören. Wo sind Ms. Fletchers Söhne?«

Merchants Augen funkelten trotzig auf. »Ihnen werde ich überhaupt nichts verraten.«

»Dann bring' ich Sie eben um«, sagte Pitt kalt.

»Welch merkwürdige Töne aus dem Mund eines Ozeanographen und Ingenieurs für Meerestechnologie, der Frauen und Kinder förmlich anbetet und der ob seiner Unbescholtenheit und aufrechten Haltung überall geachtet und geehrt wird.«

»Bravo, Sie haben Ihre Hausaufgaben gemacht.«

»Sie werden mich nicht umbringen«, sagte Merchant, der seine Gefühle allmählich wieder in den Griff bekam. »Sie sind kein Profikiller, Sie haben nicht dem Mumm zu einem Mord.«

Pitt zuckte lässig die Achseln. »Ich wage zu behaupten, daß Ihnen der Wachmann, den ich vor etwa einer halben Stunde von der Klippe geworfen habe, da widersprechen würde.«

Merchant schaute Pitt ungerührt an, nicht sicher, ob er ihm glauben sollte. »Ich weiß nicht, was Mr. Dorsett mit seinen Enkeln gemacht hat.«

Pitt senkte das Gewehr und hielt es an eins von Merchants Knien. »Maeve, zähl bis drei.«

»Eins«, fing sie an, und sie wirkte so gefaßt, als zählte sie Zuckerwürfel in eine Teetasse ab. »Zwei... drei.«

Pitt drückte ab und jagte eine Kugel durch Merchants Kniescheibe. Merchants Geliebte bekam einen weiteren Schreikrampf, worauf Giordino ihr kurzerhand den Mund zuhielt.

»Bitte etwas leiser! Sonst fällt noch der Putz von den Wänden.«

Merchants Haltung änderte sich schlagartig. Der widerwärtige kleine Mann wirkte plötzlich überhaupt nicht mehr boshaft und gemein, sondern nur noch erschrocken und schmerzerfüllt. Er verzerrte den Mund, wollte etwas sagen. »Mein Knie, Sie haben mein Knie kaputtgemacht«, krächzte er voller Entsetzen.

Pitt drückte die Mündung an Merchants Ellbogen. »Ich hab's eilig. Ich rate Ihnen zu reden, wenn Sie nicht noch mehr verkrüppelt werden wollen. Und sagen Sie die Wahrheit, sonst fällt Ihnen das Zähneputzen in Zukunft sehr schwer.«

»Ms. Fletchers Söhne arbeiten mit den anderen Schürfern in den Minen. Sie halten sich in dem bewachten Lager auf.«

Pitt wandte sich an Maeve. »Du bist dran.«

Maeve, deren angespanntes Gesicht verriet, wie aufgewühlt sie war, schaute Merchant in die Augen. »Er lügt. Jack Ferguson, der Aufseher meines Vaters, hat die Jungs in seiner Obhut. Er würde sie niemals aus den Augen lassen.«

»Wo steckt der?« fragte Giordino.

»Ferguson wohnt in einem Gästehaus unmittelbar neben unse-

rem Familiensitz, damit er meinem Vater jederzeit zur Verfügung stehen kann«, sagte Maeve.

Pitt schenkte Merchant ein kaltes Lächeln. »Tut mir leid, John, aber die Antwort war falsch. Das kostet dich einen Ellbogen.«

»Nein, bitte nicht!« preßte Merchant zwischen den vor Schmerz zusammengebissenen Zähnen hervor. »Ich gebe auf. Wenn die Zwillinge nicht in den Minen arbeiten, werden sie in Fergusons Unterkunft verwahrt.«

Maeve, die sich ausmalen konnte, was ihre Söhne erdulden mußten, und schier außer sich war vor Kummer und Gram, verlor plötzlich die Selbstbeherrschung. Sie baute sich unmittelbar vor Merchant auf und versetzte ihm mehrere schallende Ohrfeigen. »Sechs Jahre alte Jungs zur Zwangsarbeit in die Minen schicken! Was für sadistische Ungeheuer seid ihr denn?«

Giordino legte sanft den Arm um Maeves Taille und zog sie zurück, als sie in herzzerreißendes Schluchzen ausbrach.

Pitt reagierte betroffen und wütend zugleich. Er hob die Mündung, bis sie nur noch einen Millimeter von Merchants Augen entfernt war. »Eine Frage noch, mein guter John. Wo schläft der Hubschrauberpilot?«

»Der liegt mit gebrochenem Arm in unserem Krankenhaus«, erwiderte Merchant mürrisch. »Den können Sie zwingen, soviel Sie wollen, aber von der Insel kann er Sie nicht ausfliegen.«

Pitt nickte und lächelte Giordino zu. »Brauchen wir den?« Er blickte sich in dem Zimmer um und deutete mit dem Kopf auf die Kleiderkammer. »Wir lassen sie da drin.«

»Haben Sie vor, uns zu ermorden?« fragte Merchant.

»Lieber geh' ich Stinktiere schießen«, versetzte Pitt. »Aber nachdem Sie es schon mal angesprochen haben – nein, wir werden Sie und Ihre kleine Freundin fesseln, knebeln und in die Kleiderkammer sperren.«

Merchants Mundwinkel zuckte. Er hatte sichtlich Angst. »Wir werden da drin ersticken.«

»Ich kann euch beide auch gleich erschießen. Sie haben die Wahl.«

Merchant sagte nichts mehr. Er leistete auch keinen Widerstand,

als er und das Mädchen mit in Streifen gerissenen Bettüchern gefesselt und ohne viel Federlesens in die Kleiderkammer bugsiert wurden. Giordino schob das halbe Schlafzimmermobiliar vor die Tür, damit sie sich von innen nicht so leicht aufdrücken ließ.

»Hier gibt's nichts mehr zu holen«, sagte Pitt. »Begeben wir uns lieber schleunigst zum alten Herrenhaus.«

»Du hast gesagt, ich darf den Kühlschrank ausräumen«, protestierte Giordino. »Ich hab' schon Magenkrämpfe vor Hunger.«

»Dazu haben wir jetzt keine Zeit. Du kannst dir später den Bauch vollschlagen.«

Giordino steckte sich Merchants Neunmillimeterautomatik in den Hosenbund und schüttelte bekümmert den Kopf. »Irgendwie hab' ich das Gefühl, daß gewisse Leute meinen Zuckerhaushalt mit Gewalt zugrunde richten wollen.«

51

Sieben Uhr morgens. Blauer Himmel, unbegrenzte Sicht und leichte Wellen, die zu unbekannten Gestaden rollten, sich dort brachen und ausliefen. Es war Samstag, ein Tag wie jeder andere in den tropischen Gewässern vor den Hawaii-Inseln – warm, relativ hohe Luftfeuchtigkeit und dazu ein leichter Wind, der sogenannte Passat. Die Strande auf der dem Wind zugewandten Seite von Oahu, allen voran Waikiki Beach, erwachten allmählich zum Leben, als sich die ersten Frühaufsteher zu einem morgendlichen Bad im Meer einfanden. Bald würden Tausende von Einheimischen und Urlaubern folgen, die sich auf ein paar geruhsame Stunden freuten, in denen sie in der leichten, durch die vorgelagerten Riffe abgeschwächten Brandung baden und sich später im heißen Sand sonnen wollten. Die Stimmung war gelöst, geradezu einschläfernd, und niemand dachte auch nur annähernd daran, daß dies der letzte Tag auf Erden sein könnte.

Die *Glomar Explorer,* die nur von einer ihrer großen Doppelschrauben mit voller Kraft getrieben wurde, schob sich stetig auf

das Seegebiet zu, an dem sich die Schallwellen aus allen vier Förderstätten kreuzen und eine tödliche akustische Konvergenz auslösen würden. Normalerweise hätte sie für die bisher zurückgelegte Strecke eine halbe Stunde länger gebraucht, aber Chefingenieur Toft hatte seine Männer bis an den Rand der Erschöpfung angetrieben. Er fluchte und flehte die Maschinen an, die an ihrer Verankerung rüttelten und zerrten, und rang ihnen einen weiteren halben Knoten Fahrt ab. Er hatte sich geschworen, das Schiff vor der Zeit zum richtigen Ort zu bringen, und bei Gott, er schaffte es.

Sandecker stand auf der Steuerbordbrückennock und beobachtete durch ein Fernglas den Hubschrauber mit den NUMA-Kennzeichen, eine zivile Version des Marinehelikopters SH-6oB Sea Hawk, der über den Bug anflog, einmal über dem Schiff kreiste und dann auf der Hubschrauberplattform am Heck landete. Zwei Männer sprangen heraus und verschwanden im Heckaufbau des Schiffes. Eine Minute später waren sie bei Sandecker auf der Brücke.

»Hat das Aussetzen geklappt?« fragte Sandecker besorgt.

Dr. Sanford Adgate Ames lächelte leicht und nickte. »Alle vier Apparaturen mit den Schalldetektoren und akustischen Meßgeräten sind an den entsprechenden Stellen im Meer ausgebracht. Dreißig Kilometer von der Konvergenzzone entfernt.«

»Wir haben sie so ausgesetzt, daß sie sich genau im errechneten Bahnverlauf der vier Schallwellen befinden«, fügte Gunn hinzu, der mit Ames geflogen war.

»Und damit läßt sich feststellen, wann sich die Schallwellen nähern und wie stark sie sind?« fragte Sandecker.

Ames nickte. »Die von dem Unterwassermodem erfaßten Meßdaten werden per Telemetrie über ein an der Wasseroberfläche treibendes Satellitenrelais direkt an das Rechnersystem hier an Bord der *Explorer* durchgegeben und ausgewertet. Es funktioniert ähnlich wie die Methode, die man zum Aufspüren feindlicher U-Boote verwendet.«

»Zum Glück kommen uns das Wetter und die Strömungsverhältnisse entgegen«, sagte Gunn. »Unter diesen Umständen müßten sich die Schallwellen genau am vorberechneten Punkt schneiden.«

»Vorwarnzeit?«

»Schall pflanzt sich unter Wasser mit einer Geschwindigkeit von durchschnittlich fünfzehnhundert Metern pro Sekunde fort«, erwiderte Ames. »Schätzungsweise zwanzig Sekunden nachdem die Schallwellen die Meßgeräte passiert haben, treffen sie auf den Reflektor unter dem Schiff.«

»Zwanzig Sekunden«, wiederholte Sandecker. »Verdammt wenig Zeit, sich geistig auf das große Unbekannte vorzubereiten.«

»Da bislang niemand überlebt hat, der sich nicht in einer Art Schutzraum aufhielt, kennen wir das volle Ausmaß der Konvergenz nicht. Die Dauer würde ich auf ungefähr viereinhalb Minuten schätzen. Bis dahin müßten alle Wellen nach Gladiator Island abgeleitet sein. Jeder an Bord dieses Schiffes, der sich in dieser Zeit nicht in dem schallgedämpften Schutzraum aufhält, wird eines furchtbaren Todes sterben.«

Sandecker drehte sich um und deutete auf die üppig grünen Berge vor Oahu, die nur fünfzehn Kilometer entfernt waren. »Werden die Menschen an der Küste irgendwelche Auswirkungen spüren?«

»Kurze, heftige Kopfschmerzen eventuell, aber bleibende Schäden dürften sie nicht davontragen.«

Sandecker schaute aus dem Brückenfenster auf die gewaltigen Apparaturen, die mittschiffs gen Himmel ragten. Kilometerweise Kabel und hydraulische Leitungen verliefen zwischen der bohrturmähnlichen Stahlkonstruktion und den Kränen auf dem Deck. Arbeitstrupps, Männer wie Frauen, die auf Hängegerüsten standen, setzten die scheinbar endlos vielen Einzelteile des riesigen Reflektorschirms zusammen. Der Grundrahmen hing an dem gewaltigen Stahlturm, und die kleineren Bauteile wurden mit den umstehenden Kränen hochgehievt, eingepaßt und zusammengeschraubt. Dank Rudi Gunns Umsicht ließen sich die beim Abbau gereinigten und gründlich geölten Verbindungsstücke rasch und mühelos zusammenfügen. Alles lief wie am Schnürchen. Nur noch zwei Teile mußten montiert werden.

Der Admiral wandte den Blick dem Juwel des Pazifiks zu. Mühelos erkannte er den Kegel des Diamond Head, die Hotels am Strand

von Waikiki, den Aloha Tower in Honolulu, die Wohnhäuser, die sich allmählich in den Wolken verloren, die so gut wie immer über dem Mount Tantalus hingen, die Düsenmaschinen, die auf dem internationalen Flughafen landeten, die Marineanlagen von Pearl Harbor. Sie durften sich keinen Fehler erlauben. Wenn dieses Unternehmen nicht genau nach Plan verlief, würde diese wunderschöne Insel zu einem Massengrab werden.

Schließlich wandte er sich an den Mann, der die digitalen Zeitangaben am Navigationscomputer des Schiffes studierte. »Captain Quick.«

Der Kapitän der *Glomar Explorer* blickte auf. »Admiral Sandecker.«

»Wie weit ist es noch?«

Quick lächelte. Der Admiral stellte die Frage mindestes schon zum zwanzigstenmal, seit sie von Halawa Bay ausgelaufen waren. »Noch knapp fünfhundert Meter. Noch zwanzig Minuten, dann sind wir an Ort und Stelle, wenn Ihre Leute die richtigen Zahlen für das Global Positioning System errechnet haben.«

»Damit bleiben uns nur vierzig Minuten zum Ausbringen des Reflektorschirms.«

»Dank Chefingenieur Toft und seinen Maschinisten. Sonst hätten wir es überhaupt nicht geschafft.«

»Ja«, pflichtete ihm Sandecker bei. »Wir stehen tief in seiner Schuld.«

Langsam verstrichen die Minuten, während im Ruderhaus jeder mit einem Auge auf die Uhr und mit dem anderen auf die rote Digitalanzeige des Global Positioning Systems blickte, bis dort schließlich eine Reihe Nullen auftauchte – das Zeichen, daß sich das Schiff genau an der Stelle befand, an der die Schallwellen gemäß den Berechnungen konvergieren und eine noch nie dagewesene Stärke erreichen sollten. Jetzt galt es, das Schiff genau in Position zu halten. Captain Quick gab die entsprechenden Koordinaten in die automatische Steuerungsanlage ein, deren Computer die See- und Witterungsbedingungen auswertete und die Strahlruder an Bug und Heck entsprechend einsetzte. In unglaublich kurzer Zeit kam

die *Glomar Explorer* zum Stillstand, und sie konnte tatsächlich bewegungslos im Wasser liegen und gegen Wind und Strömung ansteuern, so daß die Abdrift allenfalls einen Meter betrug.

Jetzt kamen diverse andere Apparaturen und Geräte zum Einsatz. An Bord herrschte fieberhafte Betriebsamkeit. Ingenieure und Techniker, Elektronikexperten und Wissenschaftler waren damit beschäftigt, den Reflektorschirm so auszubringen, daß die Schallwellen darauf trafen. Das NUMA-Team, das auf Gerüsten hoch über dem Deck arbeitete, zog die letzten Schrauben an und befestigte den Schirm am Absenkhaken des Derrickkrans.

Tief unten wurde unterdessen die wohl einzigartigste Einrichtung des Schiffes in Betrieb genommen. Der dreizehnhundertsiebenundsechzig Quadratmeter große sogenannte Moon Pool, der das ganze mittlere Drittel des Schiffes einnahm, füllte sich mit Wasser, als zwei große Stahlplatten im Rumpf, eine davor, die andere dahinter, in eigens entwickelte Gleitlager zurückfuhren. Der Moon Pool war das eigentliche Herz des Tiefseebergungs- und -baggersystems, mit dessen Hilfe einst das russische U-Boot gehoben worden war. Von hier aus wurde der Baggerschlauch Tausende von Meter tief zum mineralienreichen Meeresboden hinabgelassen, und von hier aus sollte auch der große Reflektorschirm im Ozean versenkt werden.

Die Anlagen an Bord der *Glomar Explorer* waren ursprünglich zum Heben schwerer Lasten vom Meeresboden konstruiert worden, nicht zum Aussetzen leichter, aber sperriger Teile. Dementsprechend mußten einige Arbeitsabläufe in aller Eile an die ungewohnten Anforderungen dieses Unternehmens angepaßt werden. Kleinere Pannen wurden rasch behoben. Jeder Schritt wurde genauestens abgestimmt und durchgeführt.

Der Kranführer auf dem Stahlturm straffte das Zugkabel, bis der Reflektor in der Luft hing. Das NUMA-Team gab das entsprechende Zeichen, daß die Montage des Schirms abgeschlossen sei. Daraufhin wurde die gesamte Konstruktion schräg durch den Moon Pool in die See abgesenkt. Es war Zentimeterarbeit, denn die große Radarantenne paßte mit knapper Not hindurch. Die Immersions- oder Eintauchzeit betrug zehn Meter pro Minute. Insgesamt

vierzehn Minuten dauerte es, die an den Krankabeln hängende Schüssel in der entsprechenden Tiefe und im richtigen Winkel in Position zu bringen, damit die Schallwellen nach Gladiator Island zurückgeleitet wurden.

»Noch sechs Minuten und zehn Sekunden bis zur Konvergenz«, ertönte Captain Quieks Stimme über die Schiffslautsprecher. »Alle Mann an Bord begeben sich zum Maschinenraummagazin am Heck des Schiffes und halten sich dort an die entsprechenden Anweisungen. Leisten Sie diesem Aufruf unverzüglich Folge. Ich wiederhole: unverzüglich. Beeilen Sie sich.«

Die Männer und Frauen an Bord ließen alles stehen und liegen, stürmten die Leitern und Laufgänge hinab und rannten wie eine Horde Marathonläufer zu dem tief im Schiffsbauch gelegenen Pumpen- und Maschinenraum. Zwanzig Besatzungsmitglieder hatten das dortige Magazin mit sämtlichen Dämmaterialien, die sie in die Hände bekommen konnten, so schalldicht wie möglich ausgekleidet. Handtücher, Bettlaken, Zudecken, Matratzen, dazu alle Sesselpolster aus der Messe und jedwedes Gerumpel, dessen sie habhaft hatten werden können, waren an Decke, Boden und Schotten angebracht, damit keinerlei Schallwellen eindringen konnten.

»Jetzt kommt der allerschwerste Teil des Unternehmens«, sagte Sandecker zu Ames, während sie über zahllose Niedergänge nach unten stürmten.

»Ich weiß, was Sie meinen«, erwiderte Ames, während er behende zwei Stufen auf einmal nahm. »Man sorgt sich, daß einem bei den Berechnungen vielleicht doch ein kleiner Fehler unterlaufen sein könnte und man sich zur falschen Zeit am falschen Ort befindet. Hinzu kommt die Hilflosigkeit, das Wissen darum, daß man nie erfahren wird, ob man erfolgreich war, falls man die Schallwellen nicht übersteht. Lauter unbekannte Faktoren, die einen schier um den Verstand bringen.«

Sie kamen zum Maschinenraummagazin, das man als Schutzraum ausgewählt hatte, weil es eine wasserdicht schließende Tür und keinerlei Belüftung hatte. Zwei Schiffsoffiziere, die jeden abzählten und ihm Ohrschützer aushändigten, wiesen sie ein. »Ad-

miral Sanders, Dr. Ames. Setzen Sie die bitte auf und bewegen Sie sich so wenig wie möglich.«

Sandecker und Ames entdeckten das NUMA-Team, das sich in der einen Ecke des Raumes zusammengerottet hatte, und begaben sich zu Rudi Gunn und Molly Faraday, die vor ihnen eingetroffen waren. Unverzüglich versammelten sich alle um die Monitore, auf denen die Anzeigen der Schalldetektoren und der anderen Unterwassermeßgeräte aufleuchteten. Der Admiral, Ames und Gunn, die sich bis zum letzten Moment beraten wollten, waren die einzigen, die ihre Ohrschützer noch nicht aufgesetzt hatten.

Immer mehr Menschen drängten sich in den Raum, doch es herrschte eine eigenartige Stille. Da niemand etwas hören konnte, sprach auch keiner. Captain Quick stellte sich auf eine kleine Kiste, damit ihn alle sehen konnten, und hob zwei Finger. Noch zwei Minuten. Der Kranführer auf dem Turm, der den weitesten Weg hatte, traf zuletzt ein. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß alle an Bord im Schutzraum waren, befahl der Kapitän, die Tür zu schließen. Zudem waren mehrere Matratzen am Eingang angebracht, um jeden Ton zu dämpfen, der trotzdem hindurchdringen könnte. Quick hob einen Finger, und die Spannung unter den dicht zusammengedrängten Menschen stieg. Alle standen. Zum Sitzen oder Liegen war nicht genügend Platz.

Gunns Schätzung nach konnten die sechsundneunzig Männer und Frauen allenfalls fünfzehn Minuten in dem kleinen Gelaß aushalten, ehe ihnen die Atemluft ausging. Schon jetzt wurde es in dem Magazin spürbar stickiger. Hoffentlich, dachte er, leidet hier niemand unter Platzangst, damit es nicht zu einer allgemeinen Panik kommt. Er zwinkerte Molly Faraday aufmunternd zu und schaute auf die Uhr, während alle anderen wie gebannt auf den Kapitän des Schiffes achteten.

Quick hob beide Hände und ballte sie zu Fäusten. Der Augenblick der Wahrheit war gekommen. Jetzt hing alles davon ab, daß die von Hiram Yeagers Computern ermittelten Daten stimmten. Das Schiff war in Position, der Reflektor befand sich genau an der von Yeager errechneten Stelle, deren Koordinaten von Dr. Ames und seinen Hilfskräften überprüft und bestätigt worden waren.

Das gesamte Unternehmen war darauf abgestimmt. Jetzt konnte ihnen nur noch ein jähes, unerwartetes Umkippen der Meerestemperatur oder ein unvorhersehbares Seebeben, das sich nachhaltig auf die Strömungsverhältnisse auswirkte, gefährlich werden. An die Folgen, die ein Fehler nach sich ziehen würde, mochte keiner der NUMA-Mitglieder denken.

Fünf Sekunden vergingen, dann zehn. Sandecker spürte, wie ihm der Nacken kribbelte. Dann, urplötzlich, fingen die dreißig Kilometer entfernten Detektoren Schallwellen auf, die sich genau auf den vorausberechneten Bahnen näherten.

»Guter Gott!« rief Ames. »Die Sensoren werden überlastet. Die Wellen sind stärker, als ich angenommen habe.«

»Noch zwanzig Sekunden!« versetzte Sandecker. »Setzt die Ohrschützer auf.«

Die Konvergenz kündigte sich zunächst durch ein leichtes Dröhnen an, das rasch lauter wurde. Die schallgedämpften Schotten vibrierten, dazu ertönte ein tiefes Summen, das selbst durch die Ohrschützer drang. Die Menschen, die sich dicht an dicht in dem Magazin drängten, verloren kurz die Orientierung, und manch einem wurde schwindlig. Aber niemand litt unter Übelkeit, und keiner drehte durch. Ruhig und tapfer ertrugen sie die Belastung. Sandecker und Ames schauten sich an und genossen ihren Triumph.

Fünf Minuten später war alles vorbei. Das Dröhnen wurde schwächer, und danach herrschte eine geradezu unnatürliche Stille.

Gunn reagierte zuerst. Er riß die Ohrschützer herunter, winkte Captain Quick zu und rief: »Die Tür! Macht die Tür auf, damit Luft reinkommt.«

Quick verstand, was er meinte. Die Matratzen wurden weggeräumt, dann wurde die Tür entriegelt und aufgestoßen. Die Luft, die aus dem Maschinenraum eindrang, roch nach Öl und Schmiermitteln, doch erleichtert atmeten sie alle durch und nahmen nach und nach die Ohrschützer ab. Nun, da die große Gefahr vorüber war, lachten und schrien sie durcheinander und gebärdeten sich wie Fußballfans, deren Lieblingsmannschaft gerade gewonnen hat. Dann verließen sie langsam und in bester Ordnung das Magazin und begaben sich über die Aufgänge hinaus an die frische Luft.

Sandecker war nicht mehr zu halten. Er rannte hinauf zum Ruderhaus, als gelte es, einen Rekord aufzustellen, schnappte sich das nächstbeste Fernglas und stürmte hinaus auf die Brückennock. Bang und besorgt richtete er es auf die nur fünfzehn Kilometer entfernte Insel.

Er sah Autos auf den Straßen und Sonnenanbeter, die sich an den Stranden tummelten. Erst jetzt seufzte er vor Erleichterung auf und ließ sich völlig ausgepumpt über die Reling sinken.

»Welch ein Triumph«, sagte Ames und schüttelte Sandecker die Hand. »Sie haben die besten Wissenschaftler dieses Landes widerlegt.«

»Dank Ihres Rates und Ihrer Unterstützung, Doc.« Sandecker klang, als wäre eine schwere Last von ihm abgefallen. »Ohne Sie und Ihren blitzgescheiten wissenschaftlichen Nachwuchs wäre das alles nicht möglich gewesen.«

Rudi Gunn und Molly Faraday ließen sich vom allgemeinen Hochgefühl anstecken und umarmten Sandecker – normalerweise ein Ding der Unmöglichkeit. »Sie haben es geschafft!« sagte Gunn. »Sie haben mit Ihrer Starrköpfigkeit fast zwei Millionen Menschen das Leben gerettet.«

»*Wir* haben es geschafft«, korrigierte ihn Sandecker. »Das war Teamarbeit, und zwar von Anfang bis Ende.«

Gunn wurde mit einemmal ernst. »Ein Jammer, daß Dirk das nicht miterleben konnte.«

Sandecker nickte beklommen. »Seine Idee gab den Ausschlag zu diesem Projekt.«

Ames musterte die Instrumente, die er im Laufe der Anfahrt von Molokai aufgestellt hatte.

»Der Reflektor war genau in Position«, sagte er zufrieden. »Die Schallwellen wurden umgelenkt, wie geplant.«

»Wo sind sie jetzt?« fragte Molly.

»Mittlerweile müßten sich die gebündelten Schallwellen aus den vier Bergwerken etwa so schnell wie ein Düsenflugzeug auf Gladiator Island zubewegen. In siebenundneunzig Minuten müßten sie auf dem unterseeischen Sockel auftreffen.«

»Ich würde zu gern sein Gesicht sehen.«

»Wessen Gesicht?« fragte Ames Sandecker unschuldig. »Arthur Dorsetts«, antwortete Molly, »wenn auf seiner Privatinsel der große Tanz losgeht.«

52

Die beiden Männer und die Frau kauerten in einem Gebüsch neben dem großen Torbogen in der hohen, aus Lavagestein bestehenden Mauer, die das gesamte Dorsettsche Anwesen umgab. Hinter dem Tor führte eine mit Ziegeln gepflasterte Auffahrt um eine weitläufige, gepflegte Rasenfläche zu einem ausladenden Vordach, in dessen Schutz man vom Wagen zur Vorderseite des Hauses gelangte. Die gesamte Auffahrt und das Haus waren durch helle Lampen erleuchtet, die in regelmäßigen Abständen auf dem kunstvoll gestalteten Anwesen verteilt waren. Den Zugang versperrte ein schweres Eisentor, das aussah, als stammte es aus einem mittelalterlichen Schloß. Außerdem befand sich in dem fast fünf Meter dicken Torbogen eine kleine Dienststube für das Wachpersonal.

»Gibt's noch einen anderen Zugang?« fragte Pitt leise.

»Das Tor ist der einzige Ein- und Ausgang«, erwiderte Maeve flüsternd.

»Kein Abflußrohr oder vielleicht ein kleiner Graben, der zufällig unter der Mauer durchführt?«

»Wenn ich dran denke, wie oft ich als Kind meinem Vater davonlaufen wollte, hätte ich bestimmt einen Weg gefunden, wenn's ihn gäbe. Glaub mir.«

»Irgendwelche Detektoren und Alarmanlagen?«

»Laserstrahlen auf der Mauerkrone und Infrarotsensoren, die auf Körperwärme ansprechen, in unregelmäßigen Abständen auf dem Anwesen. Alles, was größer ist als eine Katze, löst in der Wachstube Alarm aus. Dann schalten sich automatisch Videokameras ein und suchen den Eindringling.«

»Wie viele Wachposten?«

»Zwei bei Nacht, vier am Tag.«

»Keine Hunde?«

Sie schüttelte den Kopf. »Vater haßt Tiere. Ich habe ihm nie verziehen, daß er einmal einen kleinen Vogel mit gebrochenem Flügel totgetrampelt hat, den ich wieder gesund pflegen wollte.«

»Der olle Arthur tut was für seinen Ruf als Rohling, das muß man ihm lassen«, sagte Giordino. »Wie steht's mit Kannibalismus?«

»Zuzutrauen ist ihm alles, wie ihr ja selbst erfahren habt«, sagte Maeve.

Pitt musterte nachdenklich das Tor, beobachtete das Wachhaus und versuchte das Verhalten der Posten einzuschätzen. Offenbar hielten sie sich hauptsächlich innen auf und überwachten die Alarmanlagen. Schließlich stand er auf, zerknautschte seine Uniform und wandte sich an Giordino.

»Ich versuch's mit einem Trick. Halt dich zurück, bis sich das Tor öffnet.«

Er hängte sich das Sturmgewehr über die Schulter und holte das Schweizer Offiziersmesser aus der Hosentasche. Mit der kleinen Klinge schnitt er sich leicht in den Daumen, drückte das Blut heraus und schmierte es sich über das Gesicht. Er ging zum Tor, sank auf die Knie und umklammerte mit beiden Händen die Eisenstäbe. Dann fing er tief und qualvoll zu stöhnen an.

»Helft mir. Ich brauche Hilfe!« rief er, als ob er Schmerzen hätte.

Ein Gesicht tauchte hinter der Tür auf und verschwand wieder. Im nächsten Moment kamen beide Posten aus der Wachstube gerannt und öffneten das Tor. Pitt ließ sich in ihre Arme sinken.

»Was ist passiert?« wollte der eine Posten wissen. »Wer hat das getan?«

»Eine Horde Chinesen hat einen Tunnel aus dem Lager gegraben. Ich bin vom Kai aus die Straße entlanggegangen, als sie mich von hinten angefallen haben. Ich glaube, ich hab' zwei Mann umgebracht, bevor ich mich absetzen konnte.«

»Wir sollten besser das Hauptquartier verständigen«, versetzte der andere Posten.

»Helft mir erst rein«, stöhnte Pitt. »Ich glaube, die haben mir den Schädel gebrochen.«

Die beiden Posten zogen Pitt auf die Füße, legten sich seine Arme

um die Schultern, stützten ihn und schleppten ihn zur Wachstube. Langsam schob Pitt die Arme nach innen, bis er die Hälse der Posten an beiden Ellbogenbeugen spürte. Als sie näher zusammenrückten, damit sie alle drei durch die Tür paßten, ließ er sich einen Schritt zurückfallen, hakte die Arme fest um den Hals der beiden Männer und spannte mit aller Kraft Bizeps und Schultermuskeln an. Ein dumpfer Schlag ertönte, als ihre Köpfe aneinanderknallten. Dann sanken beide bewußtlos zu Boden. Sie waren für zumindest zwei Stunden aus dem Verkehr gezogen.

Sobald die Posten ausgeschaltet waren, eilten Giordino und Maeve durch das offene Tor und begaben sich zu Pitt in die Wachstube. Giordino hob die beiden Männer auf, als wären sie Strohpuppen, und setzte sie auf zwei Stühle, die an einem Tisch mit Blick auf eine Reihe von Videobildschirmen standen. »Wenn jemand vorbeikommt«, sagte er, »sieht's so aus, als wären sie mitten im Film eingeschlafen.«

Pitt untersuchte kurz die Alarmanlage und schaltete sie aus, während Giordino die Posten mit ihren Krawatten und Gürteln fesselte. Dann wandte sich Pitt an Maeve. »Wo ist Fergusons Unterkunft?«

»In einem kleinen Wäldchen hinter dem Herrenhaus sind zwei Gästehäuser. Er bewohnt eins davon.«

»Ich nehme an, du weißt nicht genau, welches.«

Sie zuckte die Achseln. »Ich bin zum erstenmal wieder auf der Insel, seit ich nach Melbourne durchgebrannt bin. Wenn ich mich recht erinnere, wohnt er in dem, das näher am Herrenhaus steht.«

»Wird Zeit, daß wir uns wieder als Einbrecher betätigen«, sagte Pitt. »Hoffentlich haben wir's nicht verlernt.«

Ruhig, aber mit steten Schritten rückten sie über die Auffahrt vor. Sie gelangten zu dem Haus, in dem Maeves Meinung nach Jack Ferguson wohnte, der Betriebsleiter der Dorsettschen Minen auf Gladiator Island.

Der Himmel im Osten wurde bereits hell, als sie sich der Vordertür näherten. Die Suche dauerte zu lange. Wenn erst der Morgen dämmerte, würde man sie mit Sicherheit entdecken. Sie mußten sich sputen, wenn sie die Jungs finden, sich zur Jacht durchschlagen

und mit Arthur Dorsetts privatem Helikopter fliehen wollten, solange es noch einigermaßen dunkel war.

Heimlich, still und leise ins Haus einzudringen, kam diesmal nicht in Frage. Pitt begab sich zur Haustür, trat sie mit voller Wucht ein und ging hinein. Er schaltete die Taschenlampe ein, die er dem Wachposten auf der Klippe abgenommen hatte, und sah sich kurz um, dann wußte er Bescheid. Ferguson wohnte hier. Auf dem Schreibtisch lag ein Stapel Post, die an ihn adressiert war, daneben ein Kalender mit Eintragungen. In einem Schrank stieß Pitt auf ordentlich gebügelte Hosen und Sakkos.

»Niemand daheim«, sagte er. »Jack Ferguson ist weg. Nirgendwo ein Koffer zu sehen, und die Hälfte der Kleiderbügel im Schrank ist leer.«

»Er muß dasein«, sagte Maeve irritiert.

»Den Eintragungen in seinem Kalender zufolge ist Ferguson auf Dienstreise zu den anderen Minen deines Vaters.«

Fassungslos und voller Verzweiflung starrte sie in das verlassene Zimmer. »Meine Jungs sind weg. Wir kommen zu spät. O mein Gott, wir kommen zu spät. Sie sind tot.«

Pitt legte den Arm um sie. »Sie sind genauso lebendig wie du und ich.«

»Aber John Merchant -«

Giordino stand in der Tür. »Trau niemals einem Mann mit stechendem Blick.«

»Verschwenden wir hier keine weitere Zeit«, sagte Pitt und zwängte sich an Giordino vorbei. »Die Jungs sind im Herrenhaus, und da sind sie auch immer gewesen, soviel steht fest.«

»Du konntest unmöglich wissen, daß Merchant gelogen hat«, wandte sich Maeve herausfordernd an Pitt.

Er lächelte. »Oh, aber Merchant hat nicht gelogen. Du warst es doch, die gesagt hat, daß die Jungs bei Jack Ferguson im Gästehaus wohnen. Merchant hat sich lediglich daran gehalten. Vermutlich hat er gedacht, wir sind so blöde und kaufen es ihm ab. Tja, vielleicht haben wir das ja auch, aber nur für eine Sekunde.«

»Du hast es gewußt?«

»Es versteht sich von selbst, daß dein Vater deinen Söhnen nichts

antun würde, sosehr er auch damit drohen mag. Ich wette, daß sie in deinem ehemaligen Zimmer stecken, wo sie auch die ganze Zeit über waren, und sich mit einem Haufen Spielsachen amüsieren, die ihnen der gute Großpapa geschenkt hat.«

Maeve blickte ihn verwirrt an. »Er hat sie nicht gezwungen, in den Minen zu arbeiten?«

»Wahrscheinlich nicht. Er hatte lediglich vor, dich zu quälen und deine Muttergefühle zu verletzen. Deswegen hat er dir weisgemacht, daß deine Kinder leiden. Der dreckige Mistkerl wollte, daß du bis zum bitteren Ende glaubst, er würde die Zwillinge versklaven, sie in die Obhut eines sadistischen Vorarbeiters geben, wo sie sich zu Tode schuften müssen. Denk doch mal nach. Da Boudicca und Deirdre kinderlos sind, sind deine Jungs die einzigen Erben. Er dachte sich, wenn du aus dem Weg bist, könnte er die Jungs nach seinen Vorstellungen aufziehen und formen. Ein Schicksal, das deiner Ansicht nach wohl schlimmer ist als der Tod.«

Maeve schaute Pitt lange an. Sie wirkte zunächst ungläubig, dann schien sie zu begreifen, und schließlich erschauderte sie. »Was bin ich doch für ein Dummkopf.«

»Klasse Songtitel«, sagte Giordino. »Ich möchte ja die gute Stimmung nicht verderben, aber drüben im Haus wacht man um diese Zeit auf.« Er deutete auf die erleuchteten Fenster des Herrenhauses.

»Mein Vater steht immer vor dem Morgengrauen auf«, sagte Maeve. »Er hat nie geduldet, daß meine Schwestern und ich nach Sonnenaufgang noch schlafen.«

»Was würde ich doch drum geben, wenn ich mit am Frühstückstisch sitzen könnte«, stöhnte Giordino.

»Auch auf die Gefahr hin, daß ich wie das ewige Echo klinge«, sagte Pitt, »aber wir müssen reinkommen, ohne daß die Bewohner etwas spitzkriegen.«

»Sämtliche Zimmer im Herrenhaus haben eine Hintertür, aber die führen alle nur auf die Veranden im Innenhof. Mit einer Ausnahme. In Papas Arbeitszimmer gibt es einen Seitenausgang zum Squashplatz.«

»Was ist ein Squashplatz?« erkundigte sich Giordino.

»Ein Platz, auf dem man Squash spielt«, antwortete Pitt. Dann wandte er sich an Maeve. »Wie kommt man zu deinem alten Schlafzimmer?«

»Durch den Garten und am Swimmingpool vorbei zum Ostflügel. Die zweite Tür rechts.«

»Dann nichts wie hin. Ihr zwei geht die Jungs holen.«

»Was hast du vor?«

»Ich? Ich leihe mir Papas Telefon und führe ein Ferngespräch auf seine Kosten.«

53

Die Stimmung an Bord der *Glomar Explorer* war gelöst und ausgelassen. Das NUMA-Team und die Besatzungsmitglieder, die sich in der geräumigen Messe neben der Kombüse versammelt hatten, feierten gemeinsam ihren Triumph über den akustischen Tod. Admiral Sandecker und Dr. Ames saßen sich gegenüber und tranken Champagner aus einer kleinen Flasche, die Captain Quick aus seinem Privatvorrat für spezielle Anlässe zur Verfügung gestellt hatte.

Nach eingehender Beratung hatte man beschlossen, den Reflektor zu bergen und wieder zu demontieren. Möglicherweise konnte man ihn noch gebrauchen, falls es nicht gelungen war, die verheerenden Fördermethoden in den Minen von Dorsett Consolidated auszuschalten, und man eine weitere Konvergenz der Schallwellen verhindern mußte. Der Reflektorschirm wurde gehoben, der Schiffsrumpf unter dem Moon Pool geschlossen und das Meerwasser abgepumpt. Binnen einer Stunde befand sich das Schiff, das einst Geschichte geschrieben hatte, auf der Rückfahrt nach Molokai.

Sandecker stemmte sich aus dem Sessel, als ihm der Funkoffizier des Schiffes mitteilte, daß Charlie Bakewell, sein Chefgeologe, ihn dringend zu sprechen wünsche. Er begab sich in eine ruhigere Ecke des Raumes und holte ein kleines Satellitentelefon aus der Tasche. »Ja, Charlie.«

»Wie ich gehört habe, darf man Ihnen gratulieren.« Bakewell war klar und deutlich zu verstehen.

»Es war ziemlich knapp. Wir hatten das Schiff kaum in Position gebracht und den Reflektorschirm versenkt, als es zu der Konvergenz kam. Wo sind Sie derzeit?«

»Ich bin im Joseph Marmon Volcanic Observatory in Auckland, Neuseeland. Ich wollte Sie über die neuesten Erkenntnisse der hiesigen Geophysiker informieren. Die jüngsten Analysen hinsichtlich der Auswirkungen der Schallwellen auf Gladiator Island sind alles andere als erfreulich.«

»Können Sie die Reaktionen hochrechnen?«

»So leid es mir tut, aber das Ausmaß dürfte schlimmer sein, als wir ursprünglich dachten«, antwortete Bakewell. »Die beiden Vulkane auf der Insel heißen, wie ich inzwischen erfahren habe, Mount Scaggs und Mount Winkleman, benannt nach zwei Überlebenden auf dem Floß der *Gladiator*. Sie gehören zu einer Kette potentiell gefährlicher Vulkane rund um den Pazifischen Ozean, dem sogenannten ›Feuerring‹, und liegen an einer Stelle, an der zwei tektonische Platten aufeinanderstoßen. Die geologischen Verhältnisse sind ähnlich wie in Kalifornien, wo die San-Andreas-Verwerfung die Bruchlinie zweier solcher Platten markiert. Vulkanausbrüche und Erdbeben werden hauptsächlich durch Verschiebungen dieser Platten verursacht. Untersuchungen deuten darauf hin, daß die letzten schweren Ausbrüche dieser Vulkane im dreizehnten Jahrhundert stattfanden, zwischen 1225 und 1275, als beide gleichzeitig tätig waren.«

»Soweit ich mich entsinne, sagten Sie, die Chance, daß es zu einem Ausbruch kommen könnte, liege bei eins zu fünf.«

»Nach den Beratungen mit den Fachleuten im hiesigen Vulkanobservatorium würde ich sie weit höher ansetzen. Deutlich über fünfzig Prozent.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Schallwellen so stark sind, daß sie auf der Insel einen Vulkanausbruch auslösen«, erwiderte Sandecker ungläubig.

»An sich nicht«, sagte Bakewell. »Aber wir haben nicht bedacht, daß die Vulkane durch die jahrzehntelange Ausbeutung anfälliger

für äußere Einflüsse geworden sind. Schon die geringste Erderschütterung könnte einen Ausbruch des Mount Scaggs und Mount Winkleman auslösen, weil im Zuge der Diamantenförderung ein Großteil des alten Lavapropfens abgetragen wurde, der dem Gasdruck aus dem Erdinneren standhält. Kurzum, wenn Dorsett weiterschürfen läßt, ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis der Eruptionskanal sozusagen entkorkt wird und es zu einer gewaltigen Eruption kommt, bei der glutflüssige Lava herausgeschleudert wird.«

»Eine Explosion, bei der glutflüssige Lava herausgeschleudert wird«, wiederholte Sandecker tonlos. »Lieber Gott, was haben wir getan? Hunderte von Menschen werden ums Leben kommen.«

»Nun machen Sie sich mal keine Gewissensbisse«, erwiderte Bakewell ernst. »Soweit wir wissen, befinden sich auf Gladiator Island keine Frauen und Kinder. Sie haben bereits zahllosen Familien auf Oahu das Leben gerettet. Durch Ihren Einsatz wird man im Weißen Haus und im Außenministerium auf die Gefahr aufmerksam werden. Man wird mit allerlei Sanktionen und rechtlichen Maßnahmen gegen Dorsett Consolidated vorgehen, davon bin ich überzeugt. Ohne Ihr Eingreifen müßte man weiterhin vor dem akustischen Tod zittern, und wer weiß, vor welcher großen Hafenstadt es zur nächsten Konvergenz gekommen wäre.«

»Trotzdem... Ich hätte den Reflektorschirm so anbringen lassen können, daß er die Schallwellen zu einem unbewohnten Landstrich ableitet«, sagte Sandecker langsam.

»Und dabei riskiert, daß sie unter Umständen wieder eine Flotte argloser Fischer oder ein Kreuzfahrtschiff treffen. Lassen Sie's gut sein, Jim. Sie haben keinen Grund, sich Vorwürfe zu machen.«

»Sie meinen, mir bleibt nichts anderes übrig, als damit zu leben?«

»Wann sollten die Schallwellen nach Dr. Ames' Schätzungen auf Gladiator Island eintreffen?«

Sandecker warf einen Blick auf seine Uhr. »In einundzwanzig Minuten.«

»Damit bleibt noch genügend Zeit, um die Bewohner zu warnen und die Insel zu evakuieren.«

»Meine Leute in Washington haben bereits versucht, die Ge-

schäftsleitung von Dorsett Consolidated Mining auf die Gefahr hinzuweisen«, sagte Sandecker. »Aber auf Arthur Dorsetts Anweisungen hin wurden sämtliche Verbindungen zwischen seinen Förderstätten und der Außenwelt abgebrochen.«

»Klingt ja fast so, als ob Dorsett will, daß etwas passiert.«

»Er will unter allen Umständen vermeiden, daß ihm vor seinem Stichtag noch etwas dazwischenkommt.«

»Noch besteht die Möglichkeit, daß die Vulkane nicht ausbrechen. Die Schallwellen könnten sich vor dem Auftreffen zerstreuen.«

»Das ist laut Dr. Ames' Berechnungen kaum wahrscheinlich«, sagte Sandecker. »Was erwartet uns schlimmstenfalls?«

»Mount Scaggs und Mount Winkleman gelten als sogenannte Schildvulkane. Sie sind durch die Lavaströme, die bei früheren Ausbrüchen austraten, allmählich höher geworden, ragen also relativ flach auf. Dieser Typus ist bei weitem nicht so gefährlich wie die sogenannten Schicht- oder Stratovulkane. Aber Mount Scaggs und Mount Winkleman sind keine gewöhnlichen Schildvulkane. Ihr letzter Ausbruch war ziemlich heftig. Die Fachleute hier im Observatorium erwarten Ausbrüche rund um den Fuß oder an den Bergflanken, bei denen Unmassen von Lava austreten.«

»Kann irgend jemand auf der Insel eine derartige Katastrophe überleben?« fragte Sandecker.

»Das hängt davon ab, auf welcher Seite es zum Ausbruch kommt. Wenn sich die Eruption zur Westseite, also zum bewohnten Teil hin, entlädt, besteht fast keine Chance.«

»Und wenn sie nach Osten hochgehen?«

»Dann sieht es etwas besser aus. Allerdings dürfte die Erde derartig heftig beben, daß der Großteil aller Gebäude auf der Insel einstürzt.«

»Besteht die Gefahr, daß es durch die Eruption zu Flutwellen kommt?«

»Aufgrund unserer Berechnungen dürften die Erderschütterungen nicht so stark ausfallen, daß gewaltige Flutwellen entstehen«, erklärte Bakewell. »Mit Sicherheit keine so heftige, wie sie der Ausbruch auf Krakatau 1883 auslöste, wo fast vierzigtausend Menschen

umkamen. An der Küste von Tasmanien, Australien und Neuseeland dürften die Wellen nicht höher als anderthalb Meter sein.«

»Zumindest etwas.« Sandecker seufzte auf.

»Ich melde mich wieder, sobald ich mehr weiß«, sagte Bakewell. »Ich hoffe, ich habe Sie auf das Schlimmste vorbereitet und kann Ihnen künftig nur noch gute Nachrichten überbringen.«

»Vielen Dank, Charlie. Das hoffe ich auch.«

Sandecker schaltete das Telefon aus und blieb nachdenklich stehen. Er ließ sich seine Sorge und seine bösen Vorahnungen nicht anmerken, er verzog keine Miene, zuckte nicht einmal mit der Wimper, aber insgeheim packte ihn das kalte Grauen. Er nahm nicht wahr, daß Rudi Gunn auf ihn zukam, bis er dessen Hand auf seiner Schulter spürte.

»Admiral, noch ein Anruf für Sie. Aus Ihrem Büro in Washington.«

Sandecker schaltete das Telefon ein und meldete sich.

»Sandecker hier.«

»Admiral?« ertönte die vertraute Stimme von Martha Sherman, seiner langjährigen Sekretärin. Normalerweise war sie eher förmlich, doch diesmal klang sie nervös und aufgeregt. »Einen Moment bitte. Ich stelle den Anruf zu Ihnen durch.«

»Geht's um was Wichtiges?« fragte er gereizt. »Mir ist nicht nach Behördenkram zumute.«

»Den Anruf nehmen Sie gern entgegen, Sir, glauben Sie mir«, erklärte sie fröhlich. »Einen Moment, ich muß nur kurz umstellen.«

Danach Stille. »Hallo?« sagte Sandecker. »Wer ist da?«

»Einen wunderschönen guten Morgen aus dem tiefen Süden, Admiral. Was hört man da? Sie treiben sich auf dem schönen Hawaii herum?«

Sandecker zitterte so gut wie nie, doch jetzt schüttelte es ihn am ganzen Körper, und er hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. »Dirk, Herr im Himmel, sind Sie das?«

»Meine kärglichen Überreste«, erwiderte Pitt. »Al und Maeve Fletcher sind auch hier.«

»Ich kann's kaum glauben. Sie sind alle am Leben!« rief Sandecker wie elektrisiert.

»Al sagt, Sie sollen ihm eine Zigarre übriglassen.«

»Wie geht's dem kleinen Teufelskerl?«

»Sauer ist er, weil ich ihn nicht futtern lasse.«

»Als wir erfahren haben, daß Arthur Dorsett euch unmittelbar vor einem aufziehenden Taifun ausgesetzt hat, habe ich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um eine Suchaktion in die Wege zu leiten. Aber Dorsetts Arm reicht weit. Er hat sämtliche Rettungsversuche hintertrieben. Nachdem wir fast drei Wochen nichts von euch gehört hatten, dachten wir, ihr wärt alle tot. Erzählen Sie mir, wie Sie diesmal überlebt haben.«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Pitt. »Bringen Sie mich lieber in Sachen akustischer Tod auf den neuesten Stand.«

»Die Geschichte ist noch viel verwickelter als Ihre. Ich erzähle sie Ihnen in allen Einzelheiten, wenn wir das nächste Mal zusammensitzen. Wo seid ihr jetzt?«

»Wir haben uns nach Gladiator Island durchgeschlagen. Ich sitze in diesem Augenblick in Arthur Dorsetts Arbeitszimmer. Habe mir sein Telefon ausgeliehen.«

Sandecker traute seinen Ohren nicht. »Das meinen Sie doch nicht ernst.«

»Ist die reine Wahrheit. Wir schnappen uns Maeves Zwillinge und setzen uns über die Tasmansee nach Australien ab.« Es klang so selbstverständlich, als teilte er mit, daß er kurz zum Bäcker an der nächsten Straßenecke gehen wolle.

Sandecker wurde bang ums Herz, und diesmal sorgte er sich nicht, sondern ihn graute ob der eigenen Hilflosigkeit. Die Mitteilung kam so unerwartet, so plötzlich, daß er mehrere Sekunden lang kein Wort herausbrachte. Pitts Stimme brachte ihn schließlich wieder zur Besinnung.

»Sind Sie noch dran, Admiral?«

»Pitt, hören Sie mir zu!« herrschte Sandecker ihn an. »Sie befinden sich in äußerster Lebensgefahr! Verlassen Sie die Insel! Und zwar sofort!«

Kurzes Schweigen. »Tut mir leid, ich glaube, ich habe Sie nicht recht —«

»Ich habe keine Zeit für lange Erklärungen«, unterbrach ihn San-

decken »Lassen Sie sich nur eins sagen: In knapp zwanzig Minuten wird Gladiator Island von einer ungeheuer starken Schallwelle getroffen werden. Es wird zu Erderschütterungen kommen, durch die voraussichtlich die Vulkane im Norden und Süden der Insel ausbrechen werden. Wenn sich die Eruption zur Westseite der Insel hin entlädt, wird es keine Überlebenden geben. Sie und die beiden anderen müssen schleunigst von dort weg. Keine weiteren Worte. Ich unterbreche hiermit die Verbindung.«

Sandecker schaltete das Telefon ab. Er war wie benommen, seit ihm klargeworden war, daß er seinen engsten Vertrauten unwissentlich zum Tod verurteilt hatte.

54

Die schreckliche Erkenntnis traf Pitt wie ein Dolchstoß. Er schaute durch das Panoramafenster zu dem Hubschrauber auf der Jacht, die unten in der Lagune vor Anker lag, schätzungsweise knapp einen Kilometer entfernt. Mit den zwei kleinen Kindern brauchten sie seiner Meinung nach gut fünfzehn Minuten bis zum Kai. Ohne fahrbaren Untersatz, einen Pkw oder einen Laster, könnte es verdammt knapp werden. Für Vorsichtsmaßnahmen war jetzt keine Zeit mehr. Giordino und Maeve sollten die Jungs inzwischen gefunden haben. Sie mußten sie gefunden haben. Wenn nicht, war irgend etwas furchtbar schiefgegangen.

Er wandte den Blick erst zum Mount Winkleman und ließ ihn dann über den Bergkamm zum Mount Scaggs schweifen. Sie wirkten trügerisch friedlich. Angesichts der Bäume und des üppigen Pflanzenwuchses an den zerklüfteten Hängen konnte er sich kaum vorstellen, daß die beiden Hügel gefährliche Vulkane sein sollten, schlafende Giganten, die jeden Moment glühende Gase und geschmolzenes Gestein ausspeien und Tod und Verderben bereiten konnten.

Energisch, aber keineswegs hastig oder überstürzt, erhob er sich aus Dorsetts ledernem Bürosessel und ging um den Schreibtisch

herum. Im nächsten Augenblick hielt er inne und blieb wie erstarrt mitten im Zimmer stehen, als die ins Herrenhaus führende Doppeltür aufgerissen wurde und Arthur Dorsett hereinkam.

In der einen Hand hatte er eine Kaffeetasse, unter den anderen Arm hatte er einen Packen Unterlagen geklemmt. Er trug eine zerknitterte Hose und ein einstmals weißes, jetzt aber vergilbtes Oberhemd samt Fliege. Er wirkte geistesabwesend. Als er bemerkte, daß sich jemand in seinem Arbeitszimmer aufhielt, blickte er auf, allerdings eher neugierig als überrascht. Er sah, daß der Eindringling eine Uniform anhatte, und dachte zunächst, es handle sich um jemand vom Wachpersonal. Er öffnete den Mund und wollte eine Erklärung verlangen, verharrte dann aber wie versteinert. Sein Gesicht wurde blaß und verzerrte sich dann vor Schreck und Bestürzung. Der Aktenordner fiel hinunter, und die Papiere verteilten sich wie aufgefächerte Spielkarten am Boden. Er ließ die Hände sinken, so daß sich der Kaffee über seine Hose und auf den Teppich ergoß.

»Sie sind doch tot«, japste er.

»Sie wissen gar nicht, wie gern ich Ihnen beweise, daß Sie sich irren«, versetzte Pitt, der zu seiner Freude feststellte, daß Dorsett eine Augenklappe trug. »Wenn ich's recht bedenke, wirken Sie aber tatsächlich so, als hätten Sie gerade ein Gespenst gesehen.«

»Der Sturm... nie und nimmer konnten Sie in der tobenden See überleben.« Sein schwarzes Auge zuckte, dann bekam er seine Gefühle langsam, aber sicher wieder in den Griff. »Wie haben Sie das geschafft?«

»Durch jede Menge positives Denken und mit Hilfe meines Schweizer Offiziersmessers.« Mein Gott, war der Typ groß, dachte Pitt und war überaus froh, daß er die Waffe im Anschlag hatte.

»Und Maeve... ist sie tot?« Er sprach stockend und musterte das Sturmgewehr in Pitts Händen, dessen Mündung auf sein Herz gerichtet war.

»Da ich weiß, wie sehr es Sie wurmt und ärgert, freue ich mich um so mehr, Ihnen berichten zu können, daß sie gesund und munter ist und sich in diesem Moment mit Ihren Enkeln davonmacht.« Pitt schaute ihn unverwandt an. »Verraten Sie mir eins, Dorsett: Womit rechtfertigen Sie den Mordversuch an Ihrer eigenen Toch-

ter? Hat diese Frau, die nichts weiter wollte, als zu sich selbst zu finden, etwa Ihre Geschäfte gefährdet? Oder wollten Sie nur ihre Söhne ganz für sich haben?«

»Es war notwendig. Das Imperium muß nach meinem Tod unbedingt von direkten Nachkommen fortgeführt werden. Maeve wollte das nicht einsehen.«

»Ich habe Neuigkeiten für Sie. Ihr Imperium wird jeden Moment zusammenkrachen.«

Dorsett begriff nicht, worauf Pitt hinauswolle. »Haben Sie vor, mich umzubringen?«

Pitt schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht Ihr Henker. Die Vulkane auf der Insel werden ausbrechen. Ein passender Abgang für Sie, Arthur. Verschlungen von glühender Lava.«

Dorsett lächelte leicht. Jetzt hatte er sich wieder gänzlich gefangen. »Was soll dieser Unsinn?«

»Läßt sich schwer erklären. Die genauen Ursachen kenne ich selbst nicht, aber ich weiß es aus zuverlässiger Quelle. Sie müssen sich auf mein Wort verlassen.«

»Sie sind ja geisteskrank.«

»O du Kleingläubiger, warum zweifelst du?«

»Wenn Sie mich erschießen wollen«, sagte Dorsett, dessen kohlschwarzes Auge vor kaltem Zorn funkelte, »dann bitte gleich, und zwar rasch und sauber.«

Pitt grinste gelassen. Noch waren Maeve und Giordino nicht aufgetaucht. Im Augenblick brauchte er Arthur Dorsett lebend, falls sie vom Wachpersonal geschnappt worden waren. »Tut mir leid, dazu habe ich keine Zeit. Und jetzt drehen Sie sich bitte um und gehen zur Treppe, die hinauf zu den Schlafzimmern führt.«

»Meine Enkel, ihr dürft meine Enkel nicht nehmen«, murmelte er, als handele es sich um ein göttliches Gebot.

»Maeves Kinder, wenn ich berichtigen darf.«

»An meinen Wachmannschaften kommt ihr niemals vorbei.«

»Die zwei am Tor sind – wie sagt man doch gleich? – indisponiert.«

»Dann müssen Sie mich kaltblütig ermorden. Und ich wette um alles, was ich besitze, daß Sie nicht den Mumm dazu haben.«

»Warum glauben bloß alle Leute, ich könnte kein Blut sehen?« Pitt legte den Finger an den Abzug des Sturmgewehrs. »Und jetzt Bewegung, Arthur, sonst schieße ich Ihnen die Ohren ab.«

»Nur zu, du feiger Dreckskerl«, fauchte Dorsett, der es wie *Dreggskerl* aussprach. »Du hast mir schon ein Auge ruiniert.«

»Sie kapieren's immer noch nicht, was?« Pitt packte angesichts von Dorsetts trotziger Arroganz die helle Wut. Er hob das Gewehr leicht an und tippte kurz den Abzug an. Die mit einem Schalldämpfer versehene Waffe ging mit einem lauten *Plopp* los, und ein Stück von Dorsetts linkem Ohr flog auf den Teppich. »Und jetzt zur Treppe. Eine falsche Bewegung, und Sie kriegen eine Kugel ins Rückgrat.«

Dorsett ließ sich keinerlei Schmerz anmerken. Er stierte Pitt nur an und grinste dann. Es wirkte so bedrohlich, daß Pitt ein Schauder über den Rücken lief. Dann legte er langsam die Hand an sein zerfetztes Ohr und wandte sich zur Tür.

In diesem Augenblick schritt Boudicca in einem sich eng an den Körper schmiegenden Seidenüberwurf, der ihre majestätische Gestalt betonte und mehrere Zentimeter über dem Knie endete, ins Arbeitszimmer. Wegen der Uniform erkannte sie Pitt zunächst nicht, daher dauerte es einen Moment, bis sie begriff, in welcher Gefahr ihr Vater schwebte. »Was ist los, Papa? Ich dachte, ich hätte einen Schuß...« Dann bemerkte sie das Blut, das zwischen seinen Fingern hervorquoll. »Du bist verletzt!«

»Wir haben ungebetene Gäste, Tochter«, sagte Dorsett. Er wußte genau, fast so, als hätte er Augen im Hinterkopf, daß Pitt für kurze Zeit nur auf Boudicca achtete. Und sie ließ ihn nicht im Stich, wenn auch ohne es zu wissen. Als sie zu ihm stürzte, um sich die Wunde anzusehen, fiel ihr Blick auf das Gesicht des Wachmanns. Einen Moment lang wirkte sie verdutzt, dann, als sie Pitt erkannte, riß sie die Augen auf.

»Nein... nein, das ist unmöglich.«

Auf diese kurze Ablenkung hatte Dorsett gewartet. Er fuhr jählings herum, schlug wild um sich, erwischte den Lauf des Gewehres und fegte es beiseite.

Pitt drückte unwillkürlich ab. Ein Kugelhagel prasselte auf das

Gemälde von Charles Dorsett, das über einem offenen Kamin hing. Pitt, der nicht in bester körperlicher Verfassung war und sich mangels Schlaf kaum noch auf den Beinen halten konnte, reagierte einen Sekundenbruchteil langsamer als gewöhnlich. Die Mühen und Anstrengungen der letzten drei Wochen forderten ihren Tribut. Wie in Zeitlupe sah er zu, wie ihm das Sturmgewehr aus den Händen gerissen und quer durchs Zimmer aus dem Fenster geworfen wurde.

Dorsett stürzte sich wie ein wildgewordenes Rhinozeros auf Pitt. Pitt ging in den Clinch, kämpfte um festen Stand. Doch Dorsett war schwerer, und seine Fäuste droschen wie Dampframmen auf ihn ein. Zudem stach er immer wieder mit dem Daumen nach Pitts Augen. Pitt rettete sein Augenlicht, fing sich aber einen Treffer knapp über dem Ohr ein. Einen Moment lang sah er nur noch Sterne, dann wurde ihm schwindlig. Verzweifelt duckte er sich weg und rollte sich ab, um dem Hagel von Schlägen zu entgehen.

Er warf sich in die entgegengesetzte Richtung, als Dorsett sich erneut auf ihn stürzen wollte. Der alte Diamantenschürfer hatte schon manch einen Mann mit bloßen Händen und schierer Muskelkraft krankenhausreif geschlagen. Bereits in jungen Jahren, als er sich in den Minen die Hörner abgestoßen hatte, war er stolz darauf gewesen, nie zu Messer oder Schußwaffe greifen zu müssen. Seine Kraft und Größe genügten, um jeden auszuschalten, der sich überhaupt getraute, gegen ihn anzutreten. Und Dorsetts Körper war selbst noch in einem Alter, in dem die meisten Männer Speck ansetzten, hart wie Granit.

Pitt schüttelte den Kopf, um wieder zur Besinnung zu kommen. Er fühlte sich wie ein angeschlagener Boxer, der nur noch in den Seilen hängt, mühsam um einen klaren Gedanken kämpft und verzweifelt auf den Gong wartet. Gegen Dorsetts schiere Masse und Muskelkraft nutzten selbst die besten Kampfsportkünste nichts. Den kann allenfalls eine Elefantenbüchse aufhalten, dachte Pitt. Wenn wenigstens Giordino anrücken würde. Der hatte zumindest die Neunmillimeterautomatik. Pitts Gedanken rasten. Er dachte über einen Ausweg nach, überlegte sich, wie er mit halbwegs heilen Knochen davonkommen könnte. Er zog sich hinter den Schreib-

tisch zurück, gewann dadurch etwas Zeit und grinste Dorsett an, auch wenn ihm dabei das ganze Gesicht weh tat.

Pitt hatte vor langer Zeit bei zahlreichen Kneipen- und Straßenschlägereien die Erfahrung gemacht, daß man mit Fäusten und Füßen keine Chance gegen Stühle, Bierkrüge und alle anderen harten Gegenstände hatte, die gerade zur Hand waren. Er sah sich nach der nächstbesten Waffe um.

»Was nun, Alter? Willst du mich mit deinen faulen Zähnen beißen?«

Die Beleidigung erzielte die gewünschte Wirkung. Dorsett brüllte wie ein Wahnsinniger und trat mit dem Fuß nach Pitts Unterleib. Er kam einen Moment zu spät, so daß lediglich seine Ferse über Pitts Hüfte schrammte. Dann flankte er über den Schreibtisch. Pitt trat seelenruhig einen Schritt zurück, ergriff eine eiserne Schreibtischlampe und schlug mit aller Kraft zu.

Dorsett riß den Arm hoch, um den Hieb abzuwehren, doch er reagierte einen Sekundenbruchteil zu langsam. Die Lampe traf sein Handgelenk, das prompt abknickte, prallte auf die Schulter und brach mit lautem Knacken sein Schlüsselbein. Er brüllte wie ein waidwundes Tier und ging dann toll vor Wut, Schmerz und Bosheit auf Pitt los.

Pitt wich dem mit voller Wucht geführten Schlag nach unten aus und stieß mit dem Lampenfuß zu. Er traf Dorsett knapp unter dem Knie am Schienbein, doch Dorsetts Tritt riß Pitt die Lampe aus der Hand. Dumpf schlug sie auf dem Teppich auf. Wieder ging Dorsett auf ihn los, als hätte er nicht die geringste Verletzung davongetragen. Die Adern an seinem Hals pochten, sein Auge funkelte, und der Speichel tropfte ihm aus den grimmig hochgezogenen Mundwinkeln. Er mußte verrückt sein. Er murmelte etwas Unverständliches und sprang auf Pitt zu.

Dorsett bekam sein Opfer nicht zu fassen. Sein rechtes Bein gab nach, so daß er rücklings zu Boden stürzte. Pitt hatte ihm mit dem Lampenfuß das Schienbein gebrochen. Diesmal reagierte Pitt wie eine Katze. Blitzschnell war er auf dem Schreibtisch, spannte sich an und sprang.

Pitt trat mit beiden Füßen zu und rammte sie mit Sohle und

Hacke in Dorsetts ungeschützten Hals. Einen Moment lang schien die boshafte Fratze mit dem funkelnden Auge und den gefletschten Zähnen immer länger zu werden. Eine von Dorsetts gewaltigen Pranken schlug hilflos in die Luft, blindlings hieb er mit Armen und Beinen um sich. Ein tierischer Schmerzensschrei drang aus seiner Kehle, ein letztes entsetzliches Gurgeln entrang sich der zerquetschten Luftröhre, dann war es vorbei. Dorsett erschlaffte, und sein sadistisch funkelndes Auge brach.

Pitt, der sich irgendwie auf den Beinen hatte halten können, stand keuchend und mit zusammengebissenen Zähnen da. Er starrte auf Boudicca, die seltsamerweise keinerlei Anstalten gemacht hatte, ihrem Vater zu Hilfe zu kommen. Mit ungerührter Miene, aber durchaus fasziniert, als wäre sie die Augenzeugin eines tödlichen Autounfalls, blickte sie auf den Leichnam.

»Sie haben ihn umgebracht«, sagte sie schließlich gelassen.

»Ich wüßte kaum einen, der den Tod mehr verdient hat«, sagte Pitt, der um Atem rang und die immer dicker werdende Beule an seinem Kopf massierte.

Boudicca wandte den Blick von ihrem Vater ab, als hätte es ihn nie gegeben. »Ich sollte mich bei Ihnen bedanken, Mr. Pitt, weil Sie mir Dorsett Consolidated Mining sozusagen auf dem Präsentierteller überreichen.«

»Ich bin gerührt ob Ihres Kummers.«

Sie lächelte gelangweilt. »Sie haben mir einen Gefallen getan.«

»Die liebende Tochter will an die Beute. Was ist mit Maeve und Deirdre? Denen steht jeweils ein Drittel des Unternehmens zu.«

»Deirdre wird Ihren Anteil erhalten«, stellte Boudicca klar. »Maeve, falls sie noch lebt, wird nichts bekommen. Papa hat sie enterbt und aus der Firma ausgeschlossen.«

»Und die Zwillinge?«

Sie zuckte die Achseln. »Kleinen Jungs kann jeden Tag irgend etwas zustoßen.«

»Ich nehme an, die liebevolle Tante zu spielen liegt Ihnen nicht.«

Pitt wußte nicht mehr ein noch aus. In wenigen Minuten würden die Vulkane ausbrechen. Er fragte sich, ob er noch die Kraft hatte, sich mit der nächsten Generation anzulegen. Er konnte sich noch

genau daran erinnern, wie überrascht er gewesen war, als Boudicca ihn auf ihrer vor Kunghit vertäuten Jacht kurzerhand hochgehoben und an die Wand gedrückt hatte. Sandeckers Worten zufolge würde die Insel binnen weniger Minuten von den Schallwellen getroffen werden. Wenn er schon sterben mußte, konnte er sich auch einem letzten Kampf stellen. Und die Vorstellung, von einer Frau zu Brei geprügelt zu werden, schreckte ihn weit weniger als der Feuertod in glühender Lava. Was sollte aus Maeve und ihren Jungs werden? Er konnte einfach nicht glauben, daß ihnen etwas zugestoßen war, nicht, wenn sie Giordino bei sich hatten. Trotzdem mußten sie vor der Katastrophe gewarnt werden, solange noch eine Chance bestand, daß sie lebend von der Insel fortkamen.

Insgeheim wußte er genau, daß er gegen Boudicca keine Chance hatte, doch er mußte die Initiative ergreifen und jedes noch so kleine Überraschungsmoment ausnutzen. Im selben Moment stürmte er los, senkte den Kopf, rannte quer durch das Zimmer und rammte Boudicca die Schulter in den Bauch. Boudicca wurde überrascht, aber das spielte kaum eine Rolle, genaugenommen gar keine. Sie steckte den Treffer weg, grunzte kurz, und obwohl sie ein paar Schritte zurücktaumelte, blieb sie stehen. Ehe Pitt das Gleichgewicht wiederfand, hatte sie ihm beide Arme um den Brustkorb geschlungen, schleuderte ihn herum und warf ihn gegen einen Kleiderschrank, dessen Glastüren in seinem Rücken zerbarsten. Wie durch ein Wunder hielt er sich irgendwie aufrecht, obwohl seine Beine weich wie Wackelpudding waren.

Pitt keuchte gequält. Er hatte das Gefühl, ihm sei jeder Knochen im Leib gebrochen worden. Aber er unterdrückte den Schmerz, griff erneut an und verpaßte Boudicca einen Schwinger, der sich gewaschen hatten. Jede andere Frau wäre nach diesem Schlag mindestens eine Woche lang bewußtlos gewesen, aber Boudicca wischte lediglich mit einer Hand das Blut ab, das aus ihrem Mund quoll, und lächelte furchterregend. Sie nahm beide Fäuste hoch, ging in Boxerstellung und rückte gegen Pitt vor, der das nicht gerade damenhaft fand.

Er zog sich zurück, wich einer ungestüm geschlagenen Rechten aus und traf sie ein weiteres Mal mit letzter Kraft. Er spürte, wie

seine Faust auf Fleisch und Knochen stieß, dann mußte er seinerseits einen gewaltigen Körpertreffer einstecken. Im ersten Moment hatte Pitt das Gefühl, jemand habe sein Herz zu Brei gehauen. Der Hieb, den er ihr verpaßt hatte, mußte ihr mindestens den Unterkiefer gebrochen haben, doch sie lächelte noch immer, auch wenn ihr das Blut aus dem Mund quoll, und versetzte ihm einen Schlag mit der Rückhand, der ihn gegen den Kamin schleuderte, so daß ihm sämtliche Luft aus der Lunge wich. Er ging zu Boden und blieb einen Moment lang verkrümmt und schmerzgepeinigt liegen. Benommen richtete er sich wieder auf, kam auf die Beine, stand schwankend da und wappnete sich zum letzten Angriff.

Boudicca rückte an und versetzte Pitt einen brutalen Ellbogenstoß in den Brustkasten. Er hörte das laute Knacken, als mindestens eine, wenn nicht zwei Rippen brachen, und spürte einen stechenden Schmerz in der Brust. Dann sank er auf alle viere nieder. Benommen starrte er auf den Teppich. Am liebsten wäre er für immer am Boden liegengeblieben. Vielleicht war er schon tot, und das hier, dieses Blumenmuster, war alles, was einem drüben blühte.

Langsam wurde ihm klar, daß er am Ende war. Verzweifelt tastete er nach dem Schürhaken am Kamin, doch er konnte nur noch verschwommen sehen und war kaum mehr zu einer Bewegung fähig. Undeutlich nahm er wahr, wie Boudicca ihn an einem Bein packte und wie eine Wahnsinnige quer durchs Zimmer an die gegenüberliegende Tür schleuderte. Dann kam sie zu ihm, zog ihn mit einer Hand am Kragen hoch und versetzte ihm einen harten Schlag, der ihn knapp über dem Auge am Kopf traf. Danach lag Pitt nur noch da, halb bewußtlos und schier von Sinnen vor Schmerz. Das Blut, das aus der klaffenden Platzwunde über seinem linken Auge lief, nahm er gar nicht zur Kenntnis.

Bald würde Boudicca ihres Spiels überdrüssig werden und ihn töten. Langsam und mit all der Kraft, die er wie durch ein Wunder noch aufbieten konnte, rappelte Pitt sich ein letztes Mal auf.

Boudicca stand neben dem Leichnam ihres Vaters und feixte voller Vorfreude. Auf ihrem Gesicht malte sich die absolute Herrschaft. »Wird Zeit, daß du dich zu meinem Vater gesellst«, sagte sie mit tiefer Stimme und in eisig selbstsicherem Ton.

»Freu dich bloß nicht zu früh.« Pitt brachte nur noch ein Lallen zustande.

Doch plötzlich wich alle Boshaftigkeit aus Boudiccas Gesicht, und Pitt wurde mit sachter Hand beiseite geschoben, als Giordino in das Arbeitszimmer des Dorsettschen Herrenhauses trat.

Er musterte Boudicca mit verächtlichem Blick und sagte: »Die falsche Tussi nehm' ich mir vor.«

In diesem Augenblick tauchte Maeve, die links und rechts zwei kleine, blonde Jungs an der Hand hielt, in der Tür auf. Ihr Blick wanderte von Pitts blutverschmiertem Gesicht zu Boudicca und schließlich zu ihrem am Boden liegenden Vater. »Was ist mit Papa los?«

»Der hat sich sich den Hals verrenkt«, grummelte Pitt.

»'tschuldige die Verspätung«, sagte Giordino ruhig. »Zwei Dienstboten waren ein bißchen übereifrig. Sie haben sich mit den Jungs in einem Zimmer eingeschlossen. Hat 'ne Weile gedauert, bis ich die Tür eingetreten hatte.« Was er mit den Dienstboten gemacht hatte, verriet er nicht. Er reichte Pitt die Neunmillimeterautomatik, die sie John Merchant abgenommen hatten. »Wenn sie gewinnt, erschießt du sie.«

»Mit Vergnügen«, sagte Pitt und warf ihr einen mitleidlosen Blick zu.

Boudicca wirkte mit einemmal gar nicht mehr so zuversichtlich. Sie feixte auch nicht mehr, denn diesmal erwartete sie kein Gegner, dem sie nach Belieben Schmerz zufügen konnte. Diesmal kämpfte sie um ihr Leben, und sie gedachte jeden schmutzigen Straßenschlägertrick anzuwenden, den sie von ihrem Vater gelernt hatte. Hier ging es nicht um einen sauberen Boxkampf oder um eine Runde Karate. Wie eine Wölfin brachte sie sich in Stellung, lauerte darauf, den einen tödlichen Hieb zu landen, war sich aber auch stets der Waffe in Pitts Hand bewußt.

»Dann bist du also auch von den Toten auferstanden«, fauchte sie.

»Ich habe ständig von dir geträumt«, sagte Giordino, spitzte die Lippen und schickte ihr einen Kuß zu.

»Jammerschade. So was zu überleben, nur um durch meine Hand zu sterben -«

Ein Fehler. Boudicca hatte eine halbe Sekunde mit sinnlosem Geschwätz vergeudet. Giordino griff sie an wie ein wilder Stier. Mit angewinkelten Beinen sprang er Boudicca mitten in die Brust. Im ersten Moment krümmte sie sich vornüber und keuchte vor Schmerz, aber irgendwie hielt sie sich auf den Beinen und bekam Giordinos Handgelenke zu fassen. Sie warf sich rückwärts über den Schreibtisch, landete am Boden und zog ihn mit sich, so daß er mit ausgestreckten Armen scheinbar hilflos über der Platte lag.

Boudicca blickte zu Giordinos Gesicht auf. Nun, da sie ihr Opfer mit eisenhartem Griff festhielt, verzog sich ihr Mund wieder zu einem boshaften Grinsen. Sie drückte stärker zu, versuchte sein Handgelenk zu verbiegen und mit ihrer amazonenhaften Kraft zu brechen. Ein raffiniertes Manöver. Auf diese Weise konnte sie Giordino ausschalten, ihn zugleich als Schutzschild benutzen und den geladenen Revolver in ihren Besitz bringen, den ihr Vater in der untersten Schublade seines Schreibtisches aufbewahrte.

Pitt war zwar bereit, auf das erste Zeichen seines Freundes hin zu schießen, doch Boudicca war durch den Schreibtisch gedeckt, so daß er die Automatik nicht auf sie richten konnte. Er war ohnehin kaum bei Bewußtsein, hielt sich Mühe und Not auf den Beinen und war durch den Schlag auf die Stirn halb blind. Maeve, die ihre Söhne umarmt hatte und ihnen die Augen zuhielt, schmiegte sich an ihn.

Giordino lag scheinbar hilflos da, als gäbe er sich kampflos geschlagen, während Boudicca seine Handgelenke langsam nach hinten drückte. Der Seidenüberwurf war von ihrer Schulter gerutscht, und Maeve, die ihre ältere Schwester noch nie unbekleidet gesehen hatte, starrte fassungslos auf deren breite, muskelbepackte Schultern. Dann fiel ihr Blick auf ihren Vater, der leblos auf dem Teppich lag. Sie wirkte schockiert ob seines unerwarteten Todes, aber Trauer merkte man ihr nicht an.

Und dann drückte Giordino langsam, als hätte er bislang seine Kräfte gespart, Unterarme und Hände wie beim Hantelnstemmen nach oben. Boudicca wirkte zunächst überrascht, dann verständnislos und schließlich ungläubig. Sie zitterte am ganzen Körper, als sie sich mit aller Kraft gegen den unerbittlichen Druck zur Wehr setzte. Dann, mit einemmal, mußte sie nachgeben, und er war frei.

Sie stach sofort nach seinen Augen, aber Giordino hatte damit gerechnet und schlug kurzerhand ihre Arme weg. Ehe Boudicca sich wieder gefaßt hatte, war Giordino über dem Schreibtisch, ließ sich mitten auf ihre Brust fallen, hockte sich rittlings auf sie und drückte ihre Arme zu Boden. Boudicca trat und schlug um sich wie eine Besessene, doch der kleine Italiener hielt sie mit einer Kraft fest, die sie ihm niemals zugetraut hätte. Verzweifelt versuchte sie die Hand nach der Schreibtischschublade auszustrecken, in der der Revolver lag, doch Giordinos Knie drückten ihre Arme unerbittlich an den Körper.

Giordino spannte die Armmuskeln an, und im nächsten Moment hatte er die Hände an ihrem Hals. »Wie der Vater, so die Tochter«, grummelte er. »Geh mit ihm zum Teufel.«

Boudicca wurde auf einmal klar, daß es kein Entrinnen gab, keine Gnade. Sie war wie festgeschmiedet. Sie wand und wehrte sich krampfhaft, als Giordino ihr die Luft abdrückte. Sie versuchte zu schreien, brachte aber nur noch ein heiseres Röcheln zustande. Dann verzerrte sich das Gesicht, ihre Augen traten aus den Höhlen, und sie lief blau an. Giordino, der normalerweise nie um ein freundliches Lächeln verlegen war, hockte mit versteinerter Miene da und drückte nur noch fester zu.

Dann bäumte sich Boudicca ein letztes Mal mit aller Kraft auf, wurde dann steif und erschlaffte schließlich.

Giordino zog die riesige Frau hoch, ohne die Hände von ihrem Hals zu nehmen, und legte sie quer über den Schreibtisch.

Gespannt und erschrocken zugleich sah Maeve zu, als Giordino den Seidenumhang von Boudiccas Leib fetzte. Dann schrie sie auf und wandte sich angewidert ab.

»Mann, du hast es auf den Punkt getroffen«, sagte Pitt, der nur mühsam begreifen konnte, was er da erblickte.

Giordino, dessen Augen kalt und unnahbar wirkten, legte den Kopf leicht zur Seite. »Mir war das auf Anhieb klar, als sie mir auf der Jacht den Schwinger verpaßt hat.«

»Wir müssen los. Die ganze Insel wird in Rauch und Asche aufgehen.«

»Wie bitte?« fragte Giordino verständnislos.

»Alles Weitere erzähl' ich dir später.« Pitt wandte sich an Maeve. »Was für Fahrzeuge gibt's hier auf dem Anwesen?«

»In der Garage neben dem Haus stehen zwei Kleinwagen, die Papa benutzt – benutzt hat, um zu den Minen zu fahren.«

Pitt nahm einen der kleinen Jungs in die Arme. »Welcher bist du?«

»Michael«, murmelte der Junge, der ängstlich Pitts blutüberströmtes Gesichts betrachtete. Er deutete auf seinen Bruder, den jetzt Giordino unter seine Fittiche genommen hatte. »Das ist Sean.«

»Schon mal mit einem Hubschrauber geflogen, Michael?«

»Nein, aber ich wollte es schon immer mal.«

»Dein Wunsch wird in Erfüllung gehen.« Pitt lachte.

Maeve eilte zur Tür, drehte sich noch einmal um und warf einen letzten Blick auf ihren Vater und Boudicca, die sie stets für ihre Schwester gehalten hatte, eine ältere Schwester zwar, die ihr stets fremd geblieben war, zumal sie sich ihr gegenüber fast immer feindselig verhalten hatte, aber nichtsdestotrotz eine Schwester. Ihr Vater hatte das Geheimnis gut gewahrt, er hatte die Schande ertragen und dafür gesorgt, daß die Außenwelt nichts davon erfuhr. Um so erschütterter war sie jetzt, als sie nach all den Jahren feststellen mußte, daß Boudicca ein Mann war.

55

In der an das Herrenhaus angrenzenden Garage fanden sie die Fahrzeuge, zwei hellgelb gespritzte, in Australien hergestellte Kleinwagen vom Typ Holden, die Dorsett für seine Rundreisen auf der Insel Benutzt hatte. Es waren Spezialanfertigungen, deren Türen abmontiert waren, damit man leichter ein- und aussteigen konnte. Pitt war dem verblichenen Arthur Dorsett unendlich dankbar dafür, daß er am ersten der beiden Wagen den Zündschlüssel hatte steckenlassen. Rasch stiegen sie alle ein, Pitt und Giordino vorn und Maeve mit den Kindern hinten.

Der Motor sprang sofort an, worauf Pitt zum Schaltknüppel griff

und den ersten Gang einlegte. Er trat das Gaspedal durch, ließ die Kupplung kommen und fuhr los.

An der großen, steinernen Durchfahrt sprang Giordino ab und öffnete das Tor. Sie waren kaum auf der Straße, als ihnen ein offener, allradgetriebener Transporter voller Wachmänner entgegenkam.

Das mußte ja so kommen, dachte Pitt. Offenbar hat jemand Alarm geschlagen. Dann wurde ihm klar, daß es sich lediglich um die Wachablösung handelte. Jeden Moment würden die gefesselt vor den Videomonitoren sitzenden Posten im Wachhäuschen am Torbogen aus ihrer mißlichen Lage befreit werden.

»Alle winken und lächeln«, kommandierte Pitt. »Damit wir wie eine große, glückliche Familie wirken.«

Der Transporter wurde langsamer, und der uniformierte Fahrer warf einen neugierigen Blick auf die Insassen des Holden, nickte dann und salutierte. Er war sich zwar nicht sicher, ob er jemanden kannte, nahm aber an, daß es sich um Gäste der Dorsetts handelte. Als der Transporter am Torbogen hielt, gab Pitt Vollgas und raste mit dem Holden auf den in die Lagune hinausragenden Kai zu.

»Sie haben's geschluckt«, sagte Giordino.

Pitt lächelte. »Aber nur so lange, bis sie dahinterkommen, daß die Jungs von der Nachtschicht nicht aus Langeweile eingeschlafen sind.«

Er bog von der Hauptstraße ab, die zu den beiden Minen führte, und hielt auf die Lagune zu. Jetzt ging es gradewegs hinunter zum Hafen. Kein Personenwagen oder Laster verstellte ihnen den Weg zur Jacht. Pitt schaute nicht auf die Uhr, aber er wußte, daß ihnen allenfalls noch vier, fünf Minuten bis zu der von Sandecker angekündigten Katastrophe blieben.

»Sie kommen hinter uns her!« rief Maeve erschrocken.

Pitt mußte nicht erst in den Rückspiegel blicken, um sich davon zu überzeugen. Er wußte genau, daß ihre Flucht zu scheitern drohte, wenn die Wachmänner schnell reagierten und augenblicklich die Verfolgung aufnahmen. Ihn beschäftigte nur noch die Frage, ob es ihm und Giordino rechtzeitig gelingen würde, den

Hubschrauber zu starten, ehe die Wachen in Reichweite kamen und sie abschießen konnten.

Giordino deutete durch die Windschutzscheibe auf das einzige Hindernis, das ihnen noch im Weg war: ein Posten, der vor dem Wachhäuschen stand und dem auf ihn zurasenden Wagen entgegenblickte.

Pitt gab Giordino die Automatik zurück. »Nimm sie und erschieß ihn, wenn ich ihn nicht zu Tode erschrecken kann.«

»Wenn du was nicht -?«

Weiter kam Giordino nicht. Pitt stieß mit über hundertzwanzig Stundenkilometern auf den solide gebauten hölzernen Kai und trat dann das Bremspedal durch, so daß der Wagen geradewegs auf das Wachhäuschen zuschleuderte. Der erschrockene Posten erstarrte einen Moment, wußte zunächst nicht, auf welche Seite er sich werfen sollte, und sprang dann im letzten Moment ins Wasser, ehe ihn der Kühlergrill des Wagens erfaßte.

»Prima gemacht«, sagte Giordino beifällig, als Pitt den Wagen abfing und neben der Gangway zur Jacht abbremste.

»Schnell!« rief Pitt. »Al, lauf zum Hubschrauber, mach die Vertäuung los und laß den Motor an. Maeve, du nimmst die Jungs und verziehst dich mit ihnen in den Salon. Da drin ist es sicherer, falls die Wachmänner hier eintreffen, ehe wir in der Luft sind. Warte, bis du siehst, daß sich die Rotorblätter drehen. Dann rennt ihr zum Hubschrauber.«

»Und was hast du vor?« fragte Giordino, während er Maeve half, die Jungs aus dem Wagen zu heben und über die Gangway auf das Boot zu scheuchen.

»Ich mach' die Belegleinen los, damit die Wachen das Boot nicht entern können.«

Schwitzend löste Pitt die schweren Leinen der Jacht von den Pollern und ließ sie ins Wasser fallen. Er warf einen letzten Blick auf die zum Dorsettschen Herrenhaus führende Straße. Der Fahrer des Transporters hatte sich beim Abbiegen von der Hauptstraße verschätzt, so daß das Fahrzeug ins Schleudern geraten und quer ins lehmige Gelände gerutscht war. Die Wachmänner verloren wertvolle Sekunden, ehe der Wagen wieder auf der Straße zur Lagune

war. Dann sprang hustend der Motor des Hubschraubers an, und fast im selben Moment fiel im Innern der Jacht ein Schuß.

Von heller Panik gepackt, sprintete Pitt die Gangway hinauf. Er haßte sich dafür, machte sich bittere Vorwürfe, daß er Maeve und ihre Jungs an Bord geschickt hatte, ohne sich zuvor auf dem Boot umzusehen. Er wollte zu der Neunmillimeter greifen, doch dann fiel ihm ein, daß er sie Giordino gegeben hatte. »Bitte, lieber Gott«, murmelte er, als er über das Deck rannte, die Tür zum Salon aufriß und hineinstürmte.

Seine Gedanken überschlugen sich, als er Maeves flehende Stimme hörte: »Nein, Deirdre, bitte nicht. Nicht auch noch sie!«

Pitt bot sich ein furchtbarer Anblick. Maeve saß an einen Bücherschrank gelehnt am Boden und hatte die Arme um ihre Jungs geschlungen, die beide vor Angst weinten. Ein blutroter Fleck breitete sich rund um ein kleines, in Nabelhöhe liegendes Loch in ihrer Bluse aus.

Deirdre, deren Gesicht und bloße Arme wie poliertes Elfenbein schimmerten, stand mitten im Salon und hatte eine kleine automatische Pistole auf die Zwillinge gerichtet. Sie trug ein Kleid von Emanuel Ungaro, das ihre ganze Schönheit zur Geltung brachte, doch ihre Augen wirkten eiskalt, und die Lippen waren zu einem schmalen Strich zusammengepreßt. Der Gesichtsausdruck, mit dem sie Pitt anstarrte, hätte vermutlich reinen Alkohol zum Gefrieren gebracht.

»Ich wußte, daß du nicht gestorben bist«, sagte sie langsam. Ihre Stimme klang eigenartig, so als hätte sie den Verstand verloren.

»Du bist ja noch verrückter als dein sadistischer Vater und deine mißratene Schwester«, versetzte Pitt kalt.

»Ich wußte, daß du zurückkommen und meine Familie vernichten würdest.«

Pitt schob sich langsam vor, bis er Maeve und die Jungs mit seinem Körper deckte. »Betrachte es als Kreuzzug wider eine bösartige Krankheit. Gegen die Dorsetts wirken die Borgias ja wie blutige Anfänger«, sagte er, um sie hinzuhalten, während er sich vorsichtig näher schob. »Ich haben deinen Vater umgebracht. Hast du das gewußt?«

Sie nickte langsam. Die Hand, in der sie die Waffe hielt, war weiß und fest wie Marmor. »Die Dienstboten, die Maeve und dein Freund in der Kleiderkammer eingeschlossen haben, wußten, daß ich auf dem Boot bin, und haben mich angerufen. Jetzt wirst du ebenso sterben wie mein Vater. Aber erst, wenn ich Maeve erledigt habe.«

Pitt drehte sich langsam um. »Maeve ist bereits tot«, log er.

Deirdre beugte sich zur Seite und warf einen prüfenden Blick auf ihre Schwester, die von Pitt verdeckt wurde. »Dann kannst du zusehen, wie ich die teuren Zwillinge töte.«

»Nein!« schrie Maeve auf. »Nicht meine Kinder!«

Deirdre, die mittlerweile völlig von Sinnen war, hob die Waffe und ging um Pitt herum, bis sie freies Schußfeld auf Maeve und deren Söhne hatte.

Pitt packte die helle Wut. Wider jeden gesunden Menschenverstand hechtete er sich auf Deirdre. Obwohl er schnell losgesprungen war, sah er, wie die Mündung der Automatik auf seine Brust gerichtet wurde. Er machte sich nichts vor, er wußte, daß es unmöglich war. Der Abstand war zu groß, als daß er ihn rechtzeitig überwinden konnte. Aus zwei Metern Entfernung konnte Deirdre ihn nicht verfehlen.

Pitt spürte die beiden Kugeln kaum, die in seinen Körper eindrangen. Er war so außer sich vor Haß und Abscheu, daß er weder den Schmerz empfand noch durch die Wucht der Treffer einen Schock erlitt. Krachend landete er auf Deirdre, deren feingeschnittene Züge sich jäh vor Schreck und Qual verzerrten, als er sie von den Beinen riß. Es war, als wäre er gegen einen jungen Baum geprallt. Ihr Rücken bog sich durch, als sie hinterrücks auf den Couchtisch stürzte und von Pitt mit voller Wucht niedergedrückt wurde. Mit einem scheußlichen Knacken, so als berste ein dürrer Zweig, brach ihr Rückgrat an drei Stellen zugleich.

Ihr wilder, gellender Aufschrei konnte Pitt nicht erweichen. Sie hatte den Kopf zurückgeworfen und starrte ihn mit ihren braunen Augen benommen, aber noch immer haßerfüllt an.

»Das wirst du büßen...«, stöhnte sie wutentbrannt und starrte auf die Blutflecken, die sich an Pitts Flanke und über der Brust aus-

breiteten. »Du wirst sterben.« Sie wollte die Waffe heben, die sie noch immer umklammert hatte und ein weiteres Mal auf Pitt richtete, doch ihr Körper gehorchte ihr nicht. Sie fühlte nichts mehr.

»Kann sein«, sagte er langsam und lächelte sie hart und grausam an, überzeugt davon, daß ihre gebrochene Wirbelsäule nicht mehr zu heilen war. »Aber lieber das, als ein Leben lang gelähmt sein.«

Er riß sich von Deirdre los und torkelte zu Maeve. Tapfer ignorierte sie ihre Verletzung und tröstete die weinenden Jungs, die immer noch vor Entsetzen zitterten.

»Ist ja gut, meine Kleinen«, sagte sie leise. »Jetzt wird alles gut.«

Pitt kniete sich neben sie und untersuchte ihre Verletzung. Es war nur ein glattes Einschußloch, aus dem wenig Blut geflossen war und das nicht schlimmer aussah als eine leichte Stichwunde. Er konnte nicht sehen, was die Kugel in ihrem Körper angerichtet hatte, daß sie die Eingeweide und zahllose Blutgefäße zerrissen hatte, ehe sie den Zwölffingerdarm durchschlagen hatte und in einer Bandscheibe steckengeblieben war. Sie verblutete innerlich, und wenn sie nicht unverzüglich in ärztliche Behandlung kam, würde sie binnen weniger Minuten sterben.

Pitt hatte das Gefühl, jemand reiße ihm das Herz aus dem Leib und werfe es in einen eisigen Abgrund. Er wollte schreien vor Schmerz und Trauer, doch er brachte keinen Ton hervor: nur ein beklommenes Stöhnen entrang sich seiner Brust.

Giordino hielt die Warterei nicht mehr aus. Der Morgen dämmerte bereits, und der Himmel im Osten glühte orangerot im Schein der aufgehenden Sonne. Als der Transporter mit den Wachmännern auf den Kai zuraste, sprang er aus dem Hubschrauber, duckte sich und rannte unter den Rotorblättern hindurch. Was, zum Teufel, war bloß mit Pitt und Maeve passiert? fragte er sich bang. Pitt hätte ohne Not keine Sekunde vergeudet. Die Belegleinen hingen schlaff im Wasser, und die Jacht war bereits vom Ebbstrom erfaßt worden und trieb gut dreißig Meter vom Kai entfernt.

Jetzt war höchste Eile geboten. Bislang hatte die Wachen nur aus Angst, sie könnten Dorsetts Eigentum beschädigen, nicht auf den

Hubschrauber geschossen. Aber jetzt waren sie nur noch hundert Meter entfernt und kamen immer näher.

Giordino war so damit beschäftigt, die Wachen im Auge zu behalten und zugleich fieberhaft zu überlegen, was seine Freunde aufhalten mochte, daß er nicht bemerkte, wie überall auf der Insel die Hunde anschlugen und sämtliche Vögel aufschwirrten und aufgeregt am Himmel kreisten. Er hörte weder das seltsame Summen, noch spürte er, wie das Land bebte, noch sah er, daß sich plötzlich das Wasser der Lagune kräuselte, als die Schallwellen mit ungeheurer Wucht und Intensität auf den unterseeischen Sockel von Gladiator Island trafen.

Kurz vor der Tür zum Salon drehte er sich noch einmal um und schaute zu den Wachen. Wie angewurzelt standen sie auf dem Kai, dessen Planken wie Wellen auf und ab wogten. Sie hatten ihre Opfer vergessen und deuteten auf eine kleine, graue Rauchwolke, die sich über dem Mount Scaggs ausbreitete. Giordino sah die Männer, die wie Ameisen aus dem Tunnel am Fuße des Vulkans strömten. Auch im Mount Winkleman ging anscheinend irgend etwas vor sich. Pitts Warnung, daß die ganze Insel in Rauch aufgehen werde, fiel ihm wieder ein.

Er stürmte in den Salon, erstarrte und stöhnte gequält auf, als er das Blut sah, das aus Pitts Brust- und Hüftwunde quoll. Dann bemerkte er das Einschußloch mitten in Maeves Bauch und schließlich Deirdre Dorsett, die mit unnatürlich verkrümmtem Rücken auf dem Couchtisch lag.

»Herrgott, was ist passiert?«

Pitt blickte auf, ohne zu antworten. »Sind die Vulkane schon ausgebrochen?«

»Aus beiden Bergen steigt Rauch, und die Erde bebt.«

»Dann ist es zu spät.«

Giordino kniete sich augenblicklich neben Pitt und starrte auf Maeves Wunde. »Das sieht böse aus.«

Sie schaute ihn mit flehentlichem Blick an. »Bitte nimm meine Jungs und laß mich hier.«

Giordino schüttelte heftig den Kopf. »Das kann ich nicht. Entweder fliegen wir gemeinsam weg oder gar keiner.«

Pitt streckte die Hand aus und packte Giordino am Arm. »Dafür ist keine Zeit. Jede Sekunde kann die ganze Insel in die Luft fliegen. Ich schaff's auch nicht. Nimm die Jungs und hau ab, weg mit dir.«

Giordino war fassungslos und wie betäubt. Nichts mehr war geblieben von der trägen Gelassenheit, der schlagfertigen Spöttelei, die ihn sonst auszeichneten. Seine breiten Schultern schienen förmlich einzusinken. Nie im Leben konnte er seinen besten Freund, mit dem er seit dreißig Jahren durch dick und dünn ging, dem sicheren Tod überlassen. Unschlüssig und mit gequälter Mine stand er da. »Ich kann euch nicht hierlassen.« Giordino bückte sich und schob die Arme unter Maeve, so als wollte er sie tragen. Er nickte Pitt zu. »Bin gleich wieder zurück.«

Maeve stieß seine Hände weg. »Begreifst du denn nicht, daß Dirk recht hat?« murmelte sie kraftlos.

Pitt reichte ihm Rodney Yorks Logbuch und die Briefe. »Sieh zu, daß Yorks Familie die bekommt«, sagte er kühl und gelassen. »Und jetzt, um Himmels willen, schnapp dir die Jungs und hau ab!«

Giordino schüttelte gequält den Kopf. »Du gibst nie auf, was?«

Draußen verdunkelte sich plötzlich der Himmel, als unter lautem Donnergrollen eine schwarze Aschenwolke aus dem Krater des Mount Winkleman hervorbrach und sich wie ein riesiger Schirm über der Insel ausbreitete. Dann ertönte eine weitere, noch gewaltigere Explosion, bei der Tausende Tonnen glutflüssiger Lava in die Luft geschleudert wurden.

Giordino hatte das Gefühl, als werde ihm die Seele aus dem Leib gerissen. Ein eigenartiger Ausdruck, teils Trauer, teils Verständnis, lag in seinen Augen, als er schließlich nickte und den Kopf abwandte. »Na schön.« Dann ein letzter Scherz. »Da mich hier keiner haben will, hau' ich eben ab.«

Pitt ergriff seine Hand. »Mach's gut, alter Freund. Danke für alles, was du für mich getan hast.«

»Bis demnächst«, murmelte Giordino mit brechender Stimme, während ihm die Tränen in die Augen traten. Wie ein gramgebeugter, kummerbeladener alter Mann stand er da. Er wollte noch etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus. Dann schnappte er sich Maeves Kinder, klemmte sie sich unter die Arme, und weg war er.

Die Atmosphäre kann man erkunden, desgleichen, wenn auch unter Einschränkungen, die Meere, doch Charles Bakewell und die Wissenschaftler am Vulkanobservatorium in Auckland konnten nicht in das Innere der Erde hineinsehen. Daher konnten sie weder das Ausmaß noch die Abfolge der tektonischen Reaktionen vorhersagen, die von den vor Hawaii abgeleiteten Schallwellen auf Gladiator Island ausgelöst werden würden. Zumal es keine warnenden Vorzeichen gab wie bei den meisten anderen Vulkanausbrüchen oder Erdbeben, die man hier untersucht hatte, keine Vorbeben, Schwankungen im Grundwasserspiegel oder ungewöhnliche Verhaltensweisen von Haus- und Wildtieren. Der Verlauf war völlig ungewiß. Sämtliche Wissenschaftler waren davon überzeugt, daß es zu starken Beben kommen würde und daß die tief unter der Insel glühenden Vulkanherde zum Leben erwachen würden.

In diesem Fall erschütterte die von den gewaltigen Schallwellen verursachte Resonanz die Lavapropfen, die durch die jahrzehntelange Diamantenförderung bereits gefährlich dünn geworden waren, und löste dadurch die Eruption aus. Binnen kürzester Zeit kam es zur Katastrophe. Durch die Druckentlastung dehnte sich das superheiße Gestein tief unter der Insel aus, verflüssigte sich und stieg durch die Spalten, die sich aufgrund der Erschütterungen auftaten, nach oben. Dieser Glutstrom, unter dem nach und nach auch das umliegende Gestein schmolz, bildete schließlich eine Art unterirdisches Reservoir, die sogenannte Magmakammer, in der sich ein gewaltiger Druck aufbaute.

Auslöser dafür war Wasserdampf, der über die kritische Temperatur hinaus erhitzt wurde, so daß es zur Kristallisation und Freisetzung von vulkanischen Gasen kam, durch die das Magma emporgerissen wurde. Wenn Wasser unter derart hohen Temperaturen verdampft, dehnt es sich fast auf das Tausendfache seines Rauminhaltes aus, wodurch ein ungeheurer Druck entsteht, der zur Eruption eines Vulkans führt.

Die für einen Vulkanausbruch so typische Rauchwolke besteht hauptsächlich aus Gesteinsbrocken und Aschepartikeln, die durch die Gase emporgeschleudert werden. Auch kommt es bei einem Vulkanausbruch nicht zu einer Explosion im eigentlichen Sinn. Der Feuerschein, den man zu sehen meint, ist vielmehr eine Folge der ständigen elektrischen Entladungen zwischen weißglühendem Gestein und überhitztem Wasserdampf.

Beim ersten Erbeben der Erde ließen die Arbeiter und Aufseher in den Minen alles stehen und liegen und flüchteten durch die Tunnel ins Freie. Die Temperatur in den Gruben stieg rasch an. Keiner der Wachmänner versuchte die ausbrechenden Menschenmassen aufzuhalten. In heller Panik stürmten sie vor allen anderen auf die vermeintlich rettende See zu – in die falsche Richtung, wie sich herausstellen sollte. Diejenigen hingegen, die unwissentlich auf den Bergkamm zwischen den beiden Vulkanen flüchteten, hatten die besten Überlebenschancen.

Wie schlafende Giganten erwachten die beiden Vulkane der Insel nach jahrhundertelanger Untätigkeit zum Leben. Beide mit Urgewalt, aber jeder auf seine Art. Am Fuße des Mount Winkleman tat sich zunächst eine Reihe von Spalten auf, aus denen breite Lavaströme sprudelten, die hoch in die Luft geschleudert wurden. Sie wuchsen sich zu einer Feuerwand aus, als sich entlang dieser Spalten Schlote bildeten. Gewaltige Massen glutflüssiger Lava ergossen sich in das tiefer gelegene Umland, wo sich der endlose Feuerstrom fächerförmig verlief und jeglichen Pflanzenwuchs vernichtete, der ihm im Weg stand.

Eine jähe Druckwelle peitschte die Bäume durcheinander, ehe sie von den Lavaströmen niedergedrückt wurden und bis auf ein paar wenige Kohlereste, die zur Küste hin trieben, verglühten. Selbst die Bäume und Sträucher, die diesem flammenden Inferno standhielten, waren bis auf schwarze, kahle Stümpfe heruntergebrannt. Rundum fielen Vögel vom Himmel, erstickt von den giftigen Gasen und Dämpfen, die der Mount Winkleman ausstieß.

Wie von himmlischer Hand geleitet, ergoß sich der glühende Strom über die Unterkünfte des Wachpersonals, wogte aber gut einen halben Kilometer an den Lagerbaracken der chinesischen

Zwangsarbeiter vorbei. Mindestens dreihundert Bergleute kamen dadurch mit dem Leben davon. So gewaltig die Lavamassen auch sein mochten, sie wälzten sich nur langsam zu Tal, so daß jeder Normalsterbliche davonlaufen konnte. Der feurige Auswurf des Mount Winkleman hinterließ eine Spur der Verwüstung, doch er forderte nur wenige Menschenleben.

Doch dann war der Mount Scaggs an der Reihe.

Ein tiefes Grollen, als rollten hundert Güterzüge durch einen Tunnel, drang aus dem Inneren des Vulkans, der nach dem Kapitän der *Gladiator* benannt war. Der Krater spie eine gewaltige Aschewolke aus, die viel größer als die über dem Mount Winkleman war. Sie kringelte sich und wirbelte in den Himmel – eine schwarze, finstere Masse. Doch so bedrohlich und erschreckend sie auch aussah, die Aschewolke war erst der Auftakt zum eigentlichen Drama.

Der Westhang des Mount Scaggs hielt den Urgewalten, die sich in vielen Kilometern Tiefe zusammenbrauten und nach oben drängten, nicht mehr stand. Das flüssige Gestein, mittlerweile eine weißglühende Masse, schoß an die Erdoberfläche. Unter dem unfaßbaren Druck brach eine schartige Spalte am oberen Teil des Bergkegels auf, aus der ein Inferno aus kochendem Schlamm und Dampf freigesetzt wurde, begleitet von einer donnernden Explosion, bei der das Magma in Millionen glutflüssiger Tropfen zerfetzt wurde.

Ein gigantischer Strom geschmolzenen Gesteins schoß den Hang des Vulkans hinab wie eine Feuerwalze. Die gewaltige Menge schäumenden Magmas bildete eine Glutlawine, eine hochbrisante Mischung aus weißglühenden Gesteinstrümmern und heißem Gas, die sich wie flüssiger Sirup ausbreitete, dabei aber Geschwindigkeiten über hundertsechzig Kilometer pro Stunde erreichte. Unter fortwährendem Donnern wälzte sie sich immer schneller über die Flanke des Vulkans hinab, vernichtete alles Leben am Hang und trieb einen furchterregenden, nach Schwefel stinkenden Sturmwind vor sich her.

Die Wirkung der überhitzten Dämpfe, die diese unerbittlich vordringende Glutlawine begleiteten, war verheerend. Alles, was von ihnen erfaßt wurde, ging in einem Regen aus Feuer und sengendem

Schlamm unter. Glas schmolz, steinerne Gebäude wurden plattgewalzt, und jedes Lebewesen, ob Mensch, Tier oder Pflanze, verglühte zu Asche. Der furchtbare Feuerstrom hinterließ nichts als eine bis zur Unkenntlichkeit verbrannte Landschaft.

Die entsetzliche Glutlawine breitete sich schneller aus als die Aschewolke, die immer noch wie ein Leichentuch über der Insel hing. Dann wälzte sich das feurige Magma in die Lagune und brachte das Wasser zum Kochen, so daß dicke, wirbelnde Dampfwolken zum Himmel stiegen. Binnen kürzester Zeit lag die einst so liebliche Lagune unter einer häßlich grauen Schicht aus Asche, Schlamm und Trümmern, die der verheerende Glutorkan vor sich hertrieb.

Die Insel, auf der Männer und Frauen ihre Habgier gestillt hatten, eine Insel, die, wie manche meinten, den Untergang verdient hatte, war vernichtet. Ein Vorhang aus Asche verhüllte ihren Todeskampf.

Giordino war mit dem schnittigen Augusta Mark II, einem in Großbritannien gebauten Hubschrauber, rechtzeitig vom Oberdeck der Jacht gestartet und befand sich in sicherer Entfernung, als der Glutorkan und das kochende Gestein über den Kai und die Jacht hereinbrachen. Das volle Ausmaß der Verwüstung konnte er nicht erkennen, denn die Katastrophe spielte sich weitgehend unter einer gewaltigen Aschewolke ab, die mittlerweile dreitausend Meter hoch über der Insel stand.

Der Anblick, den die Eruption der beiden Vulkane bot, war einerseits grauenhaft und entsetzlich, zugleich aber auch von einer atemberaubenden Schönheit. Das Ganze hatte etwas Unwirkliches an sich. Giordino kam sich vor, als blicke er in den Höllenschlund hinab.

Er faßte neue Hoffnung, als er sah, daß die Jacht plötzlich Fahrt aufnahm und über das Wasser der Lagune auf den Kanal zwischen den beiden Wallriffen zuhielt. Ob schwer verletzt oder nicht, irgendwie hatte Pitt er geschafft, das Boot flottzumachen. Doch so schnell die Jacht auch sein mochte, der Glutwolke aus heißen Gasen und sengender Asche, die alles verbrannte, was ihr im Weg war,

und die jetzt über die Lagune hinwegraste, konnte sie nicht entkommen.

Auf den kurzen Hoffnungsschimmer folgte das Entsetzen, als Giordino von dem Augusta Mark II aus das ungleiche Rennen beobachtete. Das flammende Inferno fegte über das aufgewühlte Kielwasser hinweg, hüllte die Jacht ein und entzog sie jedem weiteren Blick. Aus tausend Metern Höhe schien es unvorstellbar, daß jemand längere Zeit als ein paar Sekunden in diesem Höllenfeuer überleben konnte.

Giordino litt fürchterlich, denn er lebte, während die Mutter der beiden Kinder neben ihm und ein Freund, der ihm wie ein Bruder war, in diesem Glutofen da unten starben. Er wandte sich von dem grausigen Schauspiel ab, verfluchte die Naturgewalten und verdammte sich ob seiner Hilflosigkeit. Mit kalkweißem Gesicht saß er am Steuerknüppel und flog eher nach Gefühl als aus Erfahrung. Der tiefe Schmerz, das wußte er genau, würde nie mehr abklingen. Ein Teil von ihm, seine selbstsichere, großspurige Art, war auf Gladiator Island gestorben. Er und Pitt waren ein gutes Stück Wegs gemeinsam gegangen, und bei Gefahr war stets der eine für den anderen dagewesen. Jemand wie Pitt starb nicht, hatte sich Giordino immer wieder gesagt, wenn es so aussah, als sei sein Freund umgekommen. Pitt war unverwüstlich.

Giordino faßte wieder einen Funken Zuversicht. Er warf einen Blick auf die Kraftstoffanzeiger. Beide standen auf »Full«. Nachdem er eine Karte zu Rate gezogen hatte, die an einem Klemmbrett unter den Armaturen hing, entschied er sich, Kurs nach Westen zu nehmen, nach Hobart in Tasmanien, dem nächstbesten Landeplatz, an dem er die Kinder sicher absetzen konnte. Sobald sich die Zwillinge in der Obhut der Behörden befanden, wollte er auftanken und nach Gladiator Island zurückfliegen, und sei es auch nur, um Pitts Eltern in Washington einen Gefallen zu tun und den Leichnam ihres Sohnes zu bergen.

Er dachte nicht daran, Pitt hängenzulassen. Er hatte es früher nicht getan, als er noch lebte, und jetzt, da er vermutlich tot war, dachte er erst recht nicht daran. So seltsam es sein mochte, aber er fühlte sich allmählich wieder wohler. Nachdem er sich ausgerech-

net hatte, wie lange der Flug nach Hobart und zurück zur Insel dauerte, fing er ein Gespräch mit den beiden Jungs an, die ihre anfängliche Angst abgelegt hatten und aufgeregt aus dem Fenster hinab auf die See spähten.

Die Insel fiel zurück, bis man nur noch eine undeutliche Silhouette sah, die sich am Horizont abzeichnete. So ähnlich mußte sie sich vor hundertvierundvierzig Jahren den ausgemergelten Überlebenden auf dem Floß der *Gladiator* dargeboten haben.

Sobald er sicher war, daß Giordino mit dem Hubschrauber gestartet und in der Luft war, raffte sich Pitt auf, weichte in der Spüle an der Bar ein Handtuch ein und schlang es um Maeves Kopf. Dann türmte er Polster, Sessel, jedes Möbelstück, das er heben konnte, über Maeve, bis sie vollständig bedeckt war. Mehr konnte er nicht tun, um sie vor der nahenden Feuersbrunst zu schützen. Dann preßte er die Hand an die Seite, wo eine Kugel den Bauchmuskel durchschlagen und ein kleines Loch in den Dickdarm gerissen hatte, ehe sie im Beckengürtel steckengeblieben war, und schleppte sich ins Ruderhaus. Die andere Kugel war an einer Rippe abgeprallt, hatte einen Lungenflügel verletzt und war am Rücken wieder ausgetreten. Mühsam musterte er die Armaturen und Schalter am Instrumentenbrett des Bootes. Er mußte seine ganze Kraft aufbieten, damit er nicht in das große schwarze Loch fiel, das sich fortwährend von seinen Augen auftat.

Laut Kraftstoffanzeige waren die Tanks der Jacht leer. Dorsetts Crew faßte offenbar erst dann Treibstoff, wenn sie erfuhr, daß wieder einmal jemand aus der Familie auf große Fahrt zu gehen gedachte. Pitt fand die entsprechenden Schalter und startete die schweren Turbodieselmotoren vom Typ Blitzen Seastorm. Kaum mahlten sie im Leerlauf vor sich hin, als er auch schon den Casale-V-Jets zuschaltete und beide Gashebel nach vorn schob. Das Deck erbebte unter seinen Füßen, der Bug hob sich, und weißer Schaum wurde hinter dem Heck aufgewühlt. Er ergriff das Ruder und nahm Kurs auf die offene See.

Heiße Asche regnete auf ihn herab. Er konnte das Knistern und Grollen des nahenden Feuersturms hören. Ein endloser Hagel

glühender Felsbrocken, die vom gewaltigen Druck aus den Tiefen des Mount Scaggs emporgeschleudert wurden, fiel vom Himmel und landete dampfend und zischend im Wasser. Die Feuersäule verschlang die Hafenanlagen, nahm dann, so schien es, die Verfolgung auf und wälzte sich quer über die Lagune auf die Jacht zu wie ein erzürntes Ungeheuer aus den feurigen Abgründen der Hölle. Und dann, noch ehe Pitt aus. der Lagune herauskam, brach sie mit voller Wucht über ihn herein, eine wirbelnde, wogende Masse, dreihundert Meter hoch, die sich auf die Jacht herabstürzte. Das Boot wurde nach vorn geschleudert, wie von einer Riesenhand erfaßt. Radar- und Funkantennen wurden weggerissen, desgleichen die Rettungsboote, die Reling und sämtliches Mobiliar an Deck. Wie ein verwundeter Wal kämpfte sich das Boot durch den Feuersturm. Glühende Felsbrocken trommelten auf die Kajütdächer und Aufbauten und zertrümmerten die einstmals so elegante Jacht.

Im Ruderhaus herrschte sengende Hitze. Pitt kam sich vor, als reibe ihn jemand mit glühender Salbe ein. Er konnte kaum noch atmen, vor allem, da sein linker Lungenflügel eingesunken war. Er betete inständig darum, daß Maeve noch am Leben sein möge. Keuchend und japsend, mit versengten Haaren und glimmender Kleidung stand er da und hielt verzweifelt das Ruder fest. Die überhitzten Dämpfe drangen in seine Lunge ein, so daß ihm jeder Atemzug Schmerzen bereitete. Sein Herz hämmerte wie wild, das Blut rauschte ihm in den Ohren, und ringsum brüllte der Feuersturm. Nur das stete Mahlen der Maschinen und das Wissen um die Stärke dieses Bootes gaben ihm die Kraft, das Inferno zu überstehen.

Als rundum die Fenster zersprangen, war er fest davon überzeugt, daß seine letzte Stunde geschlagen hatte. Er konzentrierte sich mit aller Macht auf das Boot, das er steuern mußte, beschwor es förmlich, als könnte er es durch schiere Willenskraft dazu zwingen, noch schneller zu fahren. Doch plötzlich wurde die Feuerwand dünner, fiel zurück, und das Boot schoß aus der Lagune. Das schmutziggraue Wasser wurde smaragdgrün, der Himmel saphirblau. Die Glutwolke aus Feuer und kochendem Schlamm hatte sich ausgetobt. Gierig wie ein Schwimmer, der vor dem Sprung in die

Tiefe ein paarmal tief durchatmet, sog er die süße, salzhaltige Luft ein. Er wußte nicht, wie schwer seine Wunden waren, und es war ihm auch egal. Jetzt ertrug er selbst die schlimmsten Schmerzen ungerührt.

In diesem Moment sah Pitt, daß an Steuerbord voraus etwas auftauchte, erst der Schädel, dann ein schlangenartiger Leib – ein gewaltiges Meerestier. Es sah aus wie ein riesiger Aal mit einem rundlichen Kopf, der gut und gerne zwei Meter breit sein mochte. Das Maul klaffte etwas auf, so daß man die rasiermesserscharfen, nach innen gekrümmten Fangzähne sehen konnte. Die Größe ließ sich schwer feststellen, weil es sich schlängelnd durchs Wasser fortbewegte, aber Pitt schätzte es auf etwa dreißig bis vierzig Meter Länge. Es war kaum langsamer als die Jacht.

»Dann gibt's Basil also tatsächlich«, murmelte Pitt vor sich hin, und jedes einzelne Wort tat ihm in der Kehle weh. Basil ist kein dämliches Meeresungeheuer, dachte er versonnen. Die riesige Seeschlange floh aus ihrem immer heißer werdenden Revier in der Lagune und suchte Zuflucht in der offenen See.

Sobald er den Kanal hinter sich hatte, tauchte Basil vornüber in die Tiefe, schlug ein letztes Mal mit dem mächtigen Schwanz und verschwand.

Pitt nickte ihm zum Abschied zu, dann kümmerte er sich wieder um das Cockpit. Die Navigationsinstrumente waren ausgefallen. Er versuchte einen Notruf abzusetzen, aber sowohl die Funkanlage als auch das Satellitentelefon waren tot. Nichts schien mehr zu funktionieren, bis auf die beiden Dieselmotoren, die die Jacht nach wie vor antrieben. Da der Autopilot ausgefallen war, band er das Ruder fest, nachdem er es auf Westkurs eingeschlagen hatte, auf die Südostküste von Australien zu, und zog beide Gashebel bis knapp über Leerlauf zurück, damit die letzten Spritreserven so weit wie möglich reichten. Mittlerweile mußten jede Menge Rettungsschiffe zum Ort der Katastrophe unterwegs sein. Irgendwer würde die zertrümmerte Jacht schon bemerken und näher in Augenschein nehmen.

Mühsam und auf wackligen Beinen schleppte er sich zurück zu Maeve, voll Angst, daß er nur noch ihre Leiche in einem ausgeglühten Raum vorfinden würde. Bangen Mutes trat er über die

Schwelle. Der Salon sah aus wie nach einem Flammenwerferangriff. Der dicke, widerstandsfähige Fiberglasrumpf des Bootes hatte einen Großteil des Glutorkans abgefangen, doch durch die geborstenen Fenster war dennoch eine immense Hitze eingedrungen. Erstaunlicherweise hatten die Sitzpolster standgehalten; sie waren zwar verschmort, aber nicht in Brand geraten.

Er warf einen kurzen Blick auf Deirdre. Die einst so prachtvollen Haare waren zu einem schwarzen Klumpen verschmort, die Augen blicklos und gebrochen, und die Haut war rot wie ein gekochter Hummer. Dünne Rauchfäden stiegen wie leichter Nebel von ihrer teuren Kleidung auf. Sie sah aus wie eine Puppe, die man kurz ins Herdfeuer gehalten hatte. Der Glutorkan hatte sie vor einem Leben mit gelähmtem Körper bewahrt.

Ohne Rücksicht auf seine Schmerzen und Verletzungen schleuderte er das Mobiliar beiseite, das er über Maeve aufgetürmt hatte. Sie mußte noch am Leben sein, dachte er verzweifelt. Sie mußte auf ihn warten, sosehr sie auch leiden und verzagen mochte, weil sie ihre Kinder erneut hergeben mußte. Er riß die letzte Polsterung weg und starrte voller Furcht auf sie hinab. Erleichtert atmete er auf, als sie den Kopf hob und ihn anlächelte.

»Maeve«, krächzte er, ließ sich vorübersinken und schloß sie in die Arme. Dann sah er die große Blutlache, die sich zwischen ihren Beinen gebildet hatte und den Teppichboden durchtränkte. Er drückte sie an sich, bettete ihren Kopf an seine Schulter und strich mit den Lippen über ihre Wange.

»Deine Augenbrauen«, flüsterte sie und lächelte ihn beinahe belustigt an.

»Was ist damit?«

»Sie sind völlig versengt. Der Großteil deiner Haare ebenfalls.«

»Man kann nicht immer schmuck und schneidig aussehen.«

»Für mich wirst du das immer sein.« Dann stiegen ihr die Tränen in die Augen. »Sind meine Jungs in Sicherheit?« fragte sie beklommen.

Er nickte. »Al ist kurz vor dem Feuersturm weggekommen. Meiner Meinung nach müßten sie mittlerweile in Richtung Festland unterwegs sein.«

Ihr Gesicht war fahl wie Mondlicht. Sie wirkte wie eine zerbrechliche Puppe aus Porzellan. »Ich hab' dir nie gesagt, daß ich dich liebe.«

»Ich hab's gewußt«, murmelte er mit erstickter Stimme.

»Liebst du mich auch, ein bißchen wenigstens?«

»Ich liebe dich von ganzem Herzen.«

Sie hob die Hand und strich ihm über das verbrannte Gesicht. »Huck Finn, mein Freund, der immer hinter der nächsten Flußbiegung wartet. Halt mich fest. Ich möchte in deinen Armen sterben.«

»Du wirst nicht sterben.« Er hatte das Gefühl, sein Herz zerspringe in tausend Stücke. »Wir beide werden noch viel gemeinsam erleben. Wir werden über die Meere fahren und eine ganze Schiffsladung voller Kinder auf ziehen, die alle schwimmen können wie die Fische.«

»Zwei Streuner in der weiten Welt«, wisperte sie leise.

»Soviel gibt's noch davon zu sehn«, erwiderte er. Auch er kannte den Text des Songs.

»Bring mich über den großen Strom, bring mich über den Mondfluß, Dirk, trag mich rüber...« Ihr Gesicht wirkte auf einmal geradezu fröhlich.

Ihre Augen flackerten kurz auf und schlössen sich dann. Ihr Körper erschlaffte wie eine Blume, die im Herbstwind dahinwelkt. Sie wirkte gelassen, geradezu heiter, wie ein friedlich schlafendes Kind. Sie war drüben und wartete dort auf ihn.

»Nein!« schrie er, und seine Stimme klang wie der Schrei eines verwundeten Tieres in der Nacht.

Er verlor jeglichen Lebensmut. Er kämpfte nicht mehr gegen die Ohnmacht an. Wehrte sich nicht mehr gegen den schwarzen Nebel, der ihn umhüllte. Er ließ sich gehen und sank in den Schoß der Dunkelheit.

Giordinos Plan, so schnell wie möglich kehrtzumachen und nach Gladiator Island zurückzufliegen, war von Anfang an zum Scheitern verurteilt.

Nachdem er über die hochmoderne Satellitenfunkanlage des Augusta Mark Sandecker verständigt hatte, der sich noch immer an Bord der vor Hawaii liegenden *Glomar Explorer* befand, setzte er sich mit den australischen und neuseeländischen Luft- und Seenotrettungsdiensten in Verbindung und wurde so der erste Mensch, der der Außenwelt die Kunde von der Katastrophe überbrachte. Während der verbleibenden Flugzeit meldeten sich fortwährend hohe Regierungsbeamte und Nachrichtenreporter bei ihm, die nähere Einzelheiten über den Vulkanausbruch und das Ausmaß der Vernichtung erfahren wollten.

In Hobart angekommen, flog Giordino an den steilen Bergausläufern am Rande der tasmanischen Hauptstadt entlang. Das Geschäftsviertel lag am Westufer der Derwent River. Sobald er den Flughafen entdeckte, meldete er sich beim Tower. Die Fluglotsen wiesen ihn an, im militärischen Bereich zu landen, etwa einen halben Kilometer von der Abfertigungshalle entfernt. Er war wie vom Donner gerührt, als er über der Landezone schwebte und die riesige Menschenmenge sah, die sich auf dem Vorfeld tummelte.

Sobald er den Motor abgestellt und die Einstiegsluke geöffnet hatte, ging alles seinen gewohnten Gang. Beamte der Einwanderungsbehörde kamen an Bord und sorgten dafür, daß er ohne Paß nach Australien einreisen durfte. Vertreter der Sozialdienste nahmen Maeves Söhne unter ihre Fittiche und versicherten Giordino, daß man sie in die Obhut des Vaters geben werde, sobald man ihn ausfindig gemacht habe.

Als Giordino, der halb verhungert und hoffnungslos übermüdet war, schließlich den Fuß auf australischen Boden setzte, wurde er von einem Heer von Reportern bedrängt, die ihm Mikrofone vors Gesicht hielten, Fernsehkameras auf ihn richteten, lauthals durch-

einanderschrien und ihn mit allerlei Fragen nach dem Vulkanausbruch bombardierten.

Er lächelte nur ein einziges Mal, als er auf eine entsprechende Frage hin bestätigte, daß Arthur Dorsett eines der ersten Opfer der Katastrophe gewesen sei.

Als Giordino die Reporter endlich abschütteln und sich ins Büro des Flughafensicherheitsdienstes durchschlagen konnte, rief er den Chef des amerikanischen Konsulats an, der sich widerwillig bereit erklärte, die Kosten für das Auftanken des Helikopters zu übernehmen, aber nur zu humanitären Zwecken. Der Rückflug nach Gladiator Island verzögerte sich erneut, als der Leiter des australischen Katastrophenhilfsdienstes anfragte, ob Giordino ihm beistehen und mit dem Augusta Nahrungsmittel und Medikamente auf die Insel fliegen könnte. Giordino war so freundlich und ließ sich darauf ein, worauf er ungeduldig auf dem asphaltierten Vorfeld auf und ab schritt, während man den Hubschrauber auftankte, die Passagiersitze ausbaute und für mehr Platz sorgte, ehe die benötigten Versorgungsgüter verladen wurden. Er war zutiefst dankbar, als ihm einer der Katastrophenhelfer eine Tüte voller Käsesandwiches und mehrere Flaschen Bier bringen ließ.

Zu Giordinos Überraschung fuhr plötzlich ein Wagen vor, und der Fahrer teilte ihm mit, daß Sandecker jeden Moment eintreffen werde. Er starrte den Mann an. Gerade vier Stunden waren vergangen, seit er Sandecker auf Hawaii Bericht erstattet hatte.

Die Verwirrung legte sich, als ein zweisitziger Überschalljäger der US-Marine vom Typ F-22A einschwebte und auf der Rollbahn aufsetzte. Giordino sah zu, wie die schnittige Maschine, die mit bis zu dreifacher Schallgeschwindigkeit fliegen konnte, auf das Vorfeld zurollte, auf dem der Hubschrauber stand. Das Kanzeldach glitt zurück, und Sandecker, der eine Fliegerkombination trug, kletterte auf die Tragfläche. Ohne auf eine Leiter zu warten, sprang er auf den Asphalt hinab.

Mit weit ausholenden Schritten kam er auf den verdutzten Giordino zu und schloß ihn in die Arme. »Albert, Sie können sich gar nicht vorstellen, wie froh ich bin, Sie zu sehen.«

»Ich wünschte, hier könnten Sie noch ein paar Leute begrüßen«, sagte er beklommen.

»Sinnlos, hier rumzustehen und uns gegenseitig zu trösten.« Sandeckers Gesicht wirkte müde und abgespannt. »Suchen wir lieber Dirk.«

»Möchten Sie sich nicht erst umziehen?«

»Den Raumanzug lege ich ab, wenn wir in der Luft sind. Die Navy kann ihn zurückhaben, sobald ich dazu komme.«

Keine fünf Minuten später starteten sie mit zwei Tonnen dringend benötigter Versorgungsgüter, die im Passagier- und Frachtraum vertäut waren, und flogen über die Tasmansee auf die schwelenden Überreste von Gladiator Island zu.

Unverzüglich wurden Rettungsschiffe der australischen und neuseeländischen Marine mit Hilfsgütern, Ärzten und Sanitätern zu der Insel beordert. Jedes Handelsschiff im Umkreis von zweihundert Seemeilen wurde aufgefordert, das Katastrophengebiet anzulaufen und soweit wie möglich Hilfe zu leisten. Erstaunlicherweise war die Anzahl der Todesopfer nicht annähernd so hoch, wie man aufgrund der gewaltigen Zerstörungskraft hätte annehmen können. Die meisten chinesischen Arbeiter hatten dem Feuersturm und dem Lavastrom entrinnen können. Auch die Hälfte der Aufseher hatte überlebt, aber von Arthur Dorsetts achtzigköpfigem Sicherheitsdienst waren nur sieben Mann davongekommen, und die hatten allesamt schwere Verbrennungen erlitten. Bei der Autopsie stellte man später fest, daß der Großteil an eingeatmeten Aschepartikeln erstickt war.

Am späten Nachmittag hatte die Wucht der Eruption deutlich nachgelassen. Noch immer quoll Lava aus den Spalten der Vulkane, aber es waren nur noch dünne Rinnsale. Die beiden Berge waren kaum wiederzuerkennen. Der Mount Scaggs war nahezu verschwunden und hatte lediglich einen breiten, häßlichen Krater hinterlassen. Der Mount Winkleman, nach wie vor ein massiger Kegel, hatte fast ein Drittel seiner Höhe eingebüßt.

Die Aschewolken hingen noch über den Vulkanen, als Giordino und Sandecker das verwüstete Eiland anflogen. Ein Großteil der

Westseite sah aus wie mit einer riesigen Stahlbürste bis aufs Gestein abgescheuert. Die Lagune war nur noch ein Aschesumpf, in dem allerlei Trümmer und Bimssteinbrocken trieben. Von den Förderanlagen und Betriebsgebäuden der Dorsett Consolidated war kaum etwas geblieben. Soweit sie nicht unter der dichten Ascheschicht begraben waren, ragten sie aus der Einöde wie die Überreste einer vor Jahrtausenden untergegangenen Zivilisation. Die Vegetation war nahezu ausnahmslos vernichtet.

Giordino wurde bang ums Herz, als er keinerlei Spur von der Jacht sah, auf der Pitt und Maeve durch die Lagune gefahren waren. Der Kai war verkohlt und neben den zerstörten Lagerhäusern in das von einer Ascheschicht bedeckte Wasser gesunken.

Sandecker war entsetzt. Er hatte keine Ahnung vom Ausmaß der Katastrophe gehabt. »All diese Toten«, murmelte er. »Meine Schuld, alles ist nur meine Schuld.«

Giordino schaute ihn verständnislos an. »Auf jeden Toten kommen zehntausend Menschen, die Ihnen das Leben verdanken.«

»Dennoch...«, sagte Sandecker ernst, ohne den Satz zu Ende zu bringen.

Giordino überflog ein Rettungsschiff, das bereits in der Lagune vor Anker gegangen war. Langsam nahm er Gas weg und bereitete sich zur Landung vor, sobald er eine freie Fläche entdeckt hatte, die von australischen Pionieren, die als erste im Katastrophengebiet eingetroffen und mit dem Fallschirm abgesprungen waren, geräumt worden war. Der Rotor wirbelte gewaltige Aschewolken auf, die Giordino die Sicht raubten. Er hielt den Hubschrauber in der Schwebe, betätigte gleichzeitig Blattverstellhebel, Steuerknüppel und Gasregler und tastete sich blind zum Boden vor. Mit einem harten Stoß setzte der Augusta auf. Giordino holte tief Luft und seufzte, als die Rotorblätter ausliefen.

Kaum hatte sich die Aschewolke gelegt, als ein von Kopf bis Fuß eingestaubter Major der australischen Armee mitsamt einem Adjutanten angerannt kam und die Einstiegsluke aufriß. Sandecker kletterte gerade nach hinten, als er sich in den Frachtraum beugte. »Major O'Toole«, stellte er sich mit einem breiten Grinsen vor. »Schön, Sie zu sehen, Sie sind das erste Hilfsflugzeug, das hier landet.«

»Wir erfüllen einen doppelten Auftrag, Major«, sagte Sandecker. »Zum einen transportieren wir Hilfsgüter, und zum anderen suchen wir einen Freund, der zuletzt auf Arthur Dorsetts Jacht gesehen wurde.«

O'Toole zuckte die Achseln. »Vermutlich gesunken. Wird wochenlang dauern, bis die Lagune durch die Flut wieder so weit gereinigt ist, daß man unter Wasser danach suchen kann.«

»Wir hoffen, daß das Boot die offene See erreicht hat.«

»Ihr Freund hat sich nicht bei Ihnen gemeldet?«

Sandecker schüttelte den Kopf.

»Tut mir leid, aber meiner Meinung nach besteht kaum eine Aussicht, daß er davongekommen ist.«

»Mir tut's auch leid.« Sandecker starrte auf einen unbestimmten Punkt in weiter Ferne und schien den an der Luke stehenden Offizier nicht mehr wahrzunehmen. Dann riß er sich zusammen. »Können wir Ihnen beim Entladen der Maschine zur Hand gehen?«

»Wir sind für jede Unterstützung dankbar. Der Großteil meiner Männer ist unterwegs und kämmt die Gegend nach Überlebenden ab.«

Mit der tatkräftigen Hilfe eines von O'Tooles Offizieren wurden die Kisten mit Nahrungsmitteln, Wasser und Medikamenten aus dem Frachtraum geladen und ein kleines Stück vom Hubschrauber entfernt aufgestapelt. Sprachlos vor Trauer und bedrückt ob ihres Mißerfolgs stiegen Giordino und Sandecker wieder in den Helikopter und bereiteten sich zum Rückflug nach Hobart vor.

Die Rotorblätter drehten sich bereits wieder, als O'Toole angerannt kam und aufgeregt mit beiden Armen wedelte. Giordino öffnete das Fenster auf seiner Seite und beugte sich hinaus.

»Ich dachte, das sollten Sie wissen!« schrie ihm O'Toole durch den Motorenlärm zu. »Mein Funkoffizier hat soeben eine Meldung von einem Rettungsschiff empfangen. Etwa vierundzwanzig Kilometer nordwestlich der Insel wurde ein im Meer treibendes Bootswrack gesichtet.«

Giordinos Gesicht hellte sich sofort auf. »Haben sie haltgemacht und nachgesehen, ob es Überlebende gibt?«

»Nein. Das Boot war schwer beschädigt und wirkte verlassen. Der Kapitän ging ganz zu Recht davon aus, daß er zunächst die Insel anlaufen und das Ärzteteam absetzen müsse, das er an Bord hat.«

»Vielen Dank, Major.« Giordino wandte sich an Sandecker. »Haben Sie das gehört?«

»Ich hab's gehört«, versetzte Sandecker ungeduldig. »Bringen Sie die Kiste in die Luft.«

Giordino ließ sich das nicht zweimal sagen. Keine zehn Minuten nach dem Start entdeckten sie die Jacht, die fast genau an der vom Kapitän des Rettungsschiffes durchgegebenen Position antriebslos in der Dünung rollte. Sie lag tief im Wasser und hatte etwa zehn Grad Schlagseite nach Backbord. Von oben sah es aus, als wären sämtliche Aufbauten von einem riesigen Besen weggefegt worden. Der einstmals so elegante, saphirblaue Rumpf war schwarz und versengt, und eine dicke, graue Ascheschicht lag auf den Decks. Man sah ihr an, durch welche Hölle sie gegangen war.

»Die Hubschrauberplattform scheint in Ordnung zu sein«, bemerkte Sandecker.

Giordino flog von achtern an und zog die Maschine flach herunter. Die See hatte keinerlei Schaumkronen, was auf verhältnismäßig schwachen Wind hindeutete, aber durch das Schlingern und Stampfen und vor allem durch die Schlagseite der Jacht war die Landung trotzdem kitzlig.

Er nahm den Schub zurück, schwebte in leichter, der Krängung des Bootes angepaßter Schräglage über dem Deck und wartete, bis die Jacht auf einem Wellenkamm ritt. Genau im richtigen Moment veränderte er den Anstellwinkel der Rotorblätter, so daß der Augusta ein paar Sekunden in der Luft hing und dann sanft auf das abfallende Deck sank. Giordino stellte sofort die Bremsen fest, damit die Maschine nicht ins Meer rollte, und schaltete den Motor ab. Sie waren sicher gelandet, aber jetzt bekamen sie es mit der Angst zu tun, denn sie wußten nicht, was sie vorfinden würden.

Giordino sprang zuerst hinaus und befestigte rasch die Vertäuleinen des Helikopters. Sie zögerten einen Moment, holten tief Luft, liefen dann über das Deck und betraten den Salon.

Sandecker warf einen Blick auf die beiden reglosen Gestalten, die in der einen Ecke des Raumes aneinandergekuschelt waren, und schüttelte verzweifelt den Kopf.

Er schloß kurz die Augen und kämpfte gegen den bitteren Schmerz an. Der Anblick war so grausam, so beklemmend, daß er zu keiner Regung fähig war. Keinerlei Lebenszeichen war zu erkennen. Es brach ihm schier das Herz vor Trauer. Reglos und voller Bestürzung starrte er auf das Paar. Sie mußten beide tot sein, dachte er.

Pitt hielt Maeve in den Armen. Die eine Gesichtshälfte war mit getrocknetem Blut aus der Platzwunde verkrustet, die Boudicca ihm zugefügt hatte. Große, dunkelrote Flecken breiteten sich auf seiner Brust und an der Seite aus. Seine Kleidung war angekokelt, Haare und Augenbrauen waren versengt, zahllose Brandwunden bedeckten Gesicht und Arme – er sah aus wie das grausam verstümmelte Opfer einer Bombenexplosion. Allem Anschein nach war er langsam und elend gestorben.

Maeve dagegen wirkte, als wäre sie eingeschlafen, ohne sich bewußt zu sein, daß sie in den ewigen Schlummer sank. Ihr wunderschönes Gesicht, die wächsern schimmernden Züge erinnerten Sandecker an eine weiße, jungfräuliche Kerze, an ein Dornröschen, das von keinem Prinzen mehr wachgeküßt werden konnte.

Giordino, der nicht glauben mochte, daß sein alter Freund tot war, kniete sich neben Pitt. Er schüttelte ihn sacht an der Schulter. »Dirk! Sag was, alter Junge.«

Sandecker versuchte ihn wegzuziehen. »Er ist tot«, flüsterte er mit belegter Stimme.

Plötzlich und so unverhofft, daß beide Männer im ersten Moment vor Schreck erstarrten, schlug Pitt die Augen auf. Benommen starrte er Sandecker und Giordino an, ohne sie zu erkennen.

Seine Lippen zuckten, und dann murmelte er: »Gott, vergib mir. Ich hab' sie verloren.«

FÜNFTER TEIL

Der Staub legt sich

Basil

58

Diesmal war in dem Konferenzzimmer zu Paris nichts mehr von der Spannung zu spüren, die bei der letzten außerordentlichen Sitzung geherrscht hatte. Man gab sich gelöst, geradezu heiter. Die Direktoren des multilateralen Handelsrates waren bester Dinge, galt es doch, die jüngsten globalen Geschäftserfolge zu besprechen, die wie üblich hinter den Kulissen getätigt worden waren.

Der Vorsitzende wartete einen Moment, bis die rund um den langen Ebenholztisch versammelten Teilnehmer ihre leisen Zwiegespräche beendet hatten, und eröffnete dann die Sitzung.

»Meine Herren, seit unserer letzten Zusammenkunft hat sich allerlei getan. Seinerzeit sah es so aus, als wären unsere Diamantenmärkte in aller Welt bedroht. Durch eine Laune der Natur aber hat Arthur Dorsett unterdessen das Zeitliche gesegnet, und mit seinem Tod ist auch die Gefahr gebannt, daß unser Diamantenmarkt zusammenbrechen könnte.«

»Wie gewonnen, so zerronnen«, sagte das Mitglied des Diamantenkartells und lachte. Er konnte sein Glück kaum fassen, geschweige denn das Hochgefühl beim Gedanken daran, daß man ohne jede Unkosten einen gefährlichen Gegner losgeworden war.

»Hört! Hört!« schallte es aus der Runde.

»Ich freue mich, Ihnen berichten zu können«, fuhr der Vorsitzende fort, »daß der Diamantenpreis in den letzten Tagen deutlich gestiegen ist, während es auf dem Buntedelsteinmarkt zu deutlichen Einbrüchen kam.«

Der grauhaarige Exaußenminister, der einer der reichsten Fami-

lien Amerikas entstammte, meldete sich vom anderen Ende des Tisches zu Wort. »Und wie wollen wir verhindern, daß die anderen Direktoren von Consolidated Mining Arthur Dorsetts Plan aufgreifen und über ihre Einzelhandelskette Diamanten zu Billigpreisen auf den Markt werfen?«

Mit einer abschätzigen Geste erwiderte der belgische Industrielle aus Antwerpen: »Arthur Dorsett war größenwahnsinnig. Niemand war in seine hochfliegenden Pläne eingeweiht. Er leitete seine Bergbauunternehmen und seine Handelskette ohne jedes Management oder gar einen Aufsichtsrat. Arthur war ein Einzelkämpfer. Er hat niemandem getraut. Er mag zwar gelegentlich Berater engagiert und nach Strich und Faden ausgequetscht haben, bevor er sie wieder auf die Straße gesetzt hat, aber Dorsett Consolidated leitete er nach alter Gutsherrenart.«

Der italienische Großreeder lächelte. »Fast bin ich versucht, auf die Vulkane zu klettern, die Arthur Dorsett samt seinen finsteren Plänen vernichtet haben, und eine Flasche Champagner in die Krater zu gießen.«

»Genau das machen die Hawaiianer am Krater des Kilauea«, sagte der Amerikaner.

»Hat man die Leiche gefunden?« fragte der japanische Elektronikhersteller.

Der Vorsitzende schüttelte den Kopf. »Nach Auskunft der australischen Behörden konnte er das Haus nicht mehr verlassen, ehe sich die Glutlawine darüber hinwegwälzte. Seine Leiche, beziehungsweise das, was davon übriggeblieben ist, liegt unter einer zwanzig Meter dicken Schicht aus vulkanischer Asche und erstarrter Lava.«

»Stimmt es, daß seine drei Töchter ebenfalls umgekommen sind?« fragte der Italiener.

»Die eine starb gemeinsam mit Arthur im Haus. Die Leichen der beiden anderen fand man auf der ausgebrannten Jacht. Offensichtlich versuchten sie vor der Katastrophe zu flüchten. Die Sache ist jedoch, wie ich hinzufügen möchte, etwas rätselhaft. Meine Quellen innerhalb der australischen Regierung behaupten, die eine Tochter sei an Schuß Verletzungen gestorben.«

»Ein Mord?«

»Es heißt, sie habe sie sich selbst zugefügt.«

Der Chef des japanischen Elektronikkonzerns nickte dem Mitglied des Diamantenkartells zu. »Können Sie uns sagen, Sir, wie es künftig um Ihren Markt bestellt sein wird, nachdem Arthur Dorsett nicht mehr unter uns weilt?«

Der stets bestens vorbereitete Diamantenspezialist aus Südafrika schenkte ihm ein offenes Lächeln. »Die Aussichten könnten nicht besser sein. Die Russen waren, wie sich herausstellte, nicht annähernd so gefährlich wie befürchtet. Ihr Versuch, den Markt mit Rohlingen zu überschwemmen, ging nach hinten los. Nachdem sie einen Großteil ihrer Bestände zu Billigpreisen – wenn auch deutlich teurer, als von Arthur Dorsett beabsichtigt – an Diamantenschleifer in Tel Aviv und Antwerpen verkauft haben, sind ihre Reserven nun erschöpft. Zumal die Diamantenförderung durch die Umwälzungen in der russischen Wirtschaft buchstäblich zum Erliegen gekommen ist.«

»Was ist mit Australien und Kanada?« fragte der Holländer.

»Die Minen in Australien sind bei weitem nicht so ergiebig, wie man zunächst vermutete, und der kanadische Diamantenausstoß wird viel zu hoch bewertet. Bislang wird dort weder die entsprechende Menge noch die nötige Qualität gefördert. Meines Wissens besteht von kanadischer Seite nicht die Absicht, eine Mine in großem Stil auszubeuten.«

»Welche Auswirkungen haben die politischen Veränderungen in Südafrika auf Ihre Unternehmen?«

»Wir unterhalten praktisch seit dem Zusammenbruch des Apartheid-Regimes enge Beziehungen mit Nelson Mandela. Ich kann Ihnen aus erster Hand versichern, daß er demnächst neue Steuergesetze einführen wird, die uns sehr zugute kommen dürften.«

Der Ölscheich beugte sich über den Tisch. »Das klingt ja alles sehr vielversprechend, aber werden Sie aufgrund dieser Gewinne auch dazu in der Lage sein, die Ziele des multilateralen Rechts zu erfüllen, die Schaffung einer weltweiten Wirtschaftsgemeinschaft?«

»Da können Sie ganz beruhigt sein«, erwiderte der Südafrikaner. »Das Diamantenkartell wird allen seinen Verpflichtungen nachkommen. Die weltweite Nachfrage nach Diamanten nimmt zu, und wir erwarten, daß unsere Gewinne in den ersten zehn Jahren des neuen Jahrtausends dementsprechend steigen. Wir werden unseren finanziellen Beitrag auf jeden Fall leisten.«

»Ich danke dem Herrn aus Südafrika für seinen so zuversichtlich stimmenden Bericht«, sagte der Vorsitzende.

»Und was wird jetzt aus Dorsett Consolidated Mining?« fragte der Scheich.

»Rein rechtlich gesehen«, erwiderte der Vorsitzende, »fällt das gesamte Unternehmen an die beiden Enkel von Dorsett.«

»Wie alt sind sie?«

»In ein paar Monaten werden sie sieben Jahre alt.«

»So jung?«

»Ich wußte gar nicht, daß eine seiner Töchter verheiratet war«, sagte der indische Baulöwe.

»War sie auch nicht«, erwidere der Vorsitzende. »Maeve Dorsetts Zwillinge wurden außerehelich geboren. Der Vater entstammt einer wohlhabenden Schafzüchterfamilie. Meinen Quellen zufolge soll es sich um einen intelligenten und vernünftigen jungen Mann handeln. Man hat ihm bereits das Sorgerecht für die Kinder zugesprochen und ihm die Verwaltung ihrer Besitztümer übertragen.«

Der Holländer wandte sich an den Vorsitzenden. »Wen hat man mit der Wahrung der geschäftlichen Interessen betraut?«

»Jemand, dessen Name Ihnen wohlvertraut ist.« Der Vorsitzende hielt inne und lächelte ironisch. »Bis die Kinder mündig sind, werden die laufenden Geschäfte der Dorsett Consolidated Mining von der allseits bekannten Diamantenfamilie Strouser wahrgenommen.«

»Da haben Sie Ihre ausgleichende Gerechtigkeit«, sagte der amerikanische Exminister.

»Was gedenken Sie zu unternehmen, falls der Diamantenmarkt dennoch zusammenbrechen sollte? Wir können schließlich nicht auf ewig die Preise bestimmen.«

»Darauf kann ich Ihnen eine klare Antwort geben«, sagte der Südafrikaner. »Falls sich das Preisgefüge nicht mehr halten lassen sollte, fördern wir einfach keine Natursteine mehr, deren Abbau ohnehin viel zu kostenaufwendig ist. Wir produzieren sie statt dessen im Labor.«

»Taugen die denn was?« fragte der britische Verleger.

»Derzeit werden in Labors künstliche Smaragde, Rubine und Saphire hergestellt, die die gleichen physikalischen, chemischen und optischen Eigenschaften haben wie die aus dem Schoß der Erde geförderten Steine. Sie sind so perfekt, daß selbst Fachleute sie kaum von echten unterscheiden können. Dasselbe gilt für im Labor hergestellte Diamanten.«

»Kann man die denn ohne jede öffentliche Aufklärung verkaufen?« fragte der Vorsitzende.

»Wir müssen niemand täuschen. Genauso, wie es uns gelungen ist, die breite Masse davon zu überzeugen, daß Diamanten etwas Einzigartiges sind, sollten wir mit den entsprechenden Werbemaßnahmen und Pressekampagnen auch den praktischen Vorteil beim Kauf künstlicher Steine herausstreichen können. Schließlich gibt es nur einen Unterschied: Die einen sind in Millionen von Jahren natürlich entstanden, während man die anderen binnen fünfzig Stunden im Labor herstellen kann. Der neue Trend für die Zukunft, wenn Sie so wollen.«

Einen Moment lang schwiegen alle und überlegten, wieviel Profit für jeden einzelnen dabei heraussprungen könnte. Dann lächelte der Vorsitzende und nickte in die Runde. »Meine Herren, es scheint, als wäre unser Einkommen gesichert, wie immer sich die Wirtschaft auch entwickeln mag.«

20. März 2000
Washington, D. C.

59

Pitt hatte Glück gehabt, wie ihm sämtliche Schwestern auf der Unfallstation des Krankenhauses von Hobart, Tasmanien, unaufhörlich versicherten. Nachdem die leichte Bauchfellentzündung, die er sich infolge der Dickdarmverletzung zugezogen hatte, abgeklungen und die Kugel entfernt war, die eine ordentliche Delle in seinen Beckenknochen geschlagen hatte, spürte er, wie seine Lebensgeister allmählich wiederkehrten. Als sein eingefallener Lungenflügel sich wieder aufblähte und er frei atmen konnte, futterte er erst einmal wie ein verhungernder Holzfäller.

Giordino und Sandecker blieben in seiner Nähe, bis ihnen die Ärzte versicherten, daß Pitt auf dem Wege der Besserung sei. Ein Befund, der durch seine Bitten oder vielmehr Forderungen bestätigt wurde, man möge ihm etwas anderes als ständig nur Saft und Milch zu trinken geben. Ein Wunsch, der fast immer überhört wurde.

Anschließend begleiteten der Admiral und Giordino Maeves Jungs nach Melbourne zu ihrem Vater, der von der familieneigenen Schafzucht im Outback angeflogen war, um an Maeves Beerdigung teilzunehmen. Er war ein großer, kräftiger junger Mann, ein tpyischer Australier, konnte ein abgeschlossenes Landwirtschaftstudium vorweisen und versprach Sandecker und Giordino, daß die Jungs in einer guten Umgebung aufwachsen würden. Zwar vertraute er darauf, daß Strouser & Sons die Geschäfte von Dorsett Consolidated Mining nach bestem Wissen und Gewissen führen würden, war aber auch so klug, mehrere Anwälte zu engagieren, die die Interessen der Zwillinge wahren sollten. Nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß die Jungs in guten Händen waren und Pitt bald wieder nach Hause würde zurückkehren können, flogen der Admiral und Giordino nach Washington, wo man Sandecker einen stürmischen Empfang bereitete. Es folgte eine ganze Reihe

von Festbanketten, bei denen ein ums andere Mal darauf hingewiesen wurde, daß er allein sich dem ungleichen Kampf gestellt und dadurch Honolulu vor einer tödlichen Katastrophe bewahrt habe.

Falls der Präsident oder Wilbur Hutton jeweils mit dem Gedanken gespielt haben sollten, ihn als Leiter der NUMA abzusetzen, mußten sie jetzt schleunigst Abstand davon nehmen. In der Hauptstadt war man der Meinung, daß Sandecker auch dann noch die Geschicke seiner geliebten National Underwater and Marine Agency lenken würde, wenn der jetzige Amtsinhaber längst nicht mehr im Weißen Haus weilte.

Der Arzt kam ins Zimmer und sah, daß Pitt am Fenster stand und einen sehnsüchtigen Blick auf den Derwent River warf, der mitten durch Hobart floß. »Sie sollten im Bett liegen«, sagte der Arzt mit breitem australischem Akzent.

Pitt schaute ihn finster an. »Ich habe auf einer Matratze gelegen, auf der es selbst ein Dreizehenfaultier keine fünf Tage aushalten würde. Ich habe genug geschlafen. Jetzt will ich hier raus.«

Der Arzt lächelte verschmitzt. »Wissen Sie, Sie haben keine Kleidung. Die Lumpen, die Sie anhatten, als man Sie eingeliefert hat, haben wir in den Müll geworfen.«

»Dann geh' ich eben im Bademantel und in diesem dämlichen Krankenhaushemd. Die Dinger sollte man übrigens demjenigen, der sie erfunden hat, in den Arsch schieben, bis ihm die Bänder zu den Ohren rauskommen.«

»Ich sehe schon, es ist reine Zeitverschwendung, mit Ihnen zu streiten.« Der Arzt zuckte die Achsein. »Ist ein verdammtes Wunder, daß Ihr Körper überhaupt noch mitspielt. Ich habe selten einen Mann gesehen, der so viele Narben hat. Gehen Sie, wenn's denn sein muß. Ich will zusehen, daß Ihnen die Schwester etwa Anständiges zum Anziehen besorgt, damit man Sie nicht festnimmt.«

Diesmal stand ihm kein NUMA-Jet zur Verfügung. Pitt flog mit einer Linienmaschine der United Airlines. Er war immer noch steif und hatte stechende Schmerzen in der Seite, als er an Bord der Maschine schlurfte. Die Flugbegleiterinnen starrten ihn mit unver-

hohlener Neugier an und beobachteten ihn, als er die Zahlen über den Sitzreihen musterte und seinen Platz suchte.

Eine Stewardeß – sie war schick frisiert, hatte braune Haare und fast so grüne Augen wie Pitt – kam zu ihm und schaute ihn besorgt an. »Darf ich Ihnen Ihren Platz zeigen, Sir?«

Pitt hatte sich eine volle Minute lang im Spiegel gemustert, ehe er sich ein Taxi genommen hatte und vom Krankenhaus zum Flughafen gefahren war. Wenn er sich für eine Rolle als Zombie in einem Horrorfilm beworben hätte, hätte ihn jeder Regisseur auf Anhieb so genommen, wie er war: eine leuchtendrote Narbe quer über der Stirn, starre, blutunterlaufene Augen, ein bleiches, ausgezehrtes Gesicht und die Bewegungen eines Neunzigjährigen mit schwerer Arthritis. Seine Haut war fleckig von den Brandwunden, die Augenbrauen waren nicht mehr vorhanden, und die einstmals dichten, lockigen schwarzen Haare sahen aus, als hätte ihm ein Schafscherer einen Stoppelschnitt verpassen wollen.

»Ja, vielen Dank«, sagte er, wenn auch eher betreten als dankbar.

»Sind Sie Mr. Pitt?« fragte sie, als sie auf einen freien Fensterplatz deutete.

»Im Augenblick wünschte ich zwar, ich wäre jemand anders, aber ja, ich bin Pitt.«

»Sie können sich glücklich schätzen«, sagte sie lächelnd.

»Das hat mir ein rundes Dutzend Krankenschwestern auch ständig gesagt.«

»Nein, ich meine, weil Sie Freunde haben, die gut für Sie sorgen. Man hat uns mitgeteilt, daß Sie mit uns fliegen würden, und die Besatzung gebeten, es Ihnen so bequem wie möglich zu machen.«

Woher, zum Teufel, wußte Sandecker, daß er aus dem Krankenhaus abgehauen war, sich auf kürzestem Weg zum Flughafen begeben und ein Stand-by-Ticket nach Washington besorgt hatte? fragte er sich.

Die Flugbegleiterinnen konnten, wie sich herausstellte, wenig für ihn tun. Er schlief die meiste Zeit, wachte nur einmal auf, aß etwas, sah sich einen Film mit Clint Eastwood an, wo er einen Großvater spielte, und trank ein Glas Sekt. Er bekam nicht einmal

mit, daß sich die Maschine im Anflug auf den Dulles International Airport befand, bis er durch den leichten Ruck beim Aufsetzen des Fahrwerks geweckt wurde.

Er stieg aus dem Flughafenbus, der die Passagiere von der Maschine zur Abfertigungshalle brachte, und war etwas überrascht, aber auch leicht enttäuscht, als niemand da war, um ihn in Empfang zu nehmen. Wenn Sandecker das Personal der Fluglinie verständigt hatte, dann wußte er auch genau, wann die Maschine eintraf. Nicht einmal Giordino wartete draußen am Straßenrand, als er sich unsicheren Schrittes zum Taxistand begab. Aus den Augen, aus dem Sinn, sagte er sich, und seine Stimmung sank beträchtlich.

Es war acht Uhr abends, als er aus dem Taxi stieg, die Zahlenkombination in das Tastenfeld der Alarmanlage eingab und in seinen Hangar ging. Er schaltete die Strahler an, deren Licht sich auf dem glänzenden Lack und Chrom seiner Autosammlung spiegelte.

Vor ihm stand etwas, was bei seinem Aufbruch noch nicht dagewesen war, eine Art Säule, die fast bis an die Decke ragte.

Eine Zeitlang starrte Pitt gebannt und fasziniert auf den Totempfahl. Ein herrlich geschnitzter Adler mit ausgebreiteten Schwingen zierte die Spitze. Dann kamen, von oben nach unten, ein Grislybär samt Jungem, ein Rabe, ein Frosch, ein Wolf, eine Art Meerestier und schließlich ein menschlicher Kopf, der entfernte Ähnlichkeit mit Pitt hatte. Er las die Notiz, die an das Ohr des Wolfs geheftet war.

> Bitte betrachte diese zu Deinen Ehren gefertigte Gedenksäule als ein Zeichen der Dankbarkeit vom Volke der Haida für Deine Bemühungen, den Schandfleck auf unserer heiligen Insel zu beseitigen. Die Dorsettsche Mine ist stillgelegt, und bald werden die Tiere und Pflanzen ihre angestammte Heimat wieder in Besitz nehmen. Du bist ab jetzt Ehrenmitglied im Stamme der Haida.
>
> Dein Freund
> Mason Broadmoor

Pitt war tief gerührt. Ein derart bedeutendes Meisterwerk zu bekommen war eine seltene Auszeichnung. Er war Broadmoor und seinem Volk unendlich dankbar für das großzügige Geschenk.

Er ging um den Totempfahl herum, und plötzlich hatte er das Gefühl, sein Herz bleibe stehen. Zunächst ungläubig, dann verdutzt, schließlich voller Trauer und Beklommenheit starrte er in den Durchgang zwischen den Autos. Denn dort, unmittelbar vor ihm, stand die *Marvelous Maeve.*

Fertig wirkte sie, verschlissen und verblichen, doch da stand sie in voller, salzwassererprobter Größe. Pitt konnte sich nicht vorstellen, wie das unverwüstliche Boot den Vulkanausbruch überstanden hatte und über Tausende von Kilometern nach Washington gelangt war. Es kam ihm vor wie ein Wunder. Er ging hin und streckte die Hand nach dem Bug aus, um sich davon zu überzeugen, daß er nicht phantasierte.

Er hatte kaum die Fingerspitzen an den harten Rumpf gelegt, als plötzlich jede Menge Menschen auftauchten, die sich hinter dem Pullman-Wagen, der an der einen Seite des Hangars stand, im Fond der Autos und in seiner Wohnung im Obergeschoß versteckt hatten. In kürzester Zeit war er von zahllosen bekannten Gesichtern umringt, die alle »Überraschung« und »Willkommen daheim« schrien.

Giordino umarmte ihn sacht, wußte er doch genau, wie schwer Pitt verletzt war. Admiral Sandecker, der sich seine Gefühle für gewöhnlich nie anmerken ließ, schüttelte Pitt ergriffen die Hand und wandte sich ab, als ihm die Tränen in die Augen stiegen.

Rudi Gunn war da, desgleichen Hiram Yeager und über vierzig andere Freunde und Kollegen von der NUMA. Auch seine Eltern hatten sich zu seiner Begrüßung eingefunden. Sein Vater, Senator George Pitt aus Kalifornien, und seine Mutter Barbara erschraken, als sie sahen, wie hager er war, doch tapfer taten sie so, als wirkte er gesund und munter wie immer. St. Julien Perlmutter kümmerte sich um das leibliche Wohl und versorgte sie alle mit Speis und Trank. Die Kongreßabgeordnete Loren Smith, seit zehn Jahren eng und innig mit ihm befreundet, küßte ihn zärtlich, aber tief betroffen, als

sie den überdrüssigen, erschöpften und glanzlosen Blick in seinen normalerweise so leuchtenden Augen sah.

Pitt starrte auf das kleine Boot, das sich so wacker gehalten hatte. Ohne zu zögern, wandte er sich an Giordino. »Wie hast du das bloß geschafft?«

Giordino lächelte triumphierend. »Nachdem der Admiral und ich dich nach Tasmanien ins Krankenhaus gebracht hatten, bin ich mit einer weiteren Ladung Hilfsgüter zur Insel zurückgeflogen. Bei einem kurzen Abstecher über die Klippen auf der Ostseite hab' ich entdeckt, daß die *Marvelous Maeve* den Ausbruch überstanden hatte. Also hab' ich mir zwei australische Pioniere besorgt und sie in die Bucht runtergelassen. Die haben das Boot am Seil des Hubschraubers befestigt. Anschließend hab' ich es auf die Klippen gehievt, wo wir Rumpf und Ausleger auseinandermontiert haben. War ein ziemliches Gewürge, aber wir haben alle Teile, die nicht in den Hubschrauber gepaßt haben, unten am Rumpf befestigt. Dann bin ich nach Tasmanien geflogen, wo ich eine Frachtmaschine in die Staaten aufgetrieben und den Piloten überredet habe, das Trumm nach Hause zu transportieren. Mit Hilfe von ein paar Kollegen von der NUMA konnten wir sie gerade noch rechtzeitig zusammenbauen, bevor du eingetrudelt bist.«

»Du bist ein wahrer Freund«, sagte Pitt ergriffen. »Das kann ich nie wiedergutmachen.«

»Ich verdanke dir so vieles«, erwiderte Giordino.

»Ich bedaure zutiefst, daß ich nicht an Maeves Beerdigung in Melbourne teilnehmen konnte.«

»Der Admiral und ich waren da, dazu die Jungs und der Vater. Als der Sarg in die Grube gelassen wurde, haben sie ›Moon River‹ gespielt, genau wie du es dir gewünscht hast.«

»Wer hat die Trauerrede gehalten?«

»Der Admiral hat den Text vorgelesen, den du verfaßt hast«, sagte Giordino mit belegter Stimme. »Alle haben sie geweint.«

»Und Rodney York?«

»Wir haben Yorks Logbuch und seine Briefe per Kurier nach England geschickt«, sagte Giordino. »Yorks Witwe wohnt immer noch an der Falmouth Bay. Eine reizende alte Dame, Ende Siebzig.

Ich hab mit ihr telefoniert, nachdem sie das Logbuch erhalten hatte. Sie war unsagbar froh darüber, daß sie endlich erfahren hat, wie York umgekommen ist. Sie und ihre Familie haben vor, seine sterblichen Überreste heimzuholen.«

»Ich bin froh, daß sie endlich weiß, was aus ihm geworden ist«, sagte Pitt.

»Ich soll mich in ihrem Namen bei dir bedanken, daß du so aufmerksam warst und an sie gedacht hast.«

Bevor Pitt feuchte Augen bekam, wurde er von Perlmutter gerettet, der ihm ein Glas Wein in die Hand drückte. »Der wird dir munden, mein Junge. Ein exzellenter Chardonnay aus der Plum Creek Winery in Colorado.«

Nach der anfänglichen Überraschung geriet die Party erst richtig in Schwung. Allerlei Freunde kamen und gingen, bis Pitt nicht mehr wußte, was er noch erzählen sollte, und sich kaum noch wachhalten konnte. Es war bereits nach Mitternacht, als Pitts Mutter darauf verwies, daß ihr Sohn Ruhe brauche. Daraufhin verabschiedeten sich alle, wünschten ihm eine gute Nacht und eine möglichst rasche Genesung, verzogen sich nach und nach und fuhren heim.

»Daß Sie mir nicht zur Arbeit kommen, ehe Sie wieder fit und völlig wiederhergestellt sind«, sagte Sandecker. »Die NUMA wird es auch eine Weile ohne Sie aushaken.«

»Es gibt da ein Projekt, das ich in etwa einem Monat in Angriff nehmen möchte«, erwiderte Pitt, und einen Moment lang funkelten seine Augen wieder so draufgängerisch und unverzagt wie eh und je.

»Was für ein Projekt?«

Pitt grinste. »Ich möchte nach Gladiator Island, wenn das Wasser in der Lagune wieder klar wird.«

»Was wollen Sie dort erforschen?«

»Einen gewissen Basil.«

Sandecker starrte ihn verdutzt an. »Wer, zum Teufel, ist Basil?«

»Eine Seeschlange. Ich glaube, er kehrt zu seinen Laichgründen zurück, sobald die Flut die Asche und das Treibgut aus der Lagune gespült hat.«

Sandecker legte ihm die Hand auf die Schulter und schaute ihn an wie ein Kind, das soeben behauptet hat, es habe den schwarzen Mann gesehen. »Ruhen Sie sich erst einmal eine Weile aus. Über alles Weitere reden wir später.«

Kopfschüttelnd wandte sich der Admiral ab, murmelte irgend etwas über Meeresungeheuer, die es ja wohl gar nicht gebe, und ging weg. Die Kongreßabgeordnete Smith gesellte sich zu Pitt und ergriff seine Hand.

»Möchtest du, daß ich bleibe?« fragte sie leise.

Pitt küßte sie auf die Stirn. »Danke, aber ich glaube, ich möchte lieber eine Weile allein sein.«

Sandecker erbot sich, Loren nach Hause zu fahren, und sie nahm gern an, da sie mit dem Taxi zu Pitts Begrüßungsparty gekommen war. Beide schwiegen und hingen ihren Gedanken nach, bis der Wagen über die Brücke ins Stadtzentrum rollte.

»Ich habe Dirk noch nie so bedrückt erlebt«, sagte Loren, die betroffen und nachdenklich zugleich wirkte. »Ich hätte es nie für möglich gehalten, aber seine Augen strahlen überhaupt nicht mehr.«

»Der fängt sich schon«, beruhigte sie Sandecker. »Zwei Wochen Ruhe, dann sticht ihn wieder der Hafer.«

»Meinen Sie nicht, daß er allmählich ein bißchen zu alt wird, um den kühnen Draufgänger zu spielen?«

»An einem Schreibtisch kann ich ihn mir jedenfalls nicht vorstellen. Seine Leidenschaft für die See wird sich nie legen. Und er wird immer tun, was ihm gefällt.«

»Was mag ihn nur umtreiben?« fragte sich Loren laut.

»Manche Männer sind von Geburt an rastlos«, sagte Sandecker versonnen. »Dirk ist ein Mensch, der jede Stunde ein Geheimnis lösen und sich tagtäglich einer Herausforderung stellen muß.«

Loren schaute den Admiral an. »Sie beneiden ihn, stimmt's?«

Sandecker nickte. »Selbstverständlich. Sie doch auch.«

»Und woher kommt das Ihrer Meinung nach?«

»Ganz einfach«, sagte Sandecker. »Weil wir alle ein kleines Stück von Dirk Pitt in uns haben.«

Nachdem alle weg waren, stand Pitt eine Zeitlang allein inmitten der Sammlung technischer Wunderwerke, die samt und sonders eine Rolle in seinem Leben gespielt hatten. Dann ging er steif und mit staksigen Schritten zu dem Boot, das Maeve, Giordino und er auf den trostlosen Felsen der Miseries gebaut hatten, und kletterte ins Cockpit. Er setzte sich hin und hing schweigend seinen Erinnerungen nach.

Er saß immer noch da, als die ersten Strahlen der Morgensonne auf das rostige Dach des alten Hangars fielen, in dem er zu Hause war.

Clive Cussler

bei Blanvalet

Inka-Gold

Roman. 605 Seiten

Auf der Jagd nach dem sagenhaften Schatz der Inka -
ein Feuerwerk von einem Spannungsroman!

Der verschollene Goldschatz der Inka – seit jeher eine Herausforderung für Archäologen und Abenteurer aller Länder. Und für eine der skrupellosesten Kunsträuberbanden unserer Zeit. Eine Bande, deren blutige Spur Dirk Pitt durch Zufall an einem heiligen Opferteich in den Anden kreuzt.
Die Jagd nach dem Inka-Gold beginnt, quer durch vergessene Totenstädte, einsame Wüstengebiete und unterirdische Flußlabyrinthe. Ein Wettrennen auf Leben und Tod...

Elizabeth George

bei Blanvalet

Mein ist die Rache
Roman. 478 Seiten

Gott schütze dieses Haus
Roman. 382 Seiten

Keiner werfe den ersten Stein
Roman. 445 Seiten

Auf Ehre und Gewissen
Roman. 468 Seiten

Denn bitter ist der Tod
Roman. 478 Seiten

Denn keiner ist ohne Schuld
Roman. 620 Seiten

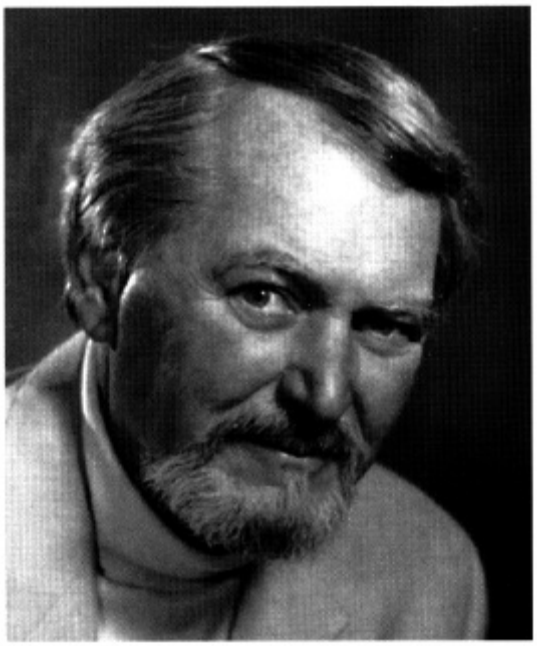
Asche zu Asche
Roman. 768 Seiten

Im Angesicht des Feindes
Roman. 736 Seiten

Denn sie betrügt man nicht
Roman. 768 Seiten

Aus dem Amerikanischen von Mechtild Sandberg-Ciletti

»Hier erzählt eine Autorin mit großer Menschenkenntnis
und noch größerem Gespür für die Abgründe
hinter der Fassade des Normalen.«
Brigitte



Clive Cussler, Jahrgang 1931, kam auf Umwegen zum Schriftstellerberuf. Nach dem Schulabschluß war er längere Zeit als Flugingenieur in der Air Force tätig. Danach setzte er seine Ideen in der Werbung um und war als Art Director für zwei der größten Werbeagenturen der USA verantwortlich. Seine Arbeiten erhielten mehrfach Auszeichnungen. Erst 1973, als er seinen Helden Dirk Pitt erfand, begann seine Karriere als Buchautor. Mit Romanen wie Cyclop, Hebt die Titanic und Die Ajima-Verschwörung hat er sich seitdem einen der ersten Plätze unter den großen internationalen Autoren gesichert. Clive Cussler lebt heute mit seiner Familie in Colorado/USA.

Zuletzt ist im Blanvalet Verlag von Clive Cussler erschienen: Inka-Gold (1995).

Rätselhafte Todeswellen aus den Tiefen des Ozeans - ein neues riskantes Abenteuer für Dirk Pitt und die NUMA!

Auf den Weltmeeren geht die Todesangst um. Schiffe verschwinden spurlos, und an den Küsten stranden ganze Kolonien verendeter Tiere. Nur durch Zufall findet Dirk Pitt heraus, daß in Kürze ein noch weit größeres Verhängnis droht. Denn ein australischer Diamantenkönig plant gezielt die Übernahme des Welthandels mit Edelsteinen - und er arbeitet in seinen Minen mit neuartigen, lebensgefährlichen Schallwellen. Eine Katastrophe scheint unausweichlich, und der Countdown hat bereits begonnen...

»Hinreißende Figuren, atemberaubende Spannung, hautnahe Action-Szenen - ein Feuerwerk von einem Roman.«
Library Journal